



Nutzungsbedingungen der retrodigitalisierten Veröffentlichungen der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg

Die retrodigitalisierten Veröffentlichungen der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) werden zur nichtkommerziellen Nutzung gebührenfrei angeboten. Die digitalen Medien sind im Internet frei zugänglich und können für persönliche und wissenschaftliche Zwecke heruntergeladen und verwendet werden.

Jede Form der kommerziellen Verwendung (einschließlich elektronischer Formen) bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung der FZH, vorbehaltlich des Rechtes, die Nutzung im Einzelfall zu untersagen. Dies gilt insbesondere für die Aufnahme in kommerzielle Datenbanken.

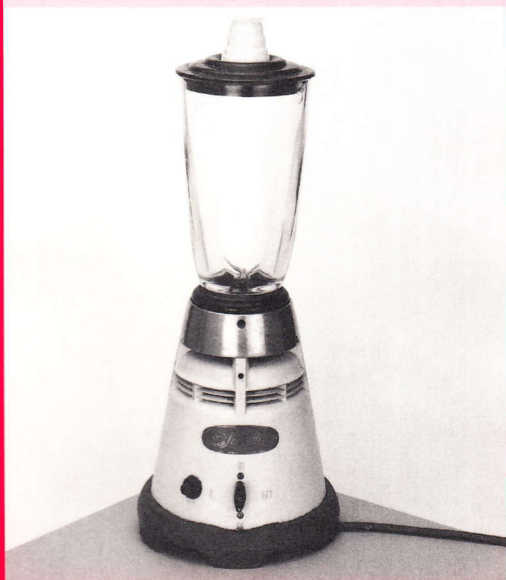
Die Verwendung zusammenhängender Teilbestände der retrodigitalisierten Veröffentlichungen auf nichtkommerziellen Webseiten bedarf gesonderter Zustimmung der FZH. Wir behalten uns das Recht vor, im Einzelfall die Nutzung auf Webseiten und in Publikationen zu untersagen.

Es ist nicht gestattet, Texte, Bilder, Metadaten und andere Informationen aus den retrodigitalisierten Veröffentlichungen zu ändern, an Dritte zu lizenzieren oder zu verkaufen.

Mit dem Herunterladen von Texten und Daten erkennen Sie diese Nutzungsbedingungen an. Dies schließt die Benutzerhaftung für die Einhaltung dieser Bedingungen beziehungsweise bei missbräuchlicher Verwendung jedweder Art ein.

Kontakt:

Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg
Beim Schlump 83
20144 Hamburg
Tel. 040/4313970
E-mail: fzh@zeitgeschichte-hamburg.de
Web: <http://www.zeitgeschichte-hamburg.de>



MICHAEL WILDT

Am Beginn der ›Konsumgesellschaft‹

Mangelerfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung
in Westdeutschland in den fünfziger Jahren

**Michael Wildt
Am Beginn der
›Konsumgesellschaft‹**

Ergebnisse

FORUM ZEITGESCHICHTE Band 3

Herausgegeben von der
Forschungsstelle für die Geschichte des
Nationalsozialismus in Hamburg

Michael Wildt

Am Beginn der ›Konsumgesellschaft‹

Mangelerfahrung, Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung

in Westdeutschland in den fünfziger Jahren

Die vorliegende Untersuchung wurde im Rahmen des Forschungsprojekts »Modernisierung und Modernität. Die Bundesrepublik Deutschland in den 1950er Jahren« am Historischen Seminar der Universität Hamburg von der Volkswagen-Stiftung gefördert.

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Wildt, Michael

Am Beginn der »Konsumgesellschaft« : Mangelserfahrung,
Lebenshaltung, Wohlstandshoffnung in Westdeutschland in den
fünfziger Jahren / Michael Wildt. - Hamburg : Ergebnisse-
Verl., 1994

(Forum Zeitgeschichte : Bd. 3)

ISBN 3-87916-022-8

NE: GT

1. Auflage, Hamburg 1994

2. Auflage, Hamburg 1995

© 1994 Ergebnisse Verlag. Alle Rechte vorbehalten

Satz: Text & Consorten, Hamburg

Druck: Runge, Cloppenburg

Umschlagentwurf: Cordula Lebeck

ISBN 3-87916-022-8

Fotonachweise: Stiftung Preußischer Kulturbesitz (Titel), Geschichts-
werkstatt Barmbek (S. 124/25), Gerd Mingram (212/13)

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	9
TEIL I VERBRAUCH	19
1. Kapitel	
Erfahrung des Mangels. Die Jahre zwischen Erstem Weltkrieg und Währungsreform 1948	20
1.1. <i>Zwischenkriegszeit</i> · 1.2. <i>Rationierungszeit</i> · 1.3. <i>Währungsreform</i>	
2. Kapitel	
Vom kleinen Wohlstand – die Haushaltsbücher der Kieler Familie Z.	38
3. Kapitel	
Zwei Phasen des Konsums. Einnahmen und Ausgaben von Arbeitnehmerhaushalten 1950-1963	59
3.1. <i>Einnahmen</i> · 3.2. <i>Ausgaben</i>	
4. Kapitel	
»Bei uns war Karo einfach...« Nahrungsmittelkonsum 1950 bis 1963	76
4.1. <i>Brot und Kuchen</i> · 4.2. <i>Kartoffeln sind nicht gleich Kartoffeln, Reis ist nicht gleich Reis</i> · 4.3. <i>Internationalisierung des Marktes: Obst und Gemüse</i> · 4.4. <i>Schweinefleisch und halbe Hähnchen</i> · 4.5. <i>»Gute Butter« und »billige Margarine«</i> · 4.6. <i>Synthetisierung des Geschmacks: Schmelzkäse</i> · 4.7. <i>Erfolgreiche Ästhetisierung: Dosenmilch</i> · 4.8. <i>Süßes: Zucker, Schokolade, Marmelade</i> · 4.9. <i>Sonntagskaffee, Alkohol und »Coca-Cola«</i> · 4.10. <i>Resümee</i>	
5. Kapitel	
Differenzen des Konsums: drei Hamburger Familien	109
6. Kapitel	
Wandel der Mahlzeiten	116

TEIL II KÜCHE	125
7. Kapitel	
Hausarbeit in den fünfziger Jahren	126
8. Kapitel	
Küche als Utopie und Raum	132
8.1. »Das Laboratorium der Hausfrau« – vom Einküchenhaus zur »Frankfurter Küche« · 8.2. Modern oder gemütlich – Arbeits- und Wohnküchen in den fünfziger Jahren	
9. Kapitel	
Technik in der Küche	143
9.1. Ausstattung mit elektrischen Küchengeräten · 9.2. Umgang mit den neuen Küchenmaschinen	
10. Kapitel	
Das Einmachen und die Konserven – der Widerstreit von Geschmack und Arbeitserleichterung	154
11. Kapitel	
Zunehmende Varietät. Entwicklung und Gebrauch industriell hergestellter Nahrungsmittel	162
11.1. Puddinge ohne Kochen · 11.2. Kochfertige Suppen · 11.3. Ravioli · 11.4. Tiefkühlkost · 11.5. Resümee	
TEIL III EINKAUF	175
12. Kapitel	
Vom Kaufmannsladen zur Selbstbedienung – der westdeutsche Handel stellt sich um	176
13. Kapitel	
Konsumentenfreiheit – Einkaufserfahrungen mit der Selbstbedienung	186
14. Kapitel	
Schein wird Sein – Markenartikel, Verpackung und Werbung	195
14.1. Markenartikel · 14.2. Verpackung · 14.3. Werbung	

TEIL IV DISKURSE	213
15. Kapitel	
Rhetorik des Essens: Rezepte in der »Klugen Hausfrau« 1949 – 1965	214
<i>15.1. Die bescheidenen frühen Jahre · 15.2. Öffnung des Ho- rizonts · 15.3. Schnell, gesund, pikant · 15.4. Anschluß an die Küchen der Welt · 15.5. Die artifizielle Küche · 15.6. Das neue Bewußtsein um die Ernährung · 15.7. Resümee</i>	
16. Kapitel	
»Gesunde Ernährung« und »schlanke Linie«	240
<i>16.1. Zivilisationskritik und Vollkornbrot · 16.2. Zucker und Fett – der Übergang zur »modernen Ernährung« · 16.3. »Wert- kost« · 16.4. Die »schlanke Linie«</i>	
Schlußbetrachtung	255
Anmerkungen	271
Abkürzungsverzeichnis	326
Bibliographie	327
Tabellenanhang	371

Einleitung

Am 5. Juni 1953 erschien in der DGB-Wochenzeitung »Welt der Arbeit« ein Artikel unter der Überschrift: »Forderung des Bundeswirtschaftsministeriums: Einen Kühlschrank in jeden Haushalt«. ¹ Der Verfasser, Dr. F. Theunert, sprach sich zu Beginn dafür aus, daß »auch den Beziehern kleinerer Einkommen die Erzeugnisse der modernen Technik zur Verfügung stehen« sollten, warnte aber vor den Methoden, »mit denen man den gemeinten Verbraucherschichten solche Waren ›nahebringen‹ will«. Seine Kritik richtete sich gegen den Ratenkauf, da dieser dazu verleite, Geld auszugeben, das man noch gar nicht habe. Der Verbraucher »muß dann an lebenswichtiger Nahrung, an den sonstigen Dingen des täglichen Bedarfs seine Käufe scharf einschränken, um die hohen Raten für sein Motorrad, seinen Radioapparat, für Möbel und Kleidung bezahlen zu können.« ² Stattdessen forderte Theunert höhere Löhne, damit Arbeiter ohne Risiko und volkswirtschaftlich sinnvoll imstande seien, die »Erzeugnisse der modernen Technik« erwerben zu können.

Auffallend an diesem Artikel ist sein Warenhorizont. Zu Beginn der fünfziger Jahre schien es der »Welt der Arbeit« nicht anders vorstellbar, daß ein Arbeitnehmerhaushalt mehr als ein Motorrad, ein Radio oder Möbel erwerben könne. Nicht daß die »Welt der Arbeit« ihren Leserinnen und Lesern größeren Wohlstand mißgönnt hätte – in ihrer Perspektive durften die Arbeitnehmerhaushalte jedoch nicht »vor der Zeit« zu Käufen aufgefordert werden, die verantwortungsbewußt erst später möglich waren. Damit ist die ökonomische Grundhaltung dieses Artikels augenfällig: Ausgegeben werden kann nur das, was vorher eingenommen wurde – im Kleinen ebenso wie im Großen. Die Leitfigur ist der umsichtige Hausvater; zum Vorbild wird die sparsame und solide Hauswirtschaft erhoben, in der erst erworben werden muß, das später besessen werden kann. Die Vorstellung, ein Konsumgut bereits zu besitzen, ohne es bezahlt zu haben, die Selbstverständlichkeit der Wunscherfüllung – diese Grundlagen der »Konsumgesellschaft« sind dem Verfasser des Artikels in der »Welt der Arbeit« noch unvertraut.

Kein geringerer als Ludwig Erhard selbst antwortete drei Wochen später am selben Ort auf den Artikel. ³ Geschickt wendete er die Überschrift gegen den Verfasser, indem er die Forderung: »Ein Kühlschrank in jeden Haushalt« als »bedenkliche Geistesverirrung« verwarf, die an die Zwangswirtschaft und das Ideal »Zuteilung gleicher Rationen für jedermann« erinnere. Gegen solche Art Gleichmacherei skizzierte Erhard eine völlig anderen Weg in die »Konsumgesellschaft«. Er richtete einen un-

verhohlenen »Appell nach Verbrauchssteigerung« an die Konsumenten, die ein Recht auf Wohlstand hätten. Dazu gehöre auch das Mittel des Ratenkaufs, das, wenn nicht übermäßig, so doch ohne Gewissensbisse in Anspruch genommen werden solle. Aber – dieser Wohlstand verwirkliche sich nicht für alle gleichermaßen: Ein gehobener Bedarf könne sich nur dann entfalten, »ein Luxus von heute (kann) nur dann allgemeiner Konsum werden kann, wenn wir es ertragen, daß es in der ersten Phase immer nur eine kleinere Gruppe mit gehobenem Einkommen sein kann, deren Kaufkraft an jene Güter heranreicht.« Auf die Frage, wie sich ein Sozialrentner denn einen Kühlschrank leisten solle, könne er nur antworten, »daß die ersten Automobile in Amerika wahrscheinlich auch nicht von Sozialrentnern, sondern im Zweifelsfall von Millionären gefahren wurden.«⁴

Erhards Argumentation setzte den Kontrapunkt zur »Welt der Arbeit«, nicht allein in der volkswirtschaftlichen Bewertung des Konsumentencredits, der laut Erhard imstande sei, die Produktion durch wachsende Nachfrage zu stimulieren und damit neue Arbeitsplätze und höhere Verdienste zu schaffen. Entscheidender waren die gegensätzlichen Perspektiven. Beide Texte stimmten darin überein, daß es für die meisten Haushalte in der Bundesrepublik zu dieser Zeit, 1953, keineswegs möglich war, sich einen Kühlschrank zu leisten. Aber während der eine nach dem Prinzip der guten Hauswirtschaft und der besonnenen Ausgabenpolitik verfuhr, appellierte Erhard an den unbegrenzten Konsumwillen, der es in strikt hierarchischer Abfolge schließlich auch den »kleinen Leuten« erlauben würde, an der »Konsumgesellschaft« teilzuhaben. Hatte die »Welt der Arbeit« die »Bedarfsdeckung« als Ziel im Auge, setzte der Wirtschaftsminister auf die »Bedarfsweckung«, auf die Entgrenzung des Konsums. Sein Entwurf einer »Konsumgesellschaft« hieß die radikale Ablösung von herkömmlichen Vorstellungen des »sparsamen Haushaltens«, sie bedeutete eine grundlegende Umgestaltung im Alltag und zielte ein »Konsumsubjekt«, das immer mehr bekommen wollte und nie genug hatte.

Diese Auseinandersetzung in der »Welt der Arbeit« im Sommer 1953 steckt anschaulich das Spannungsfeld zwischen Wünschen, Erwartungen und tatsächlicher Bescheidenheit ab, das die Entwicklung des Konsums in den fünfziger Jahren kennzeichnete. In der Tat erreichten die Reallöhne bereits 1950 das Niveau der Jahre 1913 und 1928 und hatten sich bis zum Beginn der sechziger Jahre verdoppelt.⁵ Zusammen mit den spürbaren Verbesserungen der Sozialleistungen⁶ und nicht zuletzt durch die anhaltende Vollbeschäftigung seit etwa 1955 wurde es möglich, nach den entbehrungsreichen Kriegs- und Nachkriegszeiten nicht allein das Verlorene und Zerstörte zu ersetzen, sondern sich in einem bis dahin nicht gekannten Maß mit neuen Konsumgütern auszustatten. Hans Jürgen

Teuteberg resümierte für die Entwicklung des täglichen Essens: »Der älteste ländliche Kosttyp scheint heute im Aussterben zu sein, da die Nahrungsmittelindustrie mittlerweile bis auf das abgeschiedenste Dorf auf dem Lande mit ihren Angeboten vorgedrungen ist. Der Durchschnittsarbeiter hat sich der freigewählten abwechslungsreichen Nahrung der Oberschichten soweit angenähert, daß diese im täglichen Verzehr kaum noch als soziales Rangabzeichen gelten kann. Der Übergang zur industriellen Kost ist im großen und ganzen beendet. Es bestehen im wesentlichen noch landschaftliche, aber keine wirklich signifikanten sozialen Unterschiede mehr in der Ernährung.«⁷ Die Periode zwischen 1948 und 1965 bezeichnete Teuteberg als eine zweite »Ernährungsrevolution«, die den »letzten Durchbruch zum heutigen Massenwohlstand gebracht« habe.⁸

Gegenüber diesen positiven Deutungen ist jedoch an den Einwand der »Welt der Arbeit« zu erinnern, daß etliche Haushalte in der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren in eher eingeschränkten als »revolutionären« Verhältnissen gelebt hätten. Die erste Frage, die sich eine Untersuchung des Konsums in Westdeutschland in den fünfziger Jahren zu stellen hat, ist also die nach dem tatsächlichen Verlauf der Verbrauchskurve: Weist diese wirklich so eindeutig und gradlinig nach oben wie die optimistischen Interpretatoren annehmen? Oder ist dieser Prozeß entgegen der unterstellten Homogenität und Linearität nicht vielmehr durch Diskontinuitäten, Brüche und Vieldeutigkeiten gekennzeichnet? Das Erhard'sche strikt hierarchische Konsummodell, demzufolge erst die Millionäre und zum Schluß die Sozialrentner bedient werden sollten, ist auf seine Zwangsläufigkeit zu prüfen, ob die unteren Einkommensklassen tatsächlich am Schluß der Konsumententwicklung standen, sie auf die Konsumnormen der jeweils höheren Schicht fixiert waren und allein als Nachahmer das hinnahmen, was andere ihnen vorsetzten. »Die Frage, wann Schwellen für derartige kulturell bestimmte Konsumorientierungen überschritten werden, kann wohl kaum generalisierend beantwortet werden. Die Situation jedenfalls, in der die Angehörigen der breiten unteren Einkommensschichten, die neue Gewohnheitsbildungen im Konsum meistens am Ende übernehmen, am bewußt »einfachen« Konsum Gefallen finden könnten, ist kaum vorstellbar, es sei denn, es bestünde ein notgedrungenener Anlaß zur Reduzierung von industriell erzeugter Vielfalt und Qualität.«⁹

Dieser Schnittstelle gilt die Aufmerksamkeit meiner Arbeit. Am Konsum von Nahrungsmitteln in den fünfziger und sechziger Jahren werde die Neuorientierung des Konsums im Alltag der Konsumenten nachzeichnen. Am problematischsten erscheint mir dabei die übliche Einführung des Begriffs »Konsum«, der mit *Ausstattung*, mit dem *Besitz* von Konsumgütern bzw. dem *Verbrauch* von Nahrungsmitteln gleichgesetzt wird und die Dimension des *Handelns* ausblendet. In meiner Untersu-

chung soll daher »Konsum« weiter gefaßt, nämlich als Handlungsfeld, als soziale Praxis verstanden werden. Konsum erschöpft sich nicht im Kauf und Verzehr, sondern die Praxis des Ge- und Verbrauchs formt und verändert den Konsum ebenso wie der Verbrauch selbst »hergestellt« werden muß.¹⁰ Daß dem Essen vielschichtige kulturelle Bedeutungen eigen sind, es vielerlei soziale Bedürfnisse stillt, fällt in der Reduktion des Konsums auf den Besitz bzw. den Verzehr gleichermaßen aus der Betrachtung wie die Notwendigkeit, daß die Nahrungsmittel, die verbraucht werden sollen, zuvor beschafft und zubereitet werden müssen. »Verbrauchsmengen«, so Alf Lüdtke, »machen nur ›Sinn‹, wenn Kochen, Essen – und Hungern als vielschichtige soziale Praxis aufgehellt werden.«¹¹ Der französische Historiker Michel de Certeau hat in diesem Sinn Konsum als vieldeutige und »produzierende« Tätigkeit beschrieben:

»In Wirklichkeit steht der rationalisierten, expansionistischen, zentralisierten, spektakulären und lärmenden Produktion, eine Produktion von einem ganz anderen Typus gegenüber, die als ›Konsum‹ bezeichnet wird und für die ihr Listenreichtum, ihr Abbröckeln je nach Gelegenheit, ihre Wilddiebereien, ihre Klandestinität und ihr unaufhörliches Gemurmel charakteristisch sind – insgesamt also eine Quasi-Unsichtbarkeit, da sie sich kaum durch eigene Produkte auszeichnet (wo hätte sie auch Platz dafür?), sondern durch die Kunst des Gebrauchs derjenigen Produkte, die ihr aufgezwungen werden.«¹²

Meine Untersuchung zum Konsum von Nahrungsmitteln in den fünfziger Jahren geht daher über die Analyse des quantitativen Verbrauchs hinaus und bezieht das Einkaufen, das Besorgen von Nahrungsmitteln sowie die Zubereitung und die Veränderungen von Bedeutungen ein, die mit dem Essen verknüpft waren und durch den Konsum wiederum produziert wurden. Während Verbrauchsstatistiken eo ipso die Konsumenten als Verbraucher festschreiben, deren Rolle im Verzehr von mathematisierbaren Mengeneinheiten an Nahrungsmitteln besteht, sollen hier die Konsumenten selbst als praktisch handelnde Subjekte in den »Schnittpunkt« von sozialen Anforderungen, Handlungsmöglichkeiten und Aneignungspraktiken gerückt werden.

Diese Grundüberlegung, Konsum als »Aneignungsweise«, als Praxis zu verstehen, lehnt sich an die jüngste, durch Pierre Bourdieu bestimmte Debatte an,¹³ versucht aber nicht, der bislang geführten Auseinandersetzung einen neuen theoretischen Begriff hinzuzufügen. Praxis ist hier in einem offenen Sinn als »sinnlich menschliche Tätigkeit« (Karl Marx) gefaßt, die sich nicht auf ökonomische oder materielle Produktion verengen läßt, sondern die Fabrikation kultureller Bedeutungen, die Produktion von Zeichen ausdrücklich mit einbezieht¹⁴ – Praxis als offener, operativer Begriff, der verschiedene Praktiken wie das Einkaufen, die Zubereitung, den Verbrauch begrifflich zu bündeln imstande ist. Insofern setzt er sich gegenüber Bourdieus Entwurf einer Theorie der Praxis ebenso ab¹⁵ wie von elaborierten verhaltenspsychologischen Konzepten des Konsumenten-

tenverhaltens.¹⁶ Meine Untersuchung will weder neue Konsumgesetze berechnen noch eine Typologie des Verbrauchers der fünfziger Jahre aufstellen, sondern fragt nach dem konkreten Konsum konkreter Haushalten in den fünfziger Jahren.

Im Mittelpunkt meiner Untersuchung stehen Haushaltsbücher von Arbeitnehmerhaushalten, die im Auftrag des Statistischen Bundesamtes seit 1949 über ihre Einnahmen und Ausgaben Buch führten. Im Unterschied zu einer strikt ökonomischen Lesart liegt für die Geschichtswissenschaft der wesentliche Ertrag der Haushaltsrechnungen in deren Konkretion, handelt es sich doch um eine Quelle mit außerordentlich dichten Informationen zu den alltäglichen Lebensbedingungen konkreter Familien.¹⁷ Gegenüber der Makroperspektive »von oben« eröffnen die Haushaltsrechnungen den mikrogeschichtlichen Blick auf die konkrete Praxis real tätiger Menschen. In meiner Analyse habe ich versucht, diese Haushaltsbücher »monographisch« zu lesen, nicht allein die Entwicklung von Einnahmen und Ausgaben, die Zu- und Abnahmen des Verbrauchs von Nahrungsmitteln zu analysieren, sondern »hinter« den statistischen Verläufen praktische Umgangsweisen, den »sozialen Gebrauch« (Bourdieu) zu entdecken.¹⁸

Eine solchermaßen umrissene Geschichte des Konsums in der Bundesrepublik Deutschland in den fünfziger Jahren begibt sich auf bislang unerforschtes Terrain. Zwar liegen mittlerweile etliche Darstellungen zur Geschichte der Bundesrepublik vor, aber deren Augenmerk richtet sich vornehmlich auf die Außen- und Sicherheitspolitik, die Staatsentwicklung, die Parteien und Verbände bzw. auf die Wirtschafts- und Sozialpolitik.¹⁹ Auch haben sich Wirtschaftswissenschaftler bereits in den fünfziger und sechziger Jahren mit der neuartigen Entwicklung des Massenkonsums in den fünfziger und sechziger Jahren beschäftigt,²⁰ und es liegen sogar einige ältere Studien zum Verbrauch von Nahrungsmitteln vor.²¹ Insgesamt jedoch zielten diese Forschungen weniger auf empirische Sozialgeschichte denn auf statistisch gesättigte Ökonometrie, um zu mathematisierbaren Prognosen des Konsums zu gelangen, oder sie erstellten spezifische Datenaufbereitungen für agrar- oder gesundheitspolitische Entscheidungen.²²

Eine große Resonanz fand die Entwicklung des Verbrauchers zum »König Kunden« in zeitgenössischen sozialwissenschaftlichen Arbeiten, die oftmals in Anlehnung an die damals bahnbrechenden Arbeiten über die US-Konsumgesellschaft von George Katona entstanden.²³ Später rückte die Kehrseite der »Konsumgesellschaft«, die »Überflußgesellschaft«,²⁴ in den Vordergrund. Es erschienen Studien zur »Soziologie des Konsums«, die sich in erster Linie einer sozialwissenschaftlichen Analyse der Bedürfnisse widmeten,²⁵ sowie konsumkritisch gewendete Arbeiten, die Konsum als manipulative Gewalt behandelten.²⁶

In der Ernährungsgeschichte wurden die fünfziger Jahre bislang ausgespart, wenn man von einem einzelnen Band absieht, der sich allerdings nur skizzenhaft einer Kulturgeschichte des Essens in den fünfziger Jahren nähert.²⁷ Die Mehrzahl der ernährungsgeschichtlichen Untersuchungen konzentriert sich weiterhin auf das 19. Jahrhundert,²⁸ selten sind über einen längeren Zeitraum ausgreifende Untersuchungen anzutreffen wie die textanalytische Arbeit von Thomas Kleinspehn über den Bedeutungswandel des Essens, die vom späten Mittelalter bis in das 19. Jahrhundert hinein reicht.²⁹ Zwar liegen mittlerweile neben der Zwischenkriegszeit³⁰ vor allem für die unmittelbaren Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg etliche Arbeiten zur Ernährungslage und Lebensmittelversorgung vor,³¹ doch endet deren Untersuchungszeitraum in der Regel mit der Währungsreform 1948. Insgesamt nimmt sich der Umfang von deutschsprachigen Untersuchungen zur Geschichte des Konsums und zum Essen gegenüber den europäischen ethnologischen Studien,³² den Arbeiten aus dem Kreis der »Annales«³³ oder aus dem angelsächsischen Raum³⁴ immer noch gering aus.³⁵

Allerdings kann eine Untersuchung über den Konsum von Nahrungsmitteln in den fünfziger Jahren nicht von der Kriegs- und Vorkriegszeit abgetrennt werden. Ohne den Blick auf die vorangegangene Jahrzehnte würden die Diskontinuitäten des Konsums der Nachkriegszeit kaum sichtbar werden. Bezogen auf die Konsumgewohnheiten, die der Atlas der deutschen Volkskunde für die dreißiger Jahre katalogisiert hat,³⁶ könnte der Kontrast zu den späten fünfziger und sechziger Jahren kaum schärfer ausfallen.³⁷ Mit diesem übergreifenden Blickwinkel, der nicht von den herkömmlichen politikgeschichtlichen Zäsuren bestimmt wird, haben die historische Perspektive sowie die Ergebnisse des Projekts »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960«³⁸ viel zur periodischen und inhaltlichen Einordnung meiner eigenen Untersuchung beigetragen. Den fünfziger Jahren kommt in meiner Untersuchung kein isolierter Ort zu, von dem aus sie quasi »aus sich selbst« zu erklären wären. Sie bilden erkennbar eine Periode der Transformation, in der sich der Konsum von Nahrungsmitteln aus herkömmlichen Strukturen löste und neue »Aneignungsweisen« entstanden, die sich in den sechziger und siebziger Jahren durchsetzten. Daß sie sich dennoch realiter in den fünfziger Jahren herausbildeten, ihre Entstehung dort gewissermaßen »in nuce« zu beobachten ist, machen den wissenschaftlichen Reiz wie den historischen Stellenwert dieser Jahre aus.

Neben den Wirtschaftsrechnungen jener »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte«, die für das Statistische Bundesamt über ihre Einnahmen und Ausgaben Buch führten, stützt sich diese Arbeit von ihren Quellen her auf einen umfangreichen Korpus an Verbraucherumfragen. Erstmals konnte sowohl der Archivbestand der Gesellschaft für Konsumforschung

in Nürnberg (GfK), die seit Ende der vierziger Jahre etliche Marktuntersuchungen unternommen hatte, als auch zahlreiche Untersuchungen des Instituts für Demoskopie in Allensbach aus den fünfziger Jahren, die inzwischen im Bundesarchiv Koblenz lagern, ausgewertet werden. Beide Bestände haben in großem Maße dazu beigetragen, daß die sozialstatistischen Daten ergänzt, korrigiert und vor allem um die Perspektive der Konsumenten selbst erweitert werden konnten, soweit sie sich aus dem Blickwinkel der Demoskopen erschließen läßt. Sehr hilfreich und für die Untersuchung der Einführung neuer Produkte und Angebotsformen unerlässlich waren die Archive der Firmen Bahlsen (Hannover), Oetker (Bielefeld), Neckermann (Frankfurt am Main), Edeka (Hamburg) und »Produktion« (Hamburg), die mir großzügig zugänglich gemacht wurden, und nicht zuletzt die Materialien, die mir das Unternehmen Maggi, die Hauptgemeinschaft des Deutschen Lebensmittel-Einzelhandels, Bonn und das Institut für Handelsforschung, Köln, überließen. Neben der Auswertung medizinischer Zeitschriften bildete die Kundenzeitschrift der Edeka, »Die kluge Hausfrau«, die wesentliche Textgrundlage, um über die semiotische Dimension des Konsums hinaus auch die verschiedenen Diskurse über das Essen in den fünfziger Jahren zu analysieren. Allerdings kann dieser Teil meiner Studie angesichts der noch vereinzelt Versuche der Geschichtswissenschaft, sich mit diskursanalytischen und semiotischen Zugängen zu beschäftigen,³⁹ nur den Charakter eines ersten tastenden Versuchs besitzen.

Eine unverzichtbare Quelle waren insgesamt elf Interviews mit Frauen, geboren zwischen 1923 und 1931, die die fünfziger Jahre zumeist als junge Hausfrauen erlebt haben. Die Mehrheit von ihnen stammt aus Hamburger Arbeiterfamilien und hat die fünfziger Jahre in einer ähnlichen sozialen Situation erlebt, die in den Haushaltsbüchern festgehalten ist. Ihre Erfahrungen und Erzählungen fließen in diese Untersuchung nicht als illustrierendes Element ein, sondern bilden eine eigene spezifische Perspektive, weil in ihnen all die verschiedenen Praktiken des Einkaufs, der Zubereitung, des Verbrauchs, die – in den jeweiligen Untersuchungsabschnitt segregiert – in den Erzählungen wieder an ihrem realen Ort miteinander verknüpft werden: im alltäglichen Konsum. Diese Gespräche können quantitative oder chronometrische Daten weder falsifizieren noch verifizieren. Ihre Bedeutung leitet sich nicht aus Repräsentativität und Beispielhaftigkeit her, die kaum zu begründen wäre. Sie liegt vielmehr in der Unverwechselbarkeit, in der Konsistenz der Erzählungen selbst.⁴⁰ Gilt der mathematische Ausdruck des Konsums, der in Haushaltsbüchern und später in Statistiken eingeschrieben ist, den historischen Sozialwissenschaften nach wie vor als besonders valid, so ist diese Quellengattung nur eine von mehreren möglichen. Die Berichte der Frauen sind zumindest eine ebenbürtige.

Die Auswertung der Wirtschaftsrechnungen für den Zeitraum zwischen 1950 und 1963 umfaßt den *Teil I Verbrauch*, wobei über die Analyse der Durchschnittszahlen der Bundesstatistik hinaus die Einnahmen und Ausgaben sowie der Verbrauch von Nahrungsmitteln einzelner Familien aus Hamburg und Kiel vorgestellt wird, um auf der Mikroebene des Konsums jene verzweigten, vielfältigen, auch widersprüchlichen »Aneignungsformen« aufzuzeigen, die auf der Makroebene der »Verbrauchswellen« und »Ernährungsrevolutionen« kaum noch zu erkennen sind. Der *Teil II Küche* gilt vor allem der Veränderung von Zubereitungsweisen durch die Technisierung und die zunehmende Verwendung von industriell hergestellten Nahrungsmitteln. Dabei stehen Fragen nach der Verlagerung von Kompetenzen, dem Widerstreit zwischen »Selber-Machen« und dem Einsatz von arbeitserleichternder Technik und Industrieprodukten, nach der Bedeutung von »Geschmack« und »schönem Aussehen« im Vordergrund. Der *Teil III Einkauf* behandelt die rasche und nachhaltige Ausbreitung dieser Distributionsform im Lebensmitteleinzelhandel der Bundesrepublik Deutschland. Vor allem ist der Blick auf die neuen Erfahrungen gerichtet, die die Selbstbedienung für den täglichen Einkauf von Nahrungsmitteln mit sich brachte, auf die radikale Veränderung des Verhältnisses zwischen Konsumenten und Ware, in dem nicht mehr der Kaufmann als Mittler auftrat, sondern die Ware sich durch ihre äußere Gestalt, kraft ihrer Zeichen gegenüber den »Konkurrentinnen« durchsetzen mußte. Mit der semiotischen Dimension beschäftigt sich der letzte *Teil IV Diskurse*. In ihm sollen in einer diskursanalytischen Auswertung der Rezeptseite der »Klugen Hausfrau« und dreier medizinischer Zeitschriften die verschiedenen Redeweisen über das Essen, die kulturell bestimmt waren und selbst wiederum dem Essen spezifische Bedeutungen verliehen, untersucht werden.

Zu danken habe ich der Volkswagen-Stiftung, die das Forschungsprojekt »Modernisierung und Modernität. Die Bundesrepublik Deutschland in den 1950er Jahren« finanziell gefördert hat, in dessen Rahmen diese Arbeit entstehen konnte, und Herrn Prof. Dr. Arnold Sywottek, der sie als Dissertation betreute und mir die Mitarbeit an diesem Forschungsprojekt ermöglichte. Das vorliegende Buch ist eine überarbeitete Fassung der Dissertation, die 1991 vom Historischen Seminar der Universität Hamburg angenommen wurde.

Ich bin allen denjenigen zu Dank verpflichtet, die mir in den jeweiligen Archiven hilfreich zur Seite gestanden haben: allen voran Herrn Kabbe und Herrn Ott (Gesellschaft für Konsumforschung in Nürnberg), ebenso Frau Peters-Bente (Archiv der Edeka AG), Frau Dr. Grubert (Bahlsen), Herr Grubert (Oetker), Frau Niemann (Neckermann Versand KG), Herrn Nagel (Nestlé Maggi GmbH), Herrn Dr. Reiser im Bundesarchiv Koblenz, Frau Dr. Angelika Menne-Haritz, damals im Landesarchiv

Schleswig, und nicht zuletzt Herrn Konrad Hirte, der mir mit seinen Erfahrungen aus seiner Zeit als Geschäftsführer der Lintas wichtige Einblicke in die Welt der Werbung der fünfziger und sechziger Jahre verschafft hat.

Michael Marek, Dr. Thomas Lindenberger, Dr. Axel Schildt, Dr. Thomas Südbeck haben Teile der Arbeit kritisch durchgesehen und diskutiert; erste Ergebnisse der Untersuchung konnte ich im Kolloquium von Prof. Dr. Kocka, Prof. Dr. Kaelble und Prof. Dr. Volkmann in Berlin vorstellen und habe durch die Diskussion etliche wertvolle Hinweise bekommen. Joachim Szodrzynski hat das Manuskript intensiv lektoriert und durch seine kritischen Vorschläge sehr zur Verbesserung des Textes beigetragen. Von Anfang an hat Brigitte Salzmann am Entstehungsprozeß der Dissertation durch viele gemeinsame Überlegungen mitgewirkt, ihrer Unterstützung konnte ich mir in allen schwierigen Situationen sicher sein. Besonders hat mir Dr. Alf Lüdtke in entscheidenden Momenten immer wieder wesentliche Ratschläge gegeben, die Denkknoten lösten und mir neue produktive Perspektiven eröffneten. Seine Einwände, Fragen und kritischen Bemerkungen bedeuteten sowohl Wertschätzung meiner Arbeit als auch Ansporn, mich nicht mit dem Gegebenen zufriedenzugeben.

Nicht zuletzt danke ich Dietrich Lüders vom Ergebnisse Verlag, der sich mit viel Engagement für dieses Buch eingesetzt hat, sowie der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg, die die Untersuchung in ihre Schriftenreihe »Forum Zeitgeschichte« aufgenommen und durch einen großzügigen Druckkostenzuschuß die Herstellung des Buches ermöglicht hat.

Zum Schluß möchte ich mich jedoch vor allem bei meinen Interviewpartnerinnen bedanken, die geduldig auf all meine Fragen geantwortet, mir jedes Mal unvermutete Einsichten vermittelt und damit zu einem unschätzbaren Teil zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben: Frau Albers, Frau Baumbach, Frau Bruhns, Frau Hagener (†), Frau Henningsen, Frau Himmel (†), Frau Mathews, Frau Melzer, Frau Möller, Frau Rösch und Frau Wolter. Ihnen sei dieses Buch gewidmet.

Doppelseite zu verwenden

Ausgaben

der 7. Sept. 1956
(Monat)

Diese Spalte frei lassen	Liter, Stöck, Pfund, Gramm, Paar	Art der Ausgaben (Mengenangabe nicht vergessen) Beim Kauf von Markenartikeln das Fabrikat angeben	E) K W	Bar bezahlt		Schuldig geblieben		Diese Spalte frei lassen	
				DM	ℳ	DM	ℳ		
1500	1 1/2 l	Vollmilch	E		65			128 00	1
100	500 gr.	Büchlinge	E		50			069 50	1
2000	2 kg	Hefe							
1000	1000 gr.	Weißbrot							
100	250 gr.	fettes Speck	K		120			069 00	1
100	125 gr.	Lebkuchen	K		60			063 00	1
100	500 gr.	Schmittkäse	K		160			039 00	1
100	125 gr.	Freischkäse	K		62			032 00	1
100	250 gr.	Puddingpulver	K		46			080 00	1
100	2 kg	Zucker	K		290			115 00	1
100	500 gr.	Sauerkraut	K		98			046 00	1
100	- 4 l	Bitter	K		330			031 00	1
100	- 4 l	Mehl	K		40			074 00	1
100	1	Pkt. Filtertücher	K		80			113 50	1
100	250 gr.	Bienenhonig	K		85			114 00	1
100		Zeitungsgeld			340			215 00	1
100	2	Walrusbalsam	K		70			120 00	1
100	1	Pkt. Tabak	E		150			137 00	1
Insgesamt					2184	✓			

TEIL I. VERBRAUCH

Bemerkungen. Hier sind gegebenenfalls solche unter den verbuchten Einnahmen und Ausgaben, die irgendwie besonderen Charakter tragen, noch näher zu beschreiben, unter den Einnahmen z. B. der Zweck des Borgens von Bargeld von anderen, unter den Ausgaben das Verborgen von Bargeld an andere, Schuldentrückzahlung, Käufe auf Raten usw. Ferner sollen hier die Wirtschaftsführung besonders beeinflussende Familienereignisse des heutigen Tages, Krankheiten, Arbeitslosigkeit, Besuch, Kurzarbeit usw. erwähnt werden.

*) E - Einzelhandelsgeschäft K - Konsumgenossenschaft W - Warenhaus

muß auch hinein an diese Stelle

1. Kapitel

Erfahrung des Mangels

Die Jahre zwischen Erstem Weltkrieg und Währungsreform 1948

1.1. Zwischenkriegszeit

Als in den letzten Augusttagen des Jahres 1939 unmittelbar vor Kriegsbeginn Lebensmittelkarten an die deutsche Bevölkerung verteilt wurden, war der damit vollzogene Einschnitt in die Versorgung mit Lebensmitteln noch wenig spürbar. Brot und Mehl blieben in den ersten vier Wochen, Quark bis Ende 1940, Kartoffeln, Gemüse und Obst bis 1941 frei verkäuflich.¹ In manchen Orten des Reichs gab es sogar, wie ein Sozialdemokrat aus Süddeutschland erinnerte, noch Fleisch markenfrei: »Alles ist vorbereitet und klappt mustergültig. Die Menschen strömen in die Läden. Die Nahrungsmittelrationen sind vorläufig reichlich bemessen. Die Metzger sind so üppig versorgt, daß mein Lieferant Speckseiten ohne Marken anbietet.«² Andernorts war das Angebot bereits knapper bemessen. Aus dem Westen Deutschlands zum Beispiel gelangte ein Bericht an den Exilvorstand der SPD in Paris, in dem es u.a. hieß: »Gewisse Nahrungsmittel sind frei, auch Obst. Aber man bekommt nichts, weil entweder nichts da ist, oder weil es festgehalten wird.«³

Vor allem aber zeigte sich, daß die Erfahrung des Mangels und der Not im Bewußtsein der Menschen nach wie vor gegenwärtig war. In den Deutschlandberichten der SPD aus dem November 1939 ist die Beobachtung zu lesen, »daß die Nazis die Rationierungsmaßnahmen mit großem psychologischen Geschick ins Werk gesetzt haben. Sie haben zweifellos aus den Erfahrungen des letzten Krieges gelernt, daß mehr noch als der Mangel selbst, die Ungerechtigkeit in der Verteilung die Gemüter erregt. (...) Zunächst hat die sofortige Einführung der Karten und Bezugsscheine einen starken Schock ausgelöst. Aber diese Schockwirkung legte sich bald, als sich herausstellte, daß die allgemein gehegte Angst vor einer schnellen Verknappung sich als unbegründet erwies. Einmal ist die Bevölkerung schon seit langem an die Mangelerscheinungen gewöhnt. Vor allem aber vergleicht sie, wie ein Berichterstatter hervorhebt, den bestehenden Zustand nicht mit der Friedenswirtschaft, sondern mit den Verhältnissen in den letzten Jahren des Weltkrieges.«⁴ Die ent-

behrungsreichen Notzeiten des Ersten Weltkrieges, der Inflationsjahre und der schweren Wirtschaftskrise am Ende der Weimarer Republik hatten die Erfahrungen geprägt. Die Gewöhnung an das »Durchkommen-Müssen«, das mühselige Haushalten mit dem Wenigen waren in den vorangegangenen 25 Jahren zu alltäglich geblieben, als daß die kriegsbedingte Rationierung der Lebensmittel als plötzliche Einschränkung empfunden wurde. Man hatte vorher mit dem Mangel leben müssen und versuchte es nun weiterhin. In einer Umfrage der Gesellschaft für Konsumforschung, damals in Berlin ansässig, aus dem Jahr 1941 erklärte die Ehefrau eines Schmiedes aus Strehlen/Schlesien (51 Jahre): »Durch den (Ersten, m.w.) Weltkrieg ist alles so knapp geworden. Da ist man dann in normalen Zeiten sparsamer geblieben als vor dem Weltkrieg, zumal die meisten Lebensmittel viel teurer geworden sind.«⁵

Das Kriegsende 1918 hatte keineswegs das Ende der Lebensmittelrationierung und der mangelhaften Versorgung mit sich gebracht. Die Schrecken des sogenannten »Steckrübenwinters« 1916/17, in dem in Ermangelung von Brot, Milch, Butter und Fleisch die Steckrübe zum Hauptnahrungsmittel wurde, waren noch lebendig, und die Versorgung der Großstädte und Industrieregionen wie des Ruhrgebiets mit Lebensmitteln hatte sich kaum merklich verbessert.⁶ Im Gegenteil, die Stadt Essen mußte in der ersten Jahreshälfte 1919 die Brotrationen kürzen und im Dezember 1919 erneut anstelle von Kohlrüben Kartoffeln an die Bevölkerung verteilen; selbst das Brot wurde wie in Elberfeld »gestreckt«.⁷ In den folgenden Jahren trieb die Inflation die Lebensmittelpreise in die Höhe und ließ den Hunger erneut in den Städten grassieren. Für Nahrungsmittel mußte selbst ein wohlhabender Dreipersonenhaushalt aus Augsburg, den die Historikerin Merith Niehuss untersucht hat, Ende 1922 mehr als 60% seines gesamten Lebenshaltungsbudgets aufwenden.⁸ Auch nach der Währungsreform im Oktober 1923, in den Jahren der »trügerischen Stabilisierung« (Detlev Peukert) bis 1929, verbesserten sich die Menge und Qualität der täglichen Kost keineswegs für alle gleichermaßen.⁹ Alf Lüdtke zitiert Aufsatzsammlungen Berliner Berufsschülerinnen und Berufsschüler aus den Jahren 1921/22, 1926/27 und 1929, in denen die Jugendlichen schilderten, daß es beim Essen »nicht reichte«; zwar bekamen sie zu essen, aber satt wurden sie nicht.¹⁰

Schmalhans blieb der Küchenmeister auch in den Arbeiterhaushalten, in denen die von mir interviewten Frauen aufwuchsen. Frau L., Jahrgang 1924, ist im Hamburger Arbeiterstadtteil Eimsbüttel groß geworden. Ihr Vater, gelernter Schiffskoch, war lange Jahre erwerbslos, arbeitete »schwarz« bei verschiedenen Umzugsfirmen:

»Wir kauften in der Osterstraße – das heißt, mein Vater machte das immer alles – der kaufte bei Schrader ein. Da gab es – wir sagten dazu ›Schlimme-Augen-Wurst‹ –, das war Blutwurst mit Speckstücken drin, die kostete ein Viertelpfund 21

I. Verbrauch

Pfennig. Dann gab es Leberwurst, viel Schmalz, und mein Vater hat uns, wenn wir gar nichts aufs Brot hatten, was auch vorkam, Brot geröstet in der Pfanne. Zur Schule mit kriegten wir zwei Scheiben Brot, meistens mit Schmalz. Oder auch Margarinebrot mit Zucker drauf... Das Brot hielt meine Mutter schräg, und dann wurde der Zucker einmal dran runtergestreut, damit nicht zuviel hängenblieb.

Viel Kartoffelsuppe – ich mußte immer zum Grünhöker rüber und ein Bund Suppenkraut holen, oder beim Schlachter Russig ein Viertel Speck holen. Ich kriegte nicht viel Geld mit, 'ne Mark, und davon brachte ich noch was wieder. Meine Mutter kochte viel Kartoffelsuppe. Ich hab sie immer noch vor meinem geistigen Auge mit einem solchem Spankorb: Da waren Kartoffeln, Suppenkraut drin, Speck hatte sie geschnitten, und sie weinte...Weil sie traurig war.

Wir Kinder kriegten jede Woche dreißig Pfennig, jeder, meine Schwester und ich. Und davon kauften wir uns am Sonnabend bei Binzig, beim Krämer, für 30 Pfennig Bonbons. Die aßen wir alle auf am Sonnabend. Ich hab immer zwei Pfennig fürs Einholen gekriegt, wenn ich für die Nachbarschaft einholen ging. Dafür kriegte ich immer so 'n Löffel, wie eine Muschel, und da waren Salmis drin. Ein Löffel, das war schon viel. Ein Viertel Salmis kostete in der Emiliestraße 15 Pfennig. Da war ein – Bonbonkocher nannten wir ihn – in einer alten Villa, aber wir kauften lieber bei Binzig, da kriegte man noch 'n Bonbon zu.«¹¹

Ähnlich erzählt Frau S., 1927 geboren, mit ihrem um drei Jahre jüngeren Bruder gleichfalls in Hamburg-Eimsbüttel aufgewachsen. Ihr Vater hatte bis zur Wirtschaftskrise als Schlosser bei der traditionsreichen Hamburger Werft Blohm & Voss gearbeitet und war seitdem erwerbslos:

»... es war wirklich knapp. Wir haben uns gefreut, wenn mein Vater – er war ja Wohlfahrtsempfänger – wenn er uns dann am Geldtag für zehn Pfennig Puffreis mitbrachte, das weiß ich noch. Und meine Mutter hat geweint. Wir haben uns gefreut. Puffreis wurde in der Pfanne gebraten, und sie hat irgendwie... geweint, das weiß ich noch. Es gab keinen gekauften Kuchen, den ich gern gehabt hätte. Es gab aber immer Puffer. Ich hab immer vor dem Kuchen gestanden und wollte mir mal 'n Stück Kuchen kaufen, aber das lag nun nicht drin. Das war zu teuer.

Meine Eltern hatten einen Schrebergarten. Und insofern hatten wir immer das Gemüse der Saison. Es wurde erst gegessen und dann eingekocht. Fleisch gab es oft, jeden Tag. Entweder Fleisch oder Fisch oder... na ja, Frikadellen sind ja auch Fleisch. Ganz selten mal gab es nur Milchreis. Das fanden mein Vater und ich nicht gut als Hauptnahrung. Natürlich gab's wohl auch mal nur Kartoffelpuffer. Aber das waren nicht die Mengen an Fleisch, die man so heute isst, das war denn so ein bißchen. Meine Eltern haben sich, glaube ich, ein Viertelpfund Kaffee, Bohnenkaffee, die Woche geleistet. Die tranken abends vor'm Zubettgehen immer Kaffee. Das weiß ich. Und aßen ein Stück Kuchen. Aber ob das nun Mischkaffee war oder reiner Bohnenkaffee, das weiß ich nicht mehr.

Zu Weihnachten gab's Apfelsinen auf dem Weihnachtsteller. Mein Vater hat uns, wenn wir ihn am Geldtag, am Freitag, abholten, beim Gemüsehändler in der Rombergstraße Obst gekauft. Wir hatten zwar Gemüse im Garten, aber am Geldtag kaufte er uns keine Schokolade oder sonstwas, sondern Äpfel oder Bananen oder was grade da war. Ich kann nun nicht mehr sagen, ob wir im Winter Bananen hatten... Dann hat er uns Äpfel gekauft. Und von meiner Mutter gab's jeden Abend vor'm Zubettgehen ein Stück Schokolade. Das hat die immer besorgt. Sie kaufte in der ›Produktion‹, und die hatten ja auch 'ne Schokoladenfabrik, das war vielleicht etwas billiger als woanders. Also, ich hab mir selbst als Kind, auch wenn ich Geld gehabt hatte, keine Süßigkeiten gekauft.«¹²

Die Knappheit bestimmt den Grundton dieser Erzählungen. Kartoffel-

felsuppe, Eintöpfe, »Schlimme-Augen-Wurst«, viel Schmalz und für die Kinder ein Margarinebrot mit Zucker für die Schule – mit solchem Alltagsessen sind diese Frauen in den dreißiger Jahren aufgewachsen. Möglichkeiten der Selbstversorgung waren beschränkt, in erster Linie auf den Schrebergarten, der für frisches Gemüse in der Saison und für Eingemachtes in den Wintermonaten sorgte. Die Zahl der Hamburger Haushalte, die einen Schrebergarten zumeist außerhalb des Stadtgebietes bewirtschafteten, verelfachte sich von 4.200 1917 auf 47.422 1933, wobei vor allem die Frauen die tägliche Gartenarbeit übernehmen mußten.¹³ Dagegen wurde jegliche Tierhaltung in der Stadt – zur selben Zeit war das eigene Schwein auf dem Land durchaus noch üblich¹⁴ – von den Behörden wegen der »unhygienischen Zustände« bekämpft. Trotzdem hielten in Arbeitervierteln viele Familien entgegen den kommunalen Verboten weiterhin Kaninchen oder Hühner auf Böden, Balkonen oder Höfen.¹⁵

Die Bedeutung, trotz des kargen täglichen Speisezettels Fleisch essen zu können, ist in der Erzählung von Frau S. unüberhörbar. Obwohl es sich um minderwertige Qualität gegenüber den heutzutage gewohnten Fleischsorten (»Frikadellen sind ja auch Fleisch«) und um sichtlich geringe Mengen handelte, besaß das Fleisch als Teil des alltäglichen Essens in diesen Haushalten einen hohen Stellenwert. Es war vor allem der Vater, der auf das »kräftigende«, »sättigende« Fleisch nicht verzichten mochte. Diese Geschlechterhierarchie, derzufolge dem Mann als »Ernährer« der Familie, dessen körperliche Arbeit eine kräftige Nahrung notwendig mache, das größte und beste Stück zustand, erscheint auch in den anderen Interviews und gehört zu den wichtigsten Differenzierungen im alltäglichen Essen.¹⁶

Selbst in der Wirtschaftskrise Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre, während der sich Haushalte, deren Hauptverdiener erwerbslos geworden war, in einem hohen Maß von Kartoffeln und billigem Roggenbrot ernähren mußten, haben Arbeiterfamilien, wie Carl von Tyszka beobachtete, »nicht auf den Genuß animalischer Nahrungsmittel verzichtet, sondern ihre Kost in der gewohnten Zusammensetzung, so gut es ging, aufrechterhalten.«¹⁷ In seiner Untersuchung zum »Hunger in der Großen Depression« verweist Alf Lütke darauf, daß es in den Arbeiterhaushalten weniger auf Gesamtmengen und Kalorienzahlen als auf die »Mischung« der jeweiligen Nahrungsmittel, die Zusammensetzung der Mahlzeiten ankam. Ein Stück Fleisch, ab und zu ein wenig »echte« Butter oder weiße Brötchen galten als Zeichen einer noch nicht endgültigen Deklassierung und signalisierten »Ansprüche auf Selbstachtung, auf Status und respektierliches Überleben.«¹⁸

Das »gute Essen« bemaß sich nicht allein an Kalorienzahlen, das »Sättigende« nicht nur an der Menge, sondern vielmehr an den Ingredienzen, an der Möglichkeit, bestimmte Nahrungsmittel wie Fleisch zu es-

I. Verbrauch

sen. Dazu gehörte ebenso die Besonderheit, die den Alltag durchbrach: die Tasse Kaffee und der Kuchen, das Stück Schokolade vor dem Zubettgehen, das Obst am Zahntag oder die Bonbons, die am Samstag gegessen wurden. Diese herausgehobenen Leckereien besaßen allesamt einen festen Platz und eine bestimmte Zeit, die ihnen einen bedeutsamen Stellenwert im Alltag verliehen. Für die Kinder, so berichteten die Frauen in den Interviews, war vor allem der wöchentliche Zahntag, der Freitag, von Bedeutung, weil dann der Vater mit ihnen etwas Besonderes, sei es Obst oder Süßigkeiten, einkaufen ging. Bei den Erwachsenen galt die Tasse Kaffee und das Stück Kuchen als eine solche Besonderheit, die wie bei Frau S. vor dem Schlafengehen als Abschluß des Tages oder bei den Hausfrauen am Nachmittag als bewußte Pause von der Hausarbeit genossen wurden.

Die Kargheit, die der Speisezettel dieser Frauen in ihrer Kindheit in den dreißiger Jahren aufwies, darf demnach nicht den Blick auf die tatsächliche Differenziertheit des täglichen Essens versperren, auf den bedeutungsvollen Unterschied von Nährwert und dem hohen Symbolgehalt, der bestimmten Nahrungsmitteln gerade in Mangelzeiten inne wohnte. Für die dreißiger Jahre, so Alf Lüdtkke, galt: »Krafterhaltung« war möglich, Hunger vermieden und auch ›Genuß‹ nicht ausgeschlossen, wenn drei Bedingungen erfüllt waren: erstens mußte eine warme Hauptmahlzeit zubereitet und gegessen werden, zweitens ein Mindestmaß an Fett nutzbar und drittens sollte gelegentlich eine Leckerei zu kaufen oder selbst herzustellen sein.«¹⁹

Die Statistiken der Zwischenkriegszeit boten ebenfalls ein, wenn gleich auf andere Weise, differenziertes Bild. Carl von Tyszka, der in den zwanziger Jahren Erhebungen des Hamburgischen Statistischen Landesamts auf die Nährwertversorgung von Arbeiterfamilien hin untersuchte, stellte fest, daß 22 von insgesamt 300 im Jahr 1926 erfaßten Familien, die der untersten Einkommensstufe angehörten, als »unterernährt« angesehen werden mußten.²⁰ Die bessersituierten Arbeiterhaushalte indessen konnten in diesen Jahren ihren Lebensstandard spürbar heben.²¹ Die Einnahmen von 26 Hamburger Familien aus dem »gehobenen Arbeiterstande« stiegen von 1925 bis 1929 durchschnittlich um 37%, die Ausgaben für Nahrungsmittel unterproportional um rund 25%. Während der Verbrauch von Nährmitteln, also Nudeln, Graupen etc. sowie von Brot, Backwaren und Kartoffeln sank, verdoppelte sich der Konsum von Butter und nahm bei Fleisch und Gemüse ebenfalls zu. Gleiches galt für Obst, insbesondere Südfrüchte, und echten Kaffee.²²

Solche Differenzierungen haben Sandra Coyner in ihrer Analyse der Erhebung des Statistischen Reichsamtes aus den Jahren 1927/28²³ veranlaßt, drei Konsummuster zu unterscheiden:

»Surveying the major types of expenditure shows that for many items white-collar

families spent an amount between the amount spent by workers and the amount spent by government officials. From this pattern it is possible to envision a ›working class type‹ of consumption and a ›middle class type‹, emphasizing different items, and then to compare the white-collar patterns with the two types. (...) The ›working class type‹ emphasizes food, dues (for unions), and alcohol and tobacco, on which workers spent more of their income than any other group. The ›middle class type‹ of expenditure emphasizes the items for which government officials spent more than any other group: housing, utilities, furnishings, clothing, education, and savings. (...) If the white-collar employees were rejecting a working class lifestyle, they were not adopting the style of the government officials. Instead of spending more for housing and education, they were buying entertainment and insurance. More than just ›in between‹, the white collar families were in some respects consumer innovators.«²⁴

Die Arbeiterhaushalte gaben demnach am meisten für die Ernährung aus und aßen die größten Mengen an Fleisch, Obst und Gemüse – im Unterschied zu den Angestellten, die einen geringeren Teil ihres Budgets für Nahrungsmittel verwendeten. Statt Kartoffeln, dunkles Brot und Margarine bevorzugten sie »status foods«, wie Sandra Coyner sie nennt, also zum Beispiel Butter und weißes Brot. Beamte gaben von allen drei Gruppen am wenigsten für die Ernährung aus, aßen viel Kartoffeln und Brot, hingegen weniger Obst und Gemüse als die Arbeiter und Angestellten. »If any class shows a pattern of deprivation,« schreibt Sandra Coyner, »it is the government officials.«²⁵

Diese Dreiteilung, die den Angestellten auch im Bereich der Ernährung die Rolle der »Modernisierungsagenten« (Reinhard Spree) zuweist, bezweifelt Armin Triebel in seiner umfangreichen Auswertung von 5.120 Jahresbudgets privater Haushalte aus dem Zeitraum 1900 bis 1940, die sowohl die Erhebung des Statistischen Reichsamtes 1927/28 als auch dessen zweite große Erhebung von 1937 einschließt.²⁶ Triebels Kritik richtet sich einerseits gegen die Methodik Coyners, die statt Einzelbudgets aggregierte Gruppendurchschnitte untersuchte, andererseits gegen die vorausgesetzte Polarität von Modernität und Traditionalität, die sie den Konturen der drei Konsumorientierungen unterlegte.²⁷ Triebel dagegen hat die Daten neu geordnet, indem er in einem aufwendigen Verfahren die mehreren tausend Berufsbezeichnungen der einzelnen Haushaltsrechnungen nach berufsqualifikatorischen Kriterien zu differenzierten sozio-professionellen Gruppen (Berufsgruppen) zusammengestellt hat.

In dieser Feinanalyse der Konsumstruktur im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts erscheint die Arbeiterschaft als weitgehend homogen. Zusammen mit den Beamten des unteren Dienstes bildete sie ein proletarisches Konsummuster, das weitgehend als eingeschränkt, bei den Familien der unteren Beamten sogar als depraviert bezeichnet werden kann. »Verausgabung« sei die Signatur der Arbeiterhaushalte zu Beginn des 20. Jahrhunderts gewesen: »So wie die meisten Arbeiter wohl gezwungen waren, sich körperlich zu verausgaben, so gestalteten sie substantiell, wenn auch nicht hochwertig, den Nahrungskonsum, so ausgiebig versuchten

sie, Genußbedürfnisse zu befriedigen.«²⁸ Der Konsum von Fett, vornehmlich billiger Fette wie Margarine oder Schmalz, in den Arbeiterhaushalten lag höher als in den »bürgerlichen«. Dabei war ein höherer Butterkonsum keineswegs proportional mit dem Einkommen verbunden. Wohl nahm der Butterverbrauch in vielen Berufsgruppen von einer Gesamtausgabenklasse zur nächsten beträchtlich zu, aber nicht im selben Maß wie die Einkünfte.²⁹ Für Genußmittel, also Alkohol, Kaffee, Tabak und Süßwaren, gaben die Arbeiterhaushalte noch vor dem Ersten Weltkrieg anteilig mehr aus als die »bürgerlichen« – ein Muster, das sich drastisch wandelte. Ein Vierteljahrhundert später nämlich »hatten die Arbeiter, wie es scheint, ihre Lektion in Genußverzicht, den asketische Bürgertumsideologen ihnen schon immer gepredigt hatten, gelernt – und dies so gründlich, daß sie in der Regel bis zu 1 Prozentpunkt pro Kopf und Haushalt weniger (für Genußmittel, m.w.) ausgaben und sich damit als sparsamer erwiesen denn die bürgerlichen Berufsgruppen.«³⁰ Zum Konsum von Obst und Gemüse stellt Triebel fest, daß zu Beginn des Jahrhunderts ein zunächst homogenes Verbrauchsmuster existierte, von dem in allen Einkommenslagen nur die unteren Beamten ausgeschlossen waren. Zwanzig Jahre später ist die Verteilung deutlich dichotom: auf der besser versorgten Seite standen die Angestellten und mittleren Beamten, auf der unterversorgten die Arbeiter und unteren Beamten.

Statt der Dreiteilung in Arbeiter, Angestellte und Beamte entsteht bei Triebel so das Bild einer »Zwei-Klassen-Gesellschaft«, einer Teilung in das homogene Gleichmaß der Arbeiterhaushalte auf der einen und in variantenreiche, vielfältige »bürgerliche« Konsumorientierungen auf der anderen Seite.³¹ Den proletarischen Haushalten, die bis weit in die dreißiger Jahre hinein eine bemerkenswerte Gleichförmigkeit ihres Konsums beibehielten, stand ein Konglomerat von Berufsgruppen gegenüber, deren »bürgerliches« Konsummuster aus einer Vielfalt konsumptiver Stilvarianten bestand. Die Angestellten sind dabei weder der einen noch der anderen Seite eindeutig zuzuordnen, wobei es unzweifelhaft erscheint, daß sie sich sukzessive zum pluralen, »bürgerlichen« Konsummuster hin entwickelten.³²

Faßt man die Untersuchungen zusammen, so beherrschten diese Arbeiterhaushalte in der Zwischenkriegszeit das »Durchkommen-Müssen«, die Kargheit des täglichen Speisezettels und das sparsame Wirtschaften mit dem Wenigen, das oft genug Verzicht für die Frauen und Kinder bedeutete. Daß bestimmte Nahrungsmittel, die Möglichkeit einer Leckerei und ein Mindestmaß an Fett die tägliche Knappheit erträglicher machten, hob die Erfahrung des Mangels nicht auf. Auch die kurzen Prosperitätsphasen Mitte der zwanziger und dreißiger Jahre konnten die Erinnerung an den Hunger während des Ersten Weltkriegs und der anschließenden Inflationszeit, konnte die Not in der Weltwirtschaftskrise zum Ende der

Weimarer Republik nicht aufwiegen. Knappheit und Mangel blieben die Kennzeichen dieser Arbeiterhaushalte. Und bevor das »Wirtschaftswunder« der Nachkriegszeit den Horizont der Konsumerwartungen fundamental veränderte, war erneut eine Zeit durchzustehen, in der die Lebensmittel rationiert wurden, die Verknappung im Laufe des Krieges immer drastischer ausfiel und schließlich in den Jahren von 1945 bis 1948 der Hunger zum beherrschenden Moment des Alltags wurde.

1.2. Rationierungszeit

Die Furcht der Nationalsozialisten, daß im geplanten zweiten Krieg eine ähnlich katastrophale Ernährungslage wie im ersten die »Moral« der heimischen Bevölkerung schwächen könnte, beeinflusste maßgeblich ihre ernährungswirtschaftlichen Kriegsvorbereitungen.³³ Bereits 1933 schuf die nationalsozialistische Regierung mit dem »Reichsnährstand« eine Organisation, die per Zwangsmitgliedschaft alle Betriebe der Land- und Ernährungswirtschaft vereinigte, und verknüpfte unmittelbar vor dem deutschen Überfall auf Polen im September 1939 den Reichsnährstand mit den staatlichen Verteilungsinstanzen zu einem ernährungswirtschaftlichen System, das nicht nur während des Krieges, sondern auch über den 8. Mai 1945 hinaus Bestand haben sollte.

1940 bereits kam es zu den ersten Einbrüchen in der Lebensmittelversorgung. Im Sommer wurde die Brotration gekürzt, wobei der Versuch des NS-Regimes, mit großem Propagandaaufwand für Roggenbrot zu werben, in der Bevölkerung auf wenig Zustimmung stieß.³⁴ Mit Sorgfalt registrierte der geheime Sicherheitsdienst (SD) der SS die Klagen aus den Arbeiterkreisen. Frauen beschwerten sich, daß wohl in Zukunft kein Fleisch mehr für sie selbst vorhanden wäre, da sie jetzt die gesamte Ration ihren Männern abgeben müßten. Diese wiederum drohten, weniger zu arbeiten, wenn sie weniger zu essen bekämen.³⁵ Als die Gesellschaft für Konsumforschung im dritten Kriegsjahr nach den Bedürfnissen der Bevölkerung für die Nachkriegszeit fragte, fiel die Antwort eindeutig aus:

»Wenn man die Wünsche betrachtet, die nach dem Krieg erfüllt werden sollen, so ist eigentlich bei allen das erste Bedürfnis, sich einmal ernährungsmäßig an dem zu laben, was jetzt nur beschränkt zu kaufen ist. Der eine will mal ordentlich wieder rauchen, die Frauen vor allem Kaffee trinken, der eine will ›dick‹ Butter und Käse haben usw.« (...) »Es genügt«, schrieb ein Korrespondent, »eine einmalige Befriedigung an Nahrungsmitteln, die jetzt nicht erhältlich sind (Windbeutel mit Schlagsahne und ähnliche leckere Sachen). Mir läuft beim Schreiben das Wasser im Munde zusammen.«³⁶

Neben Leckereien wie den Windbeuteln entbehrten die Befragten Fleisch und vor allem Fett,³⁷ obwohl zum Zeitpunkt der Untersuchung die Versorgung mit Fett noch relativ günstig zu nennen war. Erst im April 1942 wurde die Fettration empfindlich gekürzt.³⁸ Noch vermißte man weniger

I. Verbrauch

die sättigenden Mengen als bestimmte Nahrungsmittel, die man sich vor dem Krieg zuweilen leisten und jetzt im System der Rationierung nicht mehr beschaffen konnte. Nicht der Mangel, der im Laufe des Krieges immer mehr Grundnahrungsmittel erfaßte, sondern die Uniformität der Zuteilungen, die unterschiedliche soziale wie regionale Zubereitungsarten und Ernährungsweisen nivellierte, war zu diesem Zeitpunkt entscheidend. In einem Korrespondentenbericht aus Hirschhorn am Neckar hieß es: »Den hier üblichen Kochgewohnheiten entsprechend enthält wohl jeder Bogen die Bitte um Öl und billiges Kochfett; wie mir auch die Kaufleute bestätigen, ist hier im Frieden nicht entfernt so viel Butter verbraucht worden wie jetzt.«³⁹ Und ein Korrespondent aus Waltershausen schrieb:

»Hier in unserer Gegend wird das Leinöl stark begehrt. Der Verbrauch an Leinöl war in normalen Zeiten sehr groß. Man verwendete es zum Backen, zum Braten, und als Mittagsmahlzeit gab es oft Kartoffeln und Leinöl. Es erscheint manchem als härteste Entbehrung, daß er kein Leinöl mehr kaufen kann. Wohlgemerkt: Leinöl, denn anderes helles Öl kommt nicht in Frage. Dann würde man bestimmt viel weniger Butter und Margarine brauchen. Ja, manche meinten, wenn man keine Butter bekäme, so empfände man das noch nicht so hart, wie das fehlende Leinöl.«⁴⁰

Die reichseinheitliche Rationierung von Fett hat die Küche vieler Haushalte nicht nur eingeschränkt, sondern auch zur Improvisation gezwungen. Wer gewohnt war, mit Öl zu braten, mußte sich nun auf Butter und Margarine umstellen, die dann wiederum als Brotbelag fehlten. Und wer das Fett auf seiner Brotscheibe »kratzen« mußte, träumte sicher davon, nach dem Krieg »mal wieder ›dick Butter‹« aufs Brot streichen zu können.⁴¹

1942 verordnete das NS-Regime dermaßen drastische Einschnitte in die Lebensmittelzuteilung, daß – wie der SD meldete – »die Bekanntgabe der ›einschneidenden‹ Lebensmittelkürzungen auf einen großen Teil der Bevölkerung geradezu ›niederschmetternd‹ gewirkt habe, und zwar in einem Ausmaß wie kaum ein anderes Ereignis während des Krieges.«⁴² In den Belegschaften war der Unmut unüberhörbar und Aufrufe zu vermehrter Leistung wurden »häufig geradezu als Hohn empfunden und damit beantwortet, daß der Herabsetzung der Lebensmittelzuteilungen eben seitens der Arbeiter eine Herabsetzung der geleisteten Arbeit folgen müsse.«⁴³

Nach der Kriegswende 1943 war das Regime kaum noch in der Lage, die Lebensmittelversorgung der deutschen Bevölkerung durch die Ausplünderung der überfallenen Länder sicherzustellen. Immer häufiger trat an die Stelle der Planung die Improvisation. Zuckerwaren wurden ab Januar 1944 nicht mehr hergestellt, selbst Steckrüben erhielt man nur noch mit der Gemüsekarte; Haustierschlachtungen und Kleintierhaltung wurden vom Reichsernährungsministerium drastisch eingeschränkt. Die

Lebensmittelkarten für Februar und März 1945 mußten von acht auf neun Wochen gestreckt werden, so daß in der ersten Aprilwoche keine Lebensmittelzuteilungen ausgegeben wurden.⁴⁴ Ein Geheimbericht aus Hamburg notierte den sarkastischen Kommentar dazu aus der Bevölkerung: »Eine Frau in einer Gastwirtschaft gebrauchte für diese letzte Woche der Zuteilungsperiode den Ausdruck ›Horst-Wessel-Woche‹; da kein Mensch mehr etwas zu essen hätte, äßen wir diese Woche nur ›im Geiste‹ mit.«⁴⁵ Gemäß dem zynischen Motto: Genießt den Krieg, der Frieden wird fürchterlich! öffneten die Nationalsozialisten mancherorts in den letzten Kriegstagen die Vorratslager und verteilten Konserven, Dosenmilch, Kaffee und Zucker an die Bevölkerung.⁴⁶

Durch die Teilung des ehemaligen Reichsgebietes in vier Besatzungszonen zerriß nach Kriegsende der bisherige Zusammenhang der Ernährungswirtschaft. Die jeweiligen Zonen blieben in ihren Handelsbeziehungen weitgehend voneinander abgeschottet, eine gemeinsame, im Potsdamer Abkommen beschlossene Wirtschaftsverwaltung wurde nie verwirklicht. Vor allem die Abtrennung der ehemaligen deutschen Ostgebiete, die vor dem Krieg 25% des Getreides und Zuckerrüben sowie 30% der Kartoffeln im gesamten Deutschen Reich produzierten, zerstörte die bisherige ernährungswirtschaftliche Ökonomie. Hinzu kam der Mangel an Saatgut, Kunstdünger und landwirtschaftlichen Maschinen, so daß die Versorgung der deutschen Bevölkerung zum entscheidenden Teil von den Getreideimporten der Alliierten, in erster Linie aus den USA und Kanada, abhing.⁴⁷

Nach sechs Jahren Krieg hinterließen die Nationalsozialisten eine zerrüttete Ernährungswirtschaft, deren katastrophaler Zustand erst in der Zeit nach ihrer Herrschaft in seiner ganzen Schärfe spürbar wurde. Frau H., Jahrgang 1923, hat die Kriegs- und Nachkriegszeit in einer Arbeitersiedlung in der Nähe von Bremerhaven erlebt:

»Wir haben im Krieg nicht gehungert, nach'm Krieg haben wir gehungert. Da war Schwarzbrot, und denn war Rübensirup. Wir machten aus den Rüben, die wir nachher noch immer weiter gepflanzt hatten, Rübenzucker. Von Rübenzucker wurde Sirup gemacht. Aber wenn ich da heut dran denk', könnt ich mich schütteln. Aber mehr war ja nicht. Und denn machte man so'n Streichfett, mit einem bißchen Butter wurde so'n Maisgrieß gekocht, so gelbliches Zeug, dazu kam ein bißchen Öl dazu, und dann war das Ganze so eine Art Aufstrich, und mit Salz und Pfeffer gewürzt. Mehr war nicht da, mehr war wirklich nicht da.«⁴⁸

Den städtischen Alltag im Winter 1945/46 schilderte der Hamburger Schriftsteller Hans Erich Nossack in einem Brief an Hermann Kasack vom 30. November 1945:

»Vor allem ist da aber die Kälte, die Gedanken verwirren sich darüber, man vergißt das meiste. (...) Es ist kaum zu schildern und eigentlich auch nicht nötig, was wir im November schon unter der Kälte auszustehen hatten. (...) Heizmaterial kommt nicht zur Verteilung. (...) Die meisten Menschen laufen mit geschwellenen Fingern und of-

I. Verbrauch

fenen Wunden umher, und es lähmt alle Tätigkeit. (...) Unser Tag beginnt um 1/2 6 Uhr. Von 8 bis 3 Uhr halte ich im Geschäft aus – erst ab 3 Uhr gehen die Verkehrsmittel wieder –, bin dann aber auch so erfroren, zumal ich nur zwei Scheiben trockenes Brot mitnehmen kann, daß ich kaum mehr gehen kann. Und dann beginnt ein harter Kampf um die U-Bahn. Inzwischen hat meine Frau morgens Stunden gegeben, eilt mittags eine Stunde weit, um das Essen aus der Volksküche zu holen, worauf wir mangels Gas, Elektrizität und Kochgelegenheit angewiesen sind. Gegen 3 Uhr macht sie auf der Brennhexe unser Essen warm, dadurch wird das Zimmer ein wenig verschlagen. Zwischen 5 und 6 Uhr versuche ich zu schlafen, um einen Vorhang vor den bisherigen Tag zu ziehen und die fehlenden Kalorien gleichzeitig zu ersetzen. Später nehmen wir noch etwas Teeartiges und einen kleinen Imbiß zu uns, und sitzen uns dann arbeitend bei einer 15-Watt-Kerze gegenüber... Ich selbst sitze in Decken gehüllt noch bis 1 Uhr aus, um dann erfroren ins Bett zu kriechen... Da haben Sie ein Durchschnittsleben.«⁴⁹

In den Wintermonaten 1946/47 spitzte sich die Situation dramatisch zu. Nicht nur daß die Temperaturen in Norddeutschland im Januar und Februar weit unter dem Gefrierpunkt lagen, sondern vor allem der Zusammenbruch des Transportsystems ließ diesen Winter zur Katastrophe werden. Wegen des Frosts vereisten die Wasserwege, fielen die Lokomotiven aus, froren Weichen ein und verschneiten die Gleise. Zeitweilig war die Hälfte aller Lokomotiven und Güterwagen unbrauchbar.⁵⁰ Kohle und Nahrungsmittel in die Städte zu transportieren, erwies sich in diesen Wochen als schier unlösbares Problem. Die Konsequenzen der mangelnden Versorgung waren grausam: allein in Hamburg erfroren in diesem Winter 85 Menschen.⁵¹

Streiks in den Betrieben, Hungermärsche und Protestdemonstrationen bildeten eine Form des Umgangs mit der Not.⁵² Eine andere bestand darin, alle Wege des »Organisierens«, »Hamsterns« und des Schwarzen Marktes zu nutzen, um sich zusätzliche Nahrungsmittel zu beschaffen.⁵³ Über die wichtigen Schwer- und Schwerstarbeiterzulagen hinaus bot besonders der Betrieb unersetzliche Chancen, um am staatlichen Versorgungssystem vorbei Lebensmittel zu organisieren. Ein ehemaliger Facharbeiter der Tretorn Gummiwerke, Hamburg, die nach dem Krieg Gummistiefel herstellten, berichtete:

»Wir kriegten jeden Monat ein Paar Stiefel. Und wenn wir die Presse putzten – das war ein besonders schmutziger und anstrengender Job – kriegten wir als Anreiz ein Paar Stiefel extra. Und die Bauern, die waren auf Stiefel besonders scharf. Einem Kollegen, der hatte bei Stade oben schon seine feste Kundschaft, dem haben wir unsere Stiefel mitgegeben. Für die Tretorn-Stiefel kriegte man Speck, Eier, Butter.«⁵⁴

Zehntausende von Städtern gingen auf »Hamsterfahrt« in die nähere Umgebung, um bei den Bauern Obst, Gemüse, Kartoffeln, Butter, Eier oder Speck zu tauschen. Zumeist zogen Frauen aufs Land, aber auch die Arbeiter selbst waren unterwegs. Wie ein Blick auf die Abwesenheitsquote großer Hamburger Betriebe vom Juli 1946 zeigt, waren bis zu 43% der Belegschaft entweder krankgeschrieben, im Urlaub oder fehlten ohne offiziellen Grund.⁵⁵ Die Polizei stellte während ihrer Razzien auf dem

Schwarzen Markt bei denjenigen Festgenommenen, die eine Arbeitsbescheinigung besaßen, fest, daß die Mehrzahl von ihnen zu diesem Zeitpunkt offiziell krankgeschrieben war und nur wenige in ihrem Betrieb unentschuldigt fehlten.⁵⁶ An einem einzigen Tag, dem 11. September 1946, in nur einer einzigen Stunde zwischen 15 und 16 Uhr, nahm die Polizei auf dem Hamburger Hauptbahnhof 36 Personen mit insgesamt 744 kg Kartoffeln fest.⁵⁷ Aber so sehr das Hamstern ein Massenphänomen darstellte, das zum Alltag der städtischen Bevölkerung in der Nachkriegszeit gehörte, so geringfügig schlug es quantitativ gegenüber dem organisierten Schwarzhandel zu Buche. 1946 nahm die Hamburger Polizei den Hamsterfahrern rund 25.000 kg Obst und Gemüse ab, während sie im selben Jahr bei professionellen Schwarzhändlern 121.000 kg beschlagnahmte.⁵⁸ Die britische Militärregierung schätzte, daß 1946 nur drei Viertel des Obstes und Gemüses aus den Gartenanbaugebieten Hamburgs die Stadt legal erreicht hatte, während die Bauern selbst sogar mit einem Anteil von 35-40% rechneten, der auf dem Schwarzen Markt verkauft worden sei.⁵⁹

Die politischen Parteien und Gewerkschaften bekämpften den Schwarzmarkt als kriminelle Erscheinung, der dringendst benötigte Lebensmittel der staatlichen und damit allgemeinen Verteilung entzog. Schwarzhändler und Schieber sollten unbarmherzig verfolgt, gar ins Arbeitslager gesteckt werden, wie es 1947 nicht nur die KPD forderte. Das Dilemma des Bewirtschaftungssystems bestand jedoch darin, daß es keinen Zugriff auf die Produktion besaß. Was lag den Bauern näher, als sich auf dem Schwarzen Markt Saatgut, Kunstdünger, Maschinenteile zu beschaffen, die von der staatlichen Verwaltung aufgrund der niedrigen Industrieproduktion nur zu einem geringen Teil geliefert werden konnte, und zugleich ihre Produkte dort zu Höchstpreisen zu verkaufen? Vom einzelbetrieblichen Interesse her machte es durchaus Sinn, die eigene Produktion der allgemeinen Verteilung zu entziehen und stattdessen für die illegale Marktökonomie zu wirtschaften. Das Problem dieser ungleich miteinander konkurrierender Ökonomien lag darin, daß allein dem staatlichen Bewirtschaftungssystem die schwierige Aufgabe übertragen war, den Mangel zu verwalten, die wenigen Nahrungsmittel gleichmäßig zu verteilen bzw. die Bevölkerungsgruppen nach ihrer Bedürftigkeit zu versorgen.

Die illegale Marktökonomie dagegen besaß diese gesellschaftliche Verpflichtung nicht. Im Gegenteil, die scheinbare »Effizienz« des Schwarzen Marktes verschleierte die Tatsache, daß dieser lediglich imstande war, einzelne besser, aber keinesfalls alle mit dem Nötigsten zu versorgen. Die Verwandlung der illegalen Marktökonomie in eine legale konnte also erst in dem Augenblick gelingen, in dem genügend Waren, vor allem Lebensmittel vorhanden waren, um die gesamte Bevölkerung ausreichend zu

I. Verbrauch

versorgen und die Preise auf einem erschwinglichen Niveau zu halten. Das war 1948 gegeben.

Für den einzelnen jedoch blieb im alltäglichen »Sich-durchschlagen-Müssen« der Schwarze Markt Teil eines lebensnotwendigen, zweiten Versorgungsnetzes. Aus der Perspektive des Alltags besaßen deshalb die verschiedenen Dimensionen des Schwarzen Marktes verständlicherweise ganz unterschiedliche Bedeutungen. Was hatte zum Beispiel die ausgebombte Familie, die ihr Behelfsheim dadurch ausbesserte, daß sie dem Maurer oder Maler schwarz Lebensmittel zukommen ließ, mit dem Obstgeschäft in Barmbek zu tun, dessen Inhaberin wegen Schiebereien von 50.000 kg Zucker im Januar 1948 festgenommen wurde? Sollten sich diejenigen, die auf den Dörfern ein wenig Wurst, Speck oder einige Eier organisierten, mit dem Schlachtermeister Willi M. gemein fühlen, bei dem während einer Razzia 980 kg schwarz geschlachtetes Rindfleisch gefunden wurde, und das war nur ein Bruchteil dessen, was er in den Monaten davor auf dem Schwarzen Markt verschoben hatte?⁶⁰ Nimmt man die begrenzten Erfahrungsräume zur Kenntnis, die den Schwarzmarkt auf der Straße und die Hamsterfahrten von den Großschiebereien trennten, so wird die häufig getadelte »Doppelmoral« verständlich, einerseits auf Kundgebungen und in scharfen Protestresolutionen den Schwarzen Markt zu verurteilen und harte Bestrafungen für die Großschieber zu fordern, andererseits selbst ohne größere Gewissensbisse anschließend auf dem Schwarzmarkt um die Ecke Brot und Butter zu kaufen.

Die offizielle Verteilungsbürokratie, deren Ablösung zugunsten eines gemeinwirtschaftlichen Modells nie zur Disposition gestanden hatte, wurde vor allem als »Planwirtschaft des Hungers« (Gustav Stolper) erlebt. Die »Effizienz« des Schwarzen Marktes war hingegen für den Einzelnen durchaus gegeben. Wer genügend Tauschmittel, also in erster Linie Zigaretten, zur Verfügung hatte, konnte hier alles bekommen, was das staatliche Bewirtschaftungssystem zu liefern nicht imstande war. Wenn es einen heimlichen Lehrplan der Nachkriegszeit gegeben hat, dann den vom Nutzen des individuellen Einsatzes und der eigenen Leistung, von der Richtigkeit des Mottos »Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott« und von der zwielfichtigen, aber effizienten Marktwirtschaft. Die unmittelbaren Nachkriegsjahre bildeten daher quasi eine »Schule des Marktes« (Lutz Niethammer), in der die Westdeutschen die künftige, legalisierte Marktwirtschaft vorwegnahmen.⁶¹

1. 3. Währungsreform

Im Juni 1947 kündigte der neue US-Außenminister Marshall ein groß angelegtes »European Recovery Program« an, das bald als »Marshall-Plan« bekannt wurde. Zu Beginn dieses Jahres war das britisch-amerikanische »Vereinigte Wirtschaftsgebiet«, die sogenannte Bizone, entstanden – die Keimzelle für den separaten staatlichen Aufbau Westdeutschlands. Eine Währungsreform, die aufgrund des aufgeblähten Geldvolumens, das die Nationalsozialisten mit ihrer Schuldenwirtschaft hinterlassen hatten, längst überfällig und dennoch in den Jahren zuvor in allen Besatzungszonen gemeinsam politisch nicht durchsetzbar gewesen war, lag quasi in der Luft.⁶² Die schwirrenden Gerüchte um das Einführungsdatum des neuen Geldes führten allerorten trotz der vielen Appelle und Warnungen zu spürbaren Hortungen von Waren. So mußten Anfang 1948 noch einmal die Fleischrationen gekürzt werden, nicht weil das Vieh fehlte, sondern die Bauern kaum noch ablieferten.⁶³ Das im März 1948 vom Wirtschaftsrat der Bizone verabschiedete »Entthortungs-Gesetz« zeigte keine Wirkung, da der Direktor der Verwaltung für Wirtschaft, Ludwig Erhard, im April 1948 unverhohlen durchblicken ließ, daß Hortungen zwar nicht offiziell erlaubt seien, aber doch geduldet würden, damit am Tag X eine ausreichende Warenmenge vorhanden sei, um der jungen DM zum Durchbruch zu verhelfen.⁶⁴

Tatsächlich waren unmittelbar nach der Währungsreform am 20. Juni 1948 die Läden wieder voller Waren. Die Fotos, auf denen sich Menschen an den Schaufensterscheiben die Nasen drückten, gehören sicher zur »Ikonologie« der Bundesrepublik.

»Die vollen Schaufenster waren da, das war das Schlimme,« erinnert sich Frau H. an den Sommer 1948. »Die Preise waren sehr, sehr hoch, wenn man bedenkt, daß wir vierzig Mark bekommen hatten. Und wir hatten keinen Kochtopf und nichts, man mußte schon für einen Topf 25 Mark bezahlen, umgesetzt, einen Suppentopf, aus selbstgemachtem Aluminium. Das war damals aus Flugzeugen, das Blech, was übriggeblieben war, da wurden die Töpfe... Wir waren auch da mit Flüchtlingen zusammen, die nicht in einer Partie essen konnten, weil sie das Besteck nicht hatten. Die wollten dieses notwendige Zeug haben. Was das alles gleich dieses Geld verbraucht hat.

Und im andern Jahr April gab es zur Osterzeit das erste Lammfleisch im Angebot. Da hatten wir uns, also Mutter und ich mit meiner Tochter, zwei Pfund Lammbraten und Blumenkohl kaufen können, so ohne Schwierigkeiten, mit gutem Geld. Und dann hatten diese Geschäfte plötzlich solche Butterberge, Eier satt, diese Milchgeschäfte, man konnte Sahne, flüssige Sahne kaufen. Und weißes Mehl, weißes Mehl, oh, was war das schön. Und dann kam das Fett dazu und 'n bißchen Kaffee, echten Bohnenkaffee.«⁶⁵

Zuerst jedoch konnten die Auslagen in den Schaufenstern nur bewundert werden, da vielen wie Frau H. noch schlicht das Geld fehlte, um all die Herrlichkeiten kaufen zu können. Hatte die Westdeutschen in den Umfragen der US-Militärregierung in der unmittelbaren Nachkriegszeit

I. Verbrauch

die Sorge nach Lebensmitteln, Kleidung, Schuhen, Angst um vermißte Personen am meisten beschäftigt, focussierten nun alle Sorgen in einer einzigen: der ums Geld.⁶⁶ Mit dem im Juni 1948 ausgegebenen Kopfgeld von 40,- DM, das im August noch einmal um 20 DM aufgestockt wurde, konnte niemand große Sprünge machen, zumal die noch verbliebenen Sparguthaben im Verhältnis 100 RM:6,50 DM abgewertet worden waren.⁶⁷ Im Juli 1948 äußerten 48%, im August 59% der Bevölkerung in der US-Zone, daß ihnen die Mittel fehlten, um die zum Lebensunterhalt nötigen Dinge zu kaufen.⁶⁸

Etliche Preise schoßen bei ihrer Freigabe in die Höhe. Um die Versorgung nicht zu gefährden, unterlagen wichtige Grundnahrungsmittel weiterhin der Bewirtschaftung, für Zuckerrüben und Milch galten Höchstpreise. Wie drastisch die Preise nach der Währungsreform nach oben schnellten, zeigen als Beispiel die Eierpreise. Für ein Ei, das im Juli 1948 35 Pf. gekostet hatte, mußten im August 56 Pf. und im Oktober 85 Pf. bezahlt werden. Während die Behörden bei Obst und Gemüse auf die reichen Ernten in Holland und Italien warteten, um durch hohe Importe das Angebot zu erhöhen und damit die Preise wieder senken zu können, war die Kritik an den Eierpreisen so laut und nachhaltig, daß Anfang Oktober wieder ein Höchstpreis für Eier festgelegt wurde – mit dem Erfolg, daß Eier aus der offiziellen Verteilung verschwanden und erneut nur auf dem Schwarzen Markt zu haben waren.⁶⁹ Diese Spannung zwischen dem Haben-Wollen und Noch-nicht-kaufen-Können fand im ersten, überaus erfolgreichen Karnevalsschlag 1949 seinen treffenden Niederschlag: »Wer soll das bezahlen, wer hat das bestellt? Wer hat soviel Pinke Pinke, wer hat soviel Geld?«⁷⁰

Doch trotz der sozialen Härten der Währungsreform, dem unmittelbaren Anstieg der Erwerbslosigkeit und der Lebenshaltungskosten, die zum Proteststreik vom 12. November 1948 führten,⁷¹ ist ihr hervorragender Platz im kollektiven Gedächtnis der westdeutschen Gesellschaft nicht zu übersehen:

»Eine Zwischenbilanz der Befunde (der lebensgeschichtlichen Interviews des Oral History-Projekts ›Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960‹, m.w.) ergibt: die Währungsreform ist *das* politische Ereignis in der Erfahrungsgeschichte der Nachkriegszeit, dem grundsätzliche ordnungspolitische Bedeutung – von der gespaltenen Ökonomie zur Marktwirtschaft, von der abenteuerlichen Selbstversorgung im Mangel zur Arbeitsdisziplin und zur Konsumsteigerung – zugeschrieben wird und das wohl als einziges eine Entscheidung der politischen Machtträger unmittelbar oder buchstäblich für jeden erkennbar und im Alltag spürbar gemacht hat. (...) Weil unsere Zeitzeugen nach der Währungsreform zum ersten Mal (wieder) jener Warengesellschaft begegneten, in der sie in den folgenden Jahren zu einem erheblichen Teil ihre Lebenserfüllung suchten, erscheint ihnen dieses Erlebnis, obwohl es unmittelbar für sie persönlich durchaus Unterschiedliches bedeutete und viele sich betrogen fühlten, wie der Mythos vom Ursprung des goldenen Zeitalters.«⁷²

Das Erlebnis der Fülle, die Gewißheit, daß jetzt wieder gegen »gutes Geld« alles zu kaufen sei und es von nun an nur noch aufwärts gehen könne, kennzeichnet die Währungsreform als mentalitätsgeschichtlichen Wendepunkt. Durch sie zog nach den Mangeljahren wieder »Normalität« in die Haushalte ein. Nahrungsmittel, die entweder nur in unzureichenden Mengen rationiert und von schlechter Qualität oder zu überhöhten Preisen auf dem Schwarzen Markt zu bekommen waren, wurden jetzt wieder frei angeboten. Vor allem aber konnte man sich nach den langen Jahren der uniformen Zuteilungen endlich die lang entbehrten Besonderheiten leisten: Butter, Sahne, Kaffee, weißes Mehl. Frau O., Jahrgang 1928, ebenfalls aufgewachsen im Hamburger Arbeiterstadtteil Eimsbüttel – der Vater besaß dort einen kleinen Fuhrbetrieb – erfüllte sich gleich nach der Währungsreform einen lang gehegten Wunsch:

»1948, als die Währungsreform kam, war ich ja noch nicht verheiratet und war bei meinem Vater angestellt. Und für das erste Geld, das ich verdiente... Am Lastropsweg in Eimsbüttel, da war 'ne Konditorei, und da bin ich hingegangen, und hab für das Geld ein Riesen-Kuchenpaket gekauft. Da gab es nämlich Sahnestücke, und ich weiß, wir haben da gegessen und richtig gefressen, widerlich, ich fand das so schön. Nun konnte ich mal so richtig... ich mochte so gerne naschen, und nun konnte ich richtig Sahnestücke kaufen.

Ich hatte ja keinerlei Verpflichtungen, und daß ich nun mal mit dem Geld sorgsam umgehen mußte, da war man einfach zu jung. Ich fand das nun wichtig, daß man alles so tun konnte. Man hat ja immer gehört von den Erwachsenen, man muß nun mit dem Geld sparen und so... Nur das hab ich ja nie gelernt. Vor'm Krieg war ich zu jung. Und den ganzen Krieg über und die Nachkriegszeit, da hatte Geld überhaupt keinen Stellenwert für mich. Da ging es nur um's Organisieren und Tauschen. Und '48, da war ich immerhin schon zwanzig Jahre, da sollte ich jetzt plötzlich lernen, mit Geld umzugehen. Das hat also, glaub' ich, so hundertprozentig bis heute nicht geklappt.«⁷³

Der Wunsch, sich nach der Notzeit »mal so richtig« mit dem neuen Geld all die Dinge zu gönnen, von denen man so lange Zeit nur hatte träumen können, ließ in manchen Bereichen den Bedarf plötzlich und drastisch nach oben schnellen. So stieg die Nachfrage nach weißen Brötchen so stark an, daß deren Herstellung zu Lasten der Brotversorgung zu gehen drohte.⁷⁴ Der Leiter der bizonalen Ernährungsverwaltung, Hans Schlange-Schöningen, warnte deshalb vor dem Eindruck, der im Ausland entstehen müsse, daß die Westdeutschen »alles in Hülle und Fülle hätten und in Saus und Braus leben könnten«, und ermahnte die Bevölkerung, nicht schon in diesem Jahr den »Osterkuchen und Osterbraten« des nächsten zu verzehren.⁷⁵ Auf der anderen Seite war Grobgemüse im Gegensatz zum feinen nun sehr viel schwerer absetzbar und während Fleisch mit Preisaufschlägen bis zu 100% in Gaststätten verkauft wurde, kam es bei Fisch, Konserven und Frühkartoffeln aufgrund der nur geringen Nachfrage zu Preisstürzen.⁷⁶ Die westdeutsche Konservenindustrie, deren Produkte den Deutschen sattsam bekannt waren, erlebte in den Jahren un-

mittelbar nach der Währungsreform eine ihrer schlimmsten Krisen.⁷⁷

Die Bedeutung der Währungsreform ist daher nicht allein mit ordnungspolitischen Kategorien oder in einer volkswirtschaftlichen Diskussion um ihren Stellenwert für den Wirtschaftsaufschwung nach dem Krieg zu fassen.⁷⁸ Ihre entscheidende Kraft bestand in der symbolischen Beendigung des Ausnahmezustandes, der Notzeiten der späten Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsjahre. Es liegt daher nahe, mit ihr eine »Phase revolutionären Umbruchs« und eine »Periode der ›Außer-Ordentlichkeit«⁷⁹ zu Ende gehen zu lassen, die mit der Kriegswende und der Bombardierung deutscher Städte 1943 begonnen habe. In der »Trümmergesellschaft« dieser Jahre wurden nicht nur Menschen getötet und Häuser zerbombt, sondern auch vertraute Bindungen, gewohnte Alltagsstrukturen zerschlagen. Männer, die als »Herrenmenschen« Osteuropa verwüstet hatten, Frauen, die all ihre Kräfte anspannen mußten, um zu Hause »ihren Mann« zu stehen, Jugendliche, die in den Trümmerlandschaften der Städte zu überleben lernten, hatten Erfahrungen von solch extremem Ausmaß gemacht, daß der Wunsch, endlich wieder zur »Normalität« zurückzukehren, sicher manche Phänomene der fünfziger Jahre wie den Rückzug ins Private oder das Gefühl, »Keine Experimente« zuzulassen, erklärt.⁸⁰ Aber es ist andererseits nicht zu verkennen, daß diese »Normalität«, die in den Jahren nach 1948 wieder einzuziehen schien, keineswegs mehr mit der Vorkriegszeit übereinstimmte, sondern die »Zertrümmerung« der deutschen Gesellschaft nachhaltig die Nachkriegsentwicklung bestimmte.

So wie die fünfziger Jahre nicht ohne die Kriegs- und Nachkriegszeit zu erklären sind, so wenig sinnvoll ist es, die Erfahrungen des Krieges von denjenigen im ersten Drittel dieses Jahrhunderts abzutrennen. Wer den Steckrübenwinter, die Inflationsjahre und die Arbeitslosigkeit der Weltwirtschaftskrise hinter sich hatte, der erlebte Rationierung und selbst den Hunger im Krieg und Nachkrieg eher als Wiederholung der Mangel Erfahrung denn als völlig unbekannte Situation. Frau O.'s Unkenntnis im Umgang mit Geld zeigt, wie weit bereits für junge Menschen die Ausnahme-situation der Rationierungs- und Tauschwirtschaft, als deren Warenäquivalent nicht das Geld, sondern Bezugsscheine oder Zigaretten fungierten, zur alltäglichen Gewohnheit geworden war. Die Annahme einer hervorgehobenen, revolutionären Phase zwischen 1943 und 1948 »von Stalingrad zur Währungsreform« besitzt zwar historiographischen Reiz, sie wird aber nicht der dauerhaften Erfahrung des Mangels seit dem Ersten Weltkrieg gerecht, des alltäglichen »Sich-durchschlagen-Müssens«, des Haushaltens mit dem Wenigen und der Notwendigkeit, mit knappen Lebensmitteln eine Familie sättigen zu müssen.

Sicher haben diese Jahre eine enorme Steigerung der Not und eine tödliche Bedrohung nun auch für die vielen Deutschen mit sich gebracht,

die das NS-Regime hingenommen und nicht Verfolgung und »Endlösung« erlitten hatten. Aber dieser Zeit eine »Außer-Ordentlichkeit« zu unterstellen, die in einem »revolutionären« Gegensatz zur »Ordentlichkeit« vorher und nachher stünde, hieße, die alltäglichen Erfahrungen von Mangel und Not in den Jahren vor Kriegsbeginn auszublenden. In dieser Phase gar eine »stark nivellierte ›Notgesellschaft‹« entstehen zu sehen, »in der rückblickend schon die Umriss der Mittelstandsgesellschaft der Bundesrepublik zu erkennen« sei,⁸¹ verwischt die tatsächliche Zäsur, mit der sich zumindest das westliche Deutschland der späten fünfziger und sechziger Jahre von eben jener Not- und Mangelzeit abhob. Im Gegenteil wirft die empirische Untersuchung des Konsums von westdeutschen Arbeitnehmerhaushalten in den fünfziger Jahren die Frage auf, inwieweit sich nicht jene dauerhafte Erfahrung der Knappheit und des Mangels bis weit in das erste Nachkriegsjahrzehnt hinein fortgesetzt hat und erst gegen Ende der fünfziger Jahre das »Wirtschaftswunder« im Alltag zu erleben war, von dem in der Selbstdarstellung der Bundesrepublik so viel die Rede ist.

2. Kapitel

Vom kleinen Wohlstand – die Haushaltsbücher der Kieler Familie Z.

Vor dem Hintergrund der Erfahrung des Mangels will ich an einem konkreten Fall, der Familie Z. aus Kiel, die Einnahmen, Ausgaben und den Verbrauch eines einzelnen privaten Haushalts in den fünfziger Jahren nachzeichnen, vor allem die Veränderungen untersuchen, die zum Teil signifikant hervortreten, zum überwiegenden Teil aber fast unmerklich in die Haushaltsbücher der Familie Z. eingeschrieben sind.

Der »private Verbrauch« kann grundsätzlich über zwei Wege ermittelt werden. Der eine führt über die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung, in der der private Verbrauch einen Posten der Verwendungsseite in der Sozialproduktsberechnung darstellt. Dieser Rechnung liegen zwar umfassende Daten zugrunde, aber sie reichen nur bis zum Absatz an die Lieferanten der privaten Haushalte. Deren Zahlen bündeln sich in einem errechneten Pro-Kopf-Verbrauch, der durchaus in der Lage ist Tendenzen anzugeben, den konkreten privaten Verbrauch jedoch nivelliert und soziale wie regionale Differenzierungen unsichtbar macht.¹

Der andere Weg führt über die direkte Erfassung des Verbrauchs durch Haushaltsbücher, in denen ausgewählte Haushalte ihre laufenden Einnahmen, Ausgaben und Verwendung von wirtschaftlichen Gütern und Dienstleistungen über einen bestimmten Zeitraum hinweg aufzeichnen.² Nachdem in England bereits im 18. Jahrhundert mit Hilfe von Haushaltsbüchern versucht worden war, die Lage der armen Bevölkerung zu messen, blieben Haushaltsrechnungen als statistisches Material lange Zeit unbeachtet, bis der Belgier Ducpétiaux und vor allem Frederic Le Play den Versuch unternahmen, durch detaillierte Familienbudgets die Lage der arbeitenden Klasse zu untersuchen.³ In Deutschland verbinden sich die statistische Entwicklung und Auswertung von Haushaltsrechnungen vor allem mit dem Namen des späteren Direktors des Königlich Preußischen Statistischen Bureaus, Ernst Engel, heute hauptsächlich durch das von ihm stammende und nach ihm benannte »Engel'sche Gesetz« bekannt, wonach bei real steigendem Einkommen der Anteil der Ausgaben für Nahrungsmittel innerhalb der gesamten Lebenshaltungskosten sinkt.⁴ Nach 1870 stießen vor allem die Haushaltsrechnungen von Industriearbeiterfamilien auf das Interesse von Sozialreformern und Statistikern. Neben verschiedenen Einzelerhebungen erfolgte 1907/08 die erste große Untersuchung des Kaiserlichen Statistischen Amtes,⁵ und über

die folgenden staatlichen Erhebungen von 1918, 1927/28 und 1937/39 hinaus ließen auch Gewerkschaften wie zum Beispiel der Deutsche Bau-
gewerksbund oder der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband Haushaltsrechnungen anfertigen, um die soziale Lage ihrer Mitglieder zu dokumentieren.⁶

Von 1949 an führte das Statistische Bundesamt die Erhebung von Haushaltsrechnungen laufend fort, indem es vierköpfige Haushalte von Arbeitern, Beamten und Angestellten – jene »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte«, deren Konsum in den fünfziger Jahren in den folgenden Kapiteln eingehender untersucht werden soll – kontinuierlich Einnahmen, Ausgaben und Verbrauch in Haushaltsbüchern aufzeichnen ließ. Die jeweiligen Statistischen Landesämter werteten diese Bücher aus und schickten ihre aufbereiteten Daten an das Statistische Bundesamt, das dann die aggregierten Ergebnisse veröffentlichte.⁷ Die Originalunterlagen wurden anschließend vernichtet⁸ – allein das Statistische Landesamt Schleswig-Holstein bildete eine Ausnahme, weil es eine Auswahl der ursprünglichen Haushaltsbücher aufbewahrte und dem Landesarchiv Schleswig übergab.⁹

Es sind schmucklose Hefte ohne festen Einband im DIN A5-Format, 72 Seiten dick, für einen Monat angelegt. Auf jeweils einer Doppelseite mit vorgedruckten Spalten wurden links die Einnahmen und rechts die Ausgaben eines einzigen Tages eingetragen. »Haushaltungsbuch für den Monat 195..« heißt es auf der Vorderseite, oben links auf dem Umschlag ist ein Feld, in das der Verschlüsselungsbuchstabe eingetragen wurde. »Z« ist von der Kieler Familie selbst gewählt worden.

»Beachten Sie die Erläuterungen auf den Seiten 5 bis 9, bevor Sie mit den Eintragungen beginnen,« steht in halbfetten Lettern auf dieser ersten Seite, ebenso die Anweisung, daß dieses Heft nach Ablauf eines Monats bis zum 5. des folgenden in einem verschlossenen Umschlag derjenigen Stelle wieder auszuhändigen sei, von der man es bekommen habe. Die ersten Seiten des Haushaltsbuches enthalten umfangreiche, detaillierte Anweisungen, wie die Rubriken korrekt und »sachgerecht« auszufüllen sind. »Über alle in diesem Haushaltbuch enthaltenen Angaben wird das Amtsgeheimnis gewahrt,« wird zu Anfang beruhigend versichert. »Die Angaben werden nur zu statistischen Zusammenstellungen benutzt. Aus der wahrheitsgemäßen Eintragung aller Einnahmen und Ausgaben können Ihnen keine Nachteile erwachsen.«

Jedes Heft beginnt mit der Eintragung der Familienmitglieder, deren Geburtsdatum und Beruf. Daraus ist Näheres über die Familie Z. zu erfahren. Der Ehemann, geboren im September 1924, bei Beginn der Aufzeichnungen also knapp 25 Jahre alt, arbeitete als Maschinenschlosser im städtischen Gaswerk. Seine Frau, ein Jahr älter als er, war Hausfrau. Zwei kleine Kinder hatte das Ehepaar: einen Sohn, im Mai 1946 geboren, und

I. Verbrauch

eine noch jüngere Tochter, die im Oktober 1947 zur Welt gekommen war. Gewohnt hat die Familie 1949 in einem einzigen Zimmer, dessen Miete monatlich 8 DM betrug – ob mit separater Küche oder Gemeinschaftsbadezimmer ist den Eintragungen leider nicht zu entnehmen. Einen Garten, dessen Erzeugnisse zur Versorgung hätten beitragen können, besaß die Familie Z. ebenso wenig wie Kleinvieh.¹⁰

Der Hauptteil des Haushaltsbuchs besteht aus Doppelseiten, auf denen jeweils die eingekauften Waren sowie deren Mengen und Preise notiert werden sollten:

»Tragen Sie bitte auf den folgenden Seiten *täglich* links *alle* Einnahmen und rechts *alle* Ausgaben ein, die den gemeinsamen Haushalt betreffen.

Verwenden Sie bitte für *jeden* Einnahmen- und Ausgabenposten eine *besondere Zeile*, ebenso für *jeden* Tag die hierfür vorgesehene *Doppelseite*.

Geben Sie in jedem Fall die *wirklich gezahlten Preise* an.

Schreiben Sie bitte recht deutlich, möglichst mit Tinte.«

So lautete die vorn in jedem Heft gedruckte Anweisung des Statistischen Landesamtes (Hervorhebungen im Original, m.w.). Und als sei es des pädagogischen Gestus noch nicht genug, enthielten die Hefte ab 1953 unten auf jeder Doppelseite Sinnsprüche wie »Schreib nicht einfach ›Taschengeld‹, verrate wieviel ›Korn‹ und ›Helle‹ Du bestellt«, »Außer Lauch, Spinat und Bier, kauft ich heut' noch Klo-Papier«, »Nicht mogeln, wenn die Kass' nicht stimmt, mit Wahrheit man stets weiterkimmt« oder »Die Statistik, das ist wichtig, wird nur mit Deiner Hilfe richtig«.

In der Familie Z. führte offensichtlich der Ehemann das Haushaltsbuch, obgleich er nicht den Einkauf besorgte. Vielleicht war man der Auffassung, ein solches Heft sei eine Art »Aushängeschild« der Familie und müsse deshalb besonders gewissenhaft und fehlerfrei ausgefüllt werden. In der Tat sind die Eintragungen der Ehefrau in den Zeiten, in denen ihr Mann zum Beispiel auf einem Gewerkschaftslehrgang war, unsicherer, unbeholfener, aber keineswegs ungenauer. Und mögen ihre Rechtschreibfehler in einigen Fällen drastisch sein, seine eigenen Eintragungen waren ebenfalls orthographisch keineswegs fehlerlos. Es gab, von außen betrachtet, also keinen stichhaltigen Grund, daß nicht Frau Z. ebenso das Haushaltsbuch hätte führen können – ausgenommen, er hätte es zur »Männersache« erklärt. Deutlich sind seine Bemühungen um klare, präzise und eindeutige Eintragungen. Es gibt sogar besondere, kleine Erläuterungsblätter, aus einem Schreibheft herausgeschnittene Zettel, auf denen bestimmte Buchungen von Vorschüssen, geliehene Gelder und deren spätere Tilgung sorgfältig erläutert werden.

Für das Einkommen der Familie sorgte ausschließlich der Ehemann. Von seinem Verdienst – wöchentlich als Abschlag bzw. einmal im laufenden Monat als Abrechnung des vergangenen gezahlt – sowie von den Zuschlägen zum Urlaub und zu Weihnachten mußte die vierköpfige Familie

leben. Im Juli 1949 kam die Familie Z. auf ein monatliches Einkommen von 300 DM, im Dezember mit dem Weihnachtsgeld auf 500 DM. Daß es damit im Sommer nur knapp für den Lebensunterhalt reichte, zeigt die Gegenüberstellung der Einnahmen und Ausgaben. Im Juni 1949 gab die Familie 15 DM mehr aus als Herr Z. Lohn bekommen hatte, im Juli war die Bilanz ausgeglichen, im August lagen die Ausgaben mit 11 DM wieder über den Einnahmen. Die Familie mußte häufig auf das Ersparte zurückgreifen oder sich Geld borgen, um über die Runden zu kommen.

1949 beschränkten sich die Ausgaben an den Werktagen auf Grundnahrungsmittel wie Milch, Brot, Fett, und erst der Wochenendeinkauf am Freitag und Samstag war deutlich umfangreicher. Die wöchentliche Menge Brot war beträchtlich: zehn oder zwölf Pfund Fein- und sechs bis neun Pfund Schwarzbrot, zuweilen ein Paket Pumpernickel zusätzlich. Butter gab es in der Regel ein halbes Pfund pro Woche, Margarine zwischen 250 g und 500 g, offensichtlich abhängig davon, ob zum Wochenende gebacken wurde oder nicht. Werktags wurden »Butterbrote« mit Mett- und Leberwurst, Käse oder Marmelade gegessen – und viel Fisch, vor allem Heringe und Makrelen. An Sonntagen gab es auch Fleisch, wobei Gulasch und anschließend ein Schokoladenpudding mit Vanillesoße besonders beliebt gewesen zu sein scheint. Südfrüchte blieben zu dieser Zeit ein seltener Genuß. Ein einziges Mal, abgesehen vom gelegentlichen Kauf von Zitronen zum Backen, vermerkte Herr Z. im April 1949 im Heft »500 g Apfelsinen« zu einem Preis von 0,75 DM.

Zu Festtagen wie Ostern sah der Einkaufszettel reichhaltiger aus. Neben Brot, Butter, Milch kaufte Frau Z. Äpfel, Linsen, Zwiebeln, Porree, Nudeln und als Feiertagsessen Rollfleisch. An Aufschnitt kam Schnittkäse, Camembert, Leberwurst auf den Tisch, und Ostereier gehörten 1949 ebenso zum Fest wie ein selbstgebackener Kuchen. Sogar ein wenig echten Kaffee leistete sich das Ehepaar Z.: »30 g Bohnenkaffee« ist unter dem 14. April 1949 eingetragen. Über ein halbes Jahr später, zu Weihnachten erschien Bohnenkaffee wiederum im Haushaltsbuch, in der Zwischenzeit wurde ausschließlich Kaffee-Ersatz getrunken.

Insgesamt reichte das Geld für die vierköpfige Familie in diesem Jahr 1949 offenkundig kaum aus. Am Montag, den 4. April 1949, hieß es als Begründung dafür, daß man sich 7 DM von der Schwiegermutter geliehen hatte: »Von dem letzten Abschlag wurde ein Übergangsmantel u. 1 Kleid gekauft, daher mit dem Haushaltsgeld zu kurz gekommen!« Zwei Tage später wurden erneut 5 DM von Frau Z.'s Mutter geborgt. Ende Mai trug Herr Z. wiederum 24 DM Anleihe ein: »Das geliehene Geld wird für die Bezahlung eines Küchentisches benötigt.« Im Juni reichte das Haushaltseinkommen nicht, um Kohlen zu besorgen: »Für den Kauf von Deputatkoks ist eine Frist gesetzt. Durch Abbezahlung von Küchenmöbeln reicht der Lohn für diese Zwecke nicht aus.« 25 DM mußten gelie-

I. Verbrauch

hen und wurden Ende Juni, als ein größerer Abschlag ausgezahlt wurde, zurückgegeben. In der Woche zwischen dem 5. und 11. September 1949 notierte Herr Z., er habe sich zum Wochenanfang 4 DM und am Sonntag noch einmal 10 DM borgen müssen, um die Ausgaben, die laut Haushaltsbuch in dieser Woche 47,65 DM ausmachten, bezahlen zu können. Herr Z. versuchte, in bescheidenem Umfang etwas hinzuzuverdienen, indem er sonntags in einem Boot zum Angeln fuhr und seinen Fang für zehn Pfennige je Hering oder Makrele verkaufte. Aber mehr als 5 oder 7 DM brachte er von einer solchen Tour nicht mit nach Hause, so daß er in den folgenden Jahren zwar das Angeln nicht aufgab, der Fang nun jedoch ausschließlich für den eigenen Verzehr bestimmt war.

Die Familie Z. lebte 1949 von der Hand in den Mund. Schon geringfügige Defizite konnte sie nur dadurch ausgleichen, daß sie sich Geld von den Eltern des Ehemannes lieh. Den größten Teil der Ausgaben für die Lebenshaltung beanspruchten die Grundnahrungsmittel Brot, Milch und Fett. Dennoch war der tägliche Speisezettel der Familie Z. kein Einerlei. Untersucht man zum Beispiel den September 1949, so leistete sie sich in diesem Herbstmonat 66 Brötchen, vor allem am Wochenende, und Butter stand sowohl von der Menge als auch von den Ausgaben her an erster Stelle unter den eingekauften Fetten. Der Aufschnitt hingegen war auf drei Sorten beschränkt: Mettwurst, »Hamburger Wurst« und Schnittkäse. An Fleisch kam in diesem Monat neben Suppenfleisch zweimal ein Hammelbraten auf den Tisch. Insgesamt jedoch war die Menge Fleisch, die die Familie Z. im September 1949 aß, sehr gering und von billiger Qualität.

Ebenso bescheiden blieben die Ausgaben, wenn das Ehepaar, was selten vorkam, einmal ausging. Auf dem Betriebsfest Ende Mai 1949 begnügten sich beide mit einer Brause, zwei Glas Bier, einem Glas Wein und einer kleinen Flasche Aquavit. Zum »Tanz in den Mai« 1950 gaben sie insgesamt 5,30 DM am Abend für drei Glas Bier, zehn Zigaretten, Bonbons, Eintritt und Garderobe aus. Am Wochenende stand häufig eine Dampferfahrt auf dem Familienprogramm, und wenn sich die Gelegenheit bot, einen Jahrmarkt zu besuchen, wurden Bonbons oder Zuckerstangen gekauft. Auch Geburtstagsgeschenke fielen in diesen Jahren nicht großartig aus: Herr Z. erhielt zum 25. Geburtstag im September 1949 zwanzig Zigaretten und zwei Paar Socken, Frau Z. vierzehn Tage später eine Sammelkasse, der Sohn zum vierten Geburtstag 1950 ein selbstgebautes Dreirad und zwei Paar Kniestrümpfe. Zu Weihnachten 1949 hob das Ehepaar 86 DM vom Sparbuch ab und kaufte damit Spielzeug für die Kinder: Eisenbahnwagen, Baukasten, Puppenwagen, eine Garage mit Auto und ein Bilderbuch. Der Sohn bekam eine Baskenmütze und für den Haushalt wurden noch ein Besenschrank und ein Gaskocherschrank angeschafft. Ein Tannenbaum durfte allerdings ebenso wenig fehlen wie

Weihnachtskringel, Baumkugeln und für den Weihnachtsteller Datteln, Feigen, Mandarinen, Braune Kuchen, Bonbons und Schokolade.

Solche Besonderheiten, die den Festtageinkauf zu Ostern oder Weihnachten deutlich von den Werktagen unterschieden, zeigen, daß in den kargen Jahren Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre der Konsum zwar eingeschränkt war, aber nicht eintönig. Brötchen zum Wochenende, Gulasch und Schokoladenpudding als Sonntagsessen durchbrachen das Einerlei der werktäglichen Kost und kennzeichneten zugleich den Kontrast, durch den sich das sonntägliche Essen vom werktäglichen abhob. Der Sonntag verkörperte das Besondere – daran hielt die Familie auch in diesen »grauen« Zeiten fest, in denen mit jedem Pfennig gerechnet werden mußte.

Das galt keineswegs nur für die Familie Z. in Kiel. Als 1955 das Alsenbacher Institut für Demoskopie im Rahmen einer repräsentativen Untersuchung zur »sozialen Wirklichkeit« u.a. nach den Sonntagsmahlzeiten fragte, antworteten 83% der Befragten, daß es am letzten Sonntag Fleisch gegeben habe.¹¹ Eine Suppe ebenso wie ein Nachtsch kamen werktags in einem Drittel, sonntags in mehr als der Hälfte der Familien auf den Tisch. Während das Werktagessen je zur knappen Hälfte als »einfach« oder »gut bürgerlich« eingestuft wurde, waren sich mehr als drei Viertel darüber einig, daß das letzte Sonntagsessen dagegen die Bezeichnung »gut bürgerlich« verdient hatte.¹² Der Kontrast zwischen Werk- und Sonntag, der sich auch, wie wir weiter unten sehen werden, in der Länge der Mahlzeiten oder durch den Ort, ob in der Küche oder im Wohnzimmer gegessen wurde, ausdrückte, blieb in den fünfziger Jahren ein konstitutiver Bestandteil der Mahlzeitenordnung.

Doch ist an manchen Kleinigkeiten zu erkennen, wie sich der Konsum der Kieler Familie Z. in feinen Abstufungen zu verbessern begann. 1950 stand Kaffeersatz immer noch auf dem Einkaufszettel, und Eipulver war ebenso zu finden wie Kunsthonig. Aber hatte sich das Ehepaar Z. im vergangenen Jahr nur zu Ostern und Weihnachten je 30 g Bohnenkaffee gegönnt, so waren es 1950 im Mai, September und November zum Wochenende jeweils mehr als die doppelte Menge: 62,5 g echten Kaffees. Als Osteressen kam mit einem Rinderbraten teureres Fleisch auf den Tisch, neben der üblichen Marmelade gab es Orangengelee, und eine bunte Mischung an Ostersüßigkeiten wurde außerdem eingekauft: große und kleine Ostereier, Nester aus Zuckerguß, Enten aus Marzipan. Ein üblicher Wochenendeinkauf im April umfaßte nun neben Milch, Brot und Brötchen auch Korinthenbrot sowie ein reichhaltigeres Sortiment an Aufschnitt: Gouda- und Tilsiterkäse, Leber-, Tee- und Blutwurst. Das Sonntagsessen bestand aus Möhren, Porree, Rinderhack oder Suppenfleisch. Das macht unter dem Strich noch kein üppiges Wochenendmenü aus, Fleisch blieb nach wie vor ein sonntägliches Ereignis. Von einer »Freßwel-

I. Verbrauch

le« Anfang der fünfziger Jahre kann daher bei der Familie Z. keine Rede sein. Aber graduelle Verbesserungen sind unverkennbar, die sich allerdings nicht auf das tägliche Essen insgesamt und gleichermaßen verteilen, sondern das besondere Essen zum Wochenende und an Feiertagen heraushoben.

Anschaffungen größerer Konsumgüter verbanden sich für die Familie Z. nach wie vor mit außergewöhnlichen finanziellen Anstrengungen. Im Juli 1950 lieh sich das Ehepaar erstmalig von einer Kreditanstalt, der Waren-Kredit-Gesellschaft in Kiel, 80 DM (abtragbar in monatlichen Raten zu 20 DM), hob außerdem Geld vom Sparbuch ab und kaufte eine Lederhandtasche und einen Herrenanzug zu insgesamt 108 DM, sowie zusätzlich im Schlußverkauf ein Sommerjackett zu 29 DM. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß »Nähgeld« nach wie vor zu den selbstverständlichen Eintragungen im Haushaltsbuch gehörte, genauso wie Ausgaben für Stoff, aus dem Frau Z. für sich und die Kinder Röcke, Kleider und Hosen nähte.

Der Urlaub im August, der zu Hause verbracht wurde, erforderte neben einem Lohnvorschuß zusätzlich eine Anleihe. Trotzdem mußte Herr Z. am 4. September in das Haushaltsbuch eintragen: »Wegen Urlaub außergewöhnliche Ausgaben des vergangenen Monats; deshalb Schuldenaufnahme.« Es waren 3,50 DM, die der Familie fehlten! Ein weiteres Ereignis machte neue Ausgaben notwendig: im November 1950 zog die Familie in eine neue Wohnung um. Aus dem einen Zimmer, in dem sie bisher gewohnt hatte, konnte sie jetzt in eine 1-Zimmer-Neubau-Wohnung einziehen, bestehend aus einem Schlafzimmer und einer Wohnküche mit einer Gesamtfläche von rund 30 qm. Die Miete betrug nun 23,60 DM pro Monat. Damit überwand die Familie zwar die völlig beengten Wohnverhältnisse der unmittelbaren Nachkriegszeit, aber auch die neu bezogene Wohnung war für zwei Erwachsene und zwei Kinder von vornherein zu klein. Aus Anlaß des Umzugs wurden gleich mehrere Einrichtungsgegenstände neu gekauft: Gardinen, ein Mülleimer, Lampen, ein Kokosläufer und eine Zinkwanne. 30 DM mußten Anfang November zusätzlich als Schulden aufgenommen werden, um diese Anschaffungen bezahlen zu können.

Auf die üblichen monatlichen Ausgaben hatte der Umzug keine größeren Auswirkungen. Lediglich für die Straßenbahn mußte Herr Z. jetzt mehr bezahlen, da die neue Wohnung von seiner Arbeitsstelle offensichtlich weiter entfernt lag als die alte. Am Essen wurde wegen der höheren Miete nicht wesentlich gespart. Gegenüber dem September 1950 sanken die Ausgaben für Nahrungsmittel im Januar 1951 von 140,63 DM auf 118,72 DM, die für Genußmittel hielten sich bei knapp 14 DM. Vor allem Fett stand im Verbrauch der Familie Z. im Jahr 1951 trotz der Mehrbelastung durch die höhere Miete hoch im Kurs. Für ein Wochen-

ende im April kaufte Frau Z. 750 g Backfett, 625 Margarine, 250 g Butter, 250 g Schmalz und 125 g Palmin ein.

Selbst wenn man annimmt, daß damit vor allem der Sonntagskuchen gebacken wurde, bleibt der hohe Fettkonsum bemerkenswert. Auch für andere Haushalte war das Fett und insbesondere die »gute Butter« ein bedeutsames Nahrungsmittel im Erwartungshorizont. Auf die Frage: Was würden Sie mehr essen, wenn die Preise nicht so hoch wären?, die das Allensbacher Institut für Demoskopie 1953 stellte, antworteten insgesamt 62% der Befragten, daß sie mehr Butter essen möchten, die damit vor Fleisch und Wurst rangierte.¹³

Und noch eine kleine, aber signifikante Änderung ist in den Kieler Haushaltsbüchern zu beobachten: Herr Z. begann im Frühjahr 1951 nicht mehr nur »Margarine« oder »Kokusfett« zu schreiben, sondern bezeichnete die jeweiligen Sorten mit ihren Markennamen: »Sanella« und »Palmin«. Die Differenzierung zwischen besseren und minderen Qualitäten, die sich im Jahr zuvor allein durch die unterschiedlichen Preise ausgedrückt hatte, wurde jetzt durch die Markennamen gekennzeichnet. Das setzte sich in den folgenden Jahren fort, indem neben »Palmin«, »Sanella« und »Backfett« auch »Eigelb-Margarine«, »Tafel-Margarine« und schließlich, ab November 1954, »Rama« eingetragen wurde. Dieses »Namhaft-Machen« der Differenz bezeichnete nicht allein die unterschiedlichen, qualitativ höheren Margarinesorten, die sich die Familie Z. jetzt leisten konnte, charakterisierte nicht nur verbesserte Lebenshaltung. Es verwies zugleich auf die gewachsenen Wahlmöglichkeiten, auf die Optionen, die jetzt realisiert werden konnten. Vor allem aber unterschied es die Sorten nicht mehr nur durch ihre stoffliche Verschiedenheit, sondern durch die Namen ihrer Marken. Der Warename, ein von der stofflichen Substanz abgelöstes Zeichen wurde zum wesentlichen Träger der Differenz.

1953 hatte sich der tägliche Einkaufszettel merklich verändert. An einem Freitag im März standen auf ihm Butter, Sanella, Eigelb-Margarine und Backfett, Vollkorn- und Feinbrot, Vanille-Pudding, Backpulver, Marmelade, Edamerkäse, Tee und 62,5 g Bohnenkaffee. Auf dem Wochenmarkt besorgte Frau Z. Knoblauchwurst, Jagd- und »Hamburger Wurst«, Rotkohl, Äpfel und Apfelsinen. Mindestens einmal in der Woche, samstags auf dem Wochenmarkt, wurden zehn bis zwölf Apfelsinen eingekauft, mitunter auch noch einmal fünf oder sechs Stück im Laufe der Woche. Wenn frische Südfrüchte auf den Tisch kamen, dann waren es neben Bananen vor allem Apfelsinen. Allerdings hing der Konsum von Apfelsinen, der in diesem Jahr sehr viel höher lag als in den vorangegangenen und nachfolgenden Jahren, möglicherweise mit dem Einkaufsort, dem Wochenmarkt, zusammen, auf dem Apfelsinen zu günstigen Preisen, zehn bis zwölf Stück für 1 DM, angeboten wurden. Denn als Frau Z. im

I. Verbrauch

Winter 1953/54 nicht mehr zum Wochenmarkt ging, sondern Lebensmittel nur noch im Geschäft einkaufte, erschienen kaum noch »Apfelsinen« in den Rubriken des Haushaltsbuches.

Die Eintragungen an diesem Freitag im März 1953 wiesen alle Zutaten für einen Sonntagskuchen auf. Folgt man allgemein den Aufzeichnungen im Haushaltsbuch, so gehörte das Backen am Wochenende zu den üblichen Hausarbeiten von Frau Z. Allerdings wurden bereits häufiger Kuchenstücke beim Bäcker gekauft, und seit 1953 gehörte ein »Teekranz« am Freitag oder Samstag zu den fast regelmäßigen Eintragungen. Bohnenkaffee nahm, wenn auch in einem recht bescheidenen Maße, in der Familie Z. allmählich einen alltäglicheren Platz ein; die Einkaufsmengen wurden größer, die Einkaufsintervalle kürzer. Im Unterschied zu den frühen Jahren gab es Kaffee nun nicht mehr nur an Fest- und Feiertagen, sondern er gehörte jetzt zum üblichen Wochenendeinkauf. Am 12. August 1953, fast zeitgleich mit der Steuersenkung 1953, die den Bohnenkaffee deutlich verbilligte, erschien im Haushaltsbuch der Familie Z. eine völlig ungewöhnliche und einmalige Eintragung: »250 g Bohnenkaffee« – so als habe sich das Ehepaar an diesem Tag (vielleicht der Hochzeitstag?) ein einziges Mal den Luxus gegönnt, eine große Packung des begehrten Kaffees zu kaufen.

Kleidung konnte mittlerweile wenigstens zu einem Teil ohne Kreditaufnahme aus den laufenden Einnahmen bezahlt werden. Im Mai 1953 bekam der Ehemann einen neuen Staubmantel, Hose und Schuhe, Frau Z. eine neue Bluse. Im nächsten Monat wurden für die Kinder Schuhe, ein Kleid und eine Windjacke gekauft. Der Bedarf war damit jedoch nicht gedeckt. Da sich die Familie Z. Anfang der fünfziger Jahre ausschließlich neue Kleidungsstücke noch nicht leisten konnte, wurde für den Sohn ein geschenkter Gehrock in eine Jacke umgearbeitet bzw. kaufte Frau Z. im August einen gebrauchten Rock und Stoff, um sich einen weiteren Rock und für ihren Mann eine Hose zu nähen. Im Dezember wurden bei der Waren-Kredit-Gesellschaft erneut 200 DM aufgenommen, damit sich das Ehepaar je einen Wintermantel anschaffen konnte.

Neu in diesem Jahr 1953 waren häufige Ausleihen von Büchern aus der Betriebsbibliothek des Gaswerks. Aus den eingetragenen Leihgebühren ist zu entnehmen, daß nahezu jeden Monat zwei bis drei Bücher entliehen wurden. In den folgenden Jahren gingen die Ausleihzahlen jedoch wieder zurück und nahmen erst zum Ende der fünfziger Jahre erneut zu. Vielleicht hing diese Entwicklung mit dem Lesebedürfnis des mittlerweile siebenjährigen Sohnes zusammen, für den Kinderbücher aus der Betriebsbibliothek mitgebracht wurden. Gekauft wurden Bücher jedenfalls so gut wie nie. In all den Jahren erschien ein einziger Bücherkauf in den Haushaltsbüchern: ein Exemplar »Struwelpeter« im September 1953! Hingegen abonnierte die Familie von 1953 bis 1956/57 in den

Wintermonaten eine Lesemappe, und bezog seit dem Frühjahr 1953 eine Wochenzeitung. Weit mehr als Bücher besaß das Kino Attraktivität. Waren Kinoausgaben in den vorangegangenen Jahren nur sehr selten vermerkt, sah sich das Ehepaar Z. 1953 nahezu alle vierzehn Tage einen Film an.

So erscheint das Jahr 1953 in den Haushaltsbüchern der Familie Z. als das erste nach der entbehrungsreichen Kriegs- und Nachkriegszeit, in dem sich die Familie spürbar über das alltäglich Nötigste hinaus etwas leisten konnte. Es wurde bedeutend mehr Fett als früher gekauft, Kaffee gab es häufiger, Apfelsinen sogar in einem außergewöhnlichen, später nicht mehr erreichten Ausmaß, Kleidung wurde in erkennbar größerer Zahl und ohne die finanziellen Anstrengungen der vergangenen Jahre gekauft, das Sofa konnte man vom Sattler für 64 DM aufarbeiten lassen, und nicht zuletzt die zahlreichen Kinobesuche hoben dieses Jahr von den vorangegangenen ab.

Von dem Gefühl des »Sich-sattessen-Könnens« in den frühen fünfziger Jahren erzählt ebenfalls Frau S., die mit ihrer Familie 1953 ins »Schlaraffenland« fuhr:

»Das schönste Erlebnis war Anfang der fünfziger Jahre, das erste Mal in Seedorf, das Heim der HHLA (Hamburger Hafen- und Lagergesellschaft AG, m.w.), 1953. Da kamen die Kinder für eine Mark hin, und wir zahlten für Übernachtung und Frühstück fünf Mark. Das konnten wir uns gut leisten. Und es gab Frühstück, Mittag, Kaffee und Kuchen und Abendessen. Das war so reichhaltig und so gut, wie wir uns das nicht leisten konnten zu Hause. Da gab es wirklich schon Schinken und Käse und Salate. Aus dem Schalsee gefangene Forellen und Fische, die wir sonst gar nicht kannten. Und es gab mittags und abends warm, was ich heute ablehnen würde, Bratkartoffeln mit Rührei und so was. Das war für uns wie im Schlaraffenland.«¹⁴

Auch Frau H. erinnert sich, daß das Jahr 1953 erstmals wieder eine Außergewöhnlichkeit mit sich brachte:

»1953 hatten wir unsere erste Gans, die wog zehn Pfund und kostete zwanzig Mark, und wir sind ganz stolz mit dieser dicken Gans nach Hause gegangen, und haben ein ganz tolles Weihnachten verlebt. Und das war nicht ein Essen, das war ein regelrechtes Schmausen. Damals konnte man sich noch am Essen freuen.«¹⁵

Das Schwelgen in bislang nur erträumten Genüssen war keineswegs schon alltäglich geworden. Die Erfahrung bleibt für Frau S. eine Besonderheit. Sie kommt sich noch fast wie im Märchen vor, unsicher darüber, ob der kurze Aufenthalt im »Schlaraffenland« nur eine wunderschöne Episode ist oder künftiger Alltag werden wird. Resümiert man die Erfahrung, die Frau S. schildert, und die Konsumententwicklung der Familie Z., so scheint dieses Jahr 1953 ein Jahr des »Durchatmens« gewesen zu sein, eine erste Zäsur, nachdem man so lange die Luft hatte anhalten müssen.

Für die Familie Z. barg dieses Jahr noch eine weitere Außergewöhnlichkeit: im Juli fuhr sie für vierzehn Tage zum Zelten an die Ost-

I. Verbrauch

see. Dieser in der Regel dreiwöchige Zelturlaub gehörte fortan bis 1960 jedes Jahr dazu – übrigens die einzigen Male, wenn man dem Haushaltsbuch Glauben schenkt, an denen Herr Z. die »Bild-Zeitung« kaufte. Die Urlaubsvorbereitungen wurden im Laufe der Zeit immer aufwendiger, indem vorher zum Beispiel neue Luftmatratzen, ein Federballspiel oder neue Badeanzüge gekauft wurden. Und auch die Ausgaben während der Ferien stiegen an. 1954 wurde beispielsweise kaum noch mittags selbst gekocht, sondern das Essen von einem Küchenwagen geholt. Statt einfacher Margarine kam »Rama« auf den Campingtisch, und zum Nachmittagskaffee gab es Kuchenstücke. Die Campingsituation legte es nahe, daß, wenn das Essen auf dem Benzinkocher zubereitet werden mußte, häufiger mit Maggiwürfeln, Beutelsuppen und Konservendosen gekocht wurde – anders als zu Hause in Kiel, wo zwar ab und zu Brühwürfel, aber nur selten kochfertige Suppen und Dosenfertiggerichte Verwendung fanden. Dafür kaufte Frau Z. öfter einmal eine Dose Ananas, um zum Beispiel entweder Sauerkraut zu verfeinern oder eine Ananastorte belegen zu können.

1954 erschien auf dem Wochenendeinkaufszettel jetzt mitunter ein Rinderbraten und immer häufiger Rinderhackfleisch. Aber Rindfleisch blieb teuer, und offensichtlich unternahm die Familie Z. in diesem Jahr den Versuch, Rindfleisch durch Pferdefleisch zumindest teilweise zu ersetzen. »Rollfleisch vom Ross« oder »Würstchen vom Ross« notierte Herr Z. 1954 im Haushaltsbuch. Aber bereits im folgenden Jahr waren solche Eintragungen nicht mehr zu finden. Pferdefleisch bot wohl doch keinen Ersatz; lieber wurde seltener Fleisch, dafür jedoch vom Rind gekauft. Der Aufschnitt zum Wochenende umfaßte jetzt Edamer- und Goudakäse sowie je ein Viertelpfund »Hamburger Wurst«, Krakauer, Jagd- und Mettwurst – ein mit den übrigen Wurstsorten Tee-, Blut- und Leberwurst durchaus vielfältiges Sortiment. Als süßen Brotaufstrich kaufte Frau Z. Marmelade, Pflaumenmus oder Bienenhonig und zum Kaffee eine Dose Kondensmilch, die von nun an nicht mehr fehlen sollte, obwohl die monatliche Menge deutlich unter den außerordentlich hohen Durchschnittszahlen der Arbeitnehmerhaushalte bundesweit lag. Ganz besonders fielen aus dem üblichen Rahmen die Einkäufe 1954 zu Sylvester: Fleischsalat, Blutwurst, Ölsardinen, Knackwurst, gekochter Schinken, Mettwurst, kalter Braten, Käse, Krabbengelee und sechzehn »Berliner«, 125 g Bohnenkaffee sowie zwei Flaschen Weißwein, eine Flasche »Samos Wein« und zwanzig Knallkörper. Alles deutet darauf hin, daß Freunde oder Verwandte in diesem Jahr zu einer Sylvesterfeier eingeladen waren. Es war eine der wenigen Gelegenheiten, an denen das Ehepaar Z. zu sich nach Hause einlud. Zwar gingen die beiden ab und zu aus, aber Hinweise, daß zu Hause gefeiert wurde, fehlen in den Haushaltsbüchern. Damit scheint sich das Ehepaar Z. von der Geselligkeit anderer Paare ähnlichen

Alters in den fünfziger Jahren unterschieden zu haben. In den Interviews besaßen die privaten Feiern zu Haus stets eine besondere Bedeutung. Für Frau N., Jahrgang 1918, die Anfang der fünfziger Jahre mit Ehemann und zwei kleinen Kindern in zwei Zimmern, auf 25 Quadratmetern in Hamburg-Schnelsen, lebte, war Sylvester ein willkommener Anlaß zu feiern, mit Rotwein, Punsch und Bowle. »Es wurde vorgetragen, es wurde gesungen, es wurden Kinderverse gemacht... Man war lustig, man war so froh...«¹⁶ Auch für Frau G. verbanden sich die fünfziger Jahre mit der Erinnerung an eine ausgeprägte Geselligkeit:

»Da haben wir wirklich tolle Feste gefeiert, kann ich nicht anders sagen. Und jeder brachte etwas mit. Der eine 'ne Flasche Whisky – damals fing das an mit dem Whisky, Whisky war 'ne große Sache, so 1955, alle Welt trank Whisky.... Wein überhaupt nicht. Der kam nur für ganz hohe Feste und Feiertage in Frage. Weil man es gar nicht anders gewöhnt war.

Das eine Ehepaar, das wir kannten, fing dann an mit dem Whisky. Die waren immer ihrer Zeit schon ein bißchen voraus. Na ja, dann mußt du es ja auch machen. Bei dem anderen, dem bescheidenen Ehepaar gab es Tee und Kleingebäck, im Sommer Buttermilch mit Zitrone.

Bowle gab es auch mal, in der Erdbeerzeit. Wir feierten zwar fürchterlich bis zum nächsten Morgen, aber es gab Salzstangen, oder ich hab' auch selber sogar Käsegebäck gebacken. Aber sonst, Essen und so gab es nicht, gar nicht. Oder es wurde eben zu Kaffee und Kuchen eingeladen.«

Frage: War das eine andere Geselligkeit als heute?

»Eine ganz andere Geselligkeit. Wir sind ja sowas von ausgelassen gewesen! Heute ist mehr: Man setzt sich zusammen, diskutiert, redet, trinkt seinen Wein. Das kalte Büffet steht irgendwo in der Küche. Und damals... Nylonstrümpfe über's Gesicht gezogen, da hast du ein vollkommen verändertes Gesicht. Oder das eine Ehepaar besaß schon ein Tonbandgerät, mit dem man dann selber aufnehmen konnte. Und damit haben wir unendlich viel Spaß gehabt. Diese fremde Stimme, die da plötzlich rauskommt. Man selber hört sich ja ganz anders. Solche Sachen haben wir dann gemacht. Wir haben Karten gespielt und getanzt.«

Frage: War dieses Gefühl lebensfroher als heute?

»Ja, sehr. Woran lag das? Ich weiß es nicht, man freute sich immer, wenn man feiern konnte, sich das leisten konnte zu feiern. Es war etwas Besonderes. Das ging nun nicht jeden Sonnabend, sondern einmal im Vierteljahr. Aber dann wurde auch kräftig gefeiert, bis morgens hin.«¹⁷

Diese Feste fanden wohlgernekt sämtlich zu einer Zeit statt, in der zwar in den meisten Familien ein Radiogerät vorhanden war, aber kein Fernseher, und sich die wenigsten bereits einen Plattenspieler oder gar eine Musiktube leisten konnten. Die Möglichkeit an elektronischer Unterhaltung war also gering. Man war in der Tat auf die eigene Phantasie angewiesen. Aber es klingt in diesen Passagen noch ein anderer Ton an als die leicht verklärte Erinnerung an das Vor-Fernsehzeitalter. Es steckt in ihnen auch die Erleichterung, davongekommen zu sein, die schlimme Zeit hinter sich gelassen zu haben, »ausgelassen« zu sein und den »kleinen Wohlstand« zu genießen, der sich unter anderem in dem Genuß besonderer Spirituosen ausdrückte. Dabei ist der private Charakter dieser

I. Verbrauch

Geselligkeit augenfällig; man geht kaum aus oder feiert im Verein, sondern lädt befreundete Paare zu sich nach Hause ein. Das setzt zum einen eine bestimmte Wohnungsgröße und -ausstattung, zum Beispiel eine Sitzgarnitur, voraus. Andererseits schaffte der beengte Wohnraum erst das spezifische Ambiente jener Geselligkeit, von der Frau G. so begeistert war. Daß die gegenseitigen Besuche zugleich die Unterschiede in der Ausstattung, im bereits erreichten Wohlstand sichtbar werden ließen und sichtbar machen sollten, also »Konsumkonkurrenz« anstachelten, ist aus der Erzählung von Frau G. in der Unterscheidung zwischen dem »bescheidenen« Ehepaar und demjenigen, das »seiner Zeit schon ein bißchen voraus war«, deutlich herauszuhören.

Eine solche Konsumperspektive, die über den dringend benötigten Nachholbedarf hinausging und den Erwartungshorizont erweiterte, wird auch bei der Familie Z. erkennbar. Sich für kurze Zeit Geld zu borgen, um besondere Anschaffungen bezahlen zu können, war 1954 fast gängige Praxis geworden. Im April dienten 100 DM auf Kredit dazu, für die ganze Familie Schuhe zu kaufen. Im Juli wurden erneut 100 DM für einen Damenbademantel und Hosen aufgenommen, im Oktober wurden mit einem Kredit von 100 DM ein Herrenanzug und Kinderstiefel gekauft. Am 12. Dezember 1954, rechtzeitig zu Weihnachten, schaffte die Familie Z. den ersten größeren Konsumartikel an: einen Staubsauger, Marke Rapid von Siemens. Über Bekannte konnte sie ein besonders günstiges Angebot nutzen und bekam auf den Listenpreis von 144 DM einen Nachlaß von 30%.

Tatsächlich gehörte der Staubsauger statistisch zu den frühen Konsumgütern, die in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre erworben wurden.¹⁸ 1955 besaßen laut einer Erhebung des Instituts für Demoskopie 39% der westdeutschen Haushalte einen Staubsauger.¹⁹ Danach befragt, welche Dinge man noch besitzen müßte, um sagen zu können, jetzt gehe es einem gut, stand der Staubsauger nach dem Kühlschrank und der Waschmaschine an dritter Stelle.²⁰ Interessant sind, wie auch das Beispiel der Familie Z. zeigt, die unterschiedlichen Beschaffungswege. Wurden Elektroherde und Waschmaschinen überwiegend im Fachhandel gekauft, besorgte man sich Kühlschränke und Küchenmaschinen direkt vom Hersteller oder über den Großhandel. Die meisten Staubsauger wurden dagegen an der Tür bei dem sprichwörtlichen Staubsaugervertreter bestellt.²¹ Solche Möglichkeiten, am Einzelhandel vorbei größere Konsumgüter zu kaufen, stellten sich wie bei der Familie Z. über Verwandte, Bekannte, Freunde oder auch über den Betrieb her, der geschäftliche Verbindungen zu den jeweiligen Lieferanten besaß. Der Grund, solche Wege zu nutzen, lag natürlich im Preisvorteil. Nachlässe von 30%, wie sie die Familie Z. erhalten hatte, waren keine Seltenheit.²² Dafür mußte allerdings sofort und bar bezahlt werden. Der Staubsaugervertreter an der Tür

bot dagegen die Möglichkeit, auf Raten zu kaufen. Von dieser Form der Konsumfinanzierung machte die Familie Z. jedoch erst später Gebrauch, vorerst wurde Geld geliehen und mit Preisvorteil gleich und ganz bezahlt.

Im Dezember 1955 – die Kinder waren jetzt neun und acht Jahre alt – zog die Familie erneut in eine größere Wohnung um: 2 1/2 Zimmer, also Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmer sowie Bad und Küche. Die monatliche Miete lag mit 67,58 DM nun um fast das Dreifache höher als die alte. Innerhalb von sechs Jahren war die Familie Z. somit zweimal umgezogen, aus dem einen Zimmer, das sie noch Anfang der fünfziger Jahre bewohnte, in eine 1-Zimmer-Neubauwohnung mit rund 30 qm im Februar 1953, und nun Ende 1955 in eine Wohnung, in der Eltern und Kinder jeweils ein eigenes Schlafzimmer und die Familie insgesamt ein Wohnzimmer besaßen. Auch diesmal war der Umzug Anlaß, zumal es die größere Zimmerzahl erforderte, neue Einrichtungsgegenstände anzuschaffen. So kaufte die Familie – mit 40 DM von den Eltern des Ehemannes unterstützt – Gardinen, eine Deckenleuchte und eine Leselampe. Das Prunkstück in der neuen Wohnung aber bildete eine »Klubgarnitur«, bestehend aus einem Sofa und zwei Sesseln. Um den Kaufpreis von 405 DM aufzubringen, nahm Herr Z. 100 DM Vorschuß auf seinen Lohn und lieh sich wiederum Geld von seinen Eltern. »Geliehenes Geld 200,- von Eltern,« heißt es im Haushaltsbuch, »kann nach eigenem Ermessen bis Mitte 1957 zurückgezahlt werden.«

Obgleich die Eltern noch immer finanziell aushalfen, hatte sich die materielle Situation der Familie Z. im Vergleich zum Beginn der fünfziger Jahre spürbar verbessert. Herr Z. verdiente mittlerweile über 450 DM im Monat, rund 50% mehr als 1950/51. Die Ausgaben für die Lebenshaltung lagen im September 1955 (abzüglich der Kohlenbevorratung) bei knapp 400 DM. Charakteristisch ist, daß die Ausgaben für Nahrungsmittel im Laufe dieser Jahre real gestiegen waren, ihr Anteil an den Lebenshaltungskosten dennoch von 57% im Januar 1951 auf rund 45% im September 1955 gesunken war. Deutlich mehr gab die Familie Z. inzwischen für Genußmittel, also Tabak, Kaffee, Schokolade, Alkoholika, und für die Körperpflege aus, obwohl gerade diese Ausgaben nach dem Umzug in die größere Wohnung kurzzeitig wieder eingeschränkt wurden, als sei die höhere Miete erst einmal durch Einsparungen bei diesen Ausgaben ausgeglichen worden. An einem solchen Beispiel offenbart sich in der Tat die »Elastizität«, die Disponibilität dieses Teils der täglichen Ausgaben, die zum Tragen kamen, wenn man es sich leisten konnte, andererseits sofort wieder eingeschränkt werden konnten, wenn es die materielle Lage gebot. Auch die Kinder mußten sich zu Weihnachten 1955 mit Schokolade und anderen Süßigkeiten, Strümpfen, einem Sporthemd für den Sohn und einer Mütze für die Tochter begnügen.

Der tägliche Einkaufszettel hatte sich merklich verändert. Am Mitt-

I. Verbrauch

woch gab es nun häufiger Schweinerippen, an anderen Wochentagen zuweilen auch Rinderhack oder Kochwurst. Neu waren Paprikaschoten im September 1956, die von da an als »Gefüllte Paprikaschoten« – wenn man die Einkaufskombination Paprika, Hack und Reis in dieser Weise richtig deutet – in den Speiseplan der Familie Z. Eingang fanden. Zum Osterfest im März 1956 kaufte Frau Z. Zutaten für einen Kuchen, diverse Süßigkeiten, neben Kaffeersatz ein Achtelpfund Bohnenkaffee und zwei Dosen Kondensmilch, eine »Kalbsrollade« und ein halbes Pfund »Karbonade«, Äpfel, Bananen, Apfelsinen und Zitronen. An Aufschnitt gab es Leberwurst, geräucherten Nacken, Schinkenwurst, »Appetitsild« (eine Fischspezialität), Fischkonserven, Streichkäse und Edamer – insgesamt bezahlte Frau Z. für den Ostereinkauf 42,40 DM, wobei die Ausgaben für Fett sowie für Aufschnitt und Fleisch obenan standen. Weihnachten 1957 gab es erstmals eine Mastente aus Polen, außerdem eine Flasche Rum und zwanzig Zigarren. Und zu Sylvester wurden nicht nur alle Zutaten für eine Ananas-Bowle eingekauft, sondern auch »Berliner« und Salzstangen, Feuerwerkskörper, Knallerbsen und Papierschlangen.

Immer häufiger konnten größere Ausgaben aus den laufenden Einnahmen bestritten werden. Herr Z. erhielt zu Weihnachten 1956 einen elektrischen Rasierer, Marke: Braun Spezial, ohne daß dafür ein Kredit aufgenommen werden mußte. Im Juli 1957 kaufte sich die Ehefrau ohne Finanzhilfe der Waren-Kredit-Gesellschaft oder der Eltern einen Hut, ein Kostüm sowie für den Sohn eine Jacke. Selbst das neue Radio, ein »Schaub-Lorenz W 32« für immerhin 339 DM konnte 1957 ohne äußere Unterstützung erworben werden. Für einen neuen Wohnzimmerschrank allerdings, der mit einem Preis von 730 DM die bislang größte Anschaffung der Familie Z. darstellte und mehr als das Anderthalbfache eines Monatslohns von Herrn Z. kostete, reichten die vorhandenen Mittel nicht aus. Zwar wurde das Weihnachtsgeld für den Schrankkauf verwandt, und Herr Z. verdiente noch ein wenig Geld mit Akkordeonspielen hinzu, aber letztlich konnte die Familie Z. nur 350,- DM anzahlen und mußte den Rest des Kaufpreises bis Ende März 1958 in Raten aufbringen. Offensichtlich war es der hohe Preis, der die Familie dazu zwang, zum ersten Mal auf Raten zu kaufen, denn größere Konsumartikel mit einem »mittleren« Preis wurden weiterhin über die Waren-Kredit-Gesellschaft finanziert, ob es sich um neue Kinderkleidung im Mai 1958 mit einer Anleihe von 200 DM, eine Einbettliege für 120 DM oder ein neuer Kleiderschrank für 148 DM handelte.

Zu Heiligabend, am 24. Dezember 1958, schrieb Herr Z. auf die Ausgabenseite des Haushaltsbuches: »1 Fernsehgerät 53 cm Typ Weltblick, Gesamtpreis 885,- DM, angezahlt 295,-, auf Raten«. Kein anderes Konsumgut in den Haushaltsheften der Familie wurde dergestalt hervorgehoben plazierte wie der Fernseher. Daß dieses teure Gerät wiederum nur

auf Raten finanziert werden konnte, stand außer Frage, aber mit dem Kauf gehörte die Familie Z. zu den frühen Besitzern eines Fernsehgerätes in der Bundesrepublik. Laut einer Untersuchung des Instituts für Demoskopie aus dem Juli 1958 war ein Fernseher zu diesem Zeitpunkt erst in 9% aller privaten Haushalte vorhanden, gewünscht wurde er von 34%.²³ Soziale Differenzierungen spielten offenbar nur eine geringe Rolle. Angestellten-, Beamten- und Facharbeiterhaushalte wiesen eine in etwa gleiche Fernsehichte auf, und die Haushalte mit einem Nettoeinkommen zwischen 400 DM und 1.000 DM wichen nicht sehr voneinander ab. Erst die Haushalte mit einem Einkommen über 1.000 DM besaßen 1958 in einem deutlich höheren Maße einen Fernseher als die weniger verdienenden.²⁴ Anfang der sechziger Jahre waren in knapp 49% der Arbeiterhaushalte mit einem Einkommen zwischen 600 und 800 DM Fernseher vorhanden, von denen die Hälfte in der Zeit vor 1960 angeschafft worden war.²⁵ Der Fernseher erwies sich damit als ein Konsumartikel, der sich rasant und weit weniger schichten- bzw. einkommensabhängig durchsetzte, als man es bei seinem Preis annehmen könnte – für die Familie Z. war der Fernseher das teuerste Konsumgut, das sie sich in den elf Jahren zwischen 1949 und 1960 anschaffte.

1958 war das Jahr eines weiteren Aufbruchs. Herr Z. begann im Oktober, mit 34 Jahren, einen Meister-Lehrgang, der 115,- DM kostete, die Fachliteratur, die fortan die Rubrik »Ausbildungskosten« bestimmte, nicht eingerechnet. Im Juni 1960 lieh er sich noch einmal von den Eltern Geld, um die 90 DM Gebühren für die Meisterprüfung zu bezahlen – und bestand sie. Zu Hause wurde der Erfolg mit einem sonntäglichen Kaffeenachmittag gefeiert, im Betrieb gab er einen Kasten Bier aus.

Mittlerweile aß Herr Z. mittags in der Kantine seines Betriebes, und die tägliche Kost, die zu Hause auf den Tisch kam, hatte sich ebenfalls verändert. Statt Fisch, der früher viel und häufig gegessen wurde, gab es jetzt Geflügel, zu einem großen Teil aus den USA. Salzstangen, erstmals 1957 verzeichnet, gehörten nun ebenso dazu wie eine Flasche Rotwein zum Wochenende. Vergleicht man die jeweiligen Ausgaben für Lebensmittel von 1949 bis 1960, fällt auf, daß Brot in der Familie Z. im Laufe der fünfziger Jahre immer weniger gegessen wurde, wobei der entscheidende Rückgang Anfang der fünfziger Jahre stattfand. 1949 gab es vornehmlich Roggenmischbrot, Vollkornbrot und ganz selten Weißbrot. Vier Jahre später hatte sich die Menge Weißbrot fast verdreifacht, wohingegen kaum noch Mischbrot auf den Tisch kam. So blieb es auch in den folgenden Jahren: die Familie Z. aß Weiß- und Vollkornbrot, ab und zu wurde noch ein Meter- oder ein Korinthenbrot gekauft. Die Ausgaben für Kuchen hingegen stiegen vor allem gegen Ende der fünfziger Jahre an. Zwar buk Frau Z. auch weiterhin zum Wochenende hin einen Kuchen, aber ein Stück Kuchen »zwischendurch«, ein »Kranz« am Mittwoch oder

I. Verbrauch

Freitag wurde immer üblicher, die strikte Trennung von Werk- und Sonntag durchlässiger. Andererseits hob die Torte vom Bäcker besondere Anlässe hervor, wie die Feier anlässlich der bestandenen Meisterprüfung zeigt, zu der nicht (oder nicht nur) Kuchen selbst gebacken, sondern beim Bäcker besorgt wurde. Diese Verschiebung machte den Kuchen »alltäglicher«, indem die werktäglichen »Teilchen« den bislang vorherrschenden Kuchengenuß am Sonntag auf die Woche ausdehnten, und auf der anderen Seite die Auszeichnung, das Besondere des selbstgebackenen Kuchens an Sonn- oder Feiertagen nunmehr auch oder in zunehmendem Maße durch den Bäckerkuchen erfüllt wurde.

Der Fettverbrauch war in der Familie Z. 1953 am höchsten, was vor allem auf den hohen Konsum an Margarine in diesem Jahr zurückzuführen ist. »Sanella« und Eigelb-Margarine machten fast 70% des gesamten Fettkonsums aus. In den folgenden Jahren aß die Familie Z. weniger Margarine, obgleich diese nach wie vor den Hauptanteil unter den Fetten vereinnahmte, kaufte aber zunehmend bessere Sorten, in erster Linie »Rama«. Butter hingegen behielt alle elf Jahre hindurch einen konstant hohen Stellenwert. Sowohl 1949 als auch 1960 wurden monatlich rund vier Pfund verbraucht, unabhängig vom Preis und Einkommen.

Bei Wurst und Aufschnitt läßt sich eine Entwicklung zum feineren, teureren und variantenreicheren Essen beobachten. 1949 kamen nur Mettwurst, »Hamburger Wurst« und Schnittkäse auf den Tisch, vier Jahre später hatte sich das Wurstsortiment um Krakauer, Leber-, Tee- und Jagdwurst erweitert und die Menge mehr als verdreifacht. Im Oktober 1960 wurden über 3.700 g Wurst und Aufschnitt gegessen: sehr viel größere Mengen der gewohnten Mett-, Blut- und Leberwurst und zusätzlich neue Sorten wie Schinkenwurst oder Lachssalat. Beefhack zum Beispiel, das es in den frühen fünfziger Jahren nie in der Familie Z. gegeben hatte, erschien jetzt auf dem Einkaufszettel (Tabelle 34).

Ähnlich beim Fleisch: Im September 1949 gab es nur einmal Suppenfleisch, zweimal einen Hammelbraten und ansonsten Speck zum Essen. 1953 hatte sich der Fleischverbrauch verdoppelt, und statt Hammel konnte sich Familie Z. nun Gulasch, Rinderhack und sogar Rouladen leisten. 1957 gab es auch werktags Fleisch zu essen, eben mittwochs Schweinerippen. Und im Herbst 1960 erreichte der Fleischverbrauch in der Familie Z. einen Höhepunkt, nicht nur weil die Menge, sondern vor allem die Zahl der verschiedenen Fleischsorten spürbar zugenommen hatte, zum Beispiel Kurzgebratenes wie Schnitzel auf den Tisch kam. Wurden von den Lebensmittelausgaben 1949 knapp ein Zehntel für Fleisch und Wurst aufgewendet, waren es elf Jahre später mehr als ein Viertel.

Obgleich Kaffeesatz auch 1960 ein alltägliches Getränk in der Familie Z. blieb, war parallel der Verbrauch von Bohnenkaffee von 90 g monatlich 1953 auf über 310 g 1960 gestiegen. Und nicht zuletzt die Zahl

der Dosen Kondensmilch, die Frau Z. in einem Monat einkaufte, verdoppelte sich von vier im Oktober 1953 auf acht Dosen im Herbst 1960. Insgesamt hat der Anteil der Ausgaben für Nahrungsmittel an den Lebenshaltungskosten der Familie Z. im Laufe der fünfziger Jahre keineswegs kontinuierlich abgenommen. 1950 lag er mit 64% am höchsten, weit vor Kleidung und Genußmitteln, und noch 1951 machte er mehr als die Hälfte aus. Noch 1956 und 1958 war er nicht wesentlich gesunken, und erst 1960 beanspruchten die Nahrungsmittel nur noch knapp 34% des monatlichen Budgets. Zum Vergleich: Für Kleidung gab die Familie Z. in diesem Jahr gut 19% und für die Miete 16% aus.

Fazit

Zieht man ein Fazit dieser »Konsumkarriere« über mehr als ein Jahrzehnt von 1949 bis 1960 hinweg, so ist offensichtlich, daß die Familie Z. in den fünfziger Jahren nicht üppig gelebt hat. Die Nahrungsmittel nahmen noch 1951 den Löwenanteil des monatlichen Haushaltsbudgets ein, und in erster Linie wurde dieses Geld für Brot, Milch und Fett ausgegeben. Erstmals 1953 läßt sich erkennen, daß sich die Familie an Fett satt aß und damit begann, öfter und mehr Fleisch und Wurst zu essen. In dasselbe Jahr fielen auch die ersten größeren Kleidungskäufe. Aber weiterhin war die Familie auf kurzfristige Kredite bei der Waren-Kredit-Gesellschaft oder auf die finanzielle Unterstützung der Eltern von Herrn Z. angewiesen. Sicher waren Kargheit und Mangel für die Jahre nach 1953 nicht mehr kennzeichnend für die Lebenshaltung der Familie Z., aber Knappheit hat in diesem Haushalt die gesamten fünfziger Jahre hindurch geherrscht.

Allerdings darf diese Knappheit nicht als Indiz für Eintönigkeit oder Stillstand gewertet werden. Es mußte nicht deshalb sparsam gewirtschaftet und mit jedem Pfennig gerechnet werden, weil das schmale Haushaltsbudget gleichbleibend nicht in der Lage war, die Familie mit dem Nötigsten zu versorgen und satt zu bekommen. Vielmehr ist ein deutlich erweiterter Konsumhorizont zu beobachten: die großen Anschaffungen für die Wohnung wie die Sitzgarnitur oder der Wohnzimmerschrank, neue Konsumgüter wie der Elektrorasierer und besonders das Fernsehgerät. An Fett wollte man sich 1953 sattessen, und in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre wurden sowohl die Mengen an Wurst und Fleisch größer als auch die Sorten vielfältiger und feiner. Auch wenn es 1960 »mal nicht reichte«, die Knappheit der Lebenshaltung bezog sich auf ein gewandeltes Niveau. Die täglichen Ausgaben im Haushaltsbuch erinnerten kaum noch an jene Familie mit zwei kleinen Kindern in einem Zimmer, deren Vater sonntags zum Angeln fuhr, um mit dem Verkauf der Fische die Haushaltskasse aufzubessern, und die darauf angewiesen war,

I. Verbrauch

bei den Eltern kleinste Geldbeträge zu leihen, um über die Runden zu kommen.

Zu den wichtigsten Daten gehört sicherlich der Umzug im Dezember 1955, brachte er doch der vierköpfigen Familie nicht nur einigermaßen angemessenen Wohnraum, sondern auch eine Konzentration des Konsums auf das »private Heim«. Jetzt kam ein Staubsauger ins Haus, ein großer Wohnzimmerschrank, eine Polstergarnitur, eine Einbettliege, ein Kleiderschrank und schließlich 1958 der Fernseher. Die Familie richtete sich häuslich ein. Viele Artikel, deren Anschaffung die Familie Z. in den frühen fünfziger Jahren außergewöhnliche finanzielle Anstrengung gekostet hatte, konnten nun aus den laufenden Einnahmen bezahlt werden. Statt wie früher nur am Samstag ins Kaufhaus zu gehen, um zielgerichtet bestimmte Kleidungsstücke zu kaufen, fand Frau Z., wie die Eintragungen im Haushaltsbuch zeigen, jetzt auch werktags Gelegenheit, in die Kieler Innenstadt zu fahren und einen, wenn auch bescheidenen, Einkaufsbummel zu unternehmen.

Ich halte es für bemerkenswert, daß Herr Z. zu eben diesem Zeitpunkt 1958 mit einer Ausbildung zum Meister begann. Die drückende Last der früheren Jahre, die Erfahrung des Mangels waren abgefallen. Nicht mehr »Durchkommen«, sondern »Weiterkommen« stand im Vordergrund. Dieses Gefühl, daß es zwar in kleinen Schritten, aber doch stetig aufwärts gehe, daß die Beschränkungen, unter denen man in den dreißiger Jahren, ganz zu schweigen von den Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsjahren, leben mußte, entfielen und sich eine Warenwelt eröffnete, die mit wachsender Geschwindigkeit grenzenlos reichhaltig schien, diese »Aufschwungmentalität« taucht auch in den Interviews immer wieder auf.

»Und dann konnten die Schlachter alle nicht mehr wiegen,« berichtet Frau H. »Das ging nur noch oben, die Waagen. Die wollten alle mehr verkaufen und immer mehr verkaufen. Und der Fleischtopf wurde immer größer. Man gab immer mehr für die Ernährung aus. Wir hatten ja jeden Abend unsere Schnittsachen, und mein Mann war durch die Seefahrt das gute Essen gewöhnt... »Dann kaufen wir uns ein paar Strümpfe weniger, aber die Kinder müssen ordentlich was zu Essen haben. Kauf vernünftig. Haben wir nicht lange genug gehungert!« hieß es da immer. Man mußte ja nicht mehr Angst um die Existenz haben. Es ging ja immer bergauf. Nicht, daß man nun Ansprüche stellte, die nicht erfüllt werden konnten, sondern es waren einfach kleine Wünsche, die erfüllbar waren. Und man hat sich das auch schön gemacht... Die Angebote wurden auch immer mehr. Die ließen sich ja immer mehr einfallen, die Schlachter. Es gab immer mehr Sorten Wurst. Man wollte ja auch mal was Besonderes haben...

Vor allem die Männer wollten alle gut essen. Wer gut gegessen hatte, konnte ordentlich was vertragen. Ich will mich da nicht beklagen, aber es ist einfach mal festzustellen, wenn was Besonderes war, waren es die Frauen, die das Wirtschaftswunder vollbracht haben, nicht die Männer. (...) Die Männer sind ihrer Arbeit wie immer nachgegangen. Haben auch ihre Überstunden geleistet, aber wenn es was Besonderes gab, für das Auto, hab ich gearbeitet, für besondere Sachen hab ich gear-

beitet. Sonst konnten wir das auch nicht. Das Leben, das wurde ja immer aufwendiger. Ich hab immer gesagt, keinen Monat komm' ich bald mehr mit dem Geld zurück. Wo soll denn unsere Sparkasse bleiben. Denn war das Argument: ›Ist das nicht schön, daß wir uns alles kaufen können, was wir wollen?‹²⁶

Die Erfahrung des Hungers sollte endlich der Vergangenheit angehören. Und doch wurde an ihr der neue Wohlstand immer noch gemessen. Soweit lagen die Mangeljahre nicht zurück, als daß sie nicht als Erfahrungshintergrund präsent geblieben wären. Auch wenn manches vielleicht noch zurückstehen mußte, am Essen sollte nicht mehr gespart werden. Die Ehemänner, die vor allem als Verfechter des schönen und gemütlichen Lebens von Frau H. genannt werden, erscheinen in ähnlicher Beschreibung auch in anderen Interviews. Als wären sie restlos erschöpft gewesen, als hätten sie endlich die rastlosen und entbehrungsvollen Jahre der Vergangenheit hinter sich lassen wollen, sehnten sich diese Männer offenkundig nach einem ruhigen Feierabend mit reichlichem, gutem Essen.

Noch etwas anderes tritt in der Schilderung von Frau H. deutlich zutage: das Gefühl, daß es »ja immer bergauf gehe«. Nicht große Erwartungen prägten den Konsum, sondern die stete Verwirklichung der bescheidenen Wünsche. Heute kaum noch vorstellbar stellten die ersten Anschaffungen »kleine Sensationen« dar:

»1950 haben wir ja geheiratet. Und denn sind wir rübergezogen; wir kriegten den Wohnungsberechtigungsschein und bekamen ein Balkonzimmer, das wurde unsere Küche, und Wasser mußte man aus der Toilette holen. Ein Küchenherd war unsere erste Anschaffung. Kennen Sie noch diese großen Herde in weiß? Damals gab es noch diese schwarzen. Und dann kamen die ersten Küchenherde auf den Markt, die kosteten 350 Mark. Das war fast soviel, wie mein Mann einen ganzen Monat verdiente. Aber den hatten wir damals uns zusammengespart, und der kam in die Wohnküche hinein... Der Anfang war schon, daß wir das zahlen konnten. Wir hatten ein Schlafzimmer uns gekauft, wir hatten die 1.000 Mark Abstand, und wir hatten den Herd gekauft. So, und nun waren wir erstmal schon ganz schön weit. Und dieser Herd mußte jeden Mittag geputzt werden. Das hat man aber alles, das fand man irgendwie toll, dieser blitzblanke Herd, und der so eine tolle, schöne Wärme gab, und dann hatten wir so ein Zweiersofa, und der Tisch war davor, und es war eine kleine Ecke, wo ich abgewaschen hatte, und ein Küchenbüffet, wie man so schön sagte, ja, und dann Linoleum, das war ja noch Balatum, so bunter Balatum-Teppich, und den bohnte man ja, das war 'ne blitzblanke Küche von hinten bis vorne.«²⁷

Die ungemein hohe Bedeutung der ersten Anschaffungen für die neue Wohnung ist unverkennbar. Sie wurden geputzt, gepflegt, herausgestellt. Sämtliche Interviewpartnerinnen konnten sich noch sehr genau an diese ersten Konsumobjekte in den fünfziger Jahren erinnern. Ohne eine Ahnung von der Warenwelt zu besitzen, die die Zukunft noch bereithielt, war die Anschaffung eines Herdes und eines Schlafzimmers bereits die Erfüllung eines Wunschtraums: »Der Anfang war schon, daß wir das zahlen konnten«.

I. Verbrauch

Aber fast hat man den Eindruck, als sei diese Aufwärtsfahrt für Frau H. unentrinnbar geworden, ohne Möglichkeit, innezuhalten und sich mit dem bereits Erreichten zufrieden zu geben. Das Argument des Ehemannes, ob man denn nicht lange genug gehungert habe, um sich jetzt bescheiden zu müssen, verdeckte ja Frau H.'s Kritik an der unheimlichen Dynamik des Konsums, indem es allein die Notzeiten in Erinnerung rief, die längst überwunden waren. Es war eben nicht nur die Lust am Konsum, die die neue Erfahrung prägte; der Wohlstand besaß auch eine eigene Logik, der sich unterzuordnen den Verlust zum Beispiel von »erster Freude« oder familiärer Geselligkeit bedeuten konnte.

3. Kapitel

Zwei Phasen des Konsums

Einnahmen und Ausgaben

von Arbeitnehmerhaushalten

1950-1963

Seit 1949 ließ das Statistische Bundesamt in Wiesbaden über 250 Arbeitnehmerhaushalte einer sogenannten »mittleren Verbrauchergruppe« über ihre Einnahmen und Ausgaben sowie über die eingekauften Mengen ein Haushaltsbuch führen.¹ Diese »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte« bestanden aus den Eltern und zwei Kindern, von denen mindestens eines noch im schulpflichtigen Alter sein sollte. Die Familien lebten in Orten mit mindestens 20.000 Einwohnern, die Väter waren Arbeiter, Angestellte oder Beamte, aus deren Einkommen vornehmlich der Lebensunterhalt der Familie bestritten wurde, obgleich dazuverdienende Ehefrauen und Jugendliche prinzipiell nicht ausgeschlossen waren.²

Das Kriterium »mittlere Verbrauchergruppe« richtete sich nach den monatlichen Verbrauchsausgaben, d.h. den Ausgaben für die Lebenshaltung zusätzlich sonstiger Aufwendungen wie die Unterstützung anderer Personen oder Geschenke an Dritte, die Bewirtschaftung eines eigenen Gartens oder Eigenheims.³ Die Grenzen dieser »mittleren Verbrauchsausgaben« wurden 1950 mit 200 bis 350 DM angesetzt und laufend erhöht; 1961 befanden sie sich bei 550 bis 750 DM.⁴ Ein solches Verfahren, die Haushalte nach den Ausgaben und nicht nach den Einnahmen zu differenzieren, erschien den Statistikern unproblematisch, da wegen des hohen Nachholbedarfs sowie der zunächst mangelnden Kreditmöglichkeiten unterstellt werden konnte, daß Einkommensveränderungen unmittelbar an die Verbrauchsausgaben weitergegeben würden. Sobald jedoch die Haushalte mit steigenden Realeinkommen dazu übergingen, einen Teil des Einkommenszuwachses zu sparen bzw. künftiges Einkommen durch Kreditaufnahmen zu belasten, konnte die ausgewählte Gruppe zwar nach Verbrauchsausgaben übereinstimmen, in Wirklichkeit jedoch weit differierende Einkommen bzw. Ersparnisse besitzen.⁵

Die Kritik an den Auswahlkriterien dieser Haushalte richtete sich erstens gegen deren mangelnde Repräsentativität. Allerdings bildeten in der Bevölkerungsstatistik der Bundesrepublik 1950 die Haushalte mit erwerbstätigem Haushaltsvorstand und zwei Kindern mit 14,4% sämtli-

cher Haushalte einen keineswegs unerheblichen Anteil, allein beim Anteil der Beamten wichen die »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte« von den statistischen Gesamtzahlen ab.⁶ Die zweite Kritik an dem nur gering berücksichtigten Mitverdienst der Ehefrau ist dagegen stärker zu gewichten. Denn die Quote der berufstätigen Arbeiterehefrauen stieg in der Tat in den fünfziger Jahren beträchtlich an, von 15,5% im Jahre 1950 auf 32,7% 1957.⁷ Obwohl ein zusätzlicher Verdienst prinzipiell nicht ausgeschlossen war und in den mir vorliegenden Fällen eine kleinliche Auslegung durch die Statistiker nicht zu erkennen ist, bedeutet das Kriterium, daß der Lebensunterhalt vornehmlich aus dem Einkommen des Haushaltsvorstands bestritten werden sollte, sicherlich eine Einschränkung des Blicks auf die soziale Wirklichkeit. Ebenso muß in der Auswertung der Haushaltsbücher berücksichtigt werden, daß es sich um Familien in mittleren und großen Städten handelte, deren Lebenssituation sich in den fünfziger Jahren von den ländlichen Haushalten deutlich unterschied.⁸

3.1. Einnahmen

Walther G. Hoffmann hat in seiner Studie über das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit Mitte des 19. Jahrhunderts die außergewöhnliche Entwicklung der Arbeitseinkommen in den fünfziger Jahren hervorgehoben. Mit einer jährlichen Wachstumsrate von 9,7% unterschied sich die Periode 1950-1959 deutlich von den vorangegangenen Jahrzehnten.⁹ Dabei lagen die Einkommen aus unselbständiger Tätigkeit 1950 noch auf einer ähnlichen Höhe wie 1938. Erst 1951 erreichte das Kaufkraftniveau den Stand des letzten Vorkriegsjahres.¹⁰ Forciert durch den wirtschaftlichen Boom des »Wiederaufbaus« und nicht zuletzt durch den Korea-Krieg,¹¹ wuchs das durchschnittliche Bruttoeinkommen je beschäftigtem Arbeitnehmer allein zwischen 1950 und 1954 um 40% – eine Zuwachsrate, die in den folgenden Jahren nicht wieder erreicht worden ist.¹² Innerhalb meines Untersuchungszeitraums von 1950 bis 1963 verdoppelte sich das nominale Nettoeinkommen eines Arbeitnehmers von monatlich 212 DM auf 489 DM.¹³

Diese allgemeine Einkommensentwicklung findet sich auch in den »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalten« wieder. Deren jeweiliges Haushaltseinkommen stieg von monatlich 342,82 DM 1950 auf 975,19 DM 1963, wobei ebenfalls zu Beginn der fünfziger Jahre die höchsten Zuwachsraten zu erkennen sind (Tabelle 1).¹⁴ Das Arbeitseinkommen des Haushaltsvorstandes, das gemäß dem Kriterienkatalog des Statistischen Bundesamtes den weitaus größten Teil des Haushaltseinkommens umfassen sollte, nahm von 303,58 DM 1950 auf 862,90 DM 1963 zu und bildete damit zwischen 84% und 89% der Gesamteinnahmen der Haushalte. Das Arbeitseinkommen der Ehefrau blieb dementsprechend im

Bundesdurchschnitt gering, stieg von 1,7% 1950 auf 3% 1957 der Gesamteinnahmen der Haushalte und sank bis 1963 wieder auf 1,4% ab. Die Einnahmen aus eigener Bewirtschaftung machten gleichfalls nur einen kleinen Teil der Einnahmen dieser Haushalte aus: Sie lagen 1950 bei 5,85 DM monatlich und 1963 bei 7,70 DM, das entsprach einem jeweiligen Anteil von 1,7% und 0,8% der Einnahmen insgesamt (Tabellen 1 und 2).¹⁵ Zieht man die Steuern und die gesetzlichen Versicherungen ab, stiegen die ausgabefähigen Einnahmen, also jener Teil des Einkommens, der tatsächlich dem Verbrauch zur Verfügung stand, von 305,08 DM auf 846,76 DM an (Tabelle 1). Damit blieb den Haushalten ein Anteil zwischen 87% und 89% der Einnahmen für den Konsum, ein Prozentsatz, der ohne signifikante Schwankungen die fünfziger Jahre hindurch dieses Niveau behielt.

Dieser hohe Prozentsatz bestätigt die Einschätzung der Statistiker, daß die Einkommen in den fünfziger Jahren nahezu ausschließlich für die Lebenshaltungskosten benötigt wurden. Frau C., eine meiner Interviewpartnerinnen, Jahrgang 1922, in Brandenburg großgeworden und seit 1948 in Hamburg ansässig, verfügte zu Beginn der fünfziger Jahre über ein wöchentliches Haushaltsbudget von 40 DM. Um über die Runden zu kommen, trug Frau C. den »Readers Digest« in ihrer Nachbarschaft aus.¹⁶ Frau G. mußte sogar mit einem noch weitaus geringeren Haushaltsgeld von 25 DM in der Woche auskommen.

»Davon habe ich dann alles bezahlt: Seifenpulver, obwohl früher öfter 'was in die Reinigung mußte, weil ja vieles nicht waschbar war, dann eben Seife, Zahnpasta, und Brot, Milch, Butter, sonstige Lebensmittel, außer Fleischwaren, weil wir die ja von zuhause kriegten. Und dadurch kam ich dann auch mit den 25 Mark aus. Es war allerdings nicht drin, daß man sich davon Zigaretten kaufte und so. Es reichte in den ersten Jahren nicht, daß wir den ganzen Tag das Wohnzimmer heizten, sondern ich fing um vier Uhr an, den kleinen Ofen im Wohnzimmer zu heizen. Und sonst haben meine Tochter und ich in der Küche gelebt. Ich weiß noch, bevor Birgit geboren war, da bin ich manches Mal tagsüber zu meinem Mann in die Firma gefahren, habe mich bei ihm im Büro hingesetzt und Handarbeit gemacht oder irgendwas. Um Kohlen zu sparen.«¹⁷

Der Mann von Frau G. verdiente damals zwischen 400 und 450 DM im Monat, die Miete der Zwei-Zimmer-Wohnung betrug knapp 100 DM. Selbst wenn man noch andere kleinere Ausgaben hinzurechnet, zeigt die Rechnung, daß es Frau G. aufgrund äußerst knappen Wirtschaftens gelang, mit dem geringen zugeteilten Haushaltsgeld auszukommen. Es blieb aber jeden Monat Geld übrig, das Herr G., der das Geld verwaltete, quasi hinter dem Rücken seiner Ehefrau auf die hohe Kante legte. »Er muß fix gespart haben,« sagte Frau G., für die ihr Ehemann ebenfalls lobende Worte fand: »Da hat er immer mit angegeben: Meine Frau, die kann toll wirtschaften.«¹⁸

Wenn in den frühen fünfziger Jahren gespart werden konnte, dann of-

I. Verbrauch

fenkundig aufgrund der sparsamen Haushaltsführung der Hausfrauen – und auf deren Kosten. Daß in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre zunehmend gespart wurde, läßt sich an der steten Erhöhung der Sparquote der privaten Haushalte feststellen: sie stieg von 3,2% 1950 auf 8,7% 1960.¹⁹ Der Aufschwung des Kontensparens ging dabei keineswegs linear vonstatten, sondern war im Laufe der fünfziger Jahre spürbaren Schwankungen unterworfen. Nachdem sich das Kontensparen der privaten Haushalte nach der Währungsreform in den Jahren 1949 bis 1950 erholt hatte, erfolgte mit der Korea-Krise 1951 ein Rückschlag. Die anschließende, durch den Krieg begünstigte wirtschaftliche Konjunktur nährte wieder ein günstiges Sparklima, die durchschnittliche Kontensparquote der privaten Haushalte stieg von 1,1% im Jahr 1951 auf 5,2% im Jahr 1954.²⁰ Der Anstieg der Lebenshaltungskosten 1955 und 1956, der die Befürchtungen der Sparer vor weiteren Geldwertverschlechterungen weckte, verbunden mit der Suez- und Ungarn-Krise, führte zu starken Abhebungen von den privaten Sparkonten.²¹ Dagegen nahm 1957 und 1958 das private Kontensparen wieder zu. Daß die absoluten Zuwachsraten in diesen beiden Jahren sogar noch größer waren als in der Aufschwungphase 1952/54, führt Reinhold Exo auf die steuerlichen Sondervergünstigungen zurück – nicht zu vergessen die Rentenreform 1957, die den Rentnern so viel Geld im Monat zur Verfügung stellte, daß sie erstmals das Sparen ernsthaft überhaupt in Erwägung ziehen konnten.²² Im Jahr 1959 erreichte das private Kontensparen mit 7,3 Mrd. DM eine Rekordhöhe seit der Währungsreform.²³ Danach schwächte sich die Sparbereitschaft deutlich ab. In den folgenden Jahren des Konjunkturaufschwungs 1959 und 1960 wuchs eher die Neigung zum Konsum und damit, Geld von den Sparkonten abzuheben.²⁴

Sparen dient mehreren Zwecken. Geld kann man als Vorsorge für das Alter, für die Berufsausbildung der Kinder oder allgemein für »schlechte Zeiten« zurücklegen. Die Veränderungen der Sparquote in Verbindung mit politischen Krisen zeigt, wie sensibel die Sparer auf Instabilitäten und unsicher scheinende Zeiten reagierten. Noch 1967 waren die meisten Befragten einer Allensbach-Umfrage sich noch darüber einig, daß man bei einer plötzlich verschlechterten Wirtschaftslage sein Geld möglichst schnell von der Sparkasse oder Bank abheben solle.²⁵ Die Angst vor einer Inflation, die das mühsam gesparte Geld rasch und unwiederbringlich entwerte, wie sie die Deutschen mehrmals in diesem Jahrhundert erlebt hatten, saß offenkundig tief. Andererseits ist ein verändertes Sparverhalten Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre unübersehbar. Jetzt galt es mehr, Geld für den Konsum auszugeben als auf die hohe Kante zu legen.

Zwei Wege waren gangbar: Entweder Geld zu sparen, um es dann für eine größere Anschaffung auszugeben, oder einen Konsumentenkre-

dit aufzunehmen, also per Raten zu kaufen. In einer Umfrage aus dem Herbst 1957, die die Kaufpläne von privaten Haushalten ermitteln sollte, wurde unter anderem danach gefragt, wie die teuerste Anschaffung des letzten Jahres finanziert worden sei. 31% der Befragten antworteten, daß sie dafür »extra gespart« hätten; 15,4% hatten auf vorhandene Ersparnisse zurückgegriffen, 19,1% das Konsumgut aus dem laufenden Einkommen finanziert und 26,6% hatten auf Abzahlung gekauft. Aufgeschlüsselt nach Berufen lagen die Arbeiter bei den Ratenkäufen klar vorn. Auf die Frage, wie sie die nächste größere Anschaffung bezahlen wollten, wollten 46,3% dafür extra sparen und nur 14,9% gaben an, auf Abzahlung kaufen zu wollen.²⁶

In den USA war der Ratenkauf zur gleichen Zeit sehr viel populärer. Über die Hälfte der Amerikaner hielten schon in den frühen fünfziger Jahren die Ratenzahlung für eine gute Idee, 1960 waren es 60%.²⁷ Während in Deutschland der Konsumentenkredit immer noch weitgehend mit einem finanziellen Über-die-Verhältnisse-leben identifiziert wurde, nahmen ihn die Amerikaner als bewußte Konsumfinanzierung in Anspruch.²⁸ Im Dezember 1952 lag in der Bundesrepublik der Prozentsatz derjenigen Haushalte, die im letzten Monat etwas auf Raten gekauft hatten, bei 22%.²⁹ 1959 stimmten in einer Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach 82% der Haushaltsvorstände und 83% der Hausfrauen dem Satz zu, daß Sparsamkeit eine wichtige Eigenschaft sei, die unbedingt zu einem guten Charakter gehört. 66% der Haushaltsvorstände und 69% der Hausfrauen wollten lieber zwei Stunden auf den nächsten Omnibus warten als ein Taxi nehmen, und 60% bzw. 65% hätten lieber auf einen Film verzichtet als einen teuren Logenplatz bezahlt.³⁰ Von den befragten Haushalten stufte das Allensbacher Institut 51% ein, die ausgeprägte Sparsamkeitsgrundsätze besäßen, 24% hätten maßvolle und 25% eher großzügige Sparsamkeitsprinzipien.³¹ In diesem unterschiedlichen Konsumverhalten zwischen Amerikanern und Westdeutschen, nämlich in den »eingefahrenen, teilweise ererbten Werthaltungen und Einstellungen zum Schuldenmachen« bei den Deutschen, sahen George Katona, Burkhard Strümpel und Ernest Zahn eine wichtige Differenz zu den USA.³²

Nicht zufällig war der Anteil der Arbeiterhaushalte an den Haushalten mit ausgeprägten Spargrundsätzen überdurchschnittlich hoch.³³ Gerade im Bereich kleinerer Luxusausgaben, so die Allensbacher Studie, waren die Sparsamkeitsgrundsätze um so ausgeprägter, je niedriger das Einkommen und je größer die Familie war. Noch im Dezember 1962 befürworteten in einer Umfrage des DIVO-Instituts für oder gegen Ratenkäufe nur 29% der Befragten die Abzahlungskredite, während sich 71% dagegen aussprachen.³⁴ Schmolders spricht gar von einem »in Deutschland überwiegend noch vorherrschenden Tabu gegenüber dem Teilzahlungskauf«. ³⁵ Doch scheint entgegen solchen eher generalisieren-

I. Verbrauch

den Urteilen die tatsächliche Praxis vielschichtiger gewesen zu sein. Der schlechte Ruf der Ratenzahlung war in den Umfragen evident – sparsam Haushalten hieß, nicht über die eigenen Verhältnisse zu leben. Und dennoch zeigt der hohe Prozentsatz von Arbeiterhaushalten, von Familien mit niedrigem Einkommen unter den Ratenkäufern, daß der Ratenkauf als ein Mittel der »kleinen Leute« in Anspruch genommen wurde, um sich bestimmte, teurere Konsumgüter anschaffen zu können. Zwar galt ihnen das Sparen als eine besondere Tugend, aber leisten konnten sie sich diese Tugend am wenigsten. Unter der Minderheit der Ratenkäufer Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre bildeten diejenigen die Mehrheit, die am weitesten von einer unterstellten »modernen« Konsumorientierung entfernt waren. In der Gleichzeitigkeit von Sparsamkeitsgrundsätzen und tatsächlicher Anschaffungspraxis, über Ratenzahlung an der »Konsumgesellschaft« teilhaben zu wollen, zeigt sich, daß die von Kato- na, Strümpel und Zahn aufgestellte Dichotomie nur zu einem Teil die soziale Wirklichkeit trifft. Vielmehr ist für die fünfziger Jahre, vor allem gegen deren Ende, ein Übergang im Konsumverhalten zu beobachten, das herkömmliche Begründungen mit einer sich verändernden Praxis zu verbinden suchte.

3.2. Ausgaben

Die Untersuchung von Einnahmen und Ausgaben, die Analyse, woher das Geld gekommen ist und wie es ausgegeben wurde, erscheint häufig so vorrangig, daß die Frage, wer über das Geld bzw. über welchen Teil verfügen konnte, oft in den Hintergrund zu geraten droht. Beim Ehepaar G. bekam die Ehefrau ein Haushaltsgeld, eben jene 200 DM im Monat, mit dem sie wirtschaften mußte. Ein persönliches Taschengeld erhielt sie nicht. Sie wußte weder, wieviel ihr Mann exakt verdiente, noch besaß sie ein Mitspracherecht, was mit dem Rest gemacht werden sollte. Das mag in anderen Familien offener besprochen worden sein, aber richtig in die Lohntüte gucken ließen sich die Männer ganz offensichtlich nicht. Daß viele derjenigen Frauen, die ich interviewt habe, in den dreißiger Jahren am Zahltag ihren Vater vom Betrieb abholten, lag ja nicht zuletzt in der Absicht der Mütter begründet, ihre Ehemänner durch die Kinder von etwaigen Ab- und Ausschweifungen fernzuhalten.

Frau S. arbeitete nach der Währungsreform für kurze Zeit als Sekretärin bei der Gewerkschaft:

»Da kriegte ich auf'n Schlag 200 Mark. Das war sehr gut. Ich kriegte mehr als mein Mann. Der bekam netto, ich glaub, 45 Mark in der Woche. Was der nun brutto, das hat er sehr geheim gehalten. Obwohl ich weiß, er hat nicht viel für sich verbraucht, aber das war bei Männern zuerst so. Mein Vater hat's auch nicht gemacht. Die Lohntüte zeigen, das war für Männer...

Das Schwierigste war, mit dem Geld auszukommen. Einmal hab ich bei meiner Mut-

ter Geld geliehen, sechs Mark. »Ja«, hat sie gesagt, »einmal leih ich Dir sechs Mark, aber das eine will ich Dir sagen: Dein Vater war vier Jahre arbeitslos und ich hab mir niemals Geld irgendwo geliehen.« Und von dem Zeitpunkt an hab ich bei meiner Mutter kein Geld geliehen. Sondern hab' mir bei meinem Bruder ab und zu 'mal Geld geliehen, aber auch umgehend wieder zurückbezahlt. Aber es war schwer, damit auszukommen.«³⁶

In den fünfziger Jahren war die bargeldlose Lohn- und Gehaltszahlung auf ein Girokonto, über das beide Eheleute verfügen konnten, noch keineswegs üblich. Das Einkommen bestand weiterhin sehr handfest aus Geldscheinen und Münzen – und nicht ungewöhnlich war es, wenn die Hausfrau das Geld für die monatlichen fixen Kosten wie Miete, Gas oder das Zeitungsabonnement in jeweils verschiedene Dosen steckte, um die Ausgaben der Familie überschaubar zu halten.³⁷

Folgt man der Umfrage des Allensbacher Instituts aus dem Herbst 1959 über den »Umgang mit Geld«, so ergaben sich durchaus Differenzierungen der Verfügungsgewalt über das Haushaltsbudget nach Beruf des Ehemannes und der Höhe des Einkommens. Während in 80% der Arbeiterhaushalte mit einem monatlichen Nettoeinkommen von 500 DM und mehr sowie in 64% der vergleichbaren Angestellten- und Beamtenhaushalte die Hausfrau das gesamte oder zumindest den überwiegenden Teil des Einkommens erhielt, waren es in den Haushalten der Selbständigen nur 39%.³⁸ Mit steigendem Einkommen nahm die Zahl der »Zweikassen-Haushalte«, d.h. in denen der Mann eine eigene zweite Kasse führte, zu. Dabei zweigte der Ehemann meist nicht einen Teil für sich ab, sondern brachte das Geld, das am Monatsende übrig geblieben war, wie im Fall des Ehepaars G. auf das Sparkonto. Der Anteil solcher »Zweikassen-Haushalte« war, so betonte das Allensbacher Institut, in sämtlichen Berufen um so höher, je größer die Geldbeträge waren, die sich auf den Konten angesammelt hatten.³⁹

Eine erste, wenn auch äußerst grobe Differenzierung der Ausgaben bietet die Unterscheidung von »starrem« und »elastischem« Bedarf. Als »starr« wird jener Teil der Ausgaben definiert, der für die Lebenshaltung unumgänglich ist, wohingegen als »elastisch« der Teil gilt, der, je nach verfügbaren ausgabefähigen Einnahmen, über diesen Grundbedarf hinausgeht.⁴⁰ Da mit einer solchen Rechnung nicht zuletzt politische Argumentationen zu begründen waren, inwieweit nämlich die privaten Haushalte »aus dem Größten raus« seien, stritten sich folglich die verschiedenen Interessensgruppen um die exakte Trennlinie zwischen »starrem« und »elastischem« Bedarf, hing doch von ihr in entscheidendem Maß das Ergebnis der Untersuchung ab. So definierte das Statistische Bundesamt die Ausgaben für Nahrungsmittel, Wohnung, Heizung/Beleuchtung als »starrsten Bedarf« einerseits und die Ausgaben für Genußmittel, Hausrat, Kleidung, Körper- und Gesundheitspflege, Bildung/Unterhaltung, Verkehrsausgaben als »elastischen Bedarf« andererseits. Das Wirtschafts-

I. Verbrauch

wissenschaftliche Institut des Deutschen Gewerkschaftsbundes (WWI) dagegen zählte die Ausgaben für Körper- und Gesundheitspflege zum »starrten Bedarf«. ⁴¹

Obwohl die Einteilung des Gewerkschaftsinstituts der tatsächlichen Lebenssituation der Haushalte sicher mehr entsprach als die des Statistischen Bundesamtes, sind beide Berechnungsweisen unzureichend. Ausgabenbereiche wie Reinigung/Körper- und Gesundheitspflege oder Bildung/Unterhaltung sind viel zu heterogen, als daß sie sich eindeutig als »starr« oder »elastisch« definieren ließen. Selbst bei den Verkehrsausgaben könnte zu Recht eingewendet werden, daß die Kosten für Arbeitnehmer, zum Arbeitsplatz zu gelangen, durchaus nicht »elastisch« waren, sondern im Gegenteil für den Lebensunterhalt ausgesprochen »starr«. ⁴² In beiden Berechnungsmodi wird die Vielfalt der Aneignungsweisen von Konsumwaren kaum zur Kenntnis genommen. Was zum Beispiel die eine Familie für Kleidung ausgab, konnte durchaus das Nötigste darstellen, während der gleiche Geldbetrag von einer anderen Familie für teurere Kleidung ausgegeben werden konnte, weil sie die Stücke sorgfältig pflegte und häufiger flickte.

Trotz der offenkundigen Mängel beider Berechnungsweisen sollen beide Zahlenreihen vorgestellt werden, weil sie zumindest eine annähernde statistische Vorstellung von der Eingeschränktheit des Konsums in diesen Arbeitnehmerfamilien bis weit in die fünfziger Jahre hinein vermitteln. Über die Beurteilung der frühen fünfziger Jahre waren sich beide Institute einig: Die Ausgaben für den »starrten Bedarf« dominierten bei weitem das monatliche Ausgabenbudget. In der Berechnung des Statistischen Bundesamtes wendeten die Arbeitnehmerhaushalte 1950 62,3%, in der des WWI 66,6% ihrer Lebenshaltungskosten für die unmittelbar nötigen Ausgaben auf (Tabellen 6 und 7). Diese Dominanz des »starrten Bedarfs« hielt sich selbst in der eher optimistischen Berechnungsweise des Statistischen Bundesamtes bis zum Ende der fünfziger Jahre. Erstmals 1957 gaben die Haushalte mit 50,2% etwas mehr für den »elastischen Bedarf« als für den »starrten« aus, und noch 1960 standen sich 49,1% für den »starrten Bedarf« und 50,9% für den »elastischen« fast paritätisch gegenüber (Tabelle 6).

In der Berechnungsweise des WWI beherrschte der »starre Bedarf« das Budget dieser Arbeitnehmerhaushalte bis zum Beginn der sechziger Jahre, noch 1960 lag er bei über 54% (Tabelle 7). In der Tat scheinen die Berechnungen des Statistischen Bundesamtes zu optimistisch gewesen zu sein, da auch Klaus Hesse, der den Mindestkonsum eines »4-Personen-Arbeitnehmerhaushaltes« noch feiner bestimmt hat, indem er Nahrungsmittel, Bekleidung, Schuhe, Wohnungsmieten, Heizung/Beleuchtung, fremde Verkehrsleistungen und Güter für die Körper- und Gesundheitspflege darunter faßte, zu ähnlichen Ergebnissen kam wie das WWI: Der

Anteil der Ausgaben für den Mindestkonsum an den gesamten Verbrauchsausgaben betrug nach Hesse 1950 81,7%, 1955 66,3% und lag 1960 immer noch bei 57,5%. Erst 1970 sank der Anteil des Mindestkonsums unter die 50%-Grenze.⁴³

Unter den Lebenshaltungskosten der »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte« nahmen die Ausgaben für die Nahrungsmittel die beherrschende Stellung ein. 132,54 DM gaben diese Familien 1950 jeden Monat für Nahrungsmittel aus, das entsprach 46,4% der gesamten Lebenshaltungskosten. 1960 waren die Ausgaben auf 192,75 DM gestiegen, und mit 36,2% nahmen sie immer noch den größten Teil des Haushaltsbudgets in Anspruch (Tabellen 3 und 4).⁴⁴ Diese Dominanz der Nahrungsmittel im alltäglichen Haushaltsbudget der frühen fünfziger Jahre, wie wir sie bei der Kieler Familie Z. sehen konnten, belegt die Eingeschränktheit der Lebensführung dieser Familien. Aber ihr Anteil an den gesamten Lebenshaltungskosten ist im Laufe dieses Zeitraums deutlich geringer geworden. Der relative Rückgang war Anfang der fünfziger Jahre stärker und schwächte sich gegen Ende des Jahrzehnts ab. Der Anteil, den die Ausgaben für Nahrungsmittel 1957 beanspruchten, entsprach schon fast dem Wert von 1960 (Tabellen 3 und 4).⁴⁵

Die Ausgaben für Genußmittel, also für Bohnenkaffee, Tee, Wein, Bier, Spirituosen und Tabak stiegen hingegen in den fünfziger Jahren absolut wie relativ mehr und mehr an. 1950 erreichten sie einen Anteil von 5,8% der Lebenshaltungskosten, 1960 lagen sie bei 9,5% (Tabelle 3 und 4). Dabei verschoben sich die Präferenzen: Zu Beginn des Jahrzehnts hielten die Ausgaben für Tabak den größten Anteil, wobei die Ausgaben für Zigaretten und losen Tabak auf gleicher Höhe lagen, während ab 1954 das meiste Geld für alkoholische Getränke ausgegeben wurde. An erster Stelle stand das Bier, aber auch die Ausgaben für Spirituosen nahmen im Laufe der fünfziger Jahre deutlich zu (Tabellen 1 und 2).⁴⁶

An der zweiten Stelle der Lebenshaltungskosten standen die Ausgaben für die Kleidung. Sie verdoppelten sich in absoluten Zahlen bis 1960 auf knapp 82 DM monatlich, wohingegen ihr Anteil an den gesamten Lebenshaltungskosten nur von 13,6% auf 15,4% stieg (Tabellen 3 und 4). Bei genauerer Betrachtung stechen jedoch die Jahre 1951 bis 1953 und 1955/56 hervor, in denen die Kleidungs Ausgaben mit zweistelligen Zuwachsraten zunahmen. Ging es in den frühen fünfziger Jahren vornehmlich darum, den Nachholbedarf aus den Kriegs- und Nachkriegszeiten zu decken und improvisierte Kleidungsstücke wie den legendären, aus einer Soldatenuniform gewendeten Mantel, oder ausgediente Schuhe zu ersetzen, belegen die später steigenden Ausgaben für die Oberbekleidung, insbesondere für Frauen, daß nunmehr Anschaffungen über das notwendige Mindestmaß hinaus möglich geworden waren.⁴⁷ Allerdings blieb es bei den Margen, die den Haushalten zur Verfügung standen, immer noch

schwer genug, sich teurere Kleidungsstücke wie Mäntel, Kostüme oder einen Anzug leisten zu können. 1953 mußte das Kieler Ehepaar Z. zum Beispiel noch einen Kredit aufnehmen, um für sich jeweils einen Wintermantel zu erwerben, erst 1957 kaufte sich Frau Z. ein Kostüm und einen Hut. Dementsprechend waren in den fünfziger Jahren sogenannte »Kombinationen« aus Rock und Bluse, aus Hose und Sakko recht beliebt, und erst später stieg das Angebot an Kleidern, Kostümen und Anzügen.⁴⁸

Die Ausgaben für die Wohnung⁴⁹ stiegen in den »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalten« absolut an, ihr relativer Wert hielt sich jedoch recht konstant bei rund 9%.⁵⁰ Ebenfalls stabil – auf das Jahrzehnt gesehen – blieb der Anteil der Energiekosten. Darunter nahmen allerdings Mitte der fünfziger Jahre die Ausgaben für Kohle noch einmal zu. Da Kohle in der Energieversorgung einen wichtigen Stellenwert einnahm – 1952 machten die Ausgaben für Kohlen rund die Hälfte der Energiekosten der Arbeitnehmerhaushalte aus –,⁵¹ war diese Ausgabenerhöhung für das Familienbudget nicht unerheblich. Aufgrund der steigenden Zahl von Elektroherden und elektrischen Geräten in der Wohnung stiegen erwartungsgemäß die Ausgaben für elektrischen Strom kontinuierlich an, 1960 umfaßten sie mehr als ein Drittel sämtlicher Energiekosten (Tabelle 1 und 2).

Für den Hausrat nahmen die Ausgaben überdurchschnittlich zu. 1960 betragen sie mehr als das Dreifache als zu Beginn des Jahrzehnts und besaßen damit eine höhere Zuwachsrate als die Einkommen insgesamt. Zwischen 1950 und 1954 waren es in erster Linie die Anschaffungen von Möbeln und Einrichtungsgegenständen, die für hohe Zuwachsraten sorgten, also der Nachholbedarf an Haushaltsgegenständen, die durch den Krieg zerstört oder verloren gegangen waren und jetzt erst einmal wiederbeschafft werden mußten. Neben den Ausgaben für Haus-, Küchen- und Gartengeräte, Gardinen und Teppiche erschien in den Haushaltsbüchern jetzt allerdings ein neuer Posten, der in den fünfziger Jahren zunehmend an Gewicht gewinnen sollte: die elektrotechnischen Geräte.⁵² Diese Ausgaben verdreifachten sich bis 1955; 1960 standen sie innerhalb des gesamten Bereichs »Hausrat« an zweiter Stelle, obwohl die Ausgaben für Möbel aufgrund ihrer höheren Anschaffungskosten weiterhin den beachtlichsten Teil ausfüllten (Tabellen 3 und 4).⁵³

Innerhalb der Ausgaben für die Körper- und Gesundheitspflege zahlten die Arbeitnehmerhaushalte über ein Drittel für die Reinigung ihrer Kleidung und ihrer Wohnung. Dabei stiegen die sogenannten Putz- und Waschlöhne stärker als die Ausgaben für Waschmittel, was darauf zurückgeführt werden kann, daß die Wäsche zunehmend in Wäschereien und Reinigungen gebracht wurde. Das war keineswegs ein Ausdruck von Luxus, bedurften doch die neuen Kunst-Textilien der Reinigung und ein großer Washtag – Waschmaschinen begannen ja gerade erst Einzug in die Wohnungen zu halten – bedeutete für die Frauen, die berufstätig wa-

ren, eine ungemein hohe Belastung, so daß eher im Arbeitsdruck die Ursache dafür zu suchen ist, die Wäsche außer Haus zu geben.⁵⁴ An zweiter Stelle standen die Ausgaben für die Körperpflege (d.h. sowohl Dienstleistungen als auch Waren wie Cremes, Seifen, Shampoos, Rasierwässer, Mundpulver etc.), wobei ein deutlicher Anstieg 1959/60 zu beobachten ist (Tabelle 1). Nicht zufällig – so ermittelten Studenten der Universität Hamburg – rangierten Artikel der Körperpflege sowie Waschmittel im Anzeigenvolumen der Rundfunkzeitschrift HÖR ZU Ende der fünfziger Jahre an erster Stelle. In der Werbung des Nordwestdeutschen Rundfunks lagen zur selben Zeit nach Spirituosen, Kaffee und Sekt die Waschmittel, Rasierwässer, Parfüms und Zahnpastas an zweiter Stelle, wohingegen im Fernsehen in der zweiten Jahreshälfte 1959 wiederum die Werbung für Kosmetik und Körperpflege im Vordergrund stand.⁵⁵

Der Ausgabenkategorie »Bildung/Unterhaltung« ordneten die Statistiker so unterschiedliche Bereiche zu wie Schule, Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Kirche, Ferien, Sport, Theater, Konzerte, Kino, Mitgliedsbeiträge zu Berufsverbänden und Vereinen oder die Gebühren für Post, Telefon, Rundfunk und Fernsehen.⁵⁶ Daher sind Differenzierungen ebenso nötig wie schwierig. Die Ausgaben für Schulbücher und -bedarf zum Beispiel haben in den fünfziger Jahren ebenso zugenommen wie die für »weitere Ausbildung«. Ähnliches gilt für den Bereich »Sonstiges für Bildung«. Hier verdreifachten sich die Ausgaben von gut 4 DM 1952 auf knapp 13 DM 1963 (in jeweiligen Preisen). Das könnte, wie wir bei Herrn Z. gesehen haben, der 1958 einen Meister-Lehrgang begann, durchaus auf eine zunehmende Relevanz beruflicher Weiterbildung verweisen, um mit zunehmender Qualifizierung im Betrieb bessere Verdienstmöglichkeiten und Statuschancen zu bekommen. Allerdings bleiben die Kategorien, unter denen die jeweiligen konkreten Ausgaben subsumiert wurden, zu vage, um dies eindeutig zu beantworten (Tabelle 1 und 2).⁵⁷

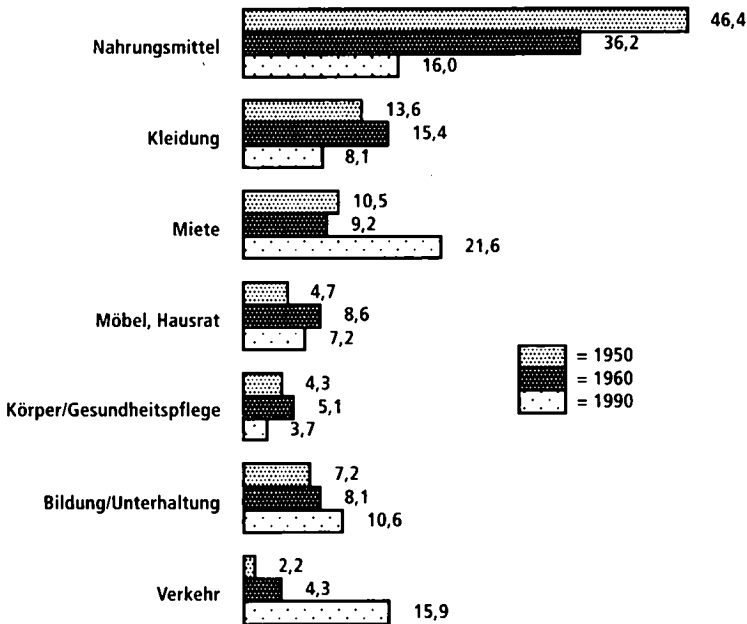
Für Bücher, Zeitschriften und Zeitungen gaben die Arbeitnehmerhaushalte im Laufe der fünfziger Jahre zwischen 4 DM und 8 DM monatlich aus. Auch hier lassen die Zahlen keine Differenzierung zwischen Büchern und Zeitungen/Zeitschriften zu. Erst ab 1961 unterschied das Statistische Bundesamt zwischen beiden Gruppen. Deshalb mag, um die Relationen zumindest ungefähr abschätzen zu können, der Zahlenwert von 1963 interessant sein, dem zufolge ein »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt«, in jeweiligen Preisen gerechnet, 2,99 DM monatlich für Bücher und 5,58 DM für Zeitungen und Zeitschriften ausgab.

Theater und Konzerte wurden bei den monatlichen Ausgaben in den fünfziger Jahren nur am Rande bedacht, wohingegen das Kino weitaus beliebter war: 1952 lagen die Kinoausgaben bei 2,30 DM im Monat und stiegen bis 1957 auf 3,47 DM (in jeweiligen Preisen). Danach allerdings

I. Verbrauch

nahmen sie wieder laufend ab. Die Zahl der Haushalte mit Rundfunk- und vor allem Fernsehgebühren indessen vermehrte sich seit 1958 mit zweistelligen Zuwachsraten (Tabellen 1 und 2). Ganz deutlich ist also 1957/58 als ein Wendepunkt zu betrachten, an dem das Kino seine Anziehungskraft zugunsten des privaten Fernsehens verlor. Die Zahl der Kinobesuche, die 1956 den Höchststand von 818 Millionen erreicht hatte, ging danach rapide zurück, 1962 hatte sich die Zahl mit 443 Millionen Besuchen nahezu halbiert.⁵⁸ 1957 entschlossen sich daher die Kinounternehmer zu einer großen Werbeaktion u.a. mit dem Plakat »Mach Dir ein paar schöne Stunden, geh ins Kino«, das der »Spiegel« mit den trockenen Worten kommentierte, daß zur selben Zeit das Deutsche Fernsehen seinen einmillionsten Zuschauer feiern würde und »in den Vorweihnachtswochen der Fernsehgeräte-Absatz einen Pegel (erreichte), der selbst optimistische Erwartungen übertraf.«⁵⁹ In der Tat war das »Kinosterben« durch Plakate nicht aufzuhalten. Von den rund 7.000 Kinos des Jahres 1958 blieben 1964 nur noch ca. 5.500 übrig. Das »Pantoffel-Kino« hatte unwiederbringlich den Sieg errungen.⁶⁰

Anteile der monatlichen Ausgaben eines 4-Personen-Arbeitnehmerhaushaltes mit mittlerem Einkommen in %



Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen), Reihe 13

»Nichts widerspricht den Absichten der Massenproduktion schroffer als eine Konsumsituation, in der ein und dasselbe Exemplar einer Ware (...) von mehreren oder gar zahlreichen Konsumenten zugleich genossen wird,« analysierte Günther Anders den Unterschied zwischen Kino und Fernsehen. » (...) Worum es ihnen (den Massenproduzenten) geht, ist nicht die massierte Masse als solche, sondern die in eine möglichst große Anzahl von Käufern aufgebrochene Masse; nicht die Chance, daß alle dasselbe konsumieren, sondern daß jedermann auf Grund gleichen Bedarfs (für dessen Produktion man gleichzeitig zu sorgen hat) das gleiche kauft.«⁶¹ Allerdings beleuchtet Anders' Analyse nur die Intention der Produzenten. Auf der Konsumentenseite mag es durchaus der Wunsch nach Privatheit gewesen sein, der die bewegten Bilder ins eigene Wohnzimmer holte. Dieser Zusammenhang zwischen dem Bedürfnis nach Unterhaltung, dem Hauptmotiv für die Anschaffung eines Fernsehers, und der Häuslichkeit trat in den Umfragen der fünfziger Jahre immer wieder zutage. Das Fernsehen sollte den Feierabend und das Wochenende verschönern, die man vor allem zu Hause verbringen wollte.⁶²

Die Zurückgezogenheit auf das eigene Heim besaß ihren Gegenpol in einer erhöhten Freizeitmobilität, obwohl beide sich auf die Privatheit als Bezugssystem bezogen. Auffallend sind die gestiegenen Mittel, die die »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte« besonders zu Beginn der sechziger Jahre in ihren Urlaub investierten. 1952 gaben sie nur 0,6% der gesamten Lebenshaltungskosten für den Urlaub aus. Bis 1958 erreichten die Ferrienausgaben einen Anteil von 1,5%, stiegen allein von 1961 auf 1962 um 43% und hielten damit einen Anteil von 2% der Lebenshaltungskosten (Tabellen 1 und 2). Damit konnten diese Familien noch keineswegs ins Ausland fahren, sondern leisteten sich einen Campingurlaub oder wohnten in einer billigen Pension zum Beispiel im Schwarzwald. Eine Reise nach Italien oder Spanien blieb für viele weiterhin ein Traum. Aber der signifikante Anstieg Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre, in denen es sich schon mehr Familien erlauben konnten, den Urlaub nicht mehr zu Hause, sondern auswärts zu verbringen, ist unverkennbar.

Ein weiteres Beispiel für diesen spezifischen Kurvenverlauf zum Ende des Jahrzehnts stellen die Ausgaben für Verkehr dar. Nachdem ihr Anteil bis 1956 bei gut 2% der Lebenshaltungskosten gelegen und sich bis 1959 weiter erhöht hatte, fand ein charakteristischer Sprung 1959/60 statt: Fast um die Hälfte mehr als im Jahr zuvor gaben die Arbeitnehmerhaushalte 1960 für Verkehr aus. Entscheidend dafür waren die überproportional gestiegenen Ausgaben für private Verkehrsmittel. Obwohl die Statistik sämtliche privaten Fahrzeuge zusammenfaßte, so daß heute nicht mehr nach Fahrrad, Motorrad, Moped oder Auto unterschieden werden kann, läßt der drastische statistische Zuwachs der Ausgaben Ende der fünfziger Jahre mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, daß hier

I. Verbrauch

die ersten Autokäufe zu Buche schlugen. Die Proportion zwischen den Ausgaben für öffentliche und für private Verkehrsmittel, das 1952 noch 74:26 betragen hatte, kehrte sich 1958 in 47:53 um. 1960 schließlich hatte sich das Verhältnis zwischen den Ausgaben für öffentliche und private Verkehrsmittel nach einem knappen Jahrzehnt eindeutig zugunsten der letzteren verändert – ein Prioritätenwechsel, der von nun an nicht mehr erschüttert wurde (Tabellen 1-4).⁶³

Resümiert man die Entwicklung der Ausgaben dieser »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte«, so relativiert sich zumindest einer der bekanntesten Topoi über den Konsum in den fünfziger Jahren: die »Verbrauchswellen«. Scheinbar unumstößlich hat sich in der Vorstellung über die Zeit von der Währungsreform bis zu Beginn der sechziger Jahre das Bild jener sukzessiven Konsumwellen festgesetzt, deren erste, die »Freßwelle«, ohne Zögern genannt wird, während über die nachfolgenden selbst unter den Zeitgenossen kein Einvernehmen bestand. In einer Dissertation aus dem Jahr 1962 liest sich die Wellenbewegung so: »Es sind so zu unterscheiden die ›Freßwelle‹, die ›Bekleidungswelle‹, die ›Einrichtungswelle‹ und die ›Reise- oder Erholungswelle‹,« wobei die »Freßwelle« von 1950 bis 1959 gedauert habe, während die »Bekleidungswelle« schon während der »Freßwelle« herangerollt sei und sich von 1949 bis 1953 erstreckt habe. Die »Einrichtungs-, Reise- und Erholungswellen« hielten zum Zeitpunkt der Verfassung der Dissertation noch an.⁶⁴ Für einen anderen Autor war die »Freßwelle« verhältnismäßig schnell abgeklungen, stattdessen habe 1950 die »Bekleidungswelle« eingesetzt, die ihren Höhepunkt 1952/53 erreicht habe.⁶⁵ Unlängst schrieb Wolfgang Zapf, daß »die Westdeutschen bessere Lebensmittel, Bekleidung, Wohnungen, Autos (...) geradezu wellenförmig« konsumiert hätten.⁶⁶ Und noch jüngst bei Abelshauser tauchen die »Konsumwellen« wieder auf.⁶⁷

Vielleicht war die Spannung zwischen den Hungerjahren nach dem Krieg und dem Erleben der Prosperität zu groß, als daß die Zeitgenossen der Versuchung hätten widerstehen können, die Konsumententwicklung in Westdeutschland der fünfziger Jahre »auf den Begriff« zu bringen. Sehr viel vorsichtiger und gründlicher haben Autorinnen und Autoren des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung in München das Konsumverhalten in der Bundesrepublik Deutschland seit den fünfziger Jahren interpretiert.⁶⁸ Auf der Grundlage der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung differenzierten sie den privaten Verbrauch von 1950 bis 1975 in sieben Phasen, wobei die erste die gesamten fünfziger Jahre bis 1961 und ausschließlich Nahrungs- und Genußmittel umfaßt. Anschließend, in der zweiten Phase von 1962 bis 1965, standen Verkehr und Nachrichtenübermittlung im Vordergrund.⁶⁹ Statt kurzfristiger »Wellen« dominierten demnach die Ausgaben für Nahrungs- und Genußmittel die gesamten fünfziger Jahre hindurch.

Die Wellenmetapher, die für die fünfziger Jahre eine Vielzahl von Konsumwellen entwirft, bezieht ihre Kraft vermutlich weniger aus der ökonomischen Realität als aus den konkreten Erfahrungen im Nachkriegsdeutschland, nämlich dem Gefühl, sich nach den Mangeljahren nun endlich wieder etwas leisten zu können. So resümierte Renate Wald in ihrer Untersuchung über Erfahrungen jugendlicher Arbeiterinnen: »In ihren Wünschen (von jungen Arbeiterinnen, m.w.) scheint sich eine Entwicklung zu spiegeln, wie sie nach der Währungsreform für die aus der Armut der Nachkriegsjahre kommende Bevölkerung allgemein charakteristisch war. Sie geht zunächst in eine ›Eßwelle‹ hinein, darauf in eine ›Textilwelle‹; schließlich stehen die ›Einrichtungswelle‹, die ›Vergnügungswelle‹ und die ›Urlaubswelle‹ miteinander in Konkurrenz.«⁷⁰ In den einzelnen Haushalten gab es durchaus eine Skala der Wertigkeit, wann welche Konsumgüter angeschafft werden konnten, da das beschränkte Einkommen zu einer solchen Planung zwang. Der Kauf bestimmter Konsumgüter wie des Kühlschranks oder der Waschmaschine erschien in den Interviews immer wieder als eine Zäsur, deren Datum ohne längere Überlegung genannt werden konnte. Und auch in den Wirtschaftsrechnungen der Arbeitnehmerhaushalte sind statistisch signifikante Zunahmen für einzelne Bereiche wie zum Beispiel die Ausgaben für Bekleidung zu beobachten.

Viel einschneidender jedoch als vorangegangene »Wellen« sticht die Zäsur Ende der fünfziger Jahre hervor. Die Lebensverhältnisse der vom Statistischen Bundesamt ausgewählten »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte« waren in den fünfziger Jahren lange Zeit viel karger und enger als es die Topoi von der »Konsumgesellschaft«, des »Wirtschaftswunders« oder der »Verbrauchswellen« suggerieren. Bis weit in das Jahrzehnt hinein blieb das tägliche Budget jener vierköpfigen Arbeitnehmerhaushalte mit mittlerem Einkommen bescheiden. Die Ausgaben für Nahrungsmittel nahmen nach wie vor die beherrschende Stellung innerhalb der Lebenshaltungskosten ein. Beim zweitgrößten Posten des Haushaltsbudgets, den Ausgaben für die Kleidung, bestimmte in den frühen fünfziger Jahren der Nachholbedarf ebenso den Konsum wie bei den Ausgaben für den Hausrat, die sich in den Jahren 1950 bis 1954 fast ausschließlich auf Möbel und Einrichtungsgegenstände konzentrierten. Legt man den Wirtschaftsrechnungen jene grobe Teilung in »starren« und »elastischen Bedarf« zugrunde, so dominierte bis zum Ende der fünfziger Jahre – selbst in der eher optimistischen Berechnungsweise des Statistischen Bundesamtes – der »starre Bedarf« die Budgets dieser Arbeitnehmerhaushalte.

1962 warnte das Wirtschaftswissenschaftliche Institut des DGB daher davor, der begrifflichen Suggestion von den Verbrauchswellen aufzusitzen: »Was man in Westdeutschland im letzten Jahrzehnt unter den Schlagworten der verschiedenen Verbraucherverhalten als Ernährungs-,

I. Verbrauch

Bekleidungs-, Hausrat- und Reisewelle bezeichnet hat, war der Ausdruck eines sukzessiv gedeckten Nachholbedarfes einer durch die Zerstörungen des Krieges verarmten und in ihrem Gefüge veränderten Gesellschaft.«⁷¹ Und auch das Statistische Bundesamt selbst verwies auf diesen Nachholbedarf:

»Bei der Beurteilung der relativ starken Steigerungsraten bei den betreffenden Gruppen sollte jedoch nicht aus dem Auge verloren werden, daß das Ausgangsniveau 1950, nur 1 1/2 Jahre nach der Währungsreform teilweise mehr als bescheiden war. Dementsprechend sind auch die jetzigen Ausgabenbeträge, die nach Befriedigung der Grundbedürfnisse noch für andere Zwecke zur Verfügung stehen, für die Versorgung eines Haushaltes mit 4 Personen nicht übermäßig hoch. Vielleicht ist der relativ kleine Anteil der frei verfügbaren Mittel auch mit der Grund, daß die in der Gesamtwirtschaft beobachteten »Verbrauchswellen« über die Ansätze geringeren Umfanges bei den hier untersuchten Haushalten nicht hinausgekommen sind.«⁷²

Während die Ausgabenentwicklung bis weit in die fünfziger Jahre hinein eher bescheiden zu nennen ist, fällt für eine Reihe signifikanter Ausgabenbereiche ein rapider Aufwärtstrend Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre unübersehbar auf. Die Wendemarke 1957/58 in der Beliebtheit der Kinos, die merkliche Zunahme beim Kauf elektrischer Geräte oder der deutliche Anstieg 1959/60 bei den Ausgaben für die Körperpflege gehören ebenso dazu wie die spürbar und rasch wachsenden Bereiche Urlaub und Verkehr seit dem Ende der fünfziger Jahre. Am deutlichsten läßt sich diese Zäsur beim Besitz langlebiger Konsumgüter beobachten. Die weitaus meisten Haushalte in der Bundesrepublik kauften Kühlschränke, Fernsehgeräte oder elektrische Küchenmaschinen ab 1958.⁷³ All diese Entwicklungen, die, wie wir sehen werden, einhergehen mit einer spezifischen Veränderung der Konsumpraxis, signalisieren das »Ende der Bescheidenheit« und markieren einen Wendepunkt, der zwei Phasen des Konsums in der Nachkriegszeit voneinander trennte. Kam es in den frühen fünfziger Jahren diesen Haushalten vor allem darauf an, mit einem hohen Anteil der Nahrungsmittel an den Lebenshaltungskosten den Grundbedarf der Familie zu decken, und all das an Hausrat und Kleidung, was durch den Krieg beschädigt worden oder verloren gegangen war, zu ersetzen, wurde es mit den steigenden Einkommen ab Ende der fünfziger Jahre möglich, über diesen Grundbedarf hinaus jetzt neue, zusätzliche Konsumartikel zu kaufen, d.h. sich ein Stück Wohlstand leisten zu können.

Diese Diskontinuität des Konsums Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre zieht die These Werner Abelshausers in Zweifel, daß jene »in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Grundentwicklung eng zusammenhängenden anderthalb Jahrzehnte vom Anfang der fünfziger Jahre bis zur Mitte der sechziger Jahre« eine kohärente Phase, eben jene »Langen Fünfziger Jahren« bildeten.⁷⁴ Entgegen dem Szenario von einer allmählichen Teilhabe aller Bevölkerungsschichten am Massenkonsum, des-

sen Trend zur »sozialen Nivellierung« geführt habe,⁷⁵ weist die Konsumentwicklung der Arbeitnehmerhaushalte zwischen 1949 und 1963 Brechungen auf, die eine solche universelle Annahme unterlaufen.⁷⁶ Die Zäsur am Schluß des Jahrzehnts legt eine andere Chronologie nahe, die jene Jahre der Bescheidenheit in den frühen fünfziger Jahren, in denen noch »geknappst« und der Pfennig umgedreht werden mußten, von einer neuen Form des Konsum, von der »Konsumgesellschaft« trennte, die Ende der fünfziger, Anfang der sechziger damit begann, die Warenwelt in einem Ausmaß zu entdecken, die vordem kaum zu ahnen gewesen war. Nicht kontinuierliche Wohlstandsentwicklung oder eine lange Phase bis in die sechziger Jahre hinein kennzeichnen den Konsum dieser Arbeitnehmerhaushalte, sondern eine deutlich zu erkennende Diskontinuität, zwei voneinander unterschiedene Phasen des Konsums.

4. Kapitel

„Bei uns war Karo einfach...“

Nahrungsmittelkonsum 1950 bis 1963

Der Wirtschaftshistoriker Harald Winkel präsentierte vor nicht langer Zeit das gängige Bild der »Freßwelle« in den fünfziger Jahren:

»Die ausgehungerten Deutschen begannen zunächst einmal zu essen. Dieses Essen war ein quantitatives Problem der Nahrungsaufnahme. Verharrend in überkommenen, traditionellen Eßgewohnheiten, konnte man sich endlich wieder an all jenen Gütern sattessen, die man noch aus der Vorkriegszeit kannte, von denen man jahrelang mit knurrendem Magen geträumt hatte. Essen wird geradezu zum Statussymbol und mit ihm die Konsequenz, die starke Figur. Der Dicke gilt in den 50er Jahren nicht als bedauernswertes Opfer einer ungezügelten Leidenschaft, sondern als Mann, der sich auch nach außen hin sichtbar etwas leisten kann. (...) Freilich darf man im Bundesbürger jener Jahre keinen Feinschmecker, sondern allenfalls einen Vielfraß sehen. Gewiß, der Kartoffelverbrauch ging zurück, doch nicht die Verfeinerung des Genusses war allgemein akzeptiertes Ziel der Verbraucher, als vielmehr der Verzehr möglichst großer Mengen sättigender Speisen. Konsumiert wurden in erster Linie fettes Fleisch, Suppen und viele jener alten, kalorienreichen Gerichte, wie sie die deutsche Vorkriegsküche kannte. Viel zu essen galt eben nach Hungerödemen und Krankheiten als gesund, auch wenn die Kost noch so einfach und abwechslungslos war.«¹

Im Bild des Westdeutschen als Vielfraß, der nicht die feinen, sondern die fetten Speisen, und diese in möglichst großen Mengen, begehrt, lebt eine Vorstellung wieder auf, die dem Mangel nur die Völlerei, dem Hunger nur das Fressen gegenüberzustellen weiß, in der die Differenziertheit selbst des kärglichen Essens kaum wahrgenommen wird. Der Topos von der »Freßwelle« verschweigt ja nicht nur die nach wie vor angespannte finanzielle Situation vieler Familien in den fünfziger Jahren, die es keineswegs erlaubte, all die Herrlichkeiten zu kaufen, die in den Schaufenstern auslagen. Er verleitet auch zur Vorstellung, daß die Befriedigung in den ersten Nachkriegsjahren in der Menge, im »In-Sich-Hineinstopfen« gelegen habe, und weniger im Genuß lang entbehrter Nahrungsmittel, im wieder erfahrbaren Geschmack bestimmter Speisen.

Schon ein erster grober Blick auf die Entwicklung des durchschnittlichen Kalorienverbrauchs läßt eher Skepsis gegenüber der Annahme angebracht erscheinen, daß das fette und reichliche Essen die Realität der fünfziger Jahre gewesen sei. In der Tat nahm unmittelbar nach der Währungsreform die tägliche Kalorienzahl, die pro Kopf der westdeutschen Bevölkerung verbraucht wurde, von 2.605 1948/49 auf 2.873 1950/51 zu, und der Reinfettverbrauch verdoppelte sich nahezu von 53

g täglich 1948/49 auf 102,4 g 1950/51. Bis 1954/55 stieg der tägliche Pro-Kopf-Verbrauch auf 3.002 Kalorien an und sank anschließend wieder auf 2.983 Kalorien 1960/61.² Allerdings zeigen sich bereits erste Besonderheiten: Der Reinfettverbrauch, der zwischen 1948 und 1951 so deutlich zugenommen hatte, wuchs innerhalb der nächsten zehn Jahre nur noch um ein Viertel. Während der Eiweißgehalt der täglichen Nahrung in den fünfziger Jahren relativ stabil blieb, erhöhte sich der Anteil des Eiweißes tierischer Herkunft signifikant von 48,1% 1950/51 auf 60,1% 1960/61. Hingegen nahm der durchschnittliche Anteil von Kohlehydraten im Laufe der fünfziger Jahre ab.³

So eindeutig, wie es der Begriff des Vielfraßes nahelegt, war der Nahrungsmittelverbrauch offenkundig nicht. Zwar wurde unmittelbar nach der Währungsreform reichlich Fett gegessen, aber die Zunahme des tierischen Eiweißes sowie die Abnahme der Kohlehydrate in der täglichen Nahrung verweisen auf differenzierte Veränderungen im täglichen Essen. Vergleicht man die Wirtschaftsrechnungen der »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte« des Jahres 1950 (Tabelle 9) mit solchen, die vierköpfige Arbeiterhaushalte 1937 angefertigt haben (Tabelle 8),⁴ setzt also Vor- und Nachkriegszeit gegeneinander, so fallen bezeichnende Unterschiede auf: Wurden Milch, Butter, Käse oder frisches Gemüse 1950 in etwa der gleichen Menge wie 1937 konsumiert, machte der Verbrauch von Rind- und Schweinefleisch jedoch Anfang der fünfziger Jahre mengenmäßig nur die Hälfte von 1937 aus und erreichte auch in den folgenden Jahren nicht mehr die hohen Werte der Vorkriegszeit. Der Konsum an Roggenbrot und Kartoffeln lag schon zu Beginn der fünfziger Jahre niedriger als 1937, hingegen wurde bereits 1950 deutlich mehr Weißbrot, frisches Obst, Südfrüchte und Zucker konsumiert als in der Vorkriegszeit. So stellte zwar die Währungsreform nach der Zeit der Rationierung, des Hungers, der Einschränkungen und Improvisation wieder ein Stück »Normalität« her, indem jetzt all die seit Jahren entbehrten Nahrungsmittel zu kaufen waren. Aber, so zeigt dieser skizzenhafte Vergleich der Wirtschaftsrechnungen von 1937 und 1950, eine Rückkehr zur »Normalität« der Vorkriegszeit, ein nahtloses Wiederanknüpfen an den Nahrungsmittelverbrauch der dreißiger Jahre, war der Konsum bereits in den frühen fünfziger Jahren keineswegs.

In den folgenden Jahren nahmen die Verbrauchsentwicklungen einen spezifischen, von der Vorkriegszeit durchaus unterschiedenen Verlauf. Erwartungsgemäß waren Ersatzstoffe aus der »schlechten Zeit« wie Kunsthonig und Kaffee-Ersatz 1963 fast gänzlich vom täglichen Speisezettel der »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte« verschwunden. Mehl wurde Anfang der sechziger Jahre nur noch halb so viel verbraucht wie 1950, ebenso nahm die Menge von Grieß, Nudeln und Hülsenfrüchten ab. Dagegen hatte sich der Verbrauch von Backwaren, Gemüsekonser-

I. Verbrauch

ven, Honig, Süßigkeiten, Quark und Tee 1963 gegenüber 1950 verdoppelt. Südfrüchte, Schinken und Schokolade wurden viermal so viel, Obstkonserven, Käse und Bier sechsmal so viel, Geflügel und Bohnenkaffee sogar siebenfach mehr konsumiert als zu Beginn der fünfziger Jahre (Tabellen 9 und 10). Es waren also nicht die sättigenden Nahrungsmittel, nicht Kartoffeln und Roggenbrot, von denen die Westdeutschen in den fünfziger Jahren mehr aßen, sondern im Gegenteil die »feineren« Nahrungsmittel wie Schinken, Geflügel oder Südfrüchte, Schokolade und Bohnenkaffee. Wenn denn in einem ersten Überblick ein allgemeiner Trend des Verbrauchs von Nahrungsmitteln in den fünfziger Jahren festzustellen ist, dann nicht der zum fetteren und reichlicheren als vielmehr zum »feineren« Essen.

Eine solche allgemeine Feststellung vermag jedoch nicht die differenzierte tägliche Praxis zu erfassen, die unterschiedlichen Verbrauchsentwicklungen einzelner Nahrungsmittel. Eine ausführliche Darstellung sämtlicher statistisch erfaßter Nahrungsmittel würde dieses Kapitel weit überdehnen und die Leser mit Sicherheit ermüden. Daher sollen die folgenden exemplarischen Feinanalysen die jeweils spezifischen Veränderungen im täglichen Essen aufzeigen, die nicht monokausal auf eine Ursache, auf ein Motiv zurückzuführen sind. Im Gegenteil nahm eine Vielzahl von Kräften, Faktoren, Bedeutungen auf das tägliche Essen in den fünfziger Jahren Einfluß, die in allgemeinen Trendanalysen allzu leicht aus dem Blick zu geraten drohen und erst in solch filigranen Untersuchungen sichtbar werden.

4.1. Brot und Kuchen

Noch um die Jahrhundertwende betrug der Verbrauch von Roggenbrot und Roggenmehl pro Kopf im Deutschen Reich über 70 kg im Jahr.⁵ 1950 kauften die »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte« jeweils über 23 kg Roggen-, Misch- und Schwarzbrot im Monat, 1963 waren es weniger als 15 kg. Dagegen nahm die Weißbrotmenge, die monatlich verzehrt wurde, spürbar zu (Tabelle 9). Die fünfziger Jahre ordnen sich damit auf den ersten Blick in eine Entwicklung ein, die Hans-Jürgen Teuteberg seit Mitte des 19. Jahrhunderts beobachtete: »Die Deutschen wurden aus vorwiegend Roggenbrotessern zu Weizenbrotliebhabern. Diese Abwendung von den dunkleren Brotsorten ist bei allen europäischen Industriestaaten erkennbar.«⁶ Zwar macht Teuteberg zu recht darauf aufmerksam, daß das weiße Mehl als feiner und anspruchsvoller galt, aber es ist deshalb nicht ausgemacht, daß Arbeiterhaushalte nur darauf bedacht gewesen seien, »bei steigendem Lebensstandard diesen Prestigekonsum nachzuahmen«.⁷

In der Tat blieben die Arbeiterhaushalte in den fünfziger Jahren wei-

terhin »vorwiegend Roggenbrotesser«: 1963 standen den knapp 15 kg Roggen- und Mischbrot, die monatlich auf den Tisch kamen, nur 4,5 kg Weißbrot im Monat gegenüber (Tabelle 9). Noch 1966/67 wurde laut einer Befragung städtischer und ländlicher privater Haushalte in der Bundesrepublik zumeist Graubrot gegessen, in knapp jedem fünften Haushalt aß man am häufigsten Schwarzbrot und nur in 3% aller Haushalte wurde vorwiegend Weißbrot verzehrt.⁸ Das Roggenbrot galt in der Tradition »gesunder Volksernährung« auch in den fünfziger Jahren als besonders gesund und bekömmlich, während dem weißen Brot aus ausgemahlenem Mehl ein geringerer Nähr- und Gesundheitswert zugesprochen wurde.⁹ Andererseits ist die Zunahme des Verbrauchs von Weißbrot und Brötchen in den Arbeitnehmerhaushalten unverkennbar. Ende der sechziger Jahre wurde in immerhin einem Viertel aller privaten Haushalte mindestens einmal wöchentlich, nämlich sonntags, »getoastet«.¹⁰ Diese Dualität von »feinem« weißen Brot, das ein Sonntagsfrühstück auszeichnete, und »gesundem« Roggenbrot widersetzt sich der Erklärung vom prestigehaltigen Nachahmungskonsum. Beide Brotsorten besaßen ihren Stellenwert und ihre Bedeutung im täglichen Essen und waren nicht einfach »bei steigendem Lebensstandard« substituierbar.

Zudem darf nicht übersehen werden, daß in den fünfziger Jahren mancherorts das Brot noch selbst gebacken wurde. Selbst Ende der sechziger Jahre gaben in einer Umfrage auf dem Land rund 12% der befragten Haushalte an, ihr Brot selbst zu backen.¹¹ Frau B., Jahrgang 1924, lebt noch heute in einem Dorf bei Hamburg. Sie erinnerte sich, daß in den fünfziger Jahren noch das Korn zur Mühle geschickt wurde, der Müller das Mehl an den Bäcker lieferte und man dort gegen ein Backgeld das eigene Brot backen ließ. Selbst den Kuchen brachte man zum Bäcker:

»Wenn die Familien sonnabends Kuchen machen wollten, dann machten sie den Hefeteig zu Hause, und ließen den beim Bäcker gar machen. Wurde eben da in den Backofen geschoben. Und wenn Kartoffeln rausgekriegt wurden im Herbst, und das war der letzte Tag, dann gab es meistens auch Butterkuchen. Das wurde dann auch zu Hause mit Mehl und Fett gemacht, der Hefeteig wurde aufgemacht und zum Bäcker gebracht und backen lassen.

Und sonst kaufte man beim Bäcker 'mal sonnabends ein paar Brötchen. Und Schwarzbrot gab's beim Bäcker, und sonntags, wenn man 'was Besonderes hatte, und man hatte selber nichts gebacken, dann ging man wohl auch 'mal hin und guckte, ob der Bäcker irgendwas hatte.

Ich weiß noch, die ersten Brote, die wir fertig gekauft haben, die kosteten 85 Pfennig. Und nachher war es dann so, daß das Backgeld bald teurer wurde als das Brot. Mitte der fünfziger hat man richtig beim Bäcker Brot gekauft. Wenn man so hinging, dann kaufte man das, was jeden Tag nötig war: Schwarzbrot oder Graubrot, und kaufte auch 'mal Weißbrot oder Stuten mit Rosinen drin. Das gab's alles beim Bäcker.

Auch kleine Kuchenteilchen, Schnecken und diese Stücke mit den Streuseln drauf, Streuselschnecken. Und zu Sylvester hat er auch Berliner und sowas gemacht. Und Butterkuchen und Apfelkuchen gabs immer. Die einfachen flachen Kuchen. Und zu Hause gab's eigentlich nur Rosinenstuten, der wurde selbst gebacken. Das

I. Verbrauch

wurde auch nicht vom Bäcker gekauft. Und Butterkuchen haben wir zu Hause auch nur selber gebacken.«¹²

Weit mehr als die Abwendung vom Roggenbrot stellte eben diese Änderung in der Hausbäckerei, von der Frau B. berichtete, einen bedeutenden Wandel im Essen der fünfziger Jahre dar. Immer häufiger kaufte man den fertigen Kuchen und kleine »Teilchen« beim Bäcker. Ein »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt« hatte durchschnittlich 1950 jeden Monat 820 g Backwaren verzehrt, 1955 waren es fast doppelt so viel und 1963 mehr als 2.200 g monatlich. Im selben Zeitraum verringerte sich der Verbrauch von Getreidemehl auf nahezu die Hälfte (Tabelle 9). Beide Entwicklungen gehören zusammen: Die Arbeitnehmerhaushalte backten immer weniger selbst, sondern kauften stattdessen den Kuchen immer häufiger beim Bäcker.

Allerdings löste der Bäckerkuchen nicht einfach den selbst gemachten ab. Was Frau B. erzählte, fand sich auch in den Haushaltsbüchern der Kieler Familie Z. wieder: Es waren nicht so sehr die Torten und Kuchen zum Wochenende, die beim Bäcker gekauft wurden, als vielmehr die »Teilchen«, die kleinen Stücke wie Butterkuchen, Streuselkuchen, Bienenstich, Rosinenschnecken etc., die »zwischendurch« mit einer Tasse Kaffee verzehrt wurden. Die Hausbäckerei wurde nicht gänzlich durch den Einkauf beim Bäcker ersetzt, sondern man gönnte sich unabhängig von festen Kuchenzeiten wie den Sonntagnachmittagen zwischendurch »etwas Süßes«.¹³

Aber auch die Hausbäckerei selbst veränderte sich in den fünfziger Jahren. Wenn wir einen Blick auf die Verkaufszahlen der Fa. Oetker, des klassischen Herstellers für Backpulver,¹⁴ werfen, sind bemerkenswerte Veränderungen zu beobachten. Der Absatz des Standardartikels des Unternehmens, des Backpulvers »Backin«, nahm seit Beginn der fünfziger Jahre kontinuierlich ab,¹⁵ so daß die Verkaufsabteilung des Unternehmens 1955 zu dem naheliegenden Schluß kam, die »Backfreudigkeit« in den fünfziger Jahren habe nachgelassen.¹⁶ Dagegen entwickelten sich die Absatzzahlen eines neuen Produkts unerwartet gut: Als das Unternehmen 1950 erstmals mit »Tortenguß« auf den Markt kam, stieß man – so der Oetker-Verkaufsleiter Werner Luckey – in eine »ausgesprochene Marktlücke«.¹⁷ In früheren Jahren hatten Hausfrauen vielfach Götterspeise als Tortenguß verwendet; ein eigenes, industriell gefertigtes Produkt gab es dafür noch nicht. Jetzt wurden die neuen Artikel zu einem beachtlichen Verkaufserfolg.

Verkauf von Tortenguß in Mio.Päckchen pro Jahr, 1951 – 1965

	kristall klar *	klar rot **	Tortina rot	grün	gelb
1951	5,8				
1952	5,1				
1953	5,6		1,1	0,3	0,5
1954	6,2		1,0	0,2	0,5
1955	11,0		1,7	0,3	0,6
1956	14,5	3,0	1,4	0,3	0,6
1957	22,6	6,3	0,9	0,2	0,6
1958	35,6	9,9	0,6	0,1	0,5
1959	38,8	13,0	0,4	0,1	0,4
1960	41,6	14,9	0,2	0,06	0,3
1961	48,5	19,1	0,1	0,04	0,2
1962	53,6	21,4	0,05	0,01	0,09
1963	55,4	22,0	ab 1963 keine Produktion mehr		
1964	59,5	25,7			
1965	61,4	27,7			

* Tortenguß »kristallklar« hieß ab 1955 »klar«

** hieß ab 1958 nur noch »rot«

Quelle: Berichte der Verkaufsabteilung (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld P1/431)

Die stagnierenden Zahlen des Tortengusses »kristallklar« zu Beginn der fünfziger Jahre lagen im Produkt selbst begründet. »Kristallklar« wurde auf Gelantine-Basis hergestellt und besaß eine zu lange Gelierzeit. Auch die Version auf Pektin-Basis, die Oetker 1952 herausbrachte, gelierte zu langsam, so daß dieses Produkt ein halbes Jahr später wieder aufgegeben wurde. Nachdem das Unternehmen mit einem neuen Tortenguß auf Stärke-Basis in einigen Bezirken Westdeutschlands gute Testerfolge erzielte, kam »Tortina Tortenguß für Obsttorten« im April 1953 in roter, grüner und gelber Farbe auf den Markt. Im Herbst 1954 stellte Oetker die Herstellung des Tortengusses »kristallklar« endgültig ein und produzierte den neuen »Tortenguß klar« auf der Grundlage von Agar-Agar¹⁸ in Verbindung mit Tapioka-Stärke¹⁹. 1956 wurde zusätzlich der farbige »Tortenguß klar rot« eingeführt, der sich, wie die Tabelle zeigt, auf Anhieb gut verkaufte.

Diese gegenläufige Absatzentwicklung von »Backin« auf der einen und den Tortenguß-Produkten auf der anderen Seite gibt die Veränderungen in der Hausbäckerei zu erkennen. Einerseits verzichteten die Hausfrauen darauf, Kuchen zu backen, die Zeit und Kraft kosteten – man denke nur an das anstrengende Teigkneten. Andererseits ließen sie es sich jedoch nicht nehmen, ihrer Familie einen selbstgemachten Kuchen zu präsentieren – und bereiteten eine Obsttorte zu, die schnell und einfach zu

I. Verbrauch

belegen und nur noch mit Tortenguß zu übergießen war. Je nach Jahreszeit ließ sich mit den verschiedenen Früchten eine Vielzahl von Varianten herstellen, und, wenn nötig, konnte der Tortenboden sogar beim Bäcker gekauft werden. Obsttorten boten demnach sowohl Erleichterung von mühseliger und anstrengender Arbeit als auch weiterhin das Gefühl hauswirtschaftlicher Kompetenz, zu der der selbstgebackene Kuchen gehörte.²⁰

Das Backen als eigene kreative Kompetenz gegenüber den vielen Arbeitsschritten in der Küche, die von der Industrie bereits übernommen worden waren, hat offenkundig seinen Platz im täglichen Essen trotz des vermehrten Kaufs von Kuchen beim Bäcker behaupten können.²¹ Dieser Widerstreit zwischen »Selber-Machen« und der Verwendung von industriellen Produkten, der sich in den fünfziger Jahren infolge der Technisierung der Küche und dem steigenden Verbrauch von Konserven und anderen industriell hergestellten Fertigprodukten zunehmend ausprägte, wird uns im Laufe dieser Untersuchung immer wieder beschäftigen – immer verbunden mit den Argumenten der Arbeitserleichterung, des sparsamen Wirtschaftens und des Geschmacks.

4.2. Kartoffeln sind nicht gleich Kartoffeln, Reis ist nicht gleich Reis

Neben Brot waren Kartoffeln in Deutschland seit dem 19. Jahrhundert vor allem in Arbeiterhaushalten das Hauptnahrungsmittel.²² In der Entwicklung des Pro-Kopf-Verbrauchs »läßt sich die hervorragende Bedeutung der Kartoffel für die deutsche Volksernährung in den letzten 125 Jahren erkennen. Sie rangierte mengenmäßig noch weit vor dem Brot- und Mehlkonsum.«²³ Der Kartoffelverbrauch stieg bis zur Jahrhundertwende auf über 320 kg pro Kopf und Jahr an und sank seitdem kontinuierlich ab.²⁴ Die Arbeitnehmerhaushalte, die 1950 noch über 41 kg im Monat gegessen hatten, verzehrten dreizehn Jahre später nur noch gut 26 kg monatlich (Tabellen 9 und 10).

Gerade Kartoffeln können jedoch so vielfältig zubereitet werden, daß die quantitativen Verbrauchszahlen womöglich Entwicklungen eher verdecken als enthüllen. Über bekannte Kartoffelgerichte wie Pellkartoffeln, Bratkartoffeln, Kartoffelpüree, Kartoffelpuffer oder -klöße hinaus enthält zum Beispiel das Große Kiehnle Kochbuch von 1960 etliche weitere Rezepte wie geröstete Kartoffeln, Kartoffelküchlein, Saure Kartoffelblättchen, Kartoffelkrusteln, Kartoffelnestchen oder Gebackene Kartoffelstäbchen und Gebackene Kartoffelscheiben, die in Klammern auch als »Pommes frites« und »Pommes chips« bezeichnet wurden.²⁵ 1956 erschienen in Werbeanzeigen für das Bratenfett »Palmin« die Aufforderungen »Machen Sie Pommes frites!« oder »Machen Sie Kartoffel Chips!«. Beide Gerichte sollten aus frischen Kartoffeln geschnitten bzw. gehobelt

und in schwimmenden Fett ausgebacken werden: »Warum die Winterkartoffeln immer nur kochen? Denn in Palmin goldgelb und knusprig ausgebackene Pommes frites schmecken ja viel besser, und es geht so einfach, so schnell!«²⁶ Oder: »Machen Sie Kartoffel Chips! Chips sind köstlich zum Knabbern und auch als Beigabe zu fast allen Gerichten...«²⁷

Allerdings verfangen diese Aufforderungen augenscheinlich nur wenig: Der Konsum von Pommes frites und Kartoffelchips blieb in den fünfziger und selbst noch in den sechziger Jahren eher marginal. 1951 begann ein deutsches Unternehmen, die Firma Heinz Flessner KG in Neu-Isenburg bei Frankfurt am Main, erstmals – und zunächst ausschließlich für die amerikanischen Truppen in Westdeutschland – Kartoffelchips herzustellen. Erst 1959 wurde unter dem Markennamen IBU auch für den bundesdeutschen Markt produziert.²⁸ Der Aufwand, zu Hause aus frischen Kartoffeln Pommes frites selbst herzustellen, war trotz ermunternder Werbung viel zu hoch (auch heute werden nicht frische, sondern tiefgefrorene Pommes frites zu Hause fritiert!). Der Absatz von Pommes frites konzentrierte sich vornehmlich auf Imbißbuden und Restaurants; die privaten Haushalte verbrauchten noch 1966/67 nur 2-3% der industriell hergestellten Pommes frites,²⁹ und Chips wurden (und werden) nahezu ausschließlich als industrielles Fertigprodukt konsumiert.

Industrielle Kartoffel-Trockenprodukte wie Klöße, Puffer oder Püree, nahmen hingegen im täglichen Essen in den fünfziger Jahren bereits neben Salz- und Bratkartoffeln einen nicht unwesentlichen Platz ein.³⁰ Der Konsum von Veredelungserzeugnissen aus Kartoffeln stieg in der Bundesrepublik von 1,7 kg je Kopf und Jahr 1956 auf 3,3 kg 1960 und 6,1 kg 1964.³¹ Die Praxis, Kartoffelklöße, -puffer oder -püree aus frischen Kartoffeln oder aus Trockenmehl zuzubereiten, unterschied sich allerdings regional, wie das Allensbacher Institut für Demoskopie feststellte.³² In der Regel kamen in bundesdeutschen Haushalten Mitte der fünfziger Jahre alle zwei Wochen Kartoffelklöße oder -puffer auf den Tisch – in Nord- und Westdeutschland merklich seltener als in Bayern. Die große Mehrheit der Befragten benutzte frische Kartoffeln, in den Städten dagegen verwandte bereits rund ein Fünftel das Fertigmehl. Einen deutlichen Unterschied machte auch die Haushaltsgröße: Alleinstehende verbrauchten häufiger Kartoffel-Fertigmehl als Haushalte mit drei und mehr Personen.

Zum Ende der fünfziger Jahre hin hatte sich demnach die Praxis, industrielle Kartoffelprodukte zu nutzen, ausgebreitet – in den Städten, die ein größeres Warensortiment anboten, ausgeprägter als auf dem Land, bei den Alleinstehenden, die wenig Zeit zum Kochen besaßen und sich angesichts der geringen Mengen das teurere Kartoffelmehl leisten konnten, häufiger als bei größeren Haushalten. Charakteristisch war, daß nicht die eine Zubereitungsweise die andere verdrängte, sondern sowohl frische

I. Verbrauch

Kartoffeln als auch industriell hergestelltes Kartoffelmehl verwandt wurden.³³ Man konnte, aber mußte nicht mehr das zeitraubende Kartoffelschälen, Kochen, Stampfen, Pürieren auf sich nehmen, um Kartoffelpuffer, -püree oder -knödel zuzubereiten; je nachdem konnte »'mal so oder 'mal so« gekocht werden. Die Trennlinie bildete der Geschmack. So lehnten diejenigen Hausfrauen, die kein Fertigmehl benutzten, die Industrieprodukte mit dem Argument ab: »Ist nicht wie der echte Knödel« oder schlicht »Natur ist Natur«.³⁴

Ähnlich wie bei Kartoffeln weist die Verbrauchsstatistik auch für Hülsenfrüchte, Grieß und Nahrungsmittel sinkende Zahlen auf (Tabelle 9).³⁵ Haferflocken wurden – so das Ergebnis einer repräsentativen Umfrage aus dem Jahr 1955 – in über 70% der bundesdeutschen Haushalte gegessen, vor allem in Familien mit Kindern.³⁶ Zubereitet wurden sie überwiegend als Suppe oder Brei, wobei Haferflocken als Milchsuppe vor allem in Niedersachsen, Schleswig-Holstein und Hamburg gegessen wurden, und als Brei besonders in Bayern und Baden-Württemberg. In ländlichen Regionen wurden mehr salzige Haferflockengerichte mit Butter, Eiern, Fleischbrühe, Fett oder Gemüse gegessen, während in den Großstädten Milch, Zucker, Honig, Obst zu den Haferflocken gegeben wurden. Auf dem Land waren Haferflockengerichte demnach vollwertige Mahlzeiten, die in über der Hälfte der befragten Haushalte als Abendessen auf den Tisch kamen. Ein »Müsli« kannten Mitte der fünfziger Jahre nur wenige und wenn, dann ausschließlich in den Großstädten Hamburg und Berlin. Überdurchschnittlich häufig nannten die Befragten aus Ein-Personen-Haushalten, aus den Großstädten und jüngere Hausfrauen, daß Haferflocken dick machten und man dagegen auf die schlanke Linie achten wolle. Das Argument des »Nährenden«, »Nährhaften« der Haferflocken, das auf dem Land und bei älteren Hausfrauen nach wie vor einen guten Klang besaß, war in den Städten und bei Jüngeren Mitte der fünfziger Jahre negativ belegt. Bevor Haferflocken in Form des »Müslis« als gesundheitlich wertvoll angesehen wurden, nahmen die jüngeren, städtischen Hausfrauen sie als »Nahrungsmittel« beim Wort – als »Dickmacher«.

An einem dritten Beispiel, nämlich beim Reis, ist ebenfalls zu beobachten, wie sich »unterhalb« der statistischen Oberfläche der Konsum geändert hat. Am Reis hat Pierre Bourdieu gezeigt, daß der quantifizierte Verbrauch nicht von der Praxis, wie Nahrungsmittel beschafft, zubereitet, gegessen werden, also vom »sozialen Gebrauch« zu trennen ist: »Was soll man auch zu all den Produkten als Ganzes sagen, die – um ein Beispiel herauszugreifen – unter dem scheinbar neutralen Sammelbegriff der ›Getreideerzeugnisse‹ zusammengefaßt werden (Brot, Zwieback, Reis, Nudeln, Mehl), und gar noch über die von Klasse zu Klasse wechselnden Arten ihres Konsums, wenn man weiß, daß allein unter dem Wort

›Reis‹ sich der eher volkstümliche ›Milchreis‹ und ›Brühreis‹ wie der eher ›bürgerliche‹ oder, genauer, ›intellektuelle‹ ›Curry-Reis‹ verbergen – ganz zu schweigen vom ›ungeschälten Reis‹, der allein einen ganzen Lebensstil anklingen läßt.«³⁷

In den westdeutschen ›4-Personen-Arbeitnehmerhaushalten‹ blieb der Verbrauch von Reis in den fünfziger Jahren mit gut 400 g im Monat auf den ersten statistischen Blick nahezu konstant (Tabelle 9), der Pro-Kopf-Verbrauch der bundesdeutschen Bevölkerung sank von 2,1 kg im Jahr 1950 auf 1,2 kg 1952/53 und stieg bis zum Beginn der sechziger Jahre wieder auf knapp 2 kg im Jahr an.³⁸ Zur gleichen Zeit veränderte sich die Stellung des Reises innerhalb der Gerichte, wie mehreren Umfragen zu entnehmen ist, die das Allensbacher Institut in den Jahren 1956, 1959 und 1961 angestellt hat.³⁹ Auf die Frage 1956: »Wenn Sie im Gasthof zu Mittag essen, was bestellen Sie zum Braten?« antworteten 68% der Befragten, sie würden Kartoffeln, 10%, sie wollten Reis bestellen, wobei die Zahl der Kartoffelesser in Norddeutschland höher lag als im Süden.⁴⁰ Gegenüber dieser klaren Präferenz waren jedoch bereits 1956 gleichermaßen je ein Drittel der Befragten der Meinung, daß Kartoffeln wie Reis für die tägliche Ernährung das Gesundeste seien. Und die Zahl derjenigen, die keinerlei Einwände gegen den Reis hatten, erhöhte sich von 37% 1956 auf 54% 1961.

Verwendung von Reis innerhalb der Gerichte, 1956-1959

Frage: Wozu verwenden Sie im allgemeinen Reis ?

	Suppen- einlage	Milchreis	Tafel reis	Reis- auflauf	Reis- pudding
1956	80%	72%	36%	28%	12%
1959	74%	70%	46%	29%	11%
1961	83%	68%	72%	28%	12%

Quelle: Umfragen des Instituts für Demoskopie Allensbach 1956-1961

1956 wurde Reis in der täglichen Küche in erster Linie als Suppen- einlage und als Milchreis gegessen, wohingegen er als Beilage zur warmen Hauptmahlzeit oder als eigenständiges Gericht bzw. Nachtisch weniger in Betracht kam.⁴¹ Fünf Jahre später hatte die Praxis, Reis als Tafelreis zuzubereiten, erheblich zugenommen. »Unterhalb« des gleichförmigen Verbrauchs von Reis verweisen die Umfragen des Allensbacher Instituts auf eine sich ändernde Zubereitungspraxis. Von seinem Platz an der Peripherie rückte der Reis immer mehr in das Zentrum der Gerichte.

Mit der zunehmenden Verwendung als Tafelreis wurde die Kunst, Reis körnig und locker zu kochen, zu einem Alltagsproblem. Ende der fünfziger Jahre kam ein Hersteller auf die Idee, »Reis im Kochbeutel« auf

den Markt zu bringen, und versprach damit mehrere Vorteile: erstens eine einfache und sichere Methode, Reis zu kochen, und zweitens entfallende oft mühselige Reinigen der Töpfe, vor allem wenn der Reis angebrannt war. »Reis-Fit im Kochbeutel« bot dem Handel außerdem den Vorteil, daß es sich als abgepacktes Produkt problemlos in die neue Distributionsform der Selbstbedienung einfügte und die Packung eine ideale Werbefläche darstellte. »Immer körnig – brennt niemals an« lautete folgerichtig der Werbeslogan. »Reis-Fit im Kochbeutel« gewann so raschen Erfolg auf dem Markt.⁴² Vom Schnellreis hatten 1959 30% der Befragten etwas gehört, 1961 61%, und die Zahl derjenigen, die ab und zu zum Schnellreis griffen, stieg von 2% auf 9%.⁴³ Die Demoskopien ermittelten allerdings als Image des Schnellreises, daß ihn vor allem belastete Hausfrauen mit wenig Zeit fürs Kochen benutzten sowie »schlechte Hausfrauen«, die nicht gern kochten. Dagegen verwendete die kluge Hausfrau, die ihren Haushalt mit Verstand führe und auf eine natürliche, gesunde Ernährung achte, den Schnellreis kaum.⁴⁴ Wieder wird der Widerstreit zwischen »Selbst-Gemachtem« und der Verwendung von industriell hergestellten Nahrungsmitteln sichtbar, der sich hier beim Gebrauch von Reis oder »Reis-Fit« sich nicht in erster Linie am Geschmack als vielmehr an der »Natürlichkeit« und an der »Gesundheit« orientierte.

4.3. Internationalisierung des Marktes: Obst und Gemüse

Äpfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen waren über Jahrhunderte hinweg die traditionell angebauten Obstsorten in deutschen Ländern. Ihr Genuß blieb jedoch nur wenigen vorbehalten. Obstgärten wurden erst im 19. Jahrhundert in größerem Ausmaß angelegt, als sich infolge der naturwissenschaftlichen Umwälzung der Landwirtschaft Baumschulen etablierten, in denen systematisch Obstbäume gezüchtet wurden. Und auch dann war an einen Transport von frischem Obst über längere Strecken nicht zu denken. Obst und Gemüse konnten entweder nur aus den umliegenden Anbaugebieten auf die städtischen Märkte gebracht, oder mußten als Backobst getrocknet bzw. zu Most und Marmelade verarbeitet werden. Das Einmachen durch Hitzesterilisierung und das Einlegen in Alkohol- oder Zuckerlösungen, der berühmte Rumtopf, blieben bis ins 19. Jahrhundert hinein vorwiegend Genüsse für wohlhabende Feinschmecker.⁴⁵

Statistisch gesehen war der Verbrauch von frischem Obst im Deutschen Reich pro Kopf und Jahr bis zur Jahrhundertwende ausgesprochen niedrig, stieg zwar in der Zwischenkriegszeit an, aber der entscheidende Zuwachs fand erst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg statt.⁴⁶ Die Arbeitnehmerhaushalte verzehrten bereits 1950 mehr frisches Obst im Monat als vor dem Krieg, und von 1958 an ist dann ein weiterer deutlicher Anstieg zu beobachten, wobei Äpfel und Birnen nach wie vor den

Hauptteil des Obstkonsums ausmachten (Tabellen 9 und 10). Entscheidend für die Steigerung des Verbrauchs war der Anschluß der Bundesrepublik an den internationalen, insbesondere den europäischen Agrarmarkt, durch den das ganze Jahr hindurch frisches Obst angeboten werden konnte. Der Marktanteil der ausländischen Anbieter stieg dementsprechend, während sich der inländische Versorgungsanteil zum Beispiel bei Äpfeln im Laufe der fünfziger Jahre von 82% auf 72% verminderte.⁴⁷ Äpfel, Tafeltrauben, Birnen, Aprikosen und Pfirsiche machten den weitestgehendsten Teil der Obstimporte aus, die überwiegend aus Italien und Griechenland stammten.⁴⁸ Wie rasch ausländische Erzeugnisse auf dem westdeutschen Markt angenommen wurden, zeigt das Beispiel der spanischen Aprikosen. Obwohl sie in größeren Mengen erstmals 1952 angeboten worden waren, erreichten sie bald über die Hälfte des gesamten Einfuhranteils von Aprikosen. Ihre Besonderheit, bereits im Mai, also zwei Monate vor der eigentlichen »Aprikosenzeit« auf den Markt zu kommen, stellte ihren Marktvorteil dar: »Bisher war der Aprikosenkonsum im Mai in der Bundesrepublik unbekannt. Dank der spanischen Lieferungen kommt jetzt der deutsche Verbraucher in diesem Monat in den Genuß dieser Früchte und ist auch bereit, dafür einen angemessenen Preis zu bezahlen. Es besteht kein Zweifel darüber, daß auch für andere Erzeugnisse zu gewissen Jahreszeiten eine erhebliche latente Nachfrage besteht, die nur durch ein entsprechendes Angebot geweckt zu werden braucht.«⁴⁹

Von zentraler Bedeutung im Obstkonsum der fünfziger Jahre war der außerordentlich gestiegene Verzehr von frischen Südfrüchten. Über Jahrhunderte hinweg waren Feigen, Mandeln, Rosinen, Zitronen, Apfelsinen, Pampelmusen, Bananen oder Ananas ausschließlich Luxuswaren für die Oberschicht gewesen, erst im 20. Jahrhundert wurden sie auch für breitere Schichten erschwinglich.⁵⁰ In der Vorkriegszeit bildeten Apfelsinen und Bananen stets eine Besonderheit im täglichen Essen. Für Frau S. und Frau H. gab es Apfelsinen nur im Winter, vor allem zu Weihnachten.⁵¹ Auf dem Land waren Südfrüchte in den dreißiger Jahren ein seltener Genuß anläßlich von Feiertagen oder Hochzeiten. Frau B. berichtete:

»Bananen und Südfrüchte, das gab's hier früher nicht. Wir waren als Kinder 1939 oder '38 auf einer Hochzeit, die wurde in der Scheune gefeiert, und dann gab es als Nachtsch Obst, da habe ich zum ersten Mal Ananas gesehen, und Apfelsinen und Bananen und sowas, das wurde über den Hof getragen. Solche Augen haben wir gekriegt, weil's Ananas gab. Frische Ananas, das waren die ersten, die ich gesehen hab, ganz 'was Besonderes.«⁵²

In den »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalten« nahm der Verbrauch von frischen Südfrüchten um das Fünffache zu: Von 1.022 g 1950 monatlich auf 5.146 g 1960 (Tabelle 9). Durch den rasch wachsenden Absatz insgesamt entwickelte sich die Bundesrepublik Ende der fünfziger

I. Verbrauch

Jahre zum weltgrößten Importeur von frischen Südfrüchten.⁵³ Dominierend unter den Südfrüchten waren die Orangen (einschließlich der Mandarinen), an zweiter Stelle folgten Bananen. Bezogen auf die relative Steigerung des Verbrauchs übertraf deren Zuwachs sogar den der Apfelsinen. Bananen kamen fast ausschließlich aus den süd- und mittelamerikanischen Ländern, weniger aus Zentralafrika oder von den Kanarischen Inseln. Gegenüber den Mittelmeerländern konnten die überseeischen Länder ihren Importanteil auf 43,6% 1957/59 (Mittelmeerländer: 56,4%) ausbauen. Doch behielten die Mittelmeerländer ihre beherrschende Stellung beim Import von Orangen und Mandarinen, darunter Spanien als Westdeutschlands größter Importeur von Orangen und Mandarinen.⁵⁴

Auch für Gemüse wurde die Bundesrepublik im Laufe der fünfziger Jahre zu einem bedeutenden Einfuhrland in Europa.⁵⁵ Dabei kamen nicht nur mehr ausländische Gemüse auf den Tisch, sondern in wachsendem Maße feinere Gemüsearten. Vor allem in den Wintermonaten, in denen die heimische Landwirtschaft nur die traditionellen Wintergemüse anbieten konnte, waren die Importe aus dem Mittelmeerraum besonders hoch. Über 80% des gesamten Gemüseimports entfielen auf fünf Gemüsearten: Tomaten, Blumenkohl, Zwiebeln, Gurken und Salate.⁵⁶ In den Haushaltsbüchern der »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte« findet sich diese Entwicklung wieder, indem der Verbrauch von Rüben und Wurzelgemüsen, zu denen als Feingemüse die Möhren gehören, ebenso stieg wie der Verzehr von Gurken und Salaten, dagegen der Konsum von Kohl, Kohlrabi und Bohnen abnahm (Tabelle 9 und 10).

Für Kopfsalat lassen sich neben den Monaten April bis Mai, in denen sowohl in- wie ausländische Ware auf den Markt kam, die höchsten Absatzzahlen in den Monaten Dezember bis April feststellen, zu einer Zeit also, in der die Nachfrage fast ausschließlich mit Einfuhren aus Italien, den Niederlanden, Spanien und Frankreich befriedigt wurde. Die Niederlande spielte für die Versorgung des westdeutschen Marktes mit Gemüse überhaupt eine bedeutsame Rolle, da sie durch den intensiven Treibhausanbau imstande war, das ganze Jahr hindurch frisches Gemüse an die Bundesrepublik zu liefern.⁵⁷

Unter den verschiedenen Gemüsesorten gewannen in den fünfziger Jahren besonders Tomaten an Beliebtheit. Wurden 1950 noch durchschnittlich 906 g Tomaten in den Arbeitnehmerhaushalten gegessen, waren es 1963 1.288 g, mit einer auffallenden Steigerung gegen Ende der fünfziger Jahre. Noch vor dem Ersten Weltkrieg waren Tomaten in Deutschland nahezu unbekannt gewesen und fanden erst seit den zwanziger Jahren Eingang in die deutsche Küche.⁵⁸ Durch die Internationalisierung des Marktes konnten ausländische Tomaten nun das ganze Jahr hindurch angeboten werden: Im Oktober eröffneten die spanischen Tomaten die Saison, gefolgt von den kanarischen im November, April ka-

men marokkanische hinzu und ab Mitte Mai schickten die Niederländer und Italiener ihre Tomaten auf den Markt. Holländische Tomaten hielten den höchsten Anteil.⁵⁹ Für ihren Erfolg war sicher nicht allein die ganzjährige Präsenz verantwortlich. Tomaten eigneten sich durch ihre Farbe ausgezeichnet für optische Arrangements und raffinierte Garnierungen. Mit dem Slogan »Modelfarbe Tomatenrot auch für unseren Tisch« warb zum Beispiel die Margarine-Union 1956 für ihr Produkt »Sanella«. ⁶⁰ Und in den Garnierungsvorschlägen für Schnittchen und Kalte Platten der in den fünfziger Jahren weit verbreiteten Edeka-Kundenzeitschrift »Die kluge Hausfrau« wurde die Tomate wegen ihrer Farbe und ihres »frischen, appetitlichen Aussehens« angepriesen.⁶¹

Nach den Tomaten rangierte der Blumenkohl auf dem zweiten Platz der bevorzugten Gemüsearten. Auch hier waren die ausländischen Anbieter, allen voran Italien, aber gleichfalls Frankreich und die Niederlande, in der Lage, in den Jahreszeiten, in denen die westdeutsche Produktion den Bedarf nicht decken konnte, Blumenkohl anzubieten.⁶² Der Wunsch, außerhalb der Saison ein bestimmtes Gemüse essen zu können, war durch den europäischen Agrarmarkt erfüllbar geworden. Über jene Tendenz zum Feineren hinaus, die Busch und Paetzmann-Dulon betonen, scheint mir dieses Bedürfnis, von den saisonalen und regionalen Beschränkungen unabhängig zu sein, mindestens ebenso wichtig gewesen zu sein. Frau H. erinnerte sich, wie mit dieser Entwicklung einhergehend der familiäre Schrebergarten seinen Stellenwert für das tägliche Essen verlor:

»Den Schrebergarten haben wir ungefähr acht oder zehn Jahre gehabt. Und die ganzen Jahre eingemacht, ich hatte immer 200 Glas. Aber kein Fleisch, nur mein ganzes Gemüse. Ich hab' kein Sauerkraut mehr eingemacht, das hatte man dann gekauft, nur noch Bohnen eingesalzen, oder Grünkohl hab ich eingemacht... Später wollte niemand mehr mit zum Garten. Niemand wollte heute Bohnensalat und morgen Bohneneintopf: ›Oh Gott, schon wieder Bohnen!‹ Die wollten Ostern Blumenkohl essen, und nicht, wenn der Blumenkohl da war. Die wollten nicht Bohnen im Sommer essen, nein im Winter, wenn die ganz teuer waren, dann wollten sie's essen. Es gab fast für das gleiche Geld auf dem Wochenmarkt schon das Gleiche.«⁶³

Was früher für die Versorgung der Familie unerlässlich gewesen war, wurde nun überflüssig. Es lohnte die Mühe nicht mehr, den eigenen Garten zu bestellen und das Sauerkraut selbst einzumachen, wenn man es auf dem Wochenmarkt »für das gleiche Geld« kaufen konnte. Und die Familie war nicht mehr damit zufrieden, was die Jahreszeit an Gemüse auf den Tisch brachte, sondern wollte unabhängig von der Saison Blumenkohl essen.

Dieser Wunsch nach Universalität des Konsums setzte den universalen Markt voraus. Tomaten zum Beispiel konnten das ganze Jahr hindurch nur zur Verfügung stehen, wenn das Transportwesen in der Lage war, leicht verderbliche Gemüse aus den Mittelmeerlandern in die Bundesrepublik zu schaffen. Die Internationalisierung des Marktes im 20.

Jahrhundert, besonders durch die europäische Wirtschaftsverflechtung nach dem Zweiten Weltkrieg, war daher wichtige Voraussetzung wie Kennzeichen der sich verändernden Konsumpraxis in den fünfziger Jahren, deren zunehmende Unabhängigkeit des Angebots von den saisonalen Beschränkungen eine bis dahin kaum gekannte Variationsbreite des täglichen Speisezettels möglich machte.⁶⁴

4.4. Schweinefleisch und halbe Hähnchen

Mitte der fünfziger Jahre stellte das Allensbacher Institut in einer Umfrage fest, daß nahezu 70% der Befragten dreimal, 42% drei- bis viermal und 27% fast jeden Tag in der Woche Fleisch aßen.⁶⁵ Doch damit nicht genug. Auf die Frage: »Was würden Sie mehr essen, wenn die Preise nicht so hoch wären?« nannten im Dezember 1955 52% der Befragten Fleisch, 41% Wurst (Mehrfachnennungen waren möglich), wobei besonders Arbeiter mehr Fleisch und Wurst essen wollten.⁶⁶

Der Fleischverzehr ist keineswegs zu allen Zeiten ein Zeichen von Wohlstand gewesen. So bewirkten die Wüstungen und Pestseuchen im Spätmittelalter, daß weite Strecken ehemals bebauten Landes nicht mehr beackert wurden, sondern als Viehweide dienten. Entsprechend hoch lag der Verzehr von Fleisch in diesen Zeiten. Wilhelm Abel schätzt, daß im 14. Jahrhundert in weiten Teilen der deutschen Lande kaum weniger als 100 kg Fleisch pro Kopf und Jahr gegessen wurde⁶⁷ – doppelt so viel wie in den fünfziger Jahren.⁶⁸ In der frühen Neuzeit dagegen bestand die tägliche Kost des Volkes vornehmlich aus Brot, Brei und Bier, erst im 19. Jahrhundert stieg der Fleischkonsum in Deutschland wieder an. Der Verzehr von Schweinefleisch nahm dabei deutlich stärker zu als der von Rindfleisch.⁶⁹

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in einem »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt« 1950 zwar noch mehr Rindfleisch als Schweinefleisch gegessen, aber diese Dominanz war zwei Jahre später bereits gebrochen. 1963 stand dem monatlichen Konsum von 1.552 g Schweinefleisch 1.476 g Rindfleisch gegenüber (Tabelle 9). Allerdings darf nicht über die unterschiedlichen Preise hinweggesehen werden. 1950 kostete 1 kg Rindfleisch zum Braten durchschnittlich DM 3,45, dieselbe Menge Schweine-Kotelett DM 4,28, Schweinebauch DM 3,94. Dreizehn Jahre später hatten sich die Preise bei steigenden Einkommen angenähert: 1 kg Rindfleisch kostete 1963 DM 7,80, Schweine-Kotelett DM 7,46.⁷⁰

Um der zunehmenden Schweinefleischproduktion, dem »Schweineberg« entgegenzuarbeiten, beschloß das Bundesernährungsministerium unter Minister Lübke 1957 eine Plakataktion »Schweinefleisch ist billiger.«⁷¹ Auf einer großen Pressekonferenz im November 1957 stellte Lübke die Aktion vor, die das Ministerium mit dem Bauernverband, dem Flei-

scherhandwerk, der Fleischwarenindustrie, den Hausfrauenverbänden und den Gewerkschaften abgestimmt hatte. Er erklärte, daß man sich einig geworden sei, dem Verbraucher vor Augen zu führen, daß auch das Schweinefleisch im Preis gesunken sei. Das Presseecho war groß: »Schweinefleisch bald billiger«, »Diesmal haben wir Schwein«, »Hausfrauen dürfen sich freuen«, »Schweinefleisch-Preise runter!«, »Eßt mehr Schweinefleisch!« titelten die bundesdeutschen Zeitungen erwartungsvoll.⁷² Aber der Berg erzitterte nicht, der Minister hatte kein Schwein. Die Plakate, die mit den reduzierten Preisen die Schaufenster der Metzger und Schlachter in der Bundesrepublik schmücken sollten, zierten nur wenige Geschäfte – wohl hauptsächlich deshalb, weil entgegen der Abstimmung mit dem Fleischerhandwerk die Ladenbesitzer nicht einsehen mochten, weniger zu verdienen, nur weil es ein Minister will. Die Schweinefleischpreise behielten jedenfalls ihr hohes Niveau.

Während der Verzehr von Kalbfleisch in den »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalten« minimal blieb, war der Konsum von Hammel-, Lamm- oder Pferdefleisch, in der Statistik unter »sonstiges frisches Fleisch« zusammengefaßt, keineswegs unbedeutend. 1950 aßen die Arbeitnehmerfamilien im Bundesdurchschnitt davon immerhin knapp 1.000 g im Monat, und schon im folgenden Jahr hatte der durchschnittliche Verbrauch den Wert des Rindfleischkonsums erreicht (Tabelle 9). Allerdings läßt sich anhand dieser Zahlen nicht feststellen, inwieweit Pferdefleisch zum Beispiel das teurere Rindfleisch ersetzte, wie man es bei der Familie Z. in Kiel zumindest für eine kurze Zeitspanne vermuten kann. Wir wissen nicht, ob der jeweilige Anteil von Hammel-, Lamm- und Pferdefleisch im Laufe der fünfziger Jahre gleichgeblieben ist. Damit steht auch die Antwort auf die Frage aus, ob sich Nahrungsmitteltabus wie zum Beispiel gegenüber dem Pferdefleisch in den fünfziger Jahren aufgelöst oder zumindest abgebaut haben.⁷³ Festzuhalten ist indes, wie sehr diese Haushalte noch auf qualitativ »minderes« Fleisch angewiesen waren. Das zeigt auch der konstante Wert des Räucherspecks von rund 500 g monatlich und der Verbrauch von Hackfleisch, der mengenmäßig immerhin der Hälfte des Schweinefleischkonsums entsprach.

Den stärksten Anstieg verzeichnete Geflügelfleisch. Lag der monatliche Verbrauch 1950 noch bei 120 g, aß eine Arbeitnehmerfamilie 1963 durchschnittlich 900 g Geflügel im Monat (Tabelle 9). Die Handelsorganisation Edeka stellte bereits Mitte der fünfziger Jahre für Geflügel fest: »In diesem Artikel vollzog sich ein entscheidender Umbruch. Während in den zurückliegenden Jahren der Vertrieb in erster Linie dem Spezialhandel vorbehalten blieb, verschafften sich in der abgelautenen Saison weite Kreise Zugang zu diesem Warengbiet.«⁷⁴ Und 1957 hieß es: »Der Verzehr (von Geflügel, m.w.) steigt von Jahr zu Jahr, sogar in den sonst ruhigen Sommermonaten. Hier hat sich der Kaufmann mit Kühltruhen und

I. Verbrauch

geeigneten Lagermöglichkeiten in den Dienst des Verbrauchers gestellt und somit einen beachtlichen Anteil an der guten Entwicklung des Absatzes ausgelöst. Gegenüber anderen Ländern mit gleichem Standard haben wir aber noch einen beachtlichen Nachholbedarf.«⁷⁵

Brathähnchen gehörten 1954 mit einem Kilopreis von durchschnittlich DM 5,86 zu den teuren Fleischsorten. Erst später (1962 im Durchschnitt DM 5,00 je kg)⁷⁶ wurde mit wachsendem Einkommen und Steigerung der Lebenshaltungskosten auch Geflügel für zunehmend mehr Haushalte erschwinglich.⁷⁷ Die steigende Nachfrage, wie sie auch im Bericht der Edeka zum Ausdruck kommt, konnte nur mit wachsenden Importen aus den EWG-Ländern und den USA befriedigt werden, da moderne Produktionsverfahren im Bundesgebiet noch eingeführt werden mußten und erst die EWG-Marktregelung strukturelle Nachteile der deutschen Produzenten ausglich.⁷⁸ Ende der sechziger Jahre wurden in jeweils 30% von repräsentativ befragten städtischen Haushalten einmal bzw. zweimal im Monat Geflügel gegessen, in 27,4% der Haushalte kam Geflügel sogar drei- und mehrmals monatlich auf den Tisch.⁷⁹

Nach dem Geflügel waren es Wurst und besonders Schinken, die die höchsten Zuwachsraten innerhalb des Gesamtverbrauchs von Fleisch in den Arbeitnehmerhaushalten erzielten. Der Schinkenverbrauch, der 1950 noch minimal 77 g im Monat betrug, hatte 1963 361 g im Monat erreicht, obwohl die Preise für Schinken im Laufe der fünfziger Jahre im Rahmen der Preisentwicklung für Fleisch am stärksten stiegen (Tabellen 9 und 10). Zusammenfassend ist deutlich zu sehen, daß beim Fleischverbrauch nicht die Mengen im Vordergrund standen, sondern die Haushalte häufiger Fleisch aßen und sich zunehmend bessere Fleischsorten leisteten.

4.5. »Gute Butter« und »billige Margarine«

Wenn wir uns an die Umfrage der Gesellschaft für Konsumforschung, Nürnberg (GfK) aus dem Kriegsjahr 1941 erinnern, so wird in dem dort zitierten Wunsch, endlich wieder einmal »dick Butter« auf das Brot streichen zu können, deren hohe Bedeutung für das tägliche Essen evident. Der Begriff der »guten Butter« zielte ja nicht allein auf den Nährwert, sondern umfaßte auch das Wertvolle, den »guten Geschmack« – Butter symbolisierte das »gute«, »anspruchsvolle« Essen, nicht unbedingt nur das teure, bürgerliche. Auf die Frage: Was würden Sie mehr essen, wenn die Preise nicht so hoch wären?, die das Institut für Demoskopie, Allensbach 1953 in einer repräsentativen Befragung stellte, antworteten insgesamt 62%, daß sie mehr Butter essen möchten. Damit lag Butter vor anderen Nahrungsmitteln wie Fleisch und Wurst.⁸⁰ Zwei Jahre später, im Sommer 1955, wollte noch immer über die Hälfte der Befragten mehr

Geld für Butter ausgeben, bevor sie Fleisch, Kaffee, Obst, Wein oder Bier kauften.⁸¹

1950 hatte der monatliche Butterverbrauch in den Arbeitnehmerhaushalten dem Vorkriegsniveau entsprochen, ging aber in den darauffolgenden Jahren wieder zurück, als hätten sich die Arbeitnehmerhaushalte gerade in den unmittelbaren Jahren nach der Währungsreform, also noch in der kargen Zeit, »gute Butter« gegönnt. Seit 1956 jedoch nahm der Konsum von Butter kontinuierlich zu und erreichte 1963 eine Höhe von 2.129 g im Monat (Tabellen 8 bis 10).⁸²

Rein quantitativ betrachtet blieb die Margarine das dominierende Fett in diesen Haushalten. 1950 lag deren monatlicher Verbrauch bei 2.409 g, stieg bis 1956 weiter an und sank danach bis auf 3.156 g 1963 ab (Tabelle 9). Im selben Moment jedoch, als der Margarineverzehr 1956/57 abnahm, stieg der Verbrauch von Butter an. Hinter dieser Verbrauchskurve verbarg sich ein Trend, den die Edeka in ihrem Jahresbericht 1957 folgendermaßen beschrieb:

»Der Margarineverbrauch ist im Bundesgebiet im Berichtsjahr zum erstenmal nach dem Krieg leicht rückläufig gewesen, die Produktion ging um 2,5% zurück. Man glaubt, daß diese Entwicklung zunächst weiter anhält. (...) Dafür ist jedoch der Zug zur Qualität noch stärker als bisher zu erkennen und eine Verlagerung des Verzehrs auf Butter festzustellen. Deshalb bevorzugt der Verbraucher auch in zunehmendem Maße Delikateßmargarine; der Konsum in Margarine der unteren Preisklassen ging zurück.«⁸³

Die Edeka reagierte auf die Veränderungen der Nachfrage, indem sie mit »edeka Ass« eine »Delikateßmargarine« anbot.⁸⁴ Die Werbestrategie und der Verkaufserfolg von »Rama«, auf die später ausführlicher eingegangen wird,⁸⁵ zielte gleichfalls auf »Qualität«. Und in den Haushaltsbüchern der Familie Z. war die namentliche Differenzierung der verschiedenen Margarinesorten ab 1953 augenfällig.

Diese unterschiedliche Bewertung der Fettarten untersuchte die GfK in einer Erhebung Anfang der sechziger Jahre.⁸⁶ Dem Pflanzenfett »Biskin« unterstellten die befragten Hausfrauen eine schöne Bräunung beim Braten und Backen und meinten, daß es nicht in der Pfanne spritze, nicht röche und lange haltbar sei; »Biskin« galt nach der Butter als Indiz für eine »anspruchsvolle Küche«. Rindertalg und Schweineschmalz dagegen besaßen Anfang der sechziger Jahre keinen hohen Stellenwert mehr. Beide seien besonders unbedenklich und röchen beim Braten und Backen unangenehm. Ihr einziger Vorteil liege, so die Meinung der befragten Hausfrauen, im niedrigen Preis.⁸⁷

Butter hingegen galt als besonders bekömmlich: sie gebe einen guten Geschmack ebenso wie eine schöne Bräunung, sei vielseitig zu verwenden und praktisch zu verarbeiten. Butter war mit Abstand das wichtigste Element einer »anspruchsvollen Küche«. Dagegen stellte die »billige« Mar-

garine ein klares Indiz für eine »einfache Küche« dar. Als bekömmlich erschien sie nur 21% der Befragten, eine ebenso geringe Zahl hielt sie für gesund, und einen guten Geschmack mochten nur wenige an ihr feststellen. Entscheidend war allein ihr geringerer Preis.⁸⁸

Auf die Frage, welches Fett zum Backen benutzt würde, hoben die Hausfrauen in den Antworten Butter und Margarine hervor. Beide seien gut knetbar, ließen den Kuchen gut aufgehen, machten ihn locker und zugleich schnittfest. Nur im Geschmack lag die Butter wiederum weit vorn. Sie besaß nach Meinung der Befragten einen angenehmen Eigengeschmack und verfeinerte den des Kuchens. Mehr als die Hälfte der Befragten waren der Auffassung, daß es Kuchen und Gebäck gäbe, zu denen man unbedingt Butter verwenden müsse.⁸⁹

Diese klare Geschmackspräferenz für Butter fand ihre Entsprechung in der Einschätzung des Gesundheitswerts der jeweiligen Fette. Von der Diskussion, daß einige Fettarten gesünder sein sollen als andere, hatten nahezu drei Viertel aller Befragten schon einmal gehört. Auf die Frage, welche Fettarten dem Hörensagen nach besonders gesund sein sollen, standen bei den Antworten die reinen Pflanzenfette, Butter, Diät- bzw. Reformhausmargarine und Öl an der Spitze. Normale Margarine lag an siebter Stelle der Nennungen. Die eigene Praxis orientierte sich jedoch weniger an diesem Wissen als an den vertrauten Urteilen. Nach ihrer persönlichen Meinung befragt, nannten die meisten Butter als die gesündeste Fettart, gefolgt von den reinen Pflanzenfetten und Öl. Die Diätmargarine landete auf dem sechsten, die Reformhausmargarine auf dem neunten Platz – hinter dem Schweinefett! Die »gute«, schmackhafte Butter hatte demnach auch gesund und bekömmlich zu sein. Diät- und Reformhausmargarine galten als gesund, aber nur wenige mochten sie wegen der Gesundheit auch tatsächlich essen. Der angenommene Gesundheitswert lag für die meisten Befragten in der unterstellten guten Verdaulichkeit. Weniger das Wissen um die Vitamine oder den Cholesterin-Gehalt beeinflussten noch Anfang der sechziger Jahre die Auffassung von Gesundheit, sondern die althergebrachte Vorstellung einer gesunden Verdauung. Das galt umgekehrt für die »ungesunden« Schweinefette: diese seien eben nicht gut verdaulich.⁹⁰

4.6. Synthetisierung des Geschmacks: Schmelzkäse

Ob Käse dick oder schlank mache, ob er »den Magen schließe« oder vielmehr den Appetit anrege, darüber gingen auch in den fünfziger Jahren die Meinungen auseinander.⁹¹ Glaubt man den Umfragen, waren in erster Linie Geschmack und Fettgehalt – beide sind bei Käse eng miteinander verbunden – wichtig.⁹² Diese Präferenz spiegelt sich gleichfalls in den Wirtschaftsrechnungen der Arbeitnehmerhaushalte.⁹³ Vor allem der Ver-

brauch von fettem und vollfettem Käse (mit einem Fettgehalt zwischen 40-60% i.Tr.) nahm im Laufe der fünfziger Jahre zu.⁹⁴ Auch Quark wurde mehr gegessen – ein mögliches Indiz für den Einfluß des Gesundheitsdiskurses auf das tägliche Essen. Während der Konsum des mittelfetten Käse auf ein Drittel sank, nahm der Verbrauch von Quark fast um das Dreifache zu (Tabellen 9 und 10).

Eine Form des Käses erfreute sich besonderer Beliebtheit: der Schmelzkäse. Auf die Frage des Allensbacher Instituts für Demoskopie im Jahr 1952, welcher Käse in der letzten Woche gekauft worden sei, ohne nach der Menge zu sehen, nannte nahezu ein Drittel der Befragten Schmelzkäse.⁹⁵ Nach dem Camembert stand damit der Schmelzkäse in der Beliebtheit bzw. in dem alltäglichen Einkauf an zweiter Stelle.⁹⁶ Während regionale Unterschiede bei der Präferenz für Schweizer Käse und Limburger, die vorwiegend im Süden Deutschlands gegessen wurden, oder Harzer Käse und Tilsiter, die im Norden Deutschlands häufiger auf den Tisch kamen, eine Rolle spielten, galt für den Schmelzkäse keine regionale Beschränkung. Er wurde überall gern gegessen.

Schmelzkäse war keine Innovation der fünfziger Jahre. Der erste deutsche Schmelzkäse wurde 1897 in Kiel hergestellt, industriell allerdings erst ab den zwanziger Jahren produziert.⁹⁷ Als Rohmaterial dienten Hart-, Schnitt- und Weichkäse, die wegen Überreife oder bestimmter Schönheitsfehler nicht auf den Markt gebracht werden konnten. Das Schmelzgut wurde gereinigt, entrindet, in Stücke geschnitten und unter Zusatz von natürlicher Käsefarbe, Schmelzsalzen (i.e. Salze der Phosphor- oder Zitronensäure), von Konservierungsmitteln und Gewürzen wie Kümmel, Kräuter, Paprika geschmolzen. Der Schmelzkäse erfreute sich – so Oetkers Warenkunde 1939 – »großer Beliebtheit, da er bei der Herstellung von Menschenhand nicht berührt wird, geruchsfrei und hygienisch verpackt ist und deshalb von Schädlingen nur schwer angefallen werden kann. Da kein Rindenabfall entsteht, ist er auch sparsam im Gebrauch.«⁹⁸ Auch Kahrs-Leifer's Warenkunde aus dem Jahr 1958 rühmt die Vorzüge des Schmelzkäses: »Schmelzkäse zeichnen sich aus durch gute Schnittfestigkeit, große Haltbarkeit (hervorgerufen durch die Schmelztemperatur) und Wirtschaftlichkeit (abfallfrei), sie eignen sich besonders für den Verkauf in den heißen Monaten. Die Sortiment-Packung bietet reiche Abwechslung. Die Dreieck-Portionen gestatten bei Tisch ein bequemes Verteilen. Die Schachtelkäse sind ausgezeichnete Wanderpackungen (haltbar, geruchlos).«⁹⁹ Schmelzkäse, der unter dem Namen einer bestimmten Käsesorte wie Emmentaler, Chester o.ä. gehandelt wurde, durfte jedoch nur aus dieser Sorte hergestellt sein. Schmelzkäse mit Phantasienamen wie »Milkana« oder »Velveta« oder allgemeinen Geschmacksbezeichnungen wie »Paprika«, »Schinken«, »Tomato« etc. war dagegen an diese Anordnung nicht gebunden und konnte somit

I. Verbrauch

aus verschiedenen Käsesorten hergestellt werden.¹⁰⁰

Für die Konsumenten war der Schmelzkäse vornehmlich ein Brotbelag. In der Umfrage des Allensbacher Instituts aus dem Jahr 1952 gaben über 80% der Befragten an, daß sie Schmelzkäse zum Abendbrot essen würden, ein Viertel morgens zum Frühstück, und ein Drittel hatte Schmelzkäse auf dem Pausenbrot zur Arbeit oder Schule.¹⁰¹ Wie heterogen damals noch der Sprachgebrauch für das Produkt »Schmelzkäse« war, macht eine Untersuchung der Gesellschaft für Konsumforschung aus dem Winter 1960/1961 deutlich. Je ein knappes Drittel der Befragten benutzten »Schmelzkäse« oder »Streichkäse«, wenige sagten »Schmierkäse«. Interessant ist, daß die beiden vorherrschenden Begriffe dasselbe Produkt nur aus zwei verschiedenen Perspektiven bezeichnen. Schmelzkäse leitet sich aus der Art der Produktion ab, Streichkäse steht für die Art des Konsums am Eßtisch.¹⁰²

In den fünfziger Jahren waren »Velveta« und »Milkana« die beiden dominierenden Marken, die jeweils unterschiedliche regionale Märkte bedienten: Velveta wurde vornehmlich in Süddeutschland, Milkana im Norden verkauft.¹⁰³ Beide Marken warben intensiv um die Gunst der Käuferinnen und Käufer. Zu Beginn der fünfziger Jahre versprach der Hersteller von »Velveta« »100% Nährwert, weil dieser delikate Käse, der sich wie Butter streicht, mehr wert ist als ein »Streichkäse« schlechthin! Er enthält nämlich alle wichtigen Aufbaustoffe der frischen Vollmilch!«¹⁰⁴ oder kurz: »Velveta – die erste Käsemarke der Welt mit dem Vollgehalt der Milch«. Die Aufbaustoffe bildeten zudem ein zentrales Werbeargument, wenn es darum ging, daß Schmelzkäse für Kinder wichtig sei.

1953 präsentierte »Velveta« drei zusätzliche Sorten: »Rahmeck – sahnig-mild und butterzart«, »Emmentaler mit dem nußkernartigen Geschmack« und »Chester – eine pikante feinwürzige Delikatesse«. Zusammengezogen: Schmelzkäse vereinige »Wohlgeschmack mit hohem Nährwert«. Der »Geschmack« ließ den »Nährwert« immer weiter in den Hintergrund treten: »Er schmeckt immer gut! Würzig-pikant, immer streichzart und frisch – mehr als ein Brotbelag, eine Delikatesse zum Frühstück, Imbiß oder Abendbrot – das ist Velveta«. Mitte der fünfziger Jahre kam das Argument hinzu, daß »Velveta« die Küchenarbeit erleichtere: »Velveta macht Ihnen das Zusammenstellen Ihrer täglichen Mahlzeiten leicht!«, indem mit ihm sowohl Brote bestrichen als auch gekocht (z.B. Makkaroni) werden könne: »Ein wichtiger Helfer für Ihren Küchensettel!«

Für »Milkana« wurde gleichfalls mit dem doppelten Argument geworben: »Schmackhaft! Gehaltvoll!« bzw. »Köstlich! Nahrhaft«. Dennoch stand die Margarine Union trotz aller Werbeanstrengungen Mitte der fünfziger Jahre vor dem Problem, daß »Milkana« zu niedrige Umsätze machte. Von ähnlichem Aussehen wie ein knappes Dutzend weiterer Schmelzkäse-Geschmacksrichtungen unterschied sich »Milkana« nur

durch das verschiedenfarbige Sortenfeld auf der Verpackung. Blindteste ergaben, daß der unbefriedigende Absatz nicht qualitätsbedingt sein konnte. Erst eine psychologische Untersuchung brachte die Lösung: Es lag an der ungeeigneten Farbe des Sortenfeldes. Nachdem dieses goldfarben bedruckt wurde, stiegen die Umsätze innerhalb weniger Wochen auf ein Mehrfaches an.¹⁰⁵ »Gold«, so Ruth Römer in ihrer Analyse der Anzeigenwerbung in den fünfziger und sechziger Jahren, »hat sich bei Einwickelpapier für Lebensmittel als sehr günstig erwiesen.«¹⁰⁶ Der sinnliche Eindruck, der durch die Farbe und das Wort Gold hervorgerufen wurde, bewog nicht nur die Margarine-Union, die Verpackung für »Milkana« zu ändern. Gold gehörte zu den häufig gebrauchten Warenattributen in diesen Jahren, wie wir auch noch im Fall der »Rama« sehen werden.¹⁰⁷

Schmelzkäse war außerdem »praktisch«: Mit ihm ließen sich schnell die Schul- oder Pausenbrote schmieren, und zwar je nach Vorliebe in unterschiedlichen Geschmacksrichtungen. Auch die »kleinen Häppchen« waren mit Schmelzkäse rasch und problemlos zubereitet, zumal die verschiedenen Farben dem ästhetischen Geschmack der Zeit entgegen kamen. Schmelzkäse bot sich also als Träger für die vielfältigsten Geschmacksrichtungen an – allerdings als industriell produzierter Geschmack. »Relli«, »Tomato«, »Curry«, »Picnic« etc. waren synthetische Industrieprodukte, die mit dem Geschmack natürlicher Käsesorten kaum noch in Verbindung standen. Der ursprüngliche Geschmack trat zugunsten artifizieller Geschmacksvarietät in den Hintergrund: Tomaten-, Paprika- oder Curryaroma konnte mit vielen Käsesorten verbunden werden. Vielleicht verbarg sich in dieser »Überdetermination« industriell produzierter Nahrungsmittel, in ihrem Versprechen, mehrere Geschmäcker zugleich zu befriedigen, ihr Erfolg.

4.7. Erfolgreiche Ästhetisierung: Dosenmilch

Milch ist ein schnell verderbliches Nahrungsmittel, sie muß entweder rasch getrunken oder weiterverarbeitet werden. In Wirtschaftsrechnungen von städtischen Arbeiterhaushalten um die Jahrhundertwende wurden als Getränke Bier, Zichorienkaffee und Wasser aufgeführt, Milch dagegen selten. Erst mit der Verbreitung des Pasteur-Verfahrens und dem Aufbau von Großmolkereien am Rande der Städte konnte auch der Konsum von frischer Trinkmilch in der Stadt zunehmen. Eigene Ladenketten, wie die in Berlin bekannten »Bolle«- oder »Lindner«-Geschäfte, boten zur Zeit des Kaiserreichs lose Milch an.¹⁰⁸

Die 36 Liter Milch, die ein »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt« 1950 im Monat trank, entsprach in etwa dem Vorkriegsverbrauch eines vierköpfigen Arbeiterhaushalts, der bei 35,7 Liter lag (Tabellen 8 und 9). Von 1954 an sank der Verbrauch kontinuierlich auf knapp 27 Liter 1963 ab

I. Verbrauch

(Tabelle 9). Manfred Hesse ermittelte, daß mit wachsendem Einkommen der Milchverbrauch abnahm, und erklärte diese Veränderung mit dem gleichzeitig enorm gestiegenen Kondensmilchverbrauch.¹⁰⁹ In der Tat erhöhte sich der Konsum von Kondensmilch in den Arbeitnehmerhaushalten exorbitant: Lag der Verbrauch 1950 noch bei 205 g im Monat, war er bis 1963 um fast das Zehnfache gestiegen. In diesem Jahr wurden jeden Monat in jedem Haushalt durchschnittlich 1.988 g, also fast 2 kg Dosenmilch in den Kaffee gerührt, dem Kartoffelpüree beigegeben oder auch pur gelöffelt (Tabelle 9).

Kondensmilch war ebenso wie der Schmelzkäse keine Erfindung der Nachkriegszeit. Dr.Oetker's Warenkunde aus dem Jahre 1939 führte sie als ein gängiges Milchprodukt auf.¹¹⁰ Nach dem Zweiten Weltkrieg teilten sich die Marken »Glücksklee«, »Libby's«, »Nestlé« und »Bärenmarke« den westdeutschen Markt, der sich damit in der Hand von zwei US-amerikanischen und zwei Schweizer Unternehmen befand.¹¹¹ Die Gesellschaft für Konsumforschung ermittelte im Herbst 1952, daß über 80% der befragten Hausfrauen regelmäßig oder gelegentlich Kondensmilch verwandten.¹¹² Aus den Erhebungen, die das Institut für Demoskopie Allensbach für die Deutsche Libby's von 1950 bis 1957 durchführte,¹¹³ geht hervor, daß 1951 gut die Hälfte der Befragten in ihrem Haushalt Kondensmilch benutzten. Den übrigen Haushalten war die Dosenmilch zum damaligen Zeitpunkt noch zu teuer, oder sie benötigten sie nicht, weil sie auf dem Land wohnten. Die Zahl der Haushalte, die Kondensmilch verbrauchten, erhöhte sich allerdings innerhalb von sieben Jahren auf über drei Viertel der Befragten. Die Großstädte Hamburg, West-Berlin und Bremen lagen dabei um einige Prozentpunkte höher als die ländlichen Gebiete, und auf den Dörfern wurde 1957/58 immer noch weniger Kondensmilch verbraucht als in den Städten. Aber die Stadt/Land-Differenz nivellierte sich in der Tendenz: 1950 hatten nur 19% der Haushalte auf dem Dorf Kondensmilch verwandt, dagegen 70% der großstädtischen Haushalte. Drei Jahre später, 1953 waren es schon 39% ländliche Haushalte, die Dosenmilch benutzten, und 1957 hatte sich dieser Prozentsatz auf 49% erhöht. Die städtischen Haushalte waren mittlerweile bei 89% angelangt. Erkennbar ist auch, daß die großen Haushalte, die Anfang der fünfziger Jahre nur wenig Kondensmilch verbrauchten, nun ebenfalls zunehmend zu den Dosenmilchkonsumenten zählten.¹¹⁴ Kondensmilch besaß demnach eine zunehmende Attraktivität auch für diejenigen Haushalte, die sie eigentlich nicht benötigten oder denen sie hätte zu teuer sein müssen. Wo also sind die Gründe für die rasch wachsende Beliebtheit der Kondensmilch zu suchen?

Für die Hälfte der befragten Frauen in der Umfrage der GfK aus dem Jahr 1952 stand der »Geschmack« an erster Stelle: Besonders der Kaffee schmecke durch die Kondensmilch besser. Für ebensoviele war aus-

schlaggebend, daß die Dosenmilch einen bequemen, haltbaren Ersatz für Frischmilch darstelle und als »Reserve« diene.¹¹⁵ Die Allensbacher Demoskopien fragten in ihren Umfragen aus den Jahren 1950 bis 1957 noch differenzierter nach den Gründen, Dosenmilch im täglichen Essen zu benutzen. Danach verlor das »nahrhafte« Argument des hohen Fettgehalts innerhalb weniger Jahre an Wirkung, andererseits behielt die Vorliebe für einen »besonders sahnigen Geschmack« seinen hohen Stellenwert. Der haushälterische Grund, daß sich Kondensmilch in der Dose frisch halte, wurde 1954 weniger genannt als 1950.¹¹⁶ Dafür war das Motiv, der Kaffee erhalte durch die Dosenmilch »eine schöne Färbung« durchgehend wichtig. Der Haushaltsvorteil der Dosenmilch als praktisches Substitut für Frischmilch verlor somit im Laufe der fünfziger Jahre an Gewicht, während andere Gründe an Bedeutung gewannen.

Drei Korrespondentenberichte aus der GfK-Untersuchung des Jahres 1955 zeigen sehr anschaulich diese Verschiebung in den Motiven. »Ich habe,« schrieb eine Korrespondentin aus Nürnberg, »z. B. in meinem Haushalt stets Dosenmilch als ›eiserne Reserve‹, wenn mal die andere Milch knapp wird oder plötzlich sauer ist. Früher verwendete ich im Sommer fast ausschließlich Dosenmilch, weil ich weder Keller noch Kühlschrank hatte.« Dagegen ein Korrespondent aus Essen: »Dosenmilch dient bei allen zur Verfeinerung (geschmacklich sämiger) der Speisen – insbesondere aber des Kaffees.« Und ein Korrespondent aus Bingen am Rhein: »Die Verwendung im Kaffee gründet sich in erster Linie auf die ›schöne‹ Farbe, die der Kaffee durch die Dosenmilch erhält, in zweiter Linie auf den Wohlgeschmack.«

Diese Gewichtsverlagerung zwischen den Werten Nährwert, Geschmack und Färbung findet sich auch in den Werbetexten für Dosenmilch wieder.¹¹⁷ 1950 wurde Vielseitigkeit der Dosenmilch herausgestellt:

»Libby's Milch ... die sahnige, macht das Gebäck locker und schmackhaft, den Kaffee aromatischer, den Kakao vollmundiger. Sie verbessert den Geschmack von süßen Speisen, Suppen und vielen Hauptgerichten. In konzentrierter Form enthält Libby's Milch alle Nährstoffe, die reine frische Vollmilch so wertvoll machen.«

Ein Jahr später waren die einzelnen Elemente auf den Kaffee hin konzentriert:

»Libby's Milch ... die sahnige! ... macht den Kaffee aromatischer, vollmundiger, genußreicher.«

Der Hinweis auf den Nährwert verdichtete sich in dem Satz: »Libby's Milch ist konzentrierte Vollmilch«. 1952 erschien das ästhetische Argument:

»Und was gehört in den Kaffee? Libby's Milch die sahnige! Auch den besten Kaffee macht Libby's Milch noch aromatischer und vollmundiger. Wenige Tropfen tönen ihn appetitlich braun.«

Später hieß dann der Slogan:

»Libby's ... sie fließt so sahnig!«

An dieser Sequenz ist zu beobachten, wie an die Stelle des Verkaufsarguments, daß Dosenmilch die frische Milch nicht nur ersetzen könne, sondern deren Platz sogar besser ausfülle, die durchgängige, stete Anspielung auf ein anderes begehrtes Nahrungsmittel trat: die Sahne. Mit der Verdichtung des Konnexes von Dosenmilch und Kaffee wurde dann die Ästhetisierung möglich, die Rede von der goldbraunen Farbe und vom sahnigen Fließen.

Umgekehrt diente die »mangelnde Nährhaftigkeit« der Dosenmilch als Argument dafür, daß sie als Säuglingsnahrung für die meisten der Befragten nicht in Betracht kam. Nur rund ein Zehntel hielt sie als Kindernahrung für geeignet, den übrigen galt sie als »tote« Milch, der die notwendigen Vitamine fehlten. In einem Befragungs-Sample 1955 der GfK hatten 17% der Frauen Kinder unter fünf Jahren, aber nur 6% gaben ihnen Dosenmilch.¹¹⁸ Den gleichen Befund stellte das Allensbacher Institut fest: 1951 wie 1955 verwendeten nur 8% der Dosenmilchverbraucher Kondensmilch als Kindernahrung. Selbst in den Familien mit Kindern unter sechs Jahren war es nur ein knappes Drittel, das den Kindern Dosenmilch zu trinken gab.¹¹⁹

Laut den Umfragen des Allensbacher Instituts nahm man Dosenmilch in erster Linie für den Kaffee. Aber sie wurde auch als Zutat verwendet, um beispielsweise Suppen oder Kartoffelbrei zu verfeinern bzw. Pudding oder Kompott zu übergießen. Die Gesellschaft für Konsumforschung kam 1955 zu ähnlichen Ergebnissen. Nahezu alle befragten Frauen benutzten Dosenmilch zum Kaffee, rund ein Fünftel zu Salaten, Saucen und Tunken, nur wenige zu Milchsuppen und zum Backen. Geradezu reziprok waren die Antworten auf die Verwendung von Frischmilch. Diese wurde von fast der Hälfte der Frauen frisch getrunken. Für Milchsuppen, zum Backen und für den Pudding benutzten sie jeweils knapp ein Viertel, wohingegen nur knapp 5% Frischmilch zum Kaffee nahmen und kaum jemand zu Salaten oder Saucen.¹²⁰ Kondensmilch war demnach keineswegs ein Substitut für Frischmilch geworden, sondern erhielt im Gegenteil einen eigenen Platz im täglichen Essen.

Von dieser Entwicklung des Geschmacks profitierten bestimmte Dosenmilch-Marken. Die meisten der Befragten bevorzugten bis Mitte der fünfziger Jahre eine bestimmte Marke: »Glücksklee«. Parallel jedoch stieg der Zuspruch für die »Bärenmarke«, die 1957 den größten Marktanteil erreichte. Das lag sicher zu einem großen Teil an der intensiven Werbung für dieses Produkt. Der in den dreißiger und fünfziger Jahren erfolgreiche Werbefachmann Hanns W. Brose überzeugte 1954 den Vorstand der Allgäuer Alpenmilch AG davon, konzentriert in Zeitschriften

für die Bärenmarke zu werben. Brose schlug vor, »den Marken-Rufnamen Bären-Marke stärker in den Vordergrund stellen«. Durch die Motivwahl Allgäu und das bayrische Weideland könne sowohl mit dem Bären geworben als auch an Allgäuer Alpenmilch erinnert werden.¹²¹ »An Popularität kommt er gleich nach dem HB-Männchen,« stellte »Die Absatzwirtschaft« über den Bären Anfang der sechziger Jahre fest, »in der Vielfalt der attributiven Nettigkeiten liegt er weit an der Spitze. Das beginnt bei angenehm, anschaulich und artig und endet nur zwangsläufig bei zärtlich bis zwingend. Fernsehers Lieblingstier ist wohl geeignet, den Igel Mecki zu verdrängen – wenn das nicht schon geschehen ist. Bestimmt aber verkauft er seine Ware gut: trip-trap, trip-trap durch blühende Allgäuwiesen – kleiner Flirt mit einer großen Kuh – Malheurchen hier, ein Späßchen dort – und obendrein ein schneidiger Diener.«¹²²

Mit ihrem hohen Fettgehalt von 10% kam die »Bärenmarke« dem Bedürfnis nach einem »sahnigen Geschmack« am stärksten entgegen. Das Allensbacher Institut stellte fest, daß sich der Verbraucherkreis für Dosenmilch mit hohem Fettgehalt ständig vergrößerte. Sämig und sparsam sollte die Dosenmilch nach Meinung der Verbraucherinnen und Verbraucher sein und dem Kaffee eine besonders gute Farbe geben. In der Befragung von 1955 hielt die GfK ebenfalls fest, »daß sich offenbar eine gewisse Tendenz zur 10%igen Dosenmilch abzeichnet.«¹²³ Damit trat eben jene unterschiedliche Verwendung ein, die die Korrespondenten der GfK beobachtet hatten: billige Dosenmilch zum Kochen und eine »sahnige« Dosenmilch vor allem für den Kaffee.

Dieser Differenzierung entsprach das Sortiment im Handel. Nach Auskunft der GfK-Korrespondenten 1955 gab es in den Regalen zwischen drei und vier Dosenmilchsorten, wobei sich die Geschäfte auf die gängigen Marken konzentrierten. Die »Bärenmarke« war mit 0,45 DM die teuerste Dosenmilch, aber es existierten auch Sonderangebote wie »3 Dosen zu 1 DM«. Vor allem die Werbung machten die Korrespondenten dafür verantwortlich, daß sich die Käuferinnenwünsche auf drei, vier gängige Marken konzentrierten. Ein Bericht aus Köln: »Großzügige Schaufensterwerbung und Schaustücke haben Alpenmilch-Bärenmarke in den Vordergrund gebracht. Durchweg wird von den Kunden diese Sorte verlangt, da meiner Meinung auch die Aufmachung der Dose anspricht. Die Qualität dieser Dosenmilch wird als sehr gut bezeichnet (höherer Fettgehalt).«¹²⁴

Davon, daß sich die sogenannte Markentreue nicht unbedingt am Angebot des Kaufmanns festmache, berichteten die Korrespondenten der GfK ebenfalls: »Die meisten Frauen verlangen ›1 Dose Nestlé‹. Der Verkäufer muß dann erst fragen: ›Die einfache oder 10%ige?‹ Man hört kaum mal die nähere Bezeichnung ›Ideal-Milch‹ oder ›10%ige Alpenvollmilch‹. Die Verwechslungen kommen auch daher, daß es eine Marke

Alpenmilch gibt mit vielen Sorten Trift und Bärenmarke (Bärenmilch sagen einzelne). Und viele wissen nicht, daß ›Alpenmilch‹ und ›Alpenvollmilch‹ zweierlei ist.« (Korrespondentin aus Oberhausen) »Sowohl bei Privatleuten wie auch bei Händlern habe ich selten so ein Durcheinander von Marken-Nennungen gefunden wie auf dem Sektor Milch: Man sagt Ideal und meint Nestlé, und umgekehrt man sagt Nestlé und meint Alpenvollmilch, man sagt Glücksklee und meint Kleeblatt und, was für Berlin charakteristisch zu sein scheint: man sagt Libby und meint irgendeine Dosenmilch, denn sie sind wohl alle gut und frisch und werden gekühlt, also frisch, verkauft. Die Marke ist den meisten Käufern gleich.« (Korrespondentin aus Berlin)¹²⁵

Eben das darf bezweifelt werden. Das von den Korrespondenten beklagte Bezeichnungs-Tohuwabohu besagt ja keineswegs, daß die Käuferinnen nicht sehr präzise Vorstellungen über »ihre« Dosenmilch hatten. Das beanstandete Wirrwarr zeigt nur, daß die verschiedenen Namen sich nicht, wie es die Korrespondenten am liebsten gehabt hätten, mit den Markenbezeichnungen der Hersteller deckten. Viel genauer traf die Beobachtung eines Korrespondenten aus Coburg in Bayern die Situation: »Die meisten Hausfrauen verlangen heute beim Einzelhandel ›Bärenmarke‹, wenn sie eine 10%ige Milch haben wollen, sie verlangen ›Libby‹, wenn sie eine Spitzenqualität wünschen und sie verlangen drei Dosen Kondensmilch ohne Markenangabe, wenn sie möglichst billig kaufen wollen.«

4.8. Süßes: Zucker, Schokolade, Marmelade

Der Zucker hat in seiner jahrhundertelangen europäischen Geschichte zahlreiche Bedürfnisse gestillt. Er galt als Gewürz und Heilmittel und bot zugleich den Reichen Gelegenheit zur Prachtentfaltung, indem sie im Überfluß den teuren Zucker als Dekor und Süßstoff verschwendeten. Erst die neuen Heißgetränke Tee, Kaffee und Schokolade, die bitter schmeckten und süß getrunken wurden, machten den Zucker, verbunden mit seiner Herstellung in den karibischen Kolonien Englands, in Europa zu einem Massenkonsumartikel. Neben dem Tee war es die Marmelade, die mit Zucker konserviert in den Arbeiterfamilien zu einem wichtigen Nahrungsmittel wurde und damit zur massenhaften Verbreitung von Zucker beitrug. »Die erste Tasse gesüßten heißen Tees,« so Sidney Mintz, »die von einem englischen Arbeiter getrunken wurde, war ein bedeutsames, historisches Ereignis, weil es die Transformation einer ganzen Gesellschaft, eine völlige Neugestaltung ihrer ökonomischen und sozialen Basis urbildhaft vorwegnahm. (...) Tabak, Zucker und Tee waren die ersten Waren im Kapitalismus, die mit ihrer Verwendung die komplexe Vorstellung vermittelten, man könne anders *werden*, wenn man anders *konsumiere*.«¹²⁶

In Deutschland, das nicht über koloniale Anbaumöglichkeiten verfügte, begann der Aufschwung des Zuckerkonsums mit der Zuckerrübenverarbeitung im 19. Jahrhundert.¹²⁷ Ein Arbeiterhaushalt verbrauchte 1937 über 4.000 g Zucker im Monat (Tabelle 8), ein »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt« 1950 mehr als 5.500 g (Tabelle 9). Zwar hielt sich dieser Wert im Laufe der fünfziger Jahre relativ konstant, aber es darf nicht vergessen werden, daß der »versteckte« Zuckerkonsum mit Schokolade, Süßigkeiten und nicht zuletzt industriell hergestellten Nahrungsmitteln erheblich zunahm.¹²⁸

In der Tat stieg in den Arbeitnehmerhaushalten der Konsum von Schokolade von 181 g 1950 auf mehr als das Dreifache 1963. Zusätzlich nahm der Verzehr von anderen Süßigkeiten um mehr als das Doppelte zu, so daß ein durchschnittlicher Arbeitnehmerhaushalt 1963 knapp 1.500 g Schokolade und andere Süßigkeiten im Monat konsumierte (Tabelle 9). In der Beliebtheitsskala der verschiedenen Sorten Tafelschokolade stand die Milch-Schokolade an erster Stelle, gefolgt von der bitteren Schokolade, Milch-Nuß und Mokka-Sahne.¹²⁹ Interessant ist, daß in der Vorstellung der Konsumenten der Preis von 1 DM für eine Tafel Schokolade ein anscheinend unumstößlicher Wert war. Als die Rohkakaopreise 1953 stark stiegen, konnten sich nur wenige, kapitalkräftige Unternehmen rechtzeitig und in ausreichenden Mengen mit Rohkakao eindecken, während die übrigen versuchten, die Rohstoffpreissteigerung auf die Verbraucher abzuwälzen. Die allerdings mochten einen Preis von DM 1,50 pro Tafel Schokolade nicht bezahlen: schlagartig wurden weniger Tafeln Schokolade bzw. mehr von minderer Qualität abgesetzt.¹³⁰ 1 DM für eine Tafel bildete quasi einen »gerechten Preis«, der nicht erhöht werden konnte, ohne eine heftige Reaktion der Konsumenten hervorzurufen.¹³¹

Sirup und Kunsthonig, denen der Geschmack der »schlechten Zeit« anhaftete, verschwanden im Laufe der fünfziger Jahre fast vollständig vom täglichen Speisezettel der Arbeitnehmerfamilien. Der Verbrauch von Marmeladen und Gelees, wobei in dieser Rubrik nur die im Einzelhandel gekauften Mengen erfaßt wurden und das selbst Eingemachte keine Berücksichtigung fand, stieg auf 622 g monatlich 1955 an und sank danach wieder auf gut 400 g (Tabelle 9). Aufgrund einer Verkaufsstatistik des Unternehmens Oetker ist es möglich, einen Einblick in die Geschmackspräferenzen bei Marmeladen in den fünfziger Jahren zu nehmen: Deutlich stand die Erdbeermarmelade in der Umsatzliste ganz oben. Mit einem deutlichen Abstand rangierten danach Kirschen- und Aprikosenmarmelade. Die Geschmacksrichtungen Schwarze Johannisbeere und Himbeere erzielten Mitte der fünfziger Jahre ebenfalls gute Umsatzzahlen, fielen später aber ab. Orangen- und Ananasmarmelade fanden dagegen in den fünfziger Jahren – zumindest bei Oetker – keinen großen Anklang beim Kaufpublikum.¹³²

4.9. Sonntagskaffee, Alkohol und »Coca-Cola«

In Deutschland, arm an Kolonien und darauf angewiesen, den Kaffee über Dritte zu beziehen, trank man, wie Wolfgang Schivelbusch in seiner luziden Geschichte der Genußmittel schreibt, zweierlei Kaffee: den echten, aus der Ferne importierten Kaffee und Kaffee-Ersatz, dem echten Kaffee in Geschmack und Farbe ähnlich, aber aus Pflanzen, entweder aus Zichorien oder Gerste, hergestellt. »Der wirkliche Kaffee, der von nun an in Deutschland respektvoll Bohnenkaffee genannt wird, steht als Kaffee-aristokratie und Sonntagskaffee über dem Ersatzkaffee. Die soziale Selbst- und Fremdeinschätzung des deutschen Kleinbürgertums geht durch die Nase, über den Duft, der der Kaffeekanne entströmt: Die Familie die »echten Bohnenkaffee« trinkt, nimmt einen höheren Rang ein als Ersatzkaffeetrinker. Seitdem der Nachkriegswohlstand zur Demokratisierung des echten Kaffees geführt hat, ist die früher so wichtige Wortschöpfung Bohnenkaffee aus der Alltagssprache verschwunden, und mit ihr der feine Geruchssinn des Kleinbürgertums für den Kaffee und seine Ersatzformen.«¹³³

So rasch jedoch, wie es sich hier liest, kamen die Konsumenten in Westdeutschland nach dem Krieg nicht in den Genuß des »echten Kaffees«. Wie selten und in welcher geringen Menge der Bohnenkaffee noch in den fünfziger Jahren getrunken wurde, zeigte bereits die Studie über die Familie Z. in Kiel. 1949 gab es dort nur zu Ostern und Weihnachten jeweils 50 g echten Kaffees, 1950 waren es nicht mehr als 190 g im ganzen Jahr. Im Bundesdurchschnitt der »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte« hatte der Verbrauch von Bohnenkaffee noch 1950 bei 91 g im Monat gelegen gegenüber 372 g Kaffee-Ersatz. 1955 wurde erstmals mehr echter Kaffee im Monat gekauft als Kaffee-Ersatz, und erst 1960 überschritt die monatliche Einkaufsmenge Bohnenkaffee ein Pfund. Echter Kaffee blieb in den fünfziger Jahren ein »Sonntagsgetränk«.¹³⁴

Im Laufe des Jahrzehnts wurde Bohnenkaffee nicht nur häufiger gekauft, sondern auch in größeren Mengen. Der Anteil der Einkaufsmengen von weniger als 125 g, der 1952 noch bei 42% lag, so eine Untersuchung des EMNID-Instituts, ging bis 1957 auf 17% zurück.¹³⁵ An dem steigenden Konsum hatte nicht zuletzt die Senkung der Kaffeesteuer im August 1953 Anteil, die den Einzelhandelspreis auf 21 DM pro Kilo senkte. Bis dahin hatte der Fiskus 54% vom Kleinverkaufspreis von 32 DM je Kilogramm beansprucht, ein Steueranteil, der um das Drei- bis Vierfache höher lag als in den übrigen westeuropäischen Ländern.¹³⁶

Bei den alkoholischen Getränken fällt vor allem der rasch wachsende Bierkonsum auf über 10 Liter 1963 an (Tabelle 9). »Das wirtschaftliche Wachstum der Brauereien«, stellte das Wirtschaftswissenschaftliche Institut des DGB Anfang der sechziger Jahre fest, »hat sich in der Nachkriegszeit außerordentlich rasch vollzogen und überflügelte bei weitem

die Expansion der gesamten Industrie. Der Index der industriellen Nettoproduktion (1950 = 100) lag 1960 für die Gesamtindustrie bei 249, während die Brauereien eine Indexziffer von 338 erreichten. «¹³⁷ Aber es wurde nicht nur mehr, sondern auch anders Bier getrunken. Statt in die Gaststätte zu gehen, blieb man(n) zu Hause und trank dort Bier aus Flaschen. Frau H. erinnert sich noch sehr gut an den Alkoholgenuß nach dem Krieg:

»Wer gut gegessen hatte, konnte ordentlich was vertragen. Und denn kam Chantré auf'n Tisch, so'n großer Schlager war das: Oh, wo Chantré getrunken wurde, da gehen wir hin. Und denn kam dieses Brausewasser ja schon. Da kamen ja schon diese Dreiviertelliter-Flaschen, die heute noch üblich sind. Das war der Arbeitersekt: Brause mit Korn. Wie die Freßwelle so'n bißchen vorbei war, so an die Sechziger, 59, ja da ging das los. Weinbrand, Chantré, und denn kam auch noch Bier dazu, und dann wurden die Kisten schon ins Haus geholt. Das war aber Ende... 58, 59. Und dann kamen ja all die Lieferanten ins Haus, gingen von Haus zu Haus und fragten, ob Brause oder Bier verlangt wurde.«¹³⁸

Hatte vor dem Krieg der Anteil des Flaschenbiers schätzungsweise 20% betragen, entfielen 1958 mehr als die Hälfte, 57,2%, auf Flaschen und Dosen.¹³⁹ Alkohol wurde nicht mehr in Kneipen und Gaststätten, sondern zu Hause, privat genossen. Der Rückzug ins Private, in die eigenen vier Wände, der die fünfziger Jahre auszeichnet, wird im Alkoholkonsum, wie ihn Frau H. schildert, sichtbar. Man holte nicht mehr einzelne Flaschen aus der nächstgelegenen Kneipe, jetzt lieferten Getränkeshändler ganze Kisten Bier und andere Getränke ins Haus.

Wein wurde in den Arbeitnehmerhaushalten 1950 deutlich weniger als Bier getrunken, 1963 lag der Konsum bei gut anderthalb Litern im Monat (Tabelle 9). Zu dieser Zeit drängten bereits Weine aus dem europäischen Ausland auf den deutschen Markt. Frankreich zum Beispiel begann im Januar 1959 mit einer großen Werbekampagne für französische Weine in der Bundesrepublik.¹⁴⁰ Der Sektabsatz erreichte erst Mitte der fünfziger Jahre den Vorkriegsstand, hatte sich dann aber sehr rasch bis 1957 gegenüber der Vorkriegszeit fast verdoppelt.¹⁴¹

Der Verbrauch an alkoholfreien Getränken wie Most, Fruchtsäfte, Mineralwässer etc. ist in den Tabellen des Statistischen Bundesamtes nicht aufgeführt; wohl läßt sich aber anhand der Ausgaben erkennen, daß vor allem seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre der Verbrauch von alkoholfreien Getränken zunahm.¹⁴² So gab ein Arbeitnehmerhaushalt im Durchschnitt 1950 0,58 DM für alkoholfreie Getränke aus, 1955 waren es 1,57 DM im Monat und 1963 5,73 DM (in jeweiligen Preisen). Darunter waren die Ausgaben für Mineralwässer, Limonaden stärker gestiegen als diejenigen für alkoholfreie Weine, Moste und Fruchtsäfte.¹⁴³ Als Gründe für die steigenden Zahlen nannte die »Absatzwirtschaft« den Verkehr, der die Autofahrer zur Zurückhaltung bei alkoholischen Getränken zwingt, die zunehmende sportliche Betätigung in der Freizeit, die

I. Verbrauch

Werbung sowie veränderte Konsumgewohnheiten unter Jugendlichen.¹⁴⁴

In besonderer Weise verkörperte »Coca-Cola« das Bild der neuen alkoholfreien Getränke.¹⁴⁵ Schon vor dem Zweiten Weltkrieg erreichte »Coca-Cola«, deren deutsche Niederlassung 1929 in Essen gegründet wurde, einen beachtlichen Absatz.¹⁴⁶ Auch im nationalsozialistischen Deutschland war »Coca-Cola« durchaus wohlgekommen. Die Zahl der Abfüllfabriken stieg von 5 im Jahr 1934 auf 50 1939, die der Getränkegroßhändler im selben Zeitraum von 120 auf 2.000.¹⁴⁷ Noch kurz vor dem Kriegseintritt der USA und dem erst dann verhängten Produktionsverbot für »Coca-Cola« kam das deutsche Unternehmen mit dem Limonadengetränk »Fanta« auf den Markt, das während des ganzen Krieges erhältlich war.¹⁴⁸ Als 1947 in Westdeutschland nach den bekanntesten Markenartikeln gefragt wurde, stand »Coca-Cola« unter den alkoholfreien Getränken trotz der jahrelangen Verbannung vom deutschen Markt weit an der Spitze.¹⁴⁹ Bei dem Start von »Coca-Cola« 1949 warb das Unternehmen denn auch folgerichtig: »Coca-Cola ist wieder da!«¹⁵⁰ Hubert Strauf, der über vierzig Jahre lang die Werbung für »Coca-Cola« betreute, erinnerte sich an die Skepsis, die nach dem Krieg weiterhin gegenüber »Coca-Cola« herrschte: »Die Leute, die dafür in Frage kamen, die Selterswasserfabrikanten, die Bierverleger, die probierten die ersten Flaschen und sagten dann auf gut ruhrdeutsch: ›Dat Tüch, das süppt hier nemmes!«¹⁵¹

Den entscheidenden Durchbruch in Westdeutschland erzielte »Coca-Cola« in den fünfziger Jahren, vor allem mit seinem überaus erfolgreichen Werbeslogan »Mach mal Pause« aus dem Jahr 1955. Offensichtlich traf dieser Slogan, von Hubert Strauf nach amerikanischem Vorbild entworfen und von Willy Köhler mit einem charakteristischen Pfiff versehen, ein bestimmtes Bedürfnis, sich in einer rastlosen Zeit, die an Schnelligkeit und Arbeitsstreß zunahm, 'mal eine Pause zu gönnen.¹⁵² Mit Erfolg stellte »Coca-Cola« noch im selben Jahr die ersten Flaschenverkaufsautomaten in den Betriebskantinen auf.¹⁵³ Aber auch an die Hausfrauen dachte das Unternehmen. »Wohlverdient hat auch die vielgeplagte Hausfrau eine kurze Pause zwischendurch«, lautete eine Anzeige. »Weil Hausarbeit immer durstig macht, trinkt sie dabei gern eine eisgekühlte Flasche Coca-Cola.« Wenn es einen verdichteten Satz gibt, der die Umverteilung und sich verändernde Erfahrung von Arbeit, Konsum und Freizeit in den fünfziger Jahren gewissermaßen auf den Begriff brachte, dann ist es sicher dieser Werbeslogan: »Mach 'mal Pause. Trink Coca-Cola«.

4.10. Resümee

Die vorangegangenen Feinalysen des Konsums einer Auswahl von Nahrungsmitteln offenbarten die vielfältige und auch differierende Praxis des Verbrauchs. Ein Trend zum »Weißbrotesser« hat sich bei näherer Betrachtung als ebenso zweifelhaft herausgestellt wie der statistisch sinkende Kartoffel- oder der gleichbleibende Reisverbrauch die »darunter« liegenden Entwicklungslinien des Konsums eher verdeckt als erhellt. Ähnlich: Der Trend ging nicht linear von der Hausbäckerei weg, sondern die Hausfrauen verzichteten zunehmend auf solche Kuchen, die Zeit und Kraft kosteten, und bereiteten stattdessen Obsttorten zu, die schnell und einfach herzustellen waren.

Andererseits hatte der Eintritt der Bundesrepublik in die europäische Wirtschaftsgemeinschaft und die Ausweitung der Importe aus den Niederlanden wie den Mittelmeerländern nachhaltigen Einfluß auf den Konsum von Obst und Gemüse, indem jetzt das ganze Jahr hindurch frische Ware angeboten werden konnte. Die Internationalisierung des Marktes ermöglichte die Unabhängigkeit des Angebots von den saisonalen und regionalen Beschränkungen und damit eine bis dahin kaum gekannte Variationsbreite des täglichen Konsums an Obst und Gemüse. In ähnlicher Weise sorgten die US-Importe an Geflügelfleisch dafür, daß die sprunghaft steigende Nachfrage nach Hähnchen Ende der fünfziger Jahre, Anfang der sechziger Jahre befriedigt werden konnte. Industriell hergestellte Nahrungsmittel wie Schmelzkäse oder Dosenmilch fanden in den fünfziger Jahren nicht nur immer größere Verbreitung. An beiden zeigte sich auch, wie moderne Massenwerbung, die psychologisch geschult zum Beispiel Verpackungsfarben einsetzt oder das eigene Produkt mit den begehrten Eigenschaften anderer Nahrungsmittel wie die semantische Konnotation von Dosenmilch und Sahne den Massenkonsum zu beeinflussen vermag.

Wir beobachten daher nicht die *eine* Entwicklungslinie des täglichen Verbrauchs von Nahrungsmitteln in den fünfziger Jahren. Im Gegenteil, dieses Kapitel sollte eben monokausale und lineare Erklärungsansätze in Frage stellen und den Blick auf die vielen, filigränen Veränderungen lenken, die im Konsum zu erkennen sind. Wenn es jedoch gilt, Tendenzen zu bestimmen, dann ist erstens der Widerstreit zwischen dem Selber-Machen und dem Kauf von industriell gefertigten Nahrungsmitteln zu nennen, der immer wieder Konsumpräferenzen bestimmte. Und zweitens wird der zunehmende Einfluß des Marktes auf Produktion und Konsumtion sichtbar, nicht nur als Weltmarkt oder Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, sondern ebenso in kleineren, alltäglichen Zusammenhängen, wenn zum Beispiel Kuchen mehr und mehr beim Bäcker gekauft wurde. Markt tritt nicht, wie die dichotomischen Tabellen der Modernisierungsforscher glauben machen, per se an die Stelle von häuslicher Produktion. Markt

I. Verbrauch

besitzt selbst eine so vielfältige, ja auch widersprüchliche Gestalt, daß er, in die jeweiligen historischen und sozialen Kontexte eingelassen, unterschiedliche Praxen und Aneignungsweisen bedeutet. Markt ist in der Tat eine plurale Form sozialer Praxis.

Der Einfluß marktwirtschaftlicher Versorgung – das kann als ein Resümee dieses Kapitels gesagt werden – muß als ein Mikroprozeß untersucht werden, der sich jeweils widersprüchlich, diskontinuierlich entwickelte, und viel mehr vom Handeln, von der Praxis der Konsumenten-Produzenten abhing als allgemeine Trendanalysen zu offenbaren vermögen. Wenn in einem großen Durchgang versucht wurde, diese unterschiedlichen Veränderungen, die differierenden Geschwindigkeiten des Wandels, also Konsum als ein Geflecht voneinander verschiedener Praktiken an Hand der jeweiligen Nahrungsmittel zu zeigen, soll in einem zweiten, gleichwohl kürzeren Kapitel diese Vielgestaltigkeit des Konsums aus der Perspektive einzelner Familien untersucht werden.

5. Kapitel

Differenzen des Konsums: Drei Hamburger Familien

Vorbemerkung

Das Hamburger Statistische Landesamt hat die Daten der Wirtschaftsrechnungen über die Aufbereitung für das Statistische Bundesamt hinaus in zwei Bänden so dokumentiert, daß sich die Einnahmen und Ausgaben einzelner Familien für den Zeitraum von 1949 bis 1966 zurückverfolgen lassen.¹

Aus dieser Sammlung habe ich drei Familien, die eines Chemiearbeiters, eines Maurers und eines Buchhalters ausgewählt, da von ihnen über einen längeren Zeitraum hinweg Haushaltsbücher geführt worden sind und mit ihnen eine Differenzierung der Ausgaben zwischen zwei Arbeiterhaushalten und einem Angestelltenhaushalt möglich wird. Die Chemiearbeiterfamilie begann im Jahr 1949/50 Buch zu führen und endete damit 1956/57; die Maurerfamilie, deren Einnahmen in etwa denen des Chemiearbeiterhaushalts entsprachen, fing ihre Haushaltsbücher 1954/55 an und führte sie bis 1960. Für die Buchhalterfamilie liegen Daten für den Zeitraum von 1951/52 bis 1959 vor. Das Chemiearbeiterehepaar war das älteste unter den dreien: 1949/50 war der Mann 38 Jahre alt, seine Frau 36, ihre Kinder jeweils 14 und 9 Jahre. Der Maurer und seine Ehefrau waren Mitte der fünfziger Jahre beide 29 Jahre alt, die Kinder 6 und 1 Jahre. Das Alter des Buchhalters betrug Anfang der fünfziger Jahre 30 Jahre, seine Frau war 27, die Kinder 4 und 3 Jahre alt.

Einnahmen

Alle drei Haushalte waren ausschließlich auf das Arbeitseinkommen angewiesen, da sie weder private Zuwendungen erhielten noch über Einkünfte aus eigener Bewirtschaftung wie zum Beispiel aus einem Schrebergarten verfügten. Der Chemiearbeiter verdiente zu Beginn der fünfziger Jahre 232,99 DM im Monat und lag damit um knapp ein Viertel unter dem bundesdurchschnittlichen Arbeitseinkommen des Haushaltsvorstandes. Erst Mitte der fünfziger Jahre verdoppelte sich sein Lohn auf 437,06 DM im Monat (Tabellen 11 und 12). Das Einkommen des Maurers lag 1954/55 bei 499,10 DM und stieg bis 1959 auf 616,68 DM pro Monat (Tabellen 14 und 15).

I. Verbrauch

Der Buchhalter verdiente bis 1958 deutlich weniger als die beiden Arbeiter. 1959 allerdings bekam er eine spürbare Gehaltserhöhung und hob sich dann mit einem Monatsgehalt von DM 737,08 klar von den beiden anderen ab. Trotz des jahrelangen geringeren Verdienstes standen dem Buchhalterhaushalt von Anfang an am meisten Mittel zur Verfügung, da die Ehefrau in außergewöhnlichem Maß hinzuverdiente. In dem Moment allerdings, in dem ihr Mann die Gehaltserhöhung erhielt, gab sie ihre Arbeit auf bzw. reduzierte sie stark. Die dazuverdienende Ehefrau war demnach nicht Ausdruck geschlechtsspezifischer Emanzipation, sondern in erster Linie der materiellen Situation geschuldet (Tabellen 17 und 18). Aber auch in den anderen beiden Familien waren die Ehefrauen, im Haushalt des Chemiarbeiters außerdem das älteste Kind, am Gesamteinkommen des Haushaltes in einem nicht unwesentlichen Maß beteiligt.

Ausgaben

Teilt man die Haushaltsbudgets der drei Hamburger Haushalte in »starren« bzw. »elastischen« Bedarf, so fällt der überdurchschnittlich hohe und anhaltende Anteil des »starren« Bedarfs in den beiden Arbeiterfamilien auf. Im Haushalt des Chemiarbeiters betragen die Ausgaben für den »starren Bedarf«, sowohl in der Berechnungsweise des Statistischen Bundesamtes wie des gewerkschaftlichen WWI, noch 1953/54 über 60%. In der jüngeren Maurerfamilie lag der Ausgabenanteil für den »starren Bedarf« 1954/55 bei 55,4%, erst 1959 wurde mehr für den »elastischen« als für den »starren« Bedarf ausgegeben. Die Ursache für diesen hohen Anteil des »starren Bedarfs« lag in beiden Haushalten in den Ausgaben für Nahrungsmittel. Die Buchhalterfamilie dagegen machte in den frühen fünfziger Jahren ungewöhnlich große Anschaffungen für den Hausrat, während am Essen gespart wurde. Dementsprechend lag der Anteil des »elastischen Bedarfs« 1952/53 relativ hoch. Als anschließend durch einen Umzug die Kosten für die Wohnung anstiegen und der Anteil für die Hausratsausgaben wieder zurückging, dominierte der »starre Bedarf« auch das Budget des Buchhalterhaushaltes.²

Ein zentraler Stellenwert innerhalb der Ausgaben des Chemiarbeiter- wie des Buchhalterhaushalts kam jeweils dem Einzug in eine neue und teurere Wohnung zu. Allerdings bewältigten beide Familien die damit entstandenen Mehrausgaben auf ganz unterschiedliche Weise. Die Chemiarbeiterfamilie zog 1952 um, die Mietausgaben erhöhten sich von 12,55 DM im Monat auf 45,80 DM (Tabelle 11).³ Außerdem stiegen in diesem Jahr die Ausgaben für Heizung/Beleuchtung und für den Hausrat, in erster Linie für Möbel und Einrichtung. Die neue Wohnung erforderte eine Reihe von Anschaffungen, bzw. der Umzug war der gegebene Anlaß, sich neue Möbel zu leisten. Dagegen sanken die Ausgaben für den Ver-

kehr nach dem Umzug merklich, die Familie war demnach in die Nähe des Arbeitsplatzes des Ehemannes gezogen. Insgesamt jedoch belastete der Umzug das Budget der Chemiarbeiterfamilie dermaßen, daß die Mehrausgaben nur durch Einsparungen in anderen Bereichen bewältigt werden konnten. Das traf vor allem die Kleidung. 1952 wurde kein einziges Stück Oberbekleidung gekauft, erst im folgenden Jahr finden sich wieder Kleidungs Ausgaben in dem Haushaltsbuch.

Die Familie des Buchhalters zog 1955 in eine neue Wohnung um, die mit 66,75 DM spürbar teurer war als die alte (Tabelle 17). In diesem Fall lag sie weiter vom Arbeitsplatz des Ehemannes entfernt als vorher, wie die gestiegenen Verkehrsausgaben erkennen lassen. Auch die Buchhalterfamilie gab mit dem Wohnungswechsel mehr Geld für Möbel und Einrichtung aus. Da aber bereits in den Jahren zuvor Anschaffungen gemacht worden waren, fiel die Steigerung nicht so deutlich aus wie beim Chemiarbeiterhaushalt. Die Familie des Buchhalters konnte bereits mit neuen Möbeln umziehen. Auch wurde im Umzugsjahr nicht bei der Kleidung gespart. Schon zu Beginn der fünfziger Jahre gab das Buchhalterehepaar deutlich mehr für die Kleidung aus als die beiden Arbeiterhaushalte. Allerdings ist 1956, also ein Jahr nach dem Umzug, eine signifikante Steigerung der Kleidungs Ausgaben zu beobachten, als hätte der Umzug doch einen Bedarf vor allem bei der Oberbekleidung unerfüllt gelassen.

Hingegen wurde in der Buchhalterfamilie immer wieder am Essen gespart. Der Anteil der Nahrungsmittelausgaben an den gesamten Lebenshaltungskosten sank bereits 1952/53 auf 35,3%, vielleicht um die Käufe für Möbel und Einrichtung zu finanzieren, und reduzierte sich, nachdem er 1954/55 angestiegen war, im Umzugsjahr 1955/56 erneut auf 34,9%. Auch bei den Genußmitteln, die 1951/52 noch über 11% des Gesamtausgaben ausgemacht hatten, sind in Relation zu den übrigen Ausgaben Einschränkungen zu verzeichnen (Tabelle 18). Gegen Ende der fünfziger Jahre lag der Anteil für Genußmittel in der Buchhalterfamilie sowohl unter dem Bundesdurchschnitt als auch ganz deutlich unter den Genußmittelausgaben der beiden Arbeiterfamilien.

Diese gaben erkennbar mehr für das tägliche Essen aus. In beiden Arbeiterfamilien hielten sich die Anteile der Ausgaben für Nahrungsmittel bis zum Ende der fünfziger Jahre bei über 40% und lagen damit über dem Bundesdurchschnitt (Tabellen 12 und 15). Kartoffeln bestimmten in den frühen fünfziger Jahren die tägliche Kost der Chemiarbeiterfamilie, Hülsenfrüchte wurden doppelt so viel gegessen wie im Bundesdurchschnitt. Ebenso kam dunkles Brot häufiger auf den Tisch als in den beiden anderen Hamburger Haushalten, so daß in der täglichen Kost dieser Chemiarbeiterfamilie, deren erwachsene Personen in den Fünfzigern über vierzig Jahre alt waren, die kohlehydratreichen, pflanzlichen Nahrungsmittel klar dominierten. Allerdings ist der hohe Konsum von Weiß-

I. Verbrauch

brot und Kleingebäck in dieser Zeit ebenso bemerkenswert wie der überdurchschnittliche Verzehr von frischen Südfrüchten und frischem Obst. Auch Butter aß die Chemiarbeiterfamilie in den frühen fünfziger Jahren in erstaunlichen Mengen: Vier bis fünf Pfund wurden zwischen 1949 und 1951 pro Monat gegessen – deutlich mehr als in den folgenden Jahren, in denen die Margarine vorherrschte, als hätte man sich gerade in diesen kargen Zeiten der frühen fünfziger Jahre, nach den Beschränkungen der Rationierungsjahre bewußt den lange zurückgestellten Wunsch nach Butter erfüllt (Tabelle 13).

Auch im zweiten Arbeiterhaushalt, dem des Maurers, wurden überdurchschnittlich viel Kartoffeln gegessen, obwohl bei diesem um zehn Jahre jüngeren Ehepaar merklich weniger als in der Chemiarbeiterfamilie. Zwar bestimmten pflanzliche Nahrungsmittel in diesem Arbeiterhaushalt gleichfalls den täglichen Speisezettel, aber in einem schwächeren Maß als bei der Chemiarbeiterfamilie. Anders als dort verzichtete die Maurerfamilie im Laufe der fünfziger Jahre zunehmend auf Margarine und kaufte immer häufiger Butter (Tabelle 16).

Frisches Obst und Südfrüchte wurden im Maurerhaushalt trotz des in Hamburg reichen Angebots unterdurchschnittlich gegessen. Allein in der Familie des Buchhalters entsprach der Verbrauch von frischem Obst und Südfrüchten den Durchschnittszahlen der Bundesstatistik. Kartoffeln und Erbsen, Bohnen, Linsen kamen häufiger auf den Tisch als es bundesweit der Fall war. Brot dagegen aß die Buchhalterfamilie wenig: Während im Bundesdurchschnitt 1959 über 6.200 g Weißbrot und Backwerk je Arbeitnehmerhaushalt im Monat gegessen wurden, waren es in der Buchhalterfamilie weniger als 1.300 g. An Fett verbrauchte sie vornehmlich Margarine, Butter wurde nur in minimalen Mengen eingekauft (Tabelle 19).

Beim Fleisch ersetzte der Chemiarbeiterhaushalt offenbar das teurere Rindfleisch durch Pferdefleisch, wenn man die geringen Zahlen beim Rindfleischverbrauch und die außerordentlich hohen beim Pferdefleisch richtig deutet. In der Familie des Maurers wurde dagegen viel Rindfleisch gegessen, ebenso Geflügel. Dagegen kam nur wenig Schweinefleisch auf den Tisch, das wiederum im Buchhalterhaushalt geschätzt wurde. Hier aß man erst gegen Ende der fünfziger Jahre mehr Rindfleisch, während Schweinefleisch seit 1953/54 immer häufiger zum täglichen Essen gehörte.

In beiden Arbeiterhaushalten besaßen Genußmittel, vor allem Kaffee, einen hohen Stellenwert. Deren Ausgaben lagen doppelt so hoch wie der Bundesdurchschnitt und konnten zeitweise sogar mit den Kleidungskäufen und Hausratsanschaffungen konkurrieren. So gab das Chemiarbeiterhepaar 1949/50 mit 11,8% den zweithöchsten Posten seines Haushaltsbudgets für Genußmittel, in erster Linie für Bohnenkaffee aus (Ta-

belle 12). Viel früher als im Bundesdurchschnitt begann sich das Chemiarbeiterehepaar Kaffee zu leisten. Bereits 1953/54 wurden 632 g monatlich gekauft, und ein Jahr später lag der Verbrauch über 1.100 g. Auch die Familie des Maurers gab schon früh ihr Geld für Bohnenkaffee aus: 1954/55 kaufte sie bereits 1.150 g, als die Arbeitnehmerhaushalte im Bundesdurchschnitt noch weit weniger als ein Pfund im Monat verbrauchten. Im Haushalt des Buchhalters wurden dagegen noch 1958 neben 732 g Bohnenkaffee 563 g Kaffee-Ersatz konsumiert. Tee wurde in allen drei Hamburger Haushalten kaum getrunken: im Chemiarbeiterhaushalt überhaupt erst ab 1954, und in den Haushalten des Maurers wie des Buchhalters nur minimal. Ganz obenan aber stand die Kondensmilch! 1954/55 verbrauchte die Maurerfamilie über 3.700 g im Monat. Im Chemiarbeiterhaushalt entwickelte sich der Kondensmilchverbrauch analog zum Kaffeekonsum und stieg 1953/54 auf über 1.000 g im Monat.

Auch Bier wurde in den beiden Arbeiterfamilien im Laufe der fünfziger Jahre immer mehr getrunken. Während Wein nur hin und wieder in den Haushaltsbüchern auftauchte, wobei der Buchhalterhaushalt 1959 mit 1,3 Liter annähernd den Bundesdurchschnitt erreichte, stieg der monatliche Bierkonsum im Chemiarbeiterhaushalt von 2 Liter in der Zeit zwischen 1950 und 1955/56 auf über 8 Liter 1956/57 an. Für den Maurerhaushalt nahm sich die Steigerung noch drastischer aus: von 4,6 Liter 1954/55 auf über 13 Liter im Monat 1959 (Tabellen 13, 16 und 19).

Die jeweilige tägliche Kost in den drei Hamburger Haushalten ist in der Gesamtschau der Verbrauchszahlen ausgesprochen unterschiedlich und deckt sich nicht ohne weiteres mit Vorstellungen einer bestimmten Arbeiter- und Angestelltenkost. Viel mehr scheinen die Differenzen zwischen den Familien des Chemiarbeiters und des Maurers mit dem Alter der Eltern in Verbindung zu stehen. So entspricht das tägliche Essen des »alten« Chemiarbeiterhaushalts noch am ehesten dem herkömmlichen Bild der Arbeiterernährung einer kohlehydratreichen, fleisch- und fettorientierten Kost.⁴ In der jüngeren Maurerfamilie dagegen war das Bedürfnis, das tägliche Essen insgesamt stetig zu verbessern, offenkundig stärker als der Wunsch, sich ab und zu einmal etwas Besonderes leisten zu können, wie der kontinuierlich zunehmende Verbrauch von Rindfleisch, Geflügel oder Butter zeigt. Dagegen zeigt das Ernährungsprofil des Buchhalterhaushaltes ganz andere Konturen. Dort wurden zwar weniger Kartoffeln und mehr frisches Gemüse und Obst gegessen, aber der niedrige Weißbrotkonsum, der geringe Butterverbrauch zugunsten von Margarine, die deutliche Präferenz für Schweinefleisch zeigen nicht die »moderne« Angestelltenfamilie, sondern verweisen auf spezifische Bedürfnisse, die ebenso von bestimmten Geschmacksvorlieben geleitet sein könnten wie vom Bild einer »gesunden Ernährung«.

Auch bei den übrigen Ausgaben sind die Differenzen im Konsum

I. Verbrauch

dieser drei Hamburger Familien unverkennbar. Das jüngere Maurerehepaar gab 1954/55 mehr Geld für Genußmittel als für Kleidung aus, wobei die Kleidung in den späten fünfziger Jahren wiederum einen wichtigen Posten innerhalb der Lebenshaltungskosten ausmachte. Besonders 1958 und 1959 dominierten die Ausgaben für Oberbekleidung, was sicher nicht zufällig mit der Steigerung der Arbeitseinkommen in diesen Jahren einherging. 1959/60 wurde offensichtlich auch ein eigenes Fahrzeug, vermutlich ein Moped oder Motorrad, angeschafft, wie die sprunghaft erhöhten Verkehrsausgaben zeigen. Anders als die beiden anderen Familien wechselte die Maurerfamilie in den fünfziger Jahren nicht ihre billige Wohnung und brauchte daher nicht viel an Mietkosten aufzuwenden. Für die Körperpflege gab der Maurerhaushalt 1959, im Vergleich zu den vorangegangenen Jahren, deutlich mehr aus – insgesamt begann demnach die Maurerfamilie Ende der fünfziger Jahre mit einem deutlich gestiegenen Einkommen, sich in verschiedenen Ausgabenbereichen wie Kleidung, Verkehr und Körperpflege einen höheren Konsum zu leisten (Tabellen 14 und 15). Im Buchhalterhaushalt wurde dagegen seit Beginn der fünfziger Jahre überdurchschnittlich viel Geld für die Körperpflege ausgegeben. 1956/57 waren es 3,5% ihrer Ausgaben für die Lebenshaltung, mehr als doppelt so viel wie der Bundesdurchschnitt (Tabellen 17 und 18).

In der Chemiarbeiterfamilie spielten die Ausgaben für Schule und Bildung in den frühen fünfziger Jahren eine nicht unbeachtliche Rolle. Die Ausgaben für Ferien und Erholung hingegen waren in diesen Jahren minimal. Erst 1956/57 ist ein hoher Betrag zu beobachten, der auf eine erste Urlaubsreise hindeuten könnte. Dafür gab diese Familie überdurchschnittlich viel Geld für »Vergnügungen«, also Tanzvergnügungen etc. aus. 1956/57 erreichte dieser Betrag 4,2% des gesamten Haushaltsbudgets – ungefähr soviel, wie im selben Jahr monatlich für Energie bezahlt werden mußte (Tabellen 11 und 12). Auch in der Maurerfamilie spielten die »Vergnügungen« eine wichtige Rolle, für die sie zwischen 3% und 4% ihrer Lebenshaltungskosten aufwendete. Noch mehr aber gab der Buchhalterhaushalt für diesen Bereich aus, besonders in den Jahren 1951 bis 1953, als hätte sich das Buchhalterehepaar gerade zu Beginn der fünfziger Jahre die »kleine Flucht ins Vergnügen« gegönnt.

Zusammengefaßt waren die Konsummöglichkeiten dieser drei Haushalte in Hamburg in den fünfziger Jahre keineswegs üppig. Dennoch wurde auf recht unterschiedliche Weise mit dem vorhandenen schmalen Budget gewirtschaftet. Während einerseits Nahrungsmittel und Bohnenkaffee, sowie »Vergnügungen« bei den Arbeiterhaushalten im Vordergrund standen, andererseits der Umzug und die mit ihm verbundenen Neuanschaffungen beim Chemiarbeiterhaushalt zu Einsparungen in anderen Ausgabenbereichen zwangen, legte die Buchhalterfamilie neben

den ebenfalls hohen Ausgaben für »Vergnügungen« von Anfang an Wert auf Kleidung und die Wohnungseinrichtung, deren Mehrausgaben durch Verzicht auf Nahrungs- und Genußmittel ausgeglichen wurden. Erst gegen Ende der fünfziger Jahre wird, bedingt durch die gestiegenen Einkommen, ein signifikanter Sprung in den Ausgaben sichtbar, durch den sich sowohl die Maurer- als auch die Buchhalterfamilie eine neue Art des Konsums leisten konnten: von nun an konnten sie sich mehrere Wünsche zugleich erfüllen. Will man ein Bild bemühen, so mußten diese Haushalte bis zum Ende der fünfziger Jahre mit einer »Einkommensdecke« umgehen, die je nach unterschiedlicher Konsumpraxis der einzelnen Haushalte in verschiedene Ecken gezogen wurde, ohne jedoch über lange Zeit hinweg alle Bereiche abdecken zu können.

6.Kapitel

Wandel der Mahlzeiten

»Daß wir essen müssen, ist eine in der Entwicklung unserer Lebenswerte so primitiv und niedrig gelegene Tatsache, daß sie jedem Individuum fraglos mit jedem anderen gemein ist. Dies eben ermöglicht das Sich-zusammenfinden zur gemeinsamen Mahlzeit, und an der so vermittelten Sozialisierung entfaltet sich die Überwindung des bloßen Naturalismus des Essens.«¹ Georg Simmels kleine »Soziologie der Mahlzeit« markiert die soziale Bedeutung des Essens, die über das jeweils individuelle Verzehren hinausreicht und zu einem nicht unwesentlichen Teil die Beziehungen von Menschen untereinander bestimmt. Mahlzeiten strukturieren den Tagesablauf, sie bilden die Anlässe für Arbeitspausen und sind andererseits auf die Arbeit bezogen. Zu den Mahlzeiten trifft sich zumindest ein Teil der Familie und hat damit den Raum und die Zeit, um miteinander ins Gespräch zu kommen.

Dieser soziale Anspruch, der den Mahlzeiten für ein harmonisches Familienleben unterlegt wird, findet sich in den zahlreichen Anstands- und Benimmbüchern der fünfziger Jahre wieder,² von denen das Buch von Grete Borgmann nur ein besonders prägnantes Beispiel liefert:

»Wie bringt es eine Hausfrau fertig, daß man sich zu ihrem Familientisch hingezogen fühlt, daß ihre Familie am liebsten zu Hause essen will, daß Gasthaus und Kaffeestube wirklich als Notbehelf erscheinen, als Ausweg in seltenen Fällen und nicht als Ziel und Verlockung? (...) Sobald es ihr (der Hausfrau, m.w.) aber gelingt, die Mahlzeiten im voraus vernünftig zu planen und ohne Zeitverschwendung einzukaufen, wird sie selbst auch die Kraft haben, bei der Mahlzeit der ruhende Pol für die Familie zu sein, und aus der harmonisch verlaufenden Mahlzeit so viel Kraft und Bestätigung schöpfen, daß sie die Mahlzeitenplanung und -zubereitung weiter vervollkommen lernt. Sie wird herausfinden, wie ihre Mahlzeiten das richtige Maß und die notwendige Vielfalt an Nährwerten enthalten, ohne daß sie ein Gefühl des Hungers übriglassen oder eine Übersättigung verursachen. Sie wird die Mahlzeiten so schmackhaft zubereiten, daß die gute Stimmung entsteht, die immer bei Mutters Leckerbissen vorherrscht.«³

Von besonderer Wichtigkeit war dabei das morgendliche Frühstück, das »Sprungbrett in den Tag«, wie es in einer vom Bundesgesundheitsministerium verbreiteten Massenbroschüre hieß.⁴ Auch für Grete Borgmann bildete das Frühstück den alltäglichen Grundstein für eine glückliche Familie:

»Der Mann, der um sieben Uhr zu seiner Arbeitsstelle muß, wird zum Frühstückstisch streben und im ersten Morgenlicht oder der Dunkelheit des Wintermorgens kaum einen Blick auf die Wohnung werfen. Auch die Kinder, die um halb acht zur

Schule gehen, brauchen vor allem ein ruhiges, sorgfältig vorbereitetes Frühstück und gestrichene Schulbrote. Kann eine Familie morgens um halb acht zusammen frühstücken, dann gewinnt die Familie an Wohnfreude und die Hausfrau an Zeit und Kraft für ihre Tagesarbeit, wenn vor dem Frühstück der erste Reinigungsgang schon beendet ist.(...)

Wenn man den Tag gut beginnen will, ist es nicht unwichtig, was man frühstückt.(...) Morgens ist der Körper besonders bereit, Vitamine zu verarbeiten. Es brauchen nicht immer teure Apfelsinen zu sein. Auch anderes Obst ist geeignet, und Tomaten sind es ganz besonders. Einmal geben wir das Obst roh oder in Scheiben auf einem Schüsselchen mit rohen Haferflocken, dann die Tomate in Scheiben auf ein Käse- oder Quarkbrot.

Nutzen wir auch Schnittlauch, Petersilie, Rettich und Radieschen für unser Frühstück. Auch Quark verwenden wir im Verhältnis zu seinem vielfältigen Nährwert zu wenig. Nebenbei bekommt er auch unserem Geldbeutel besser als der teure Aufschnitt. Noch eines: Nicht hetzen am Morgen! Lieber am Abend die Brote vorrichten, gut und kühl verpacken und am Morgen mit Quark, Schnittlauch und anderen Kräutern garnieren.«⁵

Tatsächlich unterlag das Frühstück weit mehr den Zwängen des Arbeits- oder Schulbeginns, als daß morgens genügend Zeit geblieben wäre, ein solches »ruhiges, sorgfältig vorbereitetes Frühstück« einzunehmen. Selbst die Autoren der Regierungsbroschüre beschrieben das tägliche Frühstücks-Szenario in westdeutschen Haushalten Mitte der sechziger Jahre folgendermaßen: »Schnell einen Schluck Kaffee und mit dem Butterbrot oder dem Brötchen in der Hand – gewissermaßen dem Angstbrötchen, das mit der Angst vor dem Zuspätkommen gegessen wird – zur Tür hinaus!«⁶

In einer breit angelegten Umfrage untersuchte die Gesellschaft für Konsumforschung Mitte der fünfziger Jahre die Frühstücksgewohnheiten in der Bundesrepublik.⁷ Gewöhnlich standen die meisten Familienmitglieder zwischen halb sechs und halb acht Uhr auf. Vor allem die Arbeiter und Landwirte mußten zeitig aus dem Bett, während die Schulkinder in der Regel später aufstanden und frühstückten. In den meisten Haushalten wurde das Frühstück keineswegs gemeinsam eingenommen, aber in nahezu allen Familien war es trotz der unterschiedlichen Aufstehzeiten die Mutter, die als erste aufstand, um das Frühstück vorzubereiten. Nur 5% der Männer machten sich das erste Frühstück selbst – und dann nur deshalb, weil sie besonders früh aus dem Haus mußten.

In der größten Zahl der Haushalte bestand das Frühstück aus Malzkaffee bzw. Kaffee-Ersatz, ein bis zwei Scheiben Vollkornbrot, Marmelade, Honig oder Gelee. Bei mehr als der Hälfte gab es Butter, aber bei nur einem Zehntel der Familien Wurst und Käse zum Frühstück, und nur in einem Viertel der Haushalte wurde Bohnenkaffee getrunken. Ausgehend von ihren Umfrageergebnissen stellte die GfK eine »Typologie des Frühstücks« auf: erstens das »feinere« Frühstück mit Bohnenkaffee, Dosenmilch, Weißbrot bzw. Vollkornbrot, Butter, Marmelade, Käse, Wurst und

I. Verbrauch

Eiern, und zweitens das »einfachere« Frühstück mit Malzkaffee, Frischmilch, Vollkornbrot, Margarine und vornehmlich Marmelade. Wer sich welches Frühstück leisten konnte, hing, so die GfK, von dem Einkommen ab. Familien, in denen morgens Kaffee-Ersatz getrunken wurde, gehörten überwiegend zu den geringer verdienenden Haushalten, während es in den besserverdienenden häufiger Bohnenkaffee, Weißbrot und Butter zum Frühstück gab.

Aber es zeigten sich gleichfalls Differenzen entlang anderer Trennlinien als die des Einkommens. Zum zweiten Frühstück aßen die Arbeiter z. B. zwei bis vier Scheiben Vollkornbrot mit Margarine und Wurst und tranken Malzkaffee, während sich Hausfrauen, Selbständige und Freiberufliche eine Tasse Bohnenkaffee gönnten. Angestellte, Beamte und Selbständige aßen zum zweiten Frühstück in der Regel häufiger Weißbrot, Butter, Wurst und Käse. Differenziert man die Umfrageergebnisse regional und nach Ortsgrößen, wird deutlich, daß regionale Unterschiede Mitte der fünfziger Jahre auf die Frühstücksgewohnheiten nur noch bedingt Einfluß genommen haben. Dagegen bestimmte die Differenz von Stadt und Land und vor allem der Arbeitsplatz, wo und wann gegessen wurde.⁸

Hauptmahlzeit blieb in den fünfziger Jahren das Mittagessen. Im Sommer 1955 antworteten 67% der Befragten in einer Erhebung des Allensbacher Instituts für Demoskopie, daß sie ihre Hauptmahlzeit mittags zu sich nähmen. Allerdings lag der Prozentsatz in den Dörfern, Klein- und Mittelstädten deutlich höher als in den Großstädten.⁹ Gertrud Herrig bestätigte in ihrer Untersuchung über die Ernährung auf dem Land, daß auch dort das Mittagessen die Hauptmahlzeit war, fügte aber hinzu: »Vielfach hat jedoch infolge neuer Arbeitsbedingungen das Abendessen diese Funktion übernommen.«¹⁰ In der Tat verschob die Trennung von Arbeitsplatz und Wohnung tendenziell das Gewicht zugunsten des Abendessens als Hauptmahlzeit. Die höhere Mobilität und Flexibilität, die Arbeitnehmern abverlangt wurde, nicht zuletzt durch die ökonomische Umstrukturierung der ländlichen Regionen, ließ im Laufe der fünfziger Jahre immer mehr Arbeitskräfte in die nächstgelegenen Stadtregionen pendeln, um dort zu arbeiten.¹¹ Als Indikator kann die Zahl der Berufspendler gelten, die sich zwischen 1950 und 1961 auf über 6 Millionen verdoppelte. 30,7% aller abhängig Beschäftigten hatten 1961 ihren Arbeitsplatz nicht am Wohnort.¹² In der GfK-Untersuchung war der Anteil derjenigen, die abends ihre Hauptmahlzeit einnahmen, unter den Arbeitern und Angestellten überdurchschnittlich hoch.¹³ Die Beamten und Selbständigen aßen zu über drei Vierteln mittags daheim, während die Freiberuflichen zur Hälfte, die Arbeiter zu 43% und die Angestellten zu 47% zum Mittagessen nach Hause gingen.¹⁴

Verschob sich aufgrund der Arbeitssituation das gemeinsame familiäre Essen vom Mittag auf den Abend, nahm das Mittagessen für die zu

Hause arbeitenden Frauen einen eher flüchtigen Charakter an, insbesondere wenn sie keine Kinder hatten, die mittags zu beköstigen waren. Das Mittagessen war dann keine vollwertige Mahlzeit, sondern die Frauen machten sich oftmals mittags nur ein Brot. Sie »sparten« mittags, um abends mit dem Mann »richtig« zu essen. Das hat sicher seine Gründe in den noch bescheidenen Verhältnissen der fünfziger Jahre, die es kaum erlaubten, daß es täglich zwei Hauptmahlzeiten geben konnte. Aber es steckt gleichermaßen die Angleichung des Arbeitsrhythmus' der Hausfrau an den des Ehemannes darin, dessen Erwerbsarbeit die Mahlzeitenstruktur bestimmte. Frau G., die erst in den späten fünfziger Jahren ihre Tochter bekam, erinnert sich noch gut an die frühen kinderlosen Ehejahre:

»Frage: Haben Sie jeden Abend frisch gekocht?
Jeden Abend gekocht.

Frage: Was haben Sie denn tagsüber gegessen?

Scheibe Brot. Und Willi (der Ehemann, der tagsüber im Büro blieb, m.w.) zur Arbeit dann auch, frisches Brot über Mittag. Das war damals überhaupt noch gar nicht, daß man da mittags essen ging.

Frage: Kam denn auf die Butterbrote auch wirklich Butter drauf oder war das noch Margarine?

Nee, nee, wir haben Butter gegessen.«¹⁵

Der Stellenwert des warmen Abendessens war allerdings schon im Schwinden begriffen. Mitte der sechziger Jahre war der Anteil der Haushalte, die abends warm aßen, auf ein Viertel, in Norddeutschland teilweise sogar auf 15% gesunken.¹⁶ Weitaus die meisten aßen »kalt«, d.h. Brot und Aufschnitt. Ein kaltes Abendessen galt vielen Hausfrauen als leichter herzurichten und als gesünder oder bekömmlicher am Abend – ein Argument, das dieser Erhebung zufolge quer zu allen sozialen Schichten von Hausfrauen aus Arbeiterfamilien wie aus Haushalten von Selbständigen geäußert wurde.¹⁷

Wurde das Oppositionspaar Mittag- und Abendessen werktags maßgeblich vom Arbeitsort der Erwerbstätigen in der Familie bestimmt, so besaß am Wochenende, vor allem am Sonntag, das Mittagessen einen zentralen Platz. In drei Vierteln der befragten Familien hatte es am letzten Sonntag Gemüse, in der Hälfte eine Suppe zum Mittagessen gegeben. Für Frau G. war der Sonntag mit einer besonderen Speise verbunden:

»Schokoladenpudding, sonntags Schokoladenpudding. Ohne Schokoladenpudding war kein Sonntag. Mit Vanillesoße, von Dr. Oetker. Dann wurde ein Eiweiß geschlagen und das kam dann unter den Schokoladenpudding, damit er schön locker war, und das Eigelb kam an die Vanillesoße.«¹⁸

Danach befragt, wie sie das jeweilige werk- und sonntägliche Essen selbst einschätzten, antworteten 47%, daß es am letzten Werktag »einfache Küche« gegeben hätte, wohingegen 77% dem Sonntagessen die Bezeichnung »gutbürgerliche Küche« gaben.¹⁹ Das Frühstück, das werktags in nur wenigen Familien warm gegessen wurde, war am Wochenende für

I. Verbrauch

20% eine warme Mahlzeit. Ein zweites Frühstück gab es hingegen, im Unterschied zur Woche, kaum noch, was auf die enge Verbindung zwischen Arbeit und einer zweiten Morgenmahlzeit verweist.²⁰ Aus der nachmittäglichen Vesper, die werktags aus Marmeladebrot bestand, wurde am Sonntag der Nachmittagskaffee mit Kuchen und Gebäck. Zu Abend wurde sonntags überwiegend kalt gegessen, wobei es deutlich mehr Wurst gab als werktags.²¹ Und – man ließ sich sonntags mehr Zeit zum Essen. Dauerte wochentags das Mittagessen in der Regel zwischen dreißig und vierzig Minuten, aß man am Sonntag länger, und während werktags 41% der Haushalte weniger als dreißig Minuten zum Mittagessen brauchten, waren die Schnellesser am Sonntag mit 31% in der Minderheit.²²

Sonntags nahm auch das Wohnzimmer als Ort, an dem gegessen wurde, einen besonderen Platz ein. In den meisten westdeutschen Familien wurde Mitte der fünfziger Jahre in der Küche gefrühstückt, ebenso wurde das Mittagessen und das Abendbrot mehrheitlich in der Küche eingenommen,²³ was angesichts der Raumnot und der Beengtheit in den Wohnungen kein Wunder war. Außerdem besaßen viele noch eine Wohnküche, die als Eßplatz vorgesehen war. Nur 5% der Familien in dieser Erhebung besaßen ein eigenes Eßzimmer.²⁴ Das Wohnzimmer wurde demnach als besonders hervorgehobener Ort des Essens benutzt, vor allem von Familien, die die Mahlzeiten gemeinsam einnahmen. Das Wohnzimmer, so Rolf Fröhner, Maria v.Stackelberg und Wolfgang Eser in ihrer Untersuchung, »trägt der Tischgeselligkeit am meisten Rechnung.«²⁵ 65% der Familien sagten einen Tischspruch wie »Gesegnete Mahlzeit« oder »Guten Appetit«, nur noch in einem Drittel der Familien wurde vor oder nach einer Mahlzeit gebetet.²⁶ Auch hier seien die Familien, die ihre Mahlzeiten gemeinsam einnahmen, eher geneigt, mit einem Tischspruch oder Gebet die Mahlzeit zu beginnen. Umgekehrt besaßen besonders die Familien, die derartige Tischsitten pflegten, ein stärkeres familiäres Gemeinschaftsgefühl. Über zwei Drittel von ihnen wollten den Sonntag mit der ganzen Familie verbringen, während es bei denjenigen Familien, die ihre Mahlzeiten ohne Regel begannen, nur die Hälfte mit allen Angehörigen den freien Tag verbringen wollten. »Tischgebet und Tischspruch«, so die Autoren in einer konservativ gewendeten Retrospektive »sind also auch in der Gegenwart ein Zeichen familiären Gemeinschaftsgefühls und eine Stütze des Familienbewußtseins.«²⁷

Der Hoffnung, daß sich die traditionellen Mahlzeiten als Orte eines harmonischen Familienlebens festigen ließen, stand nicht nur die Arbeitssituation vieler Erwerbstätiger gegenüber, deren Arbeitsplatz zu weit von der Wohnung entfernt lag, als daß sie mittags hätten nach Hause kommen können. Auch die komplementäre Freizeitsituation beeinflusste die täglichen Mahlzeiten. Die Geselligkeit, von der Frau G. berichtete,²⁸

bezog sich auf den Abend, und obgleich in den frühen fünfziger Jahren den Gästen kein großartiges Essen angeboten werden konnte, so ist doch später von den »kalten Platten« die Rede, die anlässlich einer solchen »Party« serviert wurden. »Wer die Pflege heiterer Geselligkeit zu einer reinen Geldfrage herabmindert, hat wenig von ihr begriffen,« schreibt Ruth Andreas-Friedrich in ihrem 1957 erschienenen Ratgeber »Ein reizender Abend. Tausend Tips für frohe Feste.« »Geselligkeit ist in erster Linie eine Angelegenheit des Herzens, dann erst eine Frage der guten Organisation, der Geschicklichkeit und der Phantasie. Je besser wir es verstehen, durch Erfindungsgabe und persönliche Note das zu ersetzen, was etwa der Bewirtung und Aufmachung an äußerem Aufwand mangelt, desto vollkommener ist unsere Gastlichkeit.«²⁹ Das »Kalte Büfett«, das sich, wie es in einem anderen Ratgeber 1956 heißt, »in neuester Zeit mehr und mehr einbürgert,«³⁰ war die Form, die zu solchen Anlässen empfohlen wurde: »Das Büfett krönt als Hauptzierde eine Bowle oder Kalte Ente. Um sie herum arrangieren Sie die leiblichen Genüsse: Hering in Sahne, eine Schüssel mit Ölsardinen, eine Schüssel mit Thunfisch in Öl, eine Dose Appetitbissen, eine Platte mit rohem Schinken, gekochtem Schinken und feingeschnittener italienischer Salami, ein halbes oder ganzes Pfund Gorgonzola im Stück auf Holzsteller, dazu eine Schale mit Butterkugeln und einen großen Korb mit in Scheiben geschnittenem Weißbrot, Schwarzbrot, Knäckebrot und Pumpernickel. Als Nachttisch Kompott der Jahreszeit und rohes Obst.«³¹

Nicht zuletzt beeinflusste das Fernsehen das Abendessen in einem wesentlichen Maß. In den Interviews rückte das Fernsehen als ein Medium, das den familiären Feierabend in ganz entscheidender Weise verändert hat, in den Vordergrund. Frau H. erzählte vom Einbruch des Fernsehgerätes in ihre Familie:

»Und dann kam das Fernsehen. Der Tisch war immer voll mit Chips. Es ging nichts mehr ohne dem. Es ging kein Abend ohne Alkohol. Spielen abends fiel aus. Mein Alter ging da gar nicht mehr weg, der wollte nicht mehr vom Sofa. Wir gingen nicht mehr tanzen, wir gingen nicht mehr ins Kino. Abends ab sechs Uhr wurden die Bürgersteige hochgeklappt, da lief nichts.

Die Männer waren plötzlich nicht mehr zu gebrauchen, der ganze Tisch war voller Fressalien, und der Mann kam nach Hause, hat sich den Hals gewaschen und saß dann vor der Fernsehrohr... Die holten ja kaum noch Feuerung rauf. Da war nichts mehr zu wollen. Wenn die nach Hause kamen – Klamotten runter, Bierbuddel auf'n Tisch... ›Mach ma 'n Schnitzchen.‹ Da aß man nicht mehr zusammen am Tisch, keiner wollte mehr Milchsuppe, keiner wollte mehr Bratkartoffeln. Nein, es mußte Roastbeef sein, es mußte gekochter Schinken sein, es mußte Mettwurst sein. Schön mit Gürkchen und Tomaten angerichtet, das wurde immer feiner. Es wurde immer feiner, und das Geld wurde immer weniger.«³²

Die Männer kamen von der Arbeit nach Hause, wollten abschalten – und schalteten den Fernseher ein, dessen einsamer Konsum das familiäre Abendessen zum Verschwinden brachte. Statt am Tisch zusammen

I. Verbrauch

zu essen, gab es nun Schnittchen vor dem Fernsehgerät. An die Stelle der gemeinsamen Familienmahlzeit trat die schnelle Fernsehmealzeit: Butterbrote, Häppchen oder Salzgebäck, dazu die Flasche Bier. Statt um den Tisch herum saß die Familie nun ausgerichtet vor dem Fernsehgerät, jeder für sich allein mit dem Fernseher und den Schnittchen.³³ Der isolierte Konsum des Fernsehens fand seine Entsprechung in der vereinzelter Mahlzeit. Als Zeitgenosse hat Günter Anders diesen Verlust der gemeinsamen, familiären Mahlzeiten geschildert:

»Schon vor Jahrzehnten hatte man beobachten können, daß das soziale Symptom-möbel der Familie: der massive, in der Mitte des Zimmers stehende, die Familie um sich versammelnde Wohnzimmertisch seine Gravitationskraft einzubüßen begann, obsolet wurde, bei Neu-Einrichtung schon fortblieb. Nun erst hat er, eben im Fernsehapparat, einen echten Nachfolger gefunden; nun erst ist er durch ein Möbel abgelöst, dessen soziale Symbol- und Überzeugungskraft sich mit der des Tisches messen darf; was freilich nicht besagt, daß TV nun zum Zentrum der Familie geworden wäre. Im Gegenteil: was der Apparat abbildet und inkarniert, ist gerade deren Dezentralisierung, deren Ex-Zentrik; er ist der negative Familientisch. Nicht den gemeinsamen Mittelpunkt liefert er, vielmehr ersetzt er diesen durch den gemeinsamen Fluchtpunkt der Familie.«³⁴

Der Wandel der Mahlzeiten, der sich in den fünfziger Jahren anzudeuten beginnt, die Auflösung der starren Ordnung des Mittagessens als Hauptmahlzeit, die Flexibilisierung, die mit der Flexibilität des Arbeitsplatzes einherging, die Differenzierung des Abendessens im Zeichen privater Geselligkeit bis hin zu seiner Unterhöhlung als gemeinsames Familienerlebnis durch das Fernsehen – all das weist auf eine Fragmentierung der traditionellen Mahlzeiten hin. Die Ordnung: Frühstück, zweites Frühstück, Mittagessen, Vesper und Abendessen erodierte zugunsten von Mahlzeiten, die tagsüber durch den Arbeitsprozeß und den Arbeitsort und abends bzw. am Wochenende durch den Freizeitkonsum bestimmt werden. Kleinere Mahlzeiten »zwischendurch«, vom Imbiß über den Hamburger bis zum Mikrowellen-Gericht sind mittlerweile durchaus üblich geworden, feste Mahlzeiten finden fast nur noch in Familien mit Kindern statt. Arbeit und Freizeit haben die Mahlzeitordnung, die sich noch aus der Arbeit auf dem Lande herleitete, einem neuen Regime unterworfen; in den folgenden Kapiteln werden wir sehen, wie die Entwicklung der Küchentechnik und der Nahrungsmittelindustrie diese Veränderung des täglichen Essens gefördert, beschleunigt und ihrerseits in spezifischer Weise beeinflußt haben.





TEIL II. KÜCHE



7. Kapitel

Hausarbeit in den fünfziger Jahren

Blättert man in den zahlreichen Leitfäden zur Haushaltsführung, die in den fünfziger Jahren erschienen sind, so findet sich immer wieder das idyllische Bild der liebenden Mutter, aufmerksamen Ehefrau und gewissenhaften Hausfrau, das Grete Borgmann 1957 beispielhaft so umschrieben hat:

»Das junge Paar wird der Einrichtung des behaglichen, gemütlichen Eßplatzes in der Küche besonders große Aufmerksamkeit schenken. Denn hier spielt sich im Laufe der Zeit ein ganz bedeutendes Stück Familiengeschichte ab. Wenn eines der Familienmitglieder überanstrengt, verfroren oder verstaubt, verärgert oder beseeligt nach Hause kommt und dann einen einladenden Platz findet, auf dem man sich wie von selbst niederläßt, dann ist es nicht gleichgültig, ob dieser einladende Platz in der Wohnstube ist oder in dem Raum, in dem die Mutter gerade arbeitet. Von der still in der Küche hantierenden Mutter, deren gleichmäßige, fast im voraus zu berechnende Bewegungen den schlichten Dingen dienen, die das tägliche Leben im Gang halten, löst sich jede Spannung am leichtesten. Ihr durch die Liebe sehendes Auge und ihr durch manche Stunde der Pflege geschärftes Ohr erspüren beim Kartoffelschälen oder Herrenhemd-Bügeln oft mehr bei den Erzählungen der Ihren, als der geschulte Psychotherapeut erfassen könnte. Die Tasse heißer Schokolade im Winter oder das Glas eisgekühlten Zitronensaftes im Sommer, gereicht mit dem klärenden Wort im rechten Augenblick, kann das Vertrauen und Verständnis zwischen Mutter und Kind in wunderbarer Weise stärken und beleben.«¹

Der heute altfränkisch und hausbacken anmutende Stil dieser Passage ist nicht nur kennzeichnend für das ideologische Bild der liebenden und sorgenden Hausfrau in Westdeutschland dieser Jahre,² auch in der DDR blieb trotz aller Gleichberechtigungsrhetorik und forcierter Berufstätigkeit die Rolle der Frau untergeordnet.³ Der immense Tätigkeitskanon, der die Arbeit der Hausfrau seit der Industrialisierung bestimmte und heute noch bestimmt, galt für beide deutsche Gesellschaften.⁴ Frauen sichern durch Gebären und Aufzucht der Kinder die generationelle Reproduktion der Familie, sie sorgen mit dem täglichen Putzen, Saubermachen, Waschen, Kochen, Flickern, Einkaufen, Bügeln und nicht zuletzt mit immateriellen »Dienstleistungen« wie Zärtlichkeit, Sexualität und Kommunikation für eine Umgebung, in der vornehmlich der Mann wieder Kraft für die Erwerbsarbeit schöpfen darf.

Das beträchtliche Ausmaß der Hausfrauenarbeit hat die Frauenbewegung in den siebziger Jahren theoretisch reflektiert und deren gesellschaftliche Anerkennung gefordert.⁵ Kritischer Ansatzpunkt war die un-

übersehbare Diskrepanz zwischen der gesellschaftlichen Notwendigkeit der Hausfrauenarbeit und ihrer gleichzeitigen Abwertung durch die (Männer-)Gesellschaft. Obwohl die Hausarbeit von Frauen unverzichtbarer Bestandteil industriell-arbeitsteilig organisierter und patriarchalisch strukturierter Gesellschaften war und ist, wird sie weiterhin in der herrschenden Nationalökonomie als »unproduktive« Arbeit diskriminiert und der Haushalt als bloße »Konsumtionsgemeinschaft« definiert.⁶ Selbst Erich Egner, der mit seinem Hauptwerk »Der Haushalt« 1952 den volkswirtschaftlichen Wert des privaten Haushalts betonte, maß der Arbeit im Haus ausdrücklich keine besondere Wichtigkeit zu.⁷

Unsichtbarkeit und Unbezahltheit, Abdrängung in das Private und ein hohes Maß an Flexibilität kennzeichneten und kennzeichnen die Hausarbeit von Frauen, die in gesamtgesellschaftlichen ökonomischen Krisen immer wieder herausgefordert waren, mit Improvisation und Disponibilität die eigene Familie »durchzubringen«.⁸ Die Flexibilität gewährleistete die gesellschaftliche Funktion der Frauen als Arbeitskraftreserve, und die Privatheit verbirgt den gesellschaftlichen Charakter der Hausarbeit und deren ökonomische Unverzichtbarkeit für die Existenz des Wirtschaftssystems. Probleme mit der Hausarbeit werden so als individuell, als privat erlebt und mit der Maßgabe verknüpft, sie ausschließlich in diesem privaten Bereich zu lösen, während die gesellschaftliche Lösung des Problems, die in der gleichen Beteiligung von Männern und Frauen an der Hausarbeit bestünde, aus dem Blick gerät. Hausarbeit in Industriegesellschaften ist daher nicht von der Geschlechterfrage zu trennen.⁹

Bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Amerikanerin Catherine E. Beecher konstatiert, daß in einer demokratischen Gesellschaft, in der alle Menschen gleich und frei sein sollen, »die Institution häuslicher Dienstbarkeit noch etwas von dem Einfluß feudaler Zeiten an sich« habe.¹⁰ Für Christine Frederick war fünfzig Jahre später der Haushalt ohne Dienstmoten »die einzige Möglichkeit dafür, daß eine Familie ihren Verhältnissen genau entsprechend lebt, (...) und er bietet die Chance zu einer Kooperation der Familie und zum Anlernen der Kinder.«¹¹ Analog zur Kurzformel: Kommunismus ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung eröffnete sich hier ein Bündnis von Elektrifizierung und Demokratisierung – allerdings um den Preis der Privatisierung der Hausarbeit. In eben dieser Umwandlung der Erwerbsarbeit der weiblichen Dienstmoten in unbezahlte Hausarbeit von Ehefrauen sah Kenneth Galbraith »eine ökonomische Leistung ersten Ranges«, und fuhr in einer ironischen Eloge auf den Fortschritt der Industriegesellschaft fort: »Dienstmoten für gesellschaftlich unterbewertete Arbeiten standen einst nur einer Minderheit der vorindustriellen Bevölkerung zur Verfügung; die dienstbare Hausfrau steht jedoch heute auf ganz demokratische Weise fast der gesamten männlichen Bevölkerung zur Verfügung.«¹²

II. Küche

Dabei hat parallel die marktbezogene Erwerbstätigkeit von Frauen keineswegs abgenommen. Für die fünfziger Jahre ist sie im Gegenteil merklich gestiegen. Der Anteil der Ehefrauen, die marktbezogen erwerbstätig waren, lag 1939 im Deutschen Reich bei 23,6%, 1950 in der Bundesrepublik Deutschland bei 19,7% und 1961 bei 35,7% (1980 57%).¹³ Innerhalb dieser zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen hat sich die Zusammensetzung der Berufe, die Frauen ausübten, radikal verändert. Waren Ende des 19. Jahrhunderts noch drei Viertel aller erwerbstätigen Frauen als Landarbeiterinnen und Dienstmädchen tätig, machten diese beiden Berufsgruppen zusammen 1939 nur noch ein knappes Drittel der weiblichen Beschäftigten aus. Ab 1950 ging deren Zahl weiter rapide zurück. 1882 waren 40% der abhängig beschäftigten Frauen in häuslichen Diensten, 1939 waren es 18,4%, 1950 12,4% und 1961 nur noch 4,9% (1970 1,7%).¹⁴ Die neuen Berufe, in denen Frauen tätig wurden, waren vor allem im Dienstleistungsbereich und im Handel angesiedelt: Der Anteil der weiblichen Angestellten in diesen beiden Bereichen stieg von 30% 1925 auf 70% 1970.¹⁵

Die konkrete, alltägliche Belastung von Arbeiterinnen mit Kindern in den fünfziger Jahren hat die Sozialwissenschaftlerin Elisabeth Pfeil in einer zeitgenössischen Studie untersucht.¹⁶ Der Tagesablauf dieser Frauen begann um kurz nach 5 Uhr, weniger als 7,5 Stunden nach dem Zubettgehen. Knapp die Hälfte von ihnen fühlte sich dementsprechend unausgeschlafen. Manche stellten sich den Wecker extra früh, um noch liegenbleiben zu können. »Eine Dreiviertelstunde – das ist mein Luxus,« sagte eine 36jährige Arbeiterin mit zwei Kindern aus München. Der Mann war meistens schon zur Arbeit fort, die Mutter strich die Brote und weckte die Kinder. Gemeinsam frühstücken? »Nein, nur am Samstag oder Sonntag, das ist das Schönste am Wochenende!«

Hausarbeiten wie Betten machen, Aufräumen und Ausfegen erledigte ein Viertel der Arbeiterinnen noch vor dem Weggehen, bei den übrigen mußte die Hausarbeit entweder bis zum Abend liegenbleiben oder sie wurde von Verwandten, den Kindern, sehr selten auch vom Ehemann wenigstens zum Teil erledigt. Ohne die verwandtschaftliche Hilfe wäre die Berufstätigkeit vieler Frauen gar nicht möglich gewesen. Auf die Frage, was passiere, wenn diese Hilfe wegfiel, antwortete die Mehrzahl, daß sie dann sofort die Arbeit aufgeben müßten. »Eine Katastrophe«, »gar nicht auszudenken« waren typische Antworten.¹⁷

Die meisten Frauen verließen die Wohnung kurz nach 6 Uhr, um zur Arbeit zu gehen, und kehrten nach elf Stunden wieder zurück. Eine Mittagspause, die lang genug war, daß die Frauen hätten nach Hause gehen können, war nur ganz wenigen gegeben. Ein Drittel aß in der Kantine, die meisten verzichteten auf ein warmes Mittagessen. Auf dem Rückweg von der Arbeit wurde eingekauft, einige holten die Kinder aus dem Kinder-

garten ab. Zu Hause erwartete sie dann die Hausarbeit. Die Mehrheit fühlte sich bereits stark erschöpft, drei Viertel bezeichneten die Hausarbeit als gerade noch zu bewältigen. Dennoch war der Druck, eine gute Hausfrau zu sein, hoch: »Die Hausarbeit muß getan werden, weil es meine Pflicht ist, auch wenn ich müde bin, muß ich sie tun. Eine Frau muß.«¹⁸

Die meisten stürzten sich gleich ohne Pause in die Hausarbeit, was zuallererst hieß, das Abendessen zuzubereiten. »Wer hilft mit? Niemand, doch der Radio, dann gehts besser.«¹⁹ Die Mithilfe des Ehemannes beschränkte sich auf Tätigkeiten wie Kohlentragen oder Holzkleinmachen. »Es kann also keine Rede davon sein,« stellte Elisabeth Pfeil fest, »daß Mann und Frau die Last des Haushaltes wie der Erwerbstätigkeit zu gleichen Teilen auf sich nehmen. Von einer neuen Auffassung der Hausarbeit als Teamarbeit ist wenig zu spüren.«²⁰

Trotz dieser Arbeitsbelastung bemühten sich viele Frauen, daß das Abendessen und auch der Abend von der Familie gemeinsam verbracht wurde. Viele erzählten von abendlichen Beschäftigungen in der Familie wie gemeinsamem Radiohören, Erzählen, Spielen oder, obgleich im Jahr 1957 noch in bescheidenem Ausmaß, Fernsehen. Fast ein Drittel der Frauen hatte den Eindruck, ihren Kindern mehr an Zuwendung zu geben, als sie in ihrer eigenen Jugend bekommen hätten. Nach dem Schlafengehen der Kinder waren fast alle Frauen noch mit Hausarbeiten wie Nähen und Stopfen beschäftigt, die man »in Ruhe und Zusammensitzen mit dem Mann« machen konnte. Die durchschnittliche Zubettgehzeit lag dann kurz vor 22 Uhr.²¹

Samstag dagegen »ist mein bester Tag.« Vor allem der Samstagabend und die Aussicht, am Sonntag länger schlafen zu können, waren es, die diesen Tag auszeichneten. Der Sonntag gehörte der Familie, besonders durch das gemeinsame Mittagessen. Danach besaßen nahezu alle befragten Frauen endlich hausarbeitsfreie Zeit, die mit Familienspaziergängen, Ausflügen oder Besuchen bei Verwandten ausgefüllt wurde. Nur vereinzelt kamen Klagen über Männer, die am Sonntagnachmittag zum Fußball enteilen. »Der Sonntag spendet Kraft für die ganze Woche, wenn man ihn ganz für die Familie hat.« Das Resümee ist augenfällig: Die Arbeitswoche dieser berufstätigen Frauen mit Kindern war bis zum Rand ausgefüllt. Zeit, um von der Berufs- wie Hausarbeit auszuruhen, blieb nur noch am Sonntag, der aber ganz der Familie gewidmet war. Die Chance, Zeit nur für sich zu haben, um sie für die eigenen Interessen zu verwenden, war kaum gegeben.²²

Der Arbeitstag der nicht berufstätigen, der »Nur«-Hausfrau war keineswegs weniger belastend. Nachdem bereits in den zwanziger Jahren verschiedene Institute damit begonnen hatten, die Hausarbeit empirisch zu untersuchen,²³ wurden auch in den fünfziger Jahren eine Reihe von Zeitbudgetuntersuchungen durchgeführt, die die Arbeit der Hausfrau

II. Küche

messen sollten. Freilich wurden nur solche Arbeiten erfaßt, die in Zeiteinheiten meßbar waren; damit blieb ein großer Teil »immaterieller« Hausfrauenarbeit von vornherein unberücksichtigt. In diesen Analysen schwankten die Zahlen für die Wochenarbeitszeit einer Hausfrau in einem 4-6 Personenhaushalt zwischen 69,8 und 72,2 Arbeitsstunden.²⁴ 1956 veröffentlichte das Max-Planck-Institut für Arbeitsphysiologie experimentelle Ergebnisse von Untersuchungen der Arbeitsbelastung nicht berufstätiger Hausfrauen, denen zufolge der Arbeitsaufwand in einem 2,5-Personen-Haushalt bei etwa 8 Stunden am Tag lag, in einem 5-Personen-Haushalt um etwa 60% höher, das hieß knapp 13 Stunden täglich.²⁵ »Ganz allgemein scheint es,« hielt Ursula Schroth-Pritzel fest, »daß bei einer durchschnittlichen Tagesarbeitszeit von 12-13 Stunden eine absolute Grenze der physischen Leistungsfähigkeit erreicht ist.«²⁶

Innerhalb der verschiedenen Hausarbeiten nahmen die Reinigungsarbeiten, also der Abwasch, das Säubern von Küche sowie der wöchentliche Hausputz etwa ein Viertel der Hausarbeitszeit in Anspruch, ebensoviel wie das Zubereiten des Essens. Das Einkaufen erforderte rund 8% der Hausarbeitszeit und die Zeit für die Kinderbetreuung lag bei den Hausfrauen mit 11% etwas höher als bei den berufstätigen Frauen. Die Wäsche und Näharbeiten nahmen rund 10% der Arbeitszeit ein.²⁷ Am Montag und Dienstag wurde vornehmlich gewaschen, freitags war Hausputztag, und der Freitag wie der Samstag bildeten die Haupttage für das Einkaufen.²⁸ Vor allem für die berufstätigen Hausfrauen konzentrierte sich die Hausarbeit auf das Wochenende: samstags 8,2 und am Sonntag 7,3 Stunden. Und hier waren es nicht besondere, sonntägliche Arbeiten, die möglicherweise mit Muße hätten erledigt werden können, sondern es handelte sich um die liegengebliebenen Arbeiten aus der vorangegangenen Woche.²⁹ Der Sonntag war zudem beherrscht vom zeitaufwendigen Kochen des sonntäglichen Mittagessens. Von einem selbstbestimmten Wochenende, von freier Zeit und Muße konnten diese Frauen allenfalls träumen.

Die übrigen Familienmitglieder halfen in sehr unterschiedlichem Maße bei der Hausarbeit mit, in erster Linie die Kinder, die die Öfen heizten, Asche und Müll wegbrachten oder die Schuhe putzten. Die Beteiligung des Ehemannes beschränkte sich dagegen in der Regel auf kleinere Reparaturen oder, soweit vorhanden, auf die Arbeit im Garten.³⁰ Kein Wunder, daß ein Viertel der Frauen, die im Rahmen des Forschungsprojekts »Die Lage der Mütter in der Bundesrepublik Deutschland« im Auftrag des Bundesinnenministeriums Anfang der sechziger Jahre befragt worden waren, über »Nervosität« klagten, die den Wissenschaftlern als signifikantes Merkmal für Überbeanspruchung galt.³¹ Erholungsmöglichkeiten gab es kaum. Ein Drittel der befragten Mütter war noch nie im Urlaub gewesen, über die Hälfte zum ersten Mal in den Jahren 1960 bis

1962, und für die meisten hatte der Urlaub nicht länger als 11 bis 15 Tage gedauert.³²

Hausfrauenarbeit in den fünfziger Jahren war zeitraubend und mühsam. Möglichkeiten, ihnen die Arbeit zu erleichtern, hätte eine veränderte gesellschaftliche Rollenverteilung, d. h. die gleichanteilige Hausarbeit des Ehemannes vorausgesetzt. Technische Geräte, die die körperliche Arbeit ersetzen sollten, waren in den fünfziger Jahren, wie wir gesehen haben, noch keineswegs weit verbreitet, und es bleibt die Frage bestehen, ob und welche Art von Arbeit Haushaltstechnik überhaupt zu übernehmen imstande ist.³³ Die Einführung der Waschmaschine zum Beispiel hat ohne jeden Zweifel die Frauen der mühseligen Plackerei der »Großen Wäsche« enthoben, die sich über mehrere Tage hinweg zog und enorme physische Kräfte beanspruchte. Allerdings galt die Arbeiterleichterung nicht für jeden Arbeitsvorgang. Während das Waschen und Trocknen fast völlig durch die Maschine erledigt wurde, mußte das Vorbereiten und Bügeln nach wie vor zum überwiegenden Teil manuell geschehen. Und seit Einführung der Waschmaschine nicht weniger gewaschen, sondern häufiger. Die Arbeiterleichterung durch die Technik schaffte nicht mehr Freizeit für die Hausfrau, sondern veränderte die Lebensgewohnheiten. Leibwäsche wurde nicht mehr eine Woche lang getragen, sondern öfter gewechselt; der Mann verlangte fürs Büro täglich ein frisches Hemd; die eigene Kleidung wurde nicht mehr durch eine Schürze geschützt, sondern stattdessen häufiger gewaschen.³⁴

Die Einführung technischer Hausgeräte hat, wie Betty Friedan bereits zu Beginn der siebziger Jahre vermutete, die Hausarbeit nicht minimiert, sondern sie nur umverlagert bzw. neue schaffte: »Jeder wissenschaftliche Fortschritt, der die Frauen von der Plackerei des Kochens, Saubermachens und Waschens hätte erlösen können und ihnen mehr Zeit für andere Dinge hätte beschern können, erzwang statt dessen neue Plackerei, bis die Hausarbeit nicht nur die Zeit ausfüllte, die dafür zur Verfügung stand, sondern in der vorhandenen Zeit kaum bewältigt werden konnte.«³⁵ Die Küchentechnik versprach den Hausfrauen schnellere und sauberere Arbeit, die Rationalisierung des Haushalts und der Küche galt als Inbegriff von Modernität. In den folgenden Kapiteln soll eben diesem Anspruch nachgegangen werden, dessen historische Herleitung bereits einige interessante Aufschlüsse vermittelt. Aus der Perspektive der Anwenderinnen ergibt sich jedoch ein vielschichtiges Bild, das durch Erwartungen, kultureller Praxis, technizistischen Visionen befreiter Arbeit, der Aura von Modernität und nicht zuletzt durch Unternehmensstrategien geprägt wurde.

8. Kapitel

Küche als Utopie und Raum

8.1. »Das Laboratorium der Hausfrau« – vom Einküchenhaus zur »Frankfurter Küche«

In seinem Buch »Die Frau und der Sozialismus«, das erstmals 1879 erschien, verurteilte August Bebel die Privatküche als »eine der anstrengendsten, zeitraubendsten und verschwenderischsten Einrichtungen«, die ebenso wie die Werkstatt des Kleinmeisters abzuschaffen sei:¹ »Nahrungszubereitung muß ebenso wissenschaftlich betrieben werden wie andere menschliche Tätigkeiten.«² Diese fortschrittsgläubige Allianz von Wissenschaft, Technik und sozialdemokratischer Befreiung der Arbeit prägte unverkennbar Bebels Entwurf einer »kommunistischen Küche«:

»Die Technik der großen Küchen hat schon gegenwärtig eine Vollkommenheit erreicht, welche die aufs beste eingerichtete Familienküche nicht kennt. Insbesondere ist es die mit Elektrizität für Heizung und Beleuchtung eingerichtete Küche, die dem Ideal entspricht. Kein Rauch, keine Hitze, keine Dünste mehr; die Küche gleicht mehr einem Salon als einem Arbeitsraume, in dem alle möglichen technischen und maschinellen Einrichtungen vorhanden sind, welche die unangenehmsten und zeitraubendsten Arbeiten spielend erledigen. Da sind die elektrisch betriebenen Kartoffel- und Obstschäler, die Entkernungsapparate, Würstestopfer, Speckpresser, Fleischhacker, Fleischröster, Bratapparate, Kaffee- und Gewürzmühlen, die Brotschneideapparate, Eiszerkleinerer, Korkzieher, Korkpresser und hundert andere Apparate und Maschinen, die einer verhältnismäßig kleinen Zahl Personen mit mäßiger Anstrengung ermöglichen, für Hunderte von Tischgästen die Speisen zu bereiten.«³

Eine Generation später brachte Lenin diese Fortschrittsutopie auf die Formel, Kommunismus sei Sowjetmacht plus Elektrifizierung. Der Kern dieser utopischen Entwürfe hieß Industrialisierung, Technik und Vergesellschaftung. Die Kollektivierung der individuellen Arbeit verknüpft mit sozialistischen Eigentumsverhältnissen kennzeichnete die wesentliche Differenz zum »tayloristischen« Modell und, quasi ex negativo, zugleich die Kongruenz beider Entwürfe, die beide auf einem industrialistischen Fundament aufbauen. Auch für die Sozialdemokratin Lily Braun lag die Lösung des Problems der Hausarbeit in der genossenschaftlichen »Produktionsweise«. Sie entwickelte um die Jahrhundertwende das Modell eines »Einküchenhauses«:

»Ich stelle mir ihr äußeres Bild folgendermaßen vor: In einem Häuserkomplex, das einen großen, hübsch bepflanzten Garten umschließt, befinden sich etwa 50 bis 60 Wohnungen, von denen keine eine Küche enthält; nur in einem kleinen Raum be-

finden sich ein Gaskocher, der für Krankheitszwecke oder zur Wartung kleiner Kinder benutzt werden kann. An Stelle der 50-60 Küchen, in denen eine gleiche Zahl zu wirtschaften pflegt, tritt eine im Erdgeschoß befindliche Zentralküche, die mit allen modernen Maschinen ausgestattet ist. (...) Die Mahlzeiten werden, je nach Wunsch und Neigung, im gemeinsamen Eßsaal eingenommen oder durch besondere Speiseaufzüge in alle Stockwerke befördert.«⁴

Damit würde zum einen »jenem schädlichen Dilettantismus in der Küche – in nichts Anderem besteht die mit so viel Aufwand an Sentimentalität festgehaltene Thätigkeit der Hausfrau oder der Köchin – ein Ende bereitet, statt daß man ihn noch weiter auf einem so wichtigen Gebiet, wie die Ernährung des Menschen es ist, Unheil stiften läßt.«⁵ Zum anderen wäre die Wirtschaftsgenossenschaft für die Frauen die Grundlage ihrer Befreiung. Nur wenn der Herd nicht mehr im Mittelpunkt der Familie stünde und die Frauen von ihrer doppelten Arbeitsbelastung als Berufstätige und Hausfrau entlastet würden, könne ihre Emanzipation gelingen.⁶

Der Gestus der Zukunftsgewißheit dieser Passage verlor allerdings angesichts der Realität des »Einküchenhaus«-Projekts an Kraft.⁷ Die wenigen Einküchenhäuser, die zu Anfang des 20. Jahrhunderts in Berlin-Friedenau und Groß-Lichterfelde-West gebaut worden sind, wurden keineswegs von Arbeiterfamilien, sondern von wohlhabenden Bürgern bewohnt, da die Unterhaltungskosten der gemeinschaftlichen Haushaltsführung zu hoch waren, als daß Arbeiter sie hätten bezahlen können.⁸ Und schon damals stieß Lily Brauns Vorschlag innerhalb der eigenen Reihen auf die orthodoxe Kritik Clara Zetkins, daß Haushaltsgenossenschaften nicht schon im Kapitalismus zu verwirklichen und, wenn überhaupt, nur für eine kleine Schicht von besserverdienenden Arbeiterfamilien erschwinglich seien. »Ich neige deshalb der Ansicht zu,« schrieb Clara Zetkin, »daß für die Reform der Hauswirtschaft im Proletariat neben kommunalen Volksküchen, Speisehallen u.a. genossenschaftliche Restaurants – vielleicht in Verbindung mit Konsumvereinen, Baugenossenschaften und Gewerkschaftshäusern – in absehbarer Zeit eine bedeutendere Rolle spielen werden als der kooperative Großhaushalt.«⁹

Doch kam, wer es mit der Emanzipation der Frau ernst nahm, um die Frage der Hausarbeit nicht herum. Wer wie Lily Braun die außerhäusliche Erwerbsarbeit der Frauen als entscheidende Grundlage einer partnerschaftlichen Beziehung in der Ehe ansah, konnte entweder dafür plädieren, daß die notwendigen familiären Arbeiten gleichermaßen vom Ehemann wie der Frau getragen werden sollten, oder die individuelle Organisation der Hausarbeit grundsätzlich in Frage stellen und eine kollektive Arbeitsorganisation anstreben, wie es Bebel, Braun, aber auch ihre linke Kritikerin Zetkin taten. Diese genossenschaftliche Organisation der materiellen Reproduktion der Familie – ob als Haushaltskooperative oder Volksrestaurant – stand jedoch einerseits im krassen Gegensatz zum

II. Küche

Modell der bürgerlichen Familie, deren Kern die geschlechtliche Arbeitsteilung bildete, also der Mann erwerbstätig ist, während die Frau zu Hause bleibt. Ein genossenschaftliches Modell hätte daher weniger die Umwälzung des Kapitalismus als die Neuverteilung der familiären Aufgaben, also die Umwälzung der Geschlechterverhältnisse vorausgesetzt.

Andererseits orientierte sich das genossenschaftliche Modell ausschließlich an dem Problem der Organisation von Arbeit und blendete die kulturelle und symbolische Dimension des Essens aus. Da sich das tägliche Essen eben nicht in der Nahrungsaufnahme erschöpft, sondern ebenso soziale und kulturelle Bedürfnisse stillt, um den Menschen zu sättigen, kann »Küche« nicht auf die Frage der gerechten Verteilung von Arbeit reduziert werden. Eine so komplexe und differenzierte Arbeit wie das Zubereiten der Speisen, die sich durch ihren sinnlichen, stofflichen Umgang mit Nahrungsmitteln, durch Erfahrung, Phantasie und Improvisationsvermögen auszeichnet, widerstand der zentralistischen Utopie einer Gemeinschaftsküche.¹⁰ Es war daher keineswegs nur ein Sieg des bürgerlichen Familienmodells, daß sich nicht das genossenschaftlich organisierte Wohnhaus durchsetzte, sondern der rationalisierte Kleinhaushalt. In den neuen Wohnsiedlungen der zwanziger Jahre wurden spezifische Hausarbeiten wie das beschwerliche, körperlich anstrengende Heizen und Waschen durchaus mit Erfolg »vergesellschaftet«: Diese Wohnungen besaßen eine Zentralheizung, eine zentrale Waschküche und in einigen Siedlungen sogar eine zentrale Warmwasserversorgung.¹¹

Das neue, erfolgreiche Paradigma der Rationalisierung der Haushaltsführung entstammte den Prinzipien »wissenschaftlicher Betriebsführung« von Frederick W. Taylor, der seine Überlegungen keineswegs auf die Fabrik beschränkt wissen wollte, sondern sie »mit gleichem Recht und gleichem Erfolg auf alle Gebiete menschlicher Tätigkeit anwendbar« hielt.¹² 1921 erschien in Berlin das Buch der Amerikanerin Christine Frederick »Die rationelle Haushaltsführung«,¹³ das die wissenschaftliche Organisation und Rationalisierung der Hausarbeit auf der Grundlage des Taylor'schen Systems als Programm formulierte und unter anderen auf die Planerin der neuen »Frankfurter Küche«, Grete Schütte-Lihotzky, einen tiefen Eindruck machte.¹⁴ Ihr deutsches Pendant fand Christine Frederick in Erna Meyer, deren Buch »Der neue Haushalt«, 1926 erschienen, ein Jahr später bereits die 23. Auflage erlebte.¹⁵

Allen voran beschäftigten sich die Architekten mit der Rationalisierung der Küche.¹⁶ Im Sommer 1923 wurde in Weimar das Haus am Horn als erste Bauhausausstellung errichtet, entworfen von Georg Muche unter der Bauleitung von Adolf Meyer und Walter March. Entsprechend den neuen Überlegungen zu einer rationalen Küche geriet die Bauhausküche 1923 zum »Laboratorium der Hausfrau«:

»Die falsche oft zimmermäßige Einrichtung der Küche ist die Ursache für viele

Schwierigkeiten, die übermäßigen Zeitverlust zur Folge haben. Die Küche soll die Arbeitsstelle, das Laboratorium der Hausfrau sein, in dem jede überflüssige räumliche Größe, und jede unhandliche Anordnung der Einrichtungsgegenstände zu dauernder Mehrarbeit führen. Sie muß zu einem Mechanismus, einem Instrument werden. Die Zeit sollte der Frau des Hauses zu kostbar sein, um tagaus, tagein die Mühseligkeiten der altmodischen Küchenbewirtschaftung zu ertragen.«¹⁷

Der Tisch verlor seine zentrale Funktion im Raum, die er in der alten Wohnküche besessen hatte, und rückte ans Fenster. Aus dem Familientisch wurde der Arbeitstisch der Hausfrau. Der traditionelle Küchenschrank, das Büffett, wurde in Ober- und Unterschränke geteilt. Die wichtigste Innovation der Bauhausküche bestand jedoch darin, durch einheitliche Höhen von Tisch, Herd, Abstellchränken und Spülstein deren standardisierte Massenproduktion zu antizipieren. Den grundlegenden Anspruch formulierte Erna Meyer so: »Unsere Wohnung ist zu einer so zweckmäßigen *Arbeitsstätte* umzugestalten, unsere *Arbeitsmethoden* müssen so durchgebildet werden, daß die *Arbeitstechnik des neuen Haushalts* es der Frau ermöglicht, den Erfordernissen ihres gegen früher so völlig veränderten Lebens dennoch gerecht zu werden.«¹⁸ Den utopischen Kern moderner, rationalisierter Hausarbeit bildete zu Anfang die Befreiung der Hausfrau von unnötiger und eintöniger Arbeit – übrig blieb die Organisation der Küche als tayloristische Fabrik.

Auch Bruno Tauts Entwurf der »neuen Wohnung« 1924 folgte dem Zeitgeist tayloristischer Rationalität und wies der Frau im neuen Heim die Rolle einer Ingenieurin zu, die ihre Küche analog den Prinzipien »wissenschaftlicher Betriebsführung« organisierte, »denn sie muß bei sich anfangen und so weit kommen, wie der Mann organisatorisch vielfach im Büro, in der Fabrik, in allen Berufen gekommen ist, in denen ein leichter und beweglicher Geist lebt.«¹⁹ Ebenso wie das Bauhaus plante Taut eine Küche, die nach den von Christine Frederick berechneten Arbeitswegen strukturiert war und in der die Arbeit effizient, rationell bewältigt werden sollte. Sein Euphemismus, »daß in Amerika die Kochkiste zu den drei größten Erfindungen unserer Zeit und mit der Radiotelegrafie und dem Flugzeug auf eine Stufe gestellt wird«, zeigt, wie sehr Bruno Taut von der Technikutopie seiner Zeit mitgerissen wurde.²⁰ Zeit, Bewegung wurden zu Schlüsselbegriffen: »Schnittig« wird die neue Mode heißen.²¹ Die vom Raum her äußerst ausgenutzten Küchen auf Passagierschiffen, Eisenbahnwaggons, vor allem die »Mitropaküche«, in der auf 10 qm die Verpflegung von 80 Personen zubereitet werden konnte, gerieten zu einem vorbildlichen, weil perfekt den Raum, die Zeit und die Arbeit rationalisierenden Modell.²²

1926 entstand in Frankfurt eine Einbauküche, die unter der Bezeichnung »Frankfurter Küche« zum erfolgreichen Prototyp einer vorgefertigten, standardisierten Küche im Massenwohnungsbau wurde. Der Entwurf stammte von der Architektin Grete Schütte-Lihotzky, die mit

II. Küche

dem Architekten Ernst May, der 1925 zum Frankfurter Baudezernenten berufen worden war, wesentlich zum Ruf der Stadt als Ort des Neuen Bauens beitrug.²³ Auf einer Fläche von 6,5 qm enthielt diese Arbeitsküche alle notwendigen Möbel wie Herd, Schrankwand, Arbeitstisch, Spülbecken bis hin zu einem von der Wand abklappbaren Bügelbrett.²⁴ Grete Schütte-Lihotzky erzählt selbst über ihre Motive und Intentionen beim Konzept ihrer »Frankfurter Küche«:

»Ich werde heute sehr oft gefragt, ob ich so viel gekocht hab'. Die Leur' glauben, ich hab' so viel Hauswirtschaft gemacht – und das überhaupt nicht. Ich hab' ein Buch in die Hand bekommen – 1922 ist das erschienen, ich glaub', ich hab' das schon im selben Jahr in die Hand bekommen – von zwei Frauen, das hieß »Die rationelle Haushaltsführung«. Und die haben sich beschäftigt mit der Arbeitersparung im Haushalt. Aber wirklich, also auch wissenschaftlich und sehr gründlich – und erwähnen aber nur in einem Satz, daß auch die Wohnung könnte dazu beitragen. Sonst haben sie sich damit nicht beschäftigt, hauptsächlich mit arbeitssparenden Geräten und mit der Frage, wie wird's, wenn die Elektrizität in den Haushalt eindringt, mit ganz grundsätzlichen, prinzipiellen Fragen. Ein sehr interessantes Buch, ich besitze es heute noch. Das kam aus Amerika. Eine Amerikanerin und eine Deutsche haben es zusammen gemacht.

Und ich bin eben auf den Gedanken gekommen – ich hab' doch damals nicht gedacht, daß das, ich weiß nicht, so wichtig werden wird oder so berühmt werden wird; aber jedenfalls hab' ich schon gedacht, daß die Berufstätigkeit der Frauen sehr, sehr zunehmen wird. Davon war ich absolut überzeugt. Und zwar nicht nur, weil sie dazu verdienen zum Einkommen des Mannes, wozu ja viele gezwungen waren, sondern daß das auch kommt – wie man heute sagt – für die Selbstverwirklichung der Frauen. Davon war ich überzeugt. Und deshalb hab' ich mich damit beschäftigt, eben über den Zusammenhang zwischen Wohnungsbau – und ich betone den Bau, es geht ja hier nicht um ein paar einzelne Kasteln –, den Grundriß und der Rationalisierung der Hauswirtschaft. (...)

Damals war ja das sogenannte Taylor-System in Amerika aufgekommen, in den Betrieben. Man hat mit der Stoppuhr gemessen in Betrieben, wieviel Zeit ein Arbeiter braucht für das und das und das, und hat, nachdem man das gemessen hat, rationalisiert und hat damit ungeheure Einsparungen an Arbeitszeit gemacht. Während aber in der Fabrik und in den Betrieben die ersparte Arbeitszeit natürlich aufgeworfen hat die Frage der Arbeitslosigkeit, also die negativen Dinge. Aber in der Hauswirtschaft, habe ich mir gesagt, die Zeit, die erspart wird, die kommt lediglich der Frau selbst, ihrer Gesundheit und ihrer Familie zugute. Also keine Negative. Und darauf hat diese Frankfurter Küche beruht. (...)

Es war sehr, sehr raffiniert. Aber es war absolut in Verbindung mit dem Bau. Man konnte das nicht loslösen. Zum Beispiel war eine Dunsthaube, das war schon mit dabei. Heute haben die Leute elektrische Dunstsauger. Das war damals vollkommen neu. Und in so einem kleinen Raum muß man ja einen Abzug haben. Da war ein Abzug dran wie bei einem Ofen, und das hat wunderbar funktioniert. Oder alle Möbel waren auf Betonsockeln, die Sockel waren ausgekachelte wie der Fußboden. Keine Füße mehr, keine Möbelfüße, wo zu kehren ist. Das kann man ja nicht machen als einzelner Bezieher einer Wohnung, sondern das mußte ja mit dem Bau alles schon mitgemacht werden. Und auch die ganze raffinierte Einrichtung, zum Beispiel einschließlich einer Schiebelampe – es hat doch noch keine Röhrenlampen, kein Röhrenlicht gegeben. Ich hab' eine Schiebelampe gemacht, die hat einen Lampenschirm gehabt, der war im Winkel genau ausgerechnet, daß sich die Frau nirgends Schatten macht, wo sie arbeitet. Ich erwähn' das nur als kleines Beispiel, wie raffi-

niert das war. Oder ich hab' erfahren, daß auf Blau keine Fliegen gehen. Da hab' ich dann alle Küchen blau gestrichen. Oder ich hab' Kochkisten gemacht, so daß die Frau konnte die Speisen ankochen am Herd. Daneben die Kiste wie eine Art Thermophor, da ist das hinein gekommen, macht zu, geht in die Arbeit, und wenn sie nach Haus gekommen ist, war das Fleisch weich und die Kartoffeln.«²⁵

Diesem Ideal einer rationalisierten Küche, deren bauliche Raffineszen der Hausfrau die Arbeit erleichtern sollten, stand die alltägliche Praxis gegenüber. Die Benutzer und Benutzerinnen der »Frankfurter Küche« verhielten sich keineswegs so, wie es der Plan der universellen Arbeitsökonomie mit ihnen vorsah. Die zeitgenössische Kritik spottete zum Beispiel über die achtzehn Schütten für Nahrungsmittel, einem Charakteristikum der Neuen Küche:

»Darf ich Ihnen noch meine Typenküche zeigen? Bitte hier. Sehen Sie noch die furchtbaren Töpfe, Sago, Grieß, Reis? Alles eingebaut. Ein Griff in die Nische – der Zucker, ein Griff dort in die Nische – das Salz. – Wie bei Chaplin!«²⁶

Der modernitätsablehnende Gestus ist in diesen Sätzen unübersehbar, der Bezug auf Charlie Chaplin setzt die Hausfrau in der »Frankfurter Küche« in eins mit dem Bild eines verzweifelt mit der übermächtigen Maschine kämpfenden Arbeiters in »Moderne Zeiten«. Dagegen offenbart eine Umfrage von 1979, fünfzig Jahre nach Fertigstellung der Siedlung Frankfurt-Westhausen, unter alten Mietern, daß diese seinerzeit in erster Linie den konkret verbesserten Lebensstandard wahrgenommen haben und ansonsten mit der Einrichtung der »Frankfurter Küche« eher pragmatisch umgegangen sind: »Es war nach der Inflation,« erzählte ein altes Mieterehepaar. »Wenn ein junges Ehepaar eingezogen war, es war alles knapp, besonders Geld. Für die Küchen brauchten sie nur den Inhalt – Töpfe und Tassen – zu kaufen, alles andere war ja da.«²⁷ Und in die neue, ungewohnte Arbeitsküche habe man sich entweder »reingeschickt« oder sie wieder zur Eßküche umfunktioniert. »Man konnte sogar – trotz der Kleinheit – in der Küche essen, vor allem in den Wohnungen, wo der Tisch nicht unter dem Fenster, sondern an der Seite ist.«²⁸ Die rationalisierte Arbeitsküche wurde unterderhand wieder zur vertrauten »Wohnküche«.

8.2. Modern oder gemütlich – Arbeits- und Wohnküchen in den fünfziger Jahren

Auf der »Deutschen Bauausstellung« 1931 wurde die »Frankfurter Küche« als bahnbrechend gefeiert. Wenig später, im nationalsozialistischen Wohnungsbau hatte der »Baubolschewismus« der Weimarer Zeit nichts mehr verloren.²⁹ Während in Deutschland die »Frankfurter Küche« in Vergessenheit zu geraten drohte, blieb sie vor allem in den USA, in Schweden und der Schweiz der dreißiger und vierziger Jahre als Modell einer zweckmäßigen und rationellen Küche erhalten, an deren

II. Küche

Konzeption weitergearbeitet wurde.³⁰ In den vierziger Jahren waren, zumindest in den USA, die Forschungen soweit abgeschlossen, daß verschiedene Veröffentlichungen weitgehend übereinstimmende Ergebnisse präsentierten:³¹ eine einheitliche Arbeitshöhe von 91,5 cm, drei Küchentypen (U-, Zwei-Wand- und L-Form), griffnahe Unterbringung von Geräten an den Plätzen, wo sie am häufigsten gebraucht wurden, sowie die standardisierte Serienherstellung sämtlicher Küchenelemente. In Schweden empfahl das Schwedische Institut für Haushaltsforschung eine Spülstein-Oberkante, die 10 cm tiefer liegen sollte als der Ellbogen der arbeitenden Hausfrau bei aufrechter Körperhaltung, sowie eine einheitliche Arbeitshöhe von 85 bis 87 cm. Auch die Schweizer Untersuchungen kamen zu einem ähnlichen Ergebnis, bereichert um die Variante, daß die günstigste Herdhöhe 10 cm wiederum unter der Spülstein-Oberkante läge.³²

So kehrte nach dem Zweiten Weltkrieg eine modifizierte »Frankfurter Küche« als »Schwedenküche« oder »amerikanische Küche« nach Deutschland zurück. Die Notwendigkeit nach dem Krieg, in kurzer Zeit viele Wohnungen zu bauen, um der herrschenden Wohnungsnot zu begegnen, zwang sowohl dazu, die Wohnungsgröße zu beschränken und damit auch den Küchenraum so knapp wie möglich zu bemessen, als auch, die Kücheneinrichtungen als standardisierte Einheit zu planen.³³ Als Grundriß der Arbeitsküche war an eine ein- bzw. zweizeilige Anordnung gedacht: Herd, Arbeitsfläche, Spüle und Abtropffläche für gespültes Geschirr an einer Wand, Hängeschränke, Vorratsschrank, Besenschrank etc. an der anderen.³⁴ Der Normenausschuß der DIN empfahl für Arbeitsküchen in Haushalten bis zu vier Personen 6,5 qm, in Haushalten mit fünf und mehr Personen 7,5 qm Küchenfläche und legte in der DIN 18022 »Küche, Bad, WC und Hausarbeitsraum – Planungsgrundlagen für den Wohnungsbau« für die Kücheneinrichtungen eine einheitliche Tiefe von 60 cm und eine einheitliche Höhe von 85 cm fest.³⁵

In einer neugebauten Wohnsiedlung nahe Mannheim, in der elf verschiedene Einbauküchen vorhanden waren, wurden sechs für eine Versuchsreihe ausgewählt, um die Plandaten empirisch zu überprüfen.³⁶ Keine der untersuchten Küchen zeigte dabei so herausragende Vorteile, daß sie als »Idealtypus« hätte gelten können. Alle Beobachtungen und Weg-/Arbeitsdiagramme zeigten jedoch, daß die Konzentration möglichst aller Arbeitsgänge (und damit die Anordnung der wichtigsten Küchenelemente) an einer Wand ergonomische Vorteile mit sich brachte.³⁷ Selbstverständlich müsse der Eßraum neben der Arbeitsküche liegen, verlangte Elke Osterloh 1951, und auch die Küchentür aus Glas dürfe nicht vergessen werden, damit die übrige Wohnung von Küchengerüchen befreit und zugleich die Mutter in der Lage war, ihre Kinder zu »überwachen«. ³⁸ »Vom Standpunkt der Wohnkultur aus wird die Frau die kleine, aber gut durchdachte Arbeitsküche ohne Tür zum Wohnzimmer bevorzugen, da-

mit keine Beschädigung der Möbel durch Wasserdampf und keine Belästigung durch Küchengerüche entstehen.«³⁹ So wurde die Hausfrau auf einen isolierten Arbeitsplatz verbannt, ihre persönlichen Bedürfnisse nach Kommunikation hatte sie hintanzustellen und zugunsten des Schutzes der Möbel Gerüche und Dämpfe zu ertragen.⁴⁰

Solche Pläne dürfen indes nicht darüber hinweg täuschen, daß die Wohnküche, in der gekocht, gegessen und mitunter auch geschlafen wurde, nach wie vor in einer Vielzahl der Wohnungen auf dem Land wie in der Stadt zu Beginn der fünfziger Jahre in der Bundesrepublik vorherrschend war. »Die Wohnküche ist hier die üblichste und beliebteste Form der Kücheneinrichtung,« schrieb eine Korrespondentin aus Rheinland-Pfalz in einer Erhebung der Gesellschaft für Konsumforschung zur Küche 1951. »Sie ist mit Couch, Radio, Bücherregal oder einer gemütlichen Sitzecke, die mit bunten Kissen, oft auch einer Tischlampe ausgeschmückt ist, ausgerüstet.«⁴¹ Nach einer Untersuchung der »Neuen Heimat« besaßen im Frühjahr 1954 über 70% der Haushalte in elf bundesdeutschen Städten eine geräumige Eß- und Wohnküche, über eine Einbauküche dagegen verfügten nur sehr wenige Haushalte.⁴² Und die Mehrheit der Befragten wollte auch in Zukunft eine solche große Eß- und Wohnküche besitzen.⁴³

Ebenfalls Anfang der fünfziger Jahre untersuchte die Gesellschaft für Konsumforschung die Wünsche von 929 Hausfrauen, die zu dieser Zeit zu 47% eine Arbeitsküche, zu 35% eine Wohnküche, zu 14% eine Kochnische und zu 2% eine Einbauküche besaßen. Wohnküchen herrschten vor allem in Arbeiter- und Landwirtshaushalten vor.⁴⁴ Die Mehrheit der Frauen aber war mit ihrer derzeitigen Küche unzufrieden.⁴⁵ Nahezu alle Altersgruppen wollten eine Arbeitsküche, und besonders die jüngeren Frauen wünschten sich eine Einbauküche. Wie in der Umfrage der »Neuen Heimat« wollten die Befragten aus Arbeiter- und Landwirtshaushalten mehrheitlich eine Wohnküche, während vor allem die Frauen aus Angestellten-, Beamten- und Haushalten von Selbständigen eine Arbeitsküche bzw. Einbauküche favorisierten. Aus Hessen berichtete eine Korrespondentin: »Bei den einfachen Leuten sind die Wünsche nach einer Wohnküche am größten, da die Küche der Raum ist, in dem sie den ganzen Tag sind.«⁴⁶ Mit Sicherheit beeinflussten Anfang der fünfziger Jahre die geringen finanziellen Möglichkeiten dieser Haushalte, die Gewißheit, sich solche modernen Küchen nicht leisten zu können, die Antworten der Frauen. Eine Korrespondentin aus Nordrhein-Westfalen schrieb: »Als Ideal schwebte natürlich allen Befragten die neuzeitliche Einbauküche vor, die oft in Illustrierten gezeigt wird, und der Hausfrau die Arbeit so wesentlich erleichtert und angenehm macht. Jedoch, wem ist dieser Traum vergönnt? Nur ganz wenigen mit einem dicken Geldbeutel, denn in Deutschland sind diese modernen Einrichtungen für den normalen Mittelstand noch unerschwinglich.«⁴⁷

II. Küche

Schon Ende der vierziger Jahre wurde das Interesse an neuen, »modernen« Küchen in einer Darmstädter Untersuchung deutlich.⁴⁸ »Man hat das Gefühl, daß sie möglichst rasch mit den technischen Neuerungen vertraut werden möchten, meint der Leiter einer Beratungsstelle; immer wieder kann man hören: ›Das ist aber praktisch, ganz anders als bei meinem alten Gerät; da kann man viel Zeit und Arbeit sparen!‹ Oder: ›Ich habe das ewige Hantieren in meiner Küche satt, warum soll ich es nicht auch ein bißchen einfacher haben!‹.«⁴⁹ Lebhaftere Nachfrage bestand nach Einbauküchen, die die Frauen oft als »amerikanische Küchen« bezeichneten. »Das Interesse für diese modernen Küchen ist in allen Käuferschichten gleich stark«, faßte ein Geschäftsführer seine Erfahrungen zusammen, »die Frau von heute will bequemer leben, sie sieht sich nicht mehr nur als dienstbarer Geist, und die Familie steht nicht mehr allein so im Mittelpunkt ihres Interesses; sie möchte sich auch anderen Lebenskreisen zuwenden.«⁵⁰

Der Nimbus der Arbeitsküche hieß »Modernität«, und wenn auch die Fortschrittspläne von Grete Schütte-Lihotzky und Bruno Taut in den dreißiger Jahren nur wenigen zuteil geworden waren – im Sozialen Wohnungsbau der fünfziger Jahre wurden sie für zahlreiche Familien Realität.⁵¹ Und selbst wenn man noch nicht die Möglichkeit besaß, in eine Neubauwohnung zu ziehen, konnte die neue Kücheneinrichtung ein Stück modernen Lebens in die alte Wohnung bringen. Für Frau L., Jahrgang 1924, aufgewachsen im Arbeiterstadtteil Hamburg-Eimsbüttel, waren die neuen Küchenmöbel Ausdruck von Fortschritt und Modernität, aber auch des Hinter-sich-Lassens, des Ablösens von der Vergangenheit:

»Die neue Küche kam 1957, als wir von der Methfesselstraße in die Alsenstraße zogen. Es war eine neue, moderne Küche, mit Schiebeschränken, rosa und hellblau. Und der Tisch mit Resopalplatte, das war ganz wichtig. Und die Spüle mit Kunststoff gepolstert, es war einfach toll. Dazu einen Elektroherd, den Kühlschrank haben wir uns auch auf Abbezahlung gekauft.

Frage: Waren Sie denn diejenige, die das Moderne wollte oder Ihr Mann?

Nein mein Mann braucht unheimlich viel Sicherheit. Und er meint immer, Geld ist Sicherheit. Insofern mußte ich immer bohren, das war sehr anstrengend. Ich konnte vor lauter Bohren gar nicht dicker werden, weil ich immer neue Ideen hatte, die ich verwirklichen wollte. Ist mir auch gelungen.

Ich hab' gern Möbelgeschäfte beguckt. Da stand man davor, und hat sich die Nase platt gedrückt. Da haben wir uns dann '58 bei Möbel Reimers den sogenannten Gelenkirchener Barock geleistet, fand ich todschick.«⁵²

Der gewollte Bruch mit der Vergangenheit, dem Mangel und den Provisorien, mit denen man im Krieg leben mußte, ist unüberhörbar. Aber auch mit dem Alten, das der Generation ihrer Mütter anhaftete, mit der täglichen Mühsal und Haushaltsplackerei wollten Frauen wie Frau L. Schluß machen. Die neuen Möbel versprachen einen Schlußstrich unter die beschwerliche Vergangenheit und einen unbeschwerten Neubeginn. Die Küche bot eine in der Tat unübersehbare Chance, die Ablösung von

der Vergangenheit und die Zugewandtheit zu einem »modernen« Lebensstil weniger ideell als vielmehr gegenständlich zu dokumentieren. Die neue Kücheneinrichtung zeigte augenfällig, daß dieses Ehepaar sich von den Gewohnheiten, dem Wohnen der vorangegangenen Generation absetzte.

Moderne Küchen verhießen außerdem rationellere Arbeit, im Erwartungshorizont der fünfziger Jahre übersetzte sich das in: weniger Arbeit. Nicht zufällig hieß die Ausstellung des Landesgewerbeamtes Baden-Württemberg, die in Stuttgart vom 8. Mai bis zum 20. Juni 1954 stattfand: »Gute Küchen – wenig Arbeit«. ⁵³ Gerade für die Familien, die sich noch keine komplett neue Küche leisten konnten, bot sich hier eine Gelegenheit, einzelne Küchenmöbel zu kaufen, die Küche zu »teilmodernisieren«. Laut den Umfrageergebnissen der Gesellschaft für Konsumforschung unter den Besucherinnen und Besuchern fanden besonders die Küchenschränke Gefallen: Schränke mit eingebautem Kühlschrank, Hängeschränke mit Glasschiebetüren, sogenannte Schwedenschränke (d.h. schräge Schränke mit darunter befindlichen Schütten aus Plexiglas) und Dreheckschränke, ebenso die neuen Nirosta-Spülen. »Die Normküchenschau hat,« faßte die GfK zusammen, »nicht so sehr als Vorführung bestimmter Küchentypen gewirkt, sondern als Ausstellung der Küchenelemente.« ⁵⁴

Das zeigte sich in krasser Weise an einem Teil der Ausstellung, wo eine alte Küche einer auf demselben Grundriß modernisierten gegenübergestellt worden war. Auch hier fielen den Ausstellungsbesuchern besonders die Schränke, hier vor allem das altmodische Küchenbüffet, auf. Daß neben dem alten Spülbecken auch der Herd als unzweckmäßig und altertümlich eingeschätzt wurde, überraschte die GfK nicht: er war das Glanzstück eines Altwarenhändlers gewesen. Das pädagogische Ziel der Gegenüberstellung wurde jedoch nach Einschätzung der GfK nicht erreicht. Zu überzogen war die »Inszenierung« der alten Küche, als daß der Vergleich seriös wirken konnte. Bei vielen Besucherinnen und Besuchern wurden offensichtlich nur Ressentiments gegenüber der traditionellen Küche geweckt. »Die meisten Besucher,« meinte ein Interviewer, »waren der Ansicht, daß die als abschreckendes Beispiel gezeigte Küche 10 in vielen Haushaltungen noch im Gebrauch ist. Sie waren sich jedoch darüber einig, daß die Anordnung ein Unding sei. Sie waren meiner Ansicht nach durch den vorangegangenen Besuch der Musterküchen so weit beeinflusst, daß diese Küche unbedingt als abschreckendes Beispiel wirken mußte. Im Gegensatz dazu war die Küche 11 trotz ihrer hervorragenden handwerklichen Ausführung zu bieder. Nach Ansicht des Publikums hätte hier eine abstrakt moderne Küche gezeigt werden müssen.« ⁵⁵

Drei Viertel der Besucherinnen und Besucher gaben unumwunden zu, daß die eigene Küche verbesserungsbedürftig sei. Über ein Drittel be-

II. Küche

wertete ihre eigene Küche als altmodisch, veraltet und nicht modern genug, für mehr als ein Viertel war sie unpraktisch und unzweckmäßig. Nahezu die Hälfte wollte sie durch einzelne Möbel »modernisieren« – daher auch das starke Interesse für Einzelstücke dieser Ausstellung. Bei den Neuanschaffungen standen Wand- und Hängeschränke sowie ein neuer Spültisch obenan auf der Kaufliste, gefolgt von Kühlschränken und Küchenmaschinen. Ein Drittel der Befragten gab an, ihre Küche – meist aufgrund eines Umzugs oder Neubaus – ganz neu einrichten zu wollen. Freilich mochten sich die meisten bei der Küchenfarbe nicht vom Althergebrachten trennen: 67% wollten eine weiße bzw. elfenbein- oder cremefarbene Küche besitzen, nur 7% fanden eine bunte Küche attraktiver.

Den Wunsch, die eigene Küche zu modernisieren, oder sich zumindest einzelne Teile neu anzuschaffen, brachte diese Ausstellungsumfrage deutlich zum Ausdruck. Auf die Küche konzentrierten sich die ersten Neuanschaffungen, sie bildet quasi den ersten Raum für die neue Konsumwelt, die sich den Westdeutschen in den kommenden Jahrzehnten eröffnete. Durch die Ausstattung der Küchen mit elektrischen Geräten, auf die im folgenden Kapitel eingegangen wird, wird die zentrale Stellung, die die Küche in der Konsumententwicklung nach dem Krieg einnahm, sichtbar. Vor allem der Kühlschrank stand in den »Wunschlisten« der fünfziger Jahre ganz obenan. Mit ihm verknüpften sich eher nicht-alltägliche Bedürfnisse, beispielsweise Eis selbst herstellen zu können; und zugleich veränderte der Kühlschrank die Praxis des Einkaufs und der Vorratshaltung und verlängerte die »Kühlkette« bis in den privaten Haushalt, die es nun der Tiefkühlwirtschaft erlaubte, ihre Produkte einem Massenpublikum anzubieten.

9. Kapitel

Technik in der Küche

9.1. Ausstattung mit elektrischen Küchengeräten

Erste Versuche, Elektrizität als Energie für das Kochen zu nutzen, reichen zurück bis in die Anfänge der elektrischen Beleuchtung. Allerdings kam eine solche Idee den Zeitgenossen noch recht seltsam vor. So behauptete Ende der 1880er Jahre eine der zahlreichen, populär-wissenschaftlichen Broschüren, daß dem Essen aus einem mit einer Batterie beheizten Kochtopf ein »elektrischer Geschmack« anhafte.¹ Auf der Chicagoer Weltausstellung 1893, die ganz im Licht der neuen Energie stand, wurde bereits eine Küche mit einem kleinen Elektroherd, elektrischem Bratrost und Elektrokochern vorgestellt.² 1911 wurde in Blankenese bei Hamburg dem deutschen Publikum zum ersten Mal die neue Art, elektrisch zu kochen, präsentiert.³ Dorothee Wierling schildert in ihrer Studie über den Alltag von Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, daß elektrisches Licht in den Haushalten noch eine Rarität war: »Erst die zwanziger Jahre brachten eine allmähliche Technisierung und Elektrifizierung der Arbeiten, die bis dahin von Dienstmädchen erledigt worden waren.«⁴ Und auch Johanna Nagele schrieb 1918 in ihrer Untersuchung der Haushaltstechnik: »Man gewinnt den Eindruck, daß die Technik des elektrischen Kochens über das Stadium des Experiments noch nicht völlig hinausgekommen ist.«⁵ Die nach 1919 produzierten billigen elektrischen Kochplatten waren von so schlechter Qualität, daß das Interesse am elektrischen Kochen versickerte: 1931 waren nur 400 elektrische Großküchen und rund 50.000 elektrische Haushaltsküchen im Deutschen Reich registriert.⁶

Im Laufe der dreißiger Jahre fanden zunächst andere elektrische Geräte in den privaten Haushalten Verbreitung. Die entscheidende Voraussetzung bestand in der Ausdehnung der Stromversorgung, die die Elektrizitätswerke im 20. Jahrhundert energisch vorantrieben.⁷ Nahezu 55% aller Haushaltungen Groß-Berlins waren 1928 mit Elektrizität versorgt gegenüber knapp 28% drei Jahre zuvor;⁸ 1932 waren 80% der Haushalte in Deutschland an die elektrische Stromversorgung angeschlossen.⁹ Aus einer Bestandsaufnahme, die Theodor Krückels Anfang der dreißiger Jahre in 26 ländlichen Gemeinden in Württemberg durchführte, geht hervor, daß in nahezu allen Haushalten ein elektrisches Bügeleisen, in einem Viertel ein elektrisches Heizkissen und in 12% ein Radio vorhanden war.¹⁰

II. Küche

Bei den Wünschen allerdings stand das Radio besonders in den Arbeiterhaushalten ganz oben an. »Zur Unterhaltung im Heim, da auf dem Lande nichts anderes geboten wird«, oder: »Weil ich abends so alleine zu Hause sitze und keine Unterhaltung habe«, lauteten die Begründungen. Beim Bügeleisen, Elektroherd und Waschmaschine galt vor allem, daß diese Geräte praktisch, sauber, bequem und zeitsparend seien. Ein Landwirt wollte einen Elektroherd »deshalb gerne, da dann am frühen Morgen meine Frau bequem den Kaffee zu bereiten hat und ich nicht mehr für Brennholz sorgen muß« oder ein Schreiner: »Keine Asche, keine Holz- und Kohlenbeschaffungsumstände und keinen Ruß, also immer sauber.«¹¹ Dieses Argument blieb keineswegs auf die Anfangsphase der Elektrifizierung beschränkt. Ende der fünfziger Jahre präsentierte eine Broschüre der Elektrizitätswirtschaft die elektrische Küche als »unübertroffen hygienisch, sauber, gesund. Kein Sauerstoffverbrauch durch chemische Verbrennung, normaler Feuchtigkeitsgehalt der Luft, keine Abgase, keine Verbrennungsrückstände, sauberer Raum, saubere Topfböden.«¹²

Hans Vogt, der Ende der dreißiger Jahre in einer süddeutschen Industriestadt mit überwiegendem Arbeiteranteil nach der Ausstattung mit elektrischen Haus- und Küchengeräten fragte, stellte fest: 85% der Haushalte besaßen zu diesem Zeitpunkt ein Bügeleisen, knapp 65% ein Radio, je ein Drittel einen Staubsauger und ein Heizkissen, wiederum stark differenziert nach Einkommensklassen.¹³ Insgesamt jedoch blieb die Ausstattung privater Haushalte mit elektrischen Geräten in Deutschland vor dem Zweiten Weltkrieg auf ein Bügeleisen und das Radio beschränkt. Wie stark der Unterschied zu den USA war, zeigt eine Übersicht, die Vogt nach verschiedenen Erhebungen zusammengestellt hat:

Die Kosten für die Anschaffung waren in den dreißiger Jahren noch enorm. So nannten drei Viertel in Krückels Untersuchung den Anschaffungspreis als wichtigstes Kriterium für einen eventuellen Kauf, dann erst folgten Arbeits- und Zeitersparnis.¹⁴ Für einen Kühlschrank »sind mindestens RM 300,- als Kaufpreis und RM 4,- an monatlichen Stromkosten zu bezahlen. Diese Ausgaben können sich auf dem Lande nur Wenige leisten.«¹⁵ Betrachtet man die geäußerten Wünsche, so orientierten sich diese am vorherrschenden Angebot. Das Bedürfnis nach Unterhaltung und nicht zuletzt die nationalsozialistische Unterstützung des Radios trugen zu seiner Verbreitung auch in den niedrigverdienenden Haushalten bei. Das elektrische Bügeleisen bedeutete eine wichtige Arbeitserleichterung, wohingegen ein Staubsauger nur dort gebraucht wurde, wo viele Teppiche auszuklopfen waren. Neue Elektrogeräte wie der Kühlschrank waren zwar bereits in einigen gut verdienenden Haushalten vorhanden, aber befanden sich, wie die Wunschlisten zeigen, noch keineswegs im Erwartungshorizont der Mehrheit. Erst die fünfziger Jahre brachten eine umfassendere und vor allem vielfältigere Ausstattung der privaten Haushalte mit elektrischen Geräten.¹⁶

Tabelle: Ausstattung privater Haushalte mit elektrischen Haus- und Küchengeräten im Deutschen Reich und in den USA

Elektrische Haushaltsgeräte	Sättigung mit elektrischen Geräten in %				
	südd. deutsche Industriestadt 1938	Kleinstadt 1937/38	Berlin 1928	USA nach Kellogg 1937	USA nach El. World 1938
Bügeleisen	85,4	76,7	56,0	103	94,0
Netzanschlußgeräte	64,2	51,1	5,2	106	-
Staubsauger	36,0	26,4	27,5	50	49,0
Heizkissen	29,8	23,7	16,3	-	19,5
Kochtöpfe, Kaffee- und Teemaschinen	21,4	2,6	5,9	27	32,0
Haartrockner	20,6	6,3	8,6	-	-
Heiz- und Strahlöfen	12,7	1,2	7,4	21	19,9
Kochplatten	4,7	0,3	0,8	-	17,2
Bohner	1,7	0,5	0,4	-	-
Waschmaschinen	1,4	1,7	0,5	49	57,6
Kühlschränke	0,7	0,8	0,2	50	51,7

Quelle: Hans Vogt, Die Gerätesättigung im Haushalt, Berlin 1940, S.11.

1950 besaßen noch über drei Viertel der westdeutschen Haushalte einen Kohleherd, ein Viertel einen Gas- und nur 7% einen Elektroherd. Ein Fünftel war im Besitz einer elektrischen Kochplatte, was angesichts der beengten und behelfsmäßigen Wohnverhältnisse zu Beginn der fünfziger Jahre nicht überraschen kann.¹⁷ Acht Jahre später besaßen 32% der privaten Haushalte in der Bundesrepublik einen elektrischen Herd.¹⁸ 1955 war eine Küchenmaschine nur in 1% der befragten Haushalte vorhanden.¹⁹ 1958 gab es einen elektrischen Mixer in 8% der Haushalte, 1961 in 15%.²⁰ Ende der fünfziger Jahre stieg der Besitz elektrischer Küchengeräte auch in Haushalten mit einem mittleren Einkommen in deutlichem Maß an. Laut der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe des Statistischen Bundesamtes 1962/63²¹ lag die Ausstattung der 4-Personen-Haushalte bis zu einem monatlichen Einkommen von 800 DM mit Küchenmaschinen je nach beruflicher Stellung des Haushaltsvorstandes zwischen 12,5% und 15,8%, bei elektrischen Mixern zwischen 13,3% und 16,3% und bei elektrischen Kaffeemaschinen zwischen 3,2% und 3,8% (Tabelle 20).²²

Einen zentralen Platz unter den neuen elektrischen Küchengeräten nahm der Kühlschrank ein. Anfang dieses Jahrhunderts begannen amerikanische Unternehmer Kühlschränke für den Haushalt herzustellen, deren Absatz in den USA sich steil nach oben entwickelte: 1936 standen bereits zwei Millionen Kühlschränke in amerikanischen Haushalten.²³ Das erste in Deutschland von Bosch produzierte Gerät wurde auf der Leipziger Frühjahrsmesse 1933 vorgestellt.²⁴ Während jedoch die US-Unter-

II. Küche

nehmen frühzeitig auf den Massenabsatz setzten und kleine Haushaltskühlschränke herstellten, arbeitete die deutsche Industrie vornehmlich an der technischen Verbesserung der Kältetechnik. Deutsche Maschinen waren ausgefeilter, aber auch teurer als die amerikanische Konkurrenz. Haushaltskühlschränke blieben daher ein Luxusartikel. Erst nach dem Krieg produzierten auch die deutschen Unternehmen dezidiert für einen Massenmarkt.²⁵

Zu Beginn der fünfziger Jahre sah es demnach noch keineswegs so aus, als ob der Kühlschrank ein Massenartikel werden könnte. 1951 wollte ihn Finanzminister Schäffer sogar unter die Sondersteuer für Luxusgüter stellen,²⁶ und ein Handbuch zur Rationalisierung der Hausarbeit, das 1950 erschienen war, definierte den Kühlschrank gleichermaßen als Luxusgegenstand: »Ein elektrischer Kühlschrank lohnt nur, wenn die Wohnung am Rande einer Stadt oder auf dem Lande liegt, so daß die Beschaffung von Kunsteis auf Schwierigkeiten stößt, und wenn durch den Kühlschrank viele Einkaufswege erspart werden. Ein Luxusgegenstand bleibt er trotzdem.«²⁷ 1955 besaßen erst 10% aller bundesdeutschen Haushalte einen Kühlschrank,²⁸ 1958 21%,²⁹ und 1962/63 gab es in 51,8% aller privaten Haushalte in der Bundesrepublik einen Kühlschrank, bei den 4-Personen-Haushalten lag die Quote bei 63%.³⁰ Dabei waren die Arbeiterhaushalte deutlich schlechter mit Kühlschränken versorgt als die Haushalte von Selbständigen, Angestellten, Beamten mit gleichem Einkommen (Tabelle 20).³¹

Über die Hälfte der Kühlschränke in diesen 4-Personen-Haushalten war zwischen 1958 und 1961 gekauft worden (Tabelle 21).³² Erst in diesen Jahren wurde die Anschaffung erschwinglich. Im Frühjahr 1956 kostete ein 55-Liter-Absorber-Kühlschrank bei Neckermann 268 DM, ein 92-Liter-Kompressor-Kühlschrank 498 DM³³ und entsprach damit fast dem gesamten monatlichen Arbeitseinkommen des Hauptverdieners in den »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalten«, das 1956 bei 509,80 DM lag. Zwei Jahre später hatte sich die Angebotspalette auf fünf Modelle vergrößert. Neben einen kleinen 40-Liter-Kühlschrank zu 218 DM gab es nun auch Kühlschränke mit 90 Liter Fassungsvermögen (299 DM), 115 Liter (385 DM), 130 Liter (435 DM) und 150 Liter (495 DM).³⁴

Obwohl der Kühlschrank damit für viele Haushalte bis zum Ende der fünfziger Jahre noch teuer blieb, stand er an der Spitze, wenn nach den Anschaffungswünschen gefragt wurde. In der Allensbach-Umfrage aus dem Jahr 1955 rangierte der Kühlschrank an der ersten Stelle vor der Waschmaschine, dem Staubsauger und dem Fernseher.³⁵ Auch in der Folge-Untersuchung 1958 nahm der Wunsch nach einem Kühlschrank den ersten Platz ein.³⁶ Selbst von den Haushalten mit einem niedrigen Einkommen unter 250 DM monatlich, die nur zu 5% einen Kühlschrank besaßen, wünschten ihn 35%.³⁷ Im Wunsch nach einem Kühlschrank – das

legen die Ergebnisse dieser Allensbacher Studien nahe – focussierte demnach das Bild der neuen »Konsumgesellschaft«.

»Unseren Kühlschrank haben wir '58 auf '59 gekauft«, berichtet Frau H. »Der hatte auch eben über 500 Mark gekostet. Das war ein Zwang für mich, weil die Mengen größer wurden, man konnte preiswerter kaufen, es waren Angebote da, aber sie gingen mir alle kaputt, weil ich sie nicht aufbewahren konnte. Und dann im Sommer – '59 war so'n wahnsinnig warmer Sommer – wir waren alle am Deich, ganz Bremerhaven war am Deich. Ich weiß noch, das war so 'n heißer Tag, und sind denn nach Hause gelaufen und waren alle sehr ausgetrocknet. Nach Hause, und da hatte ich die großen Flaschen Coca Cola, und da waren Eisstücke im Kühlschrank, Vater kriegte seine Flasche Bier, kalt, Kinder Cola und Eisstücke. Und dann selbstgemachtes Eis. Da hatte jeder sein großes Glas, und die Kinder konnten da hineinschlürfen ...«³⁸

Erst einmal entlastete also der Kühlschrank den täglichen Einkauf. Für Frau H. hieß die Zeit ohne Kühlschrank, mehrmals am Tag Besorgungen machen zu müssen: »Damals hatte man ja noch keinen Kühlschrank. Da mußte man wirklich noch jeden Tag einkaufen. Da hat jede Ecke noch ihren Laden gehabt. Morgens waren die Milch und die Brötchen vor der Tür, nachmittags kaufte ich für das Abendbrot und für den andern Morgen ein, damit ich nicht ganz so früh raus mußte.«³⁹ Nun konnten verderbliche Nahrungsmittel länger frisch gehalten wurde. Aber über das wirtschaftliche Argument, daß man mit dem Kühlschrank preiswerter haushalten könne, hinaus kam es Frau H. in einem fast wörtlichen Sinn auf das »Eis« des Eisschranks an, auf den Genuß, Eis selbst herzustellen oder an einem heißen Sommertag eiskalte Getränke servieren zu können.

Dieses Motiv, mit dem Kühlschrank selbst Eis zu machen, tauchte bereits in einer sehr frühen Untersuchung der Gesellschaft für Konsumforschung 1949/50 auf.⁴⁰ Dort berichtete ein Korrespondent: »Ein Tiefkühlfach wird fast immer gefordert. Es besteht im allgemeinen die irriige Auffassung, daß man im Kühlschrank Speiseeis in größeren Mengen herstellen kann.« Daß sich gerade dieser Wunsch nach dem selbstgemachten Eis, der für den Kauf eines Kühlschranks eine so wichtige Rolle spielte, mit dem Kauf als überflüssig herausstellte, da in den Tiefkühltruhen des Handels das variantenreiche Sortiment des industriell produzierten Eiscremes angeboten wurde, das im eigenen Kühlschrank problemlos aufzubewahren war, gehört sicher zu den Paradoxien der »Konsumgesellschaft«.

Gekauft wurden die Kühlschränke in den fünfziger Jahren nur zur Hälfte im Einzelhandel. Stattdessen stammte ein Großteil aus dem Großhandel oder direkt vom Hersteller.⁴¹ Der entscheidende Vorteil lag im Preisnachlaß, da der Einzelhandel zwar in den meisten Fällen Ratenzahlung, aber keinen Nachlaß auf den Listenpreis gewährte. Beim Hersteller oder im Großhandel dagegen mußte zwar gleich der ganze Preis bezahlt werden, der aber um 10-20% unterhalb des Listenpreises lag.⁴² Oft-

II. Küche

mals kamen solche Nachlässe durch persönliche Bekanntschaften oder Verwandtschaft zustande, indem entweder der Händler ein Bekannter oder Verwandter war, oder ein solcher im Betrieb eines Herstellers beschäftigt war und man über ihn die Geschäftsbeziehung knüpfen konnte. 1957 wurden laut einer empirischen Erhebung in Bayern 39% der Kühlschränke auf Raten und 61% bar mit Nachlaß gekauft,⁴³ eine Relation, die die Anschaffungspraxis der privaten Haushalte zwischen Ratenkauf und Sparen erkennen läßt.

Frau G. hatte ihren Kühlschrank auf Raten gekauft, aber der Druck, den die Abzahlung mit sich brachte, war offenkundig groß:

»Aber wir hatten ja ein Luxusstück, schon damals: einen großen Bosch-Kühlschrank. Das war das einzige, was wir uns angeschafft haben, alles andere hatte ich als Aussteuer mitgekriegt. Kühlschrank wollten wir gerne haben, denn ich war es von zu Hause gewohnt – meine Mutter muß einen der ersten Kühlschränke gekauft haben. Da haben wir diesen Kühlschrank auf Raten gezahlt. Seitdem habe ich in meinem Leben nie wieder etwas auf Raten gemacht! Ganz furchtbar – ich weiß nicht, auf fünf Jahre oder irgendwas... Du konntest es nicht loswerden.«

Die Aussicht, auf mehrere Jahre hinweg mit dem »Abstottern« belastet zu sein, vielleicht der Verdacht, doch über seine tatsächlichen Verhältnisse zu leben, beschwerte diese Form der Anschaffungspraxis in Westdeutschland offensichtlich.⁴⁴ In Frau G.'s Erzählung wird der Widerspruch, der die Kontroverse zwischen der »Welt der Arbeit« und Ludwig Erhard 1953 gekennzeichnet hatte,⁴⁵ evident: sich einerseits den Wunsch nach einem Kühlschrank erfüllen zu wollen, andererseits diesen Kauf nur mittels eines Konsumentenkredits realisieren zu können. Das Ergebnis war, daß der Kühlschrank mit einem schlechten Gewissen gekauft wurde – ein Gefühl, das noch recht entfernt von einer Konsummentalität war, sich erst die Ware zu gönnen und sie dann zu bezahlen.

Mit dem Konsumentenkredit lockte auch ein Unternehmen, das wohl wie kaum ein zweites unsere Vorstellung vom Konsum in den fünfziger Jahren mitgeprägt hat: Neckermann, dessen Werbeslogan »Neckermann macht's möglich« bis in die Gegenwart unvergessen geblieben ist. »Der Katalog des Versandhauses N. in Frankfurt ist ein Bestseller ohne Autor,« schrieb Hans Magnus Enzensberger Anfang der sechziger Jahre. »Er muß so beschaffen sein, daß sich eine Mehrheit auf ihn einigen kann. Der Katalog ist somit mehr als das Resultat einer normalen kaufmännischen Kalkulation: er ist das Resultat eines unsichtbaren Plebiszits. (...) Ein Ethnologe aus dem Jahr 3000 könnte aus diesem Katalog genauere und fruchtbarere Schlüsse auf unsere Zustände ziehen als aus unserer ganzen erzählenden Literatur.«⁴⁶ In der Tat geben die Kataloge des Versandhauses Neckermann KG ein recht eindrucksvolles Bild von dem Warenangebot und damit der Ausstattung, der »materiellen Kultur« bundesdeutscher Haushalte.⁴⁷

Im Frühjahr/Sommer-Katalog 1956 umfaßte die Palette der angebotenen elektrischen Haus- und Küchengeräte: Staubsauger, Bügeleisen, Tauchsieder, Heizkissen und Heizsonne, Wasserkocher, eine elektrische Kaffeemaschine aus Aluminium für 26,80 DM, eine elektrische Back- und Bratglocke und schließlich den »Backofix«, ein Elektrotischherd mit zwei Kochplatten und einem Back-, Brat- und Grillraum für 169 DM.⁴⁸ Ein Jahr später wurden zusätzlich eine elektrische Kaffeemühle für 43,50 DM und ein Mixgerät für 149 DM angeboten.⁴⁹

Als Hauptargument für den Kauf eines Mixers führte der dazugehörige Werbetext nicht mehr nur die Arbeitserleichterung auf, die solches Gerät der Hausfrau beschere, sondern band den Hinweis auf die Gesundheit und eine natürliche Ernährung mit ein:

»Diese Maschine soll der Hausfrau bei der Küchenarbeit nicht nur Kraft und Zeit sparen helfen, sondern sie erschließt auch neue Wege zu gesunder und natürlicher Ernährungsweise. Was an Küchenarbeit täglich verrichtet werden muß, geschieht jetzt im Handumdrehen. Der Speisezettel kann bedeutend vielseitig gestaltet werden.«⁵⁰

1959 erschien im Frühling/Sommer-Katalog erstmals ein Toaster, im Katalog noch »Brotröster« genannt.⁵¹ 1960 kam ein Mixquirl sowie ein Grillgerät hinzu – und die Preise wurden gesenkt. Der »Brotröster«, der 1959 noch für 29,80 DM angeboten worden war, kostete jetzt nur noch 19,50 DM, die elektrische Kaffeemühle 24,50 DM und das Mixgerät 119,- DM.⁵² Der Werbetext präsentierte neben der Arbeitersparnis und der Gesundheit ein neues Argument: das Pikante und Feine.

»Vom Grill essen, heißt, nicht nur gesund leben, sondern bedeutet auch für den Feinschmecker, ständig neue Möglichkeiten und Reize in der Zubereitung pikanter Speisen zu entdecken.«⁵³

Während das alleinige Argument der Arbeitersparnis im Laufe der fünfziger Jahre an Wirkungskraft einbüßte, kamen nun neben dem Preisargument die Redewendungen von der »gesunden Ernährung« und vom »feinen, pikanten Essen« hinzu, zwei Elemente, die, wie wir in der Analyse der Edeka-Kundenzeitschrift sehen werden, konstitutiv für den Diskurs über das Essen in den fünfziger Jahren waren.⁵⁴

Anfang der sechziger Jahre bot das Neckermann-Angebot an elektrischen Geräten für die Küche ein ausgesprochen heterogenes Bild. Nun gab es u.a. zwei Wasserkocher, vier Tauchsieder, drei Kaffeemühlen, zwei Mixer, vier Toaster und drei Grillgeräte. Neben einem neuen Fruchtensafter konnte man außerdem eine Kleinküchenmaschine, mehrere Mixquirls kaufen.⁵⁵ Während Mitte der fünfziger Jahre das Neckermann-Angebot auf einzelne Geräte beschränkt gewesen war, das sich in den folgenden Jahren aufstockte: 1957 elektrische Kaffeemühle und Mixer; 1959 Toaster; 1960 Mixquirl und Grillgerät, offerierte der Katalog Anfang der sechziger eine breite Palette von BRAUN-Geräten vom Mixer

über eine Küchenmaschine bis hin zu einem Multipress-Entsafter. Die Vervielfältigung des Angebots innerhalb kürzester Zeit, vor allem jedoch seit dem Ende der fünfziger Jahre ist unübersehbar.

9.2. Umgang mit den neuen Küchenmaschinen

»Den ersten Mixer haben wir uns angeschafft, um für Birgit (die Tochter, m. w) Brei zu machen. Aber wir haben wir natürlich auch viel Mixgetränke gemacht, Milch mit Apfelsine oder Banane, das war damals eine ganz tolle Sache.

Frage: Das war ja hochmodern?

Das war damals das, ja ja. Was das für eine Marke war, das weiß ich nicht mehr. Da war 'mal jemand an der Haustür. Und dann waren wir eigentlich beide begeistert davon.

Frage: Wann hörte das Mixen auf?

Ach, das hatte man eigentlich nachher bald satt. Wenn Du das dann ein paarmal gemacht hast, und dann immer dieses umständliche Aufschrauben und Saubermachen. Es ist ja wie mit allen Küchenmaschinen, zuerst volle Begeisterung, nachher steht es irgendwo ganz hinten im Schrank.«⁵⁶

Frau G.'s Erfahrungen mit dem neuen Mixer umreißen jenes Spannungsfeld von Neugier, Erwartungen an die Technik und Desillusionierung in der alltäglichen Praxis, in der sich die Geräte als aufwendig in Handhabung, Wartung und Pflege erweisen. Das Versprechen auf Arbeitserleichterung löst sich nicht ein, wenn das »umständliche Aufschrauben und Saubermachen« die Zeit, die vorher eingespart wurde, wieder wettmacht. Aber ist es überhaupt allein das funktionale Argument der Ersparnis von Arbeit, der Rationalisierung des Haushalts? Wie in der Erzählung von Frau H. über ihren Kühlschrank scheint weniger die Ökonomie im Vordergrund zu stehen als der Wunsch nach besonderen Genüssen: dem selbstgemachten Eis oder hier den »Mixgetränken«. Die »tolle Sache«, die neuen kulinarischen Möglichkeiten, die ein Gerät wie der Mixer in sich zu bergen schien, besaßen offenkundig mindestens ebensoviel Attraktivität wie eine funktionsgerechte Küche. Die Bedeutungen, die technischen Geräten beigemessen werden, bestimmen demnach nicht nur die Kaufentscheidung, sondern auch den Umgang mit ihnen.⁵⁷

Im November 1962 befragte die Gesellschaft für Konsumforschung im Auftrag der Stuttgarter Bundesforschungsanstalt für Hauswirtschaft 500 Hausfrauen nach ihren Erfahrungen mit neuen Küchenmaschinen.⁵⁸ Voraussetzung war, daß die Befragten eine Küchenmaschine besaßen, die laut Definition aus einem Motorblock und Zusatzteilen wie Mixer, Rühr- und Knerwerk, Schneide- und Schnitzelgerät oder auch Saftzentrifuge bestehen sollte.⁵⁹

Sehr häufig benutzten die Hausfrauen die Saftzentrifuge, mit ihr wurde praktisch jeden zweiten Tag gearbeitet. Ebenso wie für Frau G. gab es in den Antworten eine enge Verbindung zwischen der Anschaffung eines solchen Gerätes und der Vorliebe für frisch ausgepreßte Säfte. Fast

ebenso oft, nämlich in der Regel dreimal wöchentlich, arbeiteten die Hausfrauen mit dem Mixer als Zusatzteil. Die anderen Zusatzgeräte wie das Passiergerät, den Fleischhacker, die Knethaken, Schneebesen oder das Schneid-Schnitzelgerät wurden deutlich seltener benutzt, was offenbar weniger an den jeweils speziellen, und daher seltenen Verwendungsbereichen lag als an der Umständlichkeit ihres technischen Gebrauchs. Denn der Schneebesen oder die Knethaken des Handgerätes wurden recht häufig benutzt.

Das Handgerät kam sowieso häufiger zum Einsatz als die Küchenmaschine selbst. Mit dem Messerstern arbeitete die Hausfrau jeden zweiten Tag, mit der Schlagscheibe zweimal wöchentlich. In den Haushalten, in denen ein Mixer unabhängig von der Küchenmaschine vorhanden war, wurde er jeden zweiten Tag gebraucht. Ein solcher Mixer stellte eine Art Universalgerät dar; er wurde zum Herstellen von Getränken und Säften, zum Zerkleinern von Gemüse, Obst und rohen Kartoffeln oder Nüssen, zum Teigrühren sowie zum Pürieren von Soßen und Sahneschlagen genutzt, und ersetzte damit die entsprechenden Zusatzgeräte zur Küchenmaschine.

Trotz des Besitzes einer Küchenmaschine erledigten die befragten Hausfrauen dennoch ein Großteil der Arbeiten, die die Maschine erledigen sollte, weiterhin mit der Hand. So wurde die Küchenmaschine am häufigsten für das Rühren von Teig, für das Schlagen von Sahne- und Eischnee eingesetzt, also für Arbeiten, die viel körperliche Kraft und Ausdauer erfordern. Gemüse dagegen schnitt über die Hälfte selbst derjenigen Hausfrauen weiterhin mit der Hand, die ein Schneid- und Schnitzelgerät besaßen. Ähnliches galt für das Zerkleinern von Fleisch, fürs Passieren und das Kartoffelschälen. Zu umständlich war der Aufbau und die Reinigung der Küchenmaschine, als daß sich jedesmal die Mühe gelohnt hätte, sie aufzustellen. Immer wieder klang in den Antworten der gleiche Grundton an: Gemessen an der Menge, die zubereitet werden muß, sei der Aufwand, die Maschine aufzubauen und nachher wieder zu reinigen und wegzupacken, zu hoch. Da könne die Hausfrau lieber gleich per Hand die Arbeit erledigen, das ginge schneller.

Der Gebrauch der Maschinen in der täglichen Praxis richtete sich weniger nach den Plänen der Hersteller und den Wünschen der Ergonomen, sondern konkret nach der Art der Arbeit, die in der Küche bewältigt werden mußte. Die maschinelle Übernahme des Rührens von Teig, also die körperlich schwerste Arbeit, fand die große Mehrheit der Frauen wichtig. Über die Hälfte hielt ebenfalls das Mixen und das Gemüseschneiden für eine wesentliche Funktion der Küchenmaschine. Aber beim Schlagen von Sahne und Eischnee, beim Entsaften und Kaffeemahlen sank die Zahl derjenigen Frauen, die diese Arbeiten durch die Maschine erledigen wollten, und wurde ganz marginal bei Arbeiten wie dem Pas-

II. Küche

sieren, Zerkleinern und Kartoffelschälen. »Das Kartoffelschälen«, schrieb ein Korrespondent aus Bensberg, »hat wohl wegen verschiedener Nachteile nicht die rechte Liebe der Hausfrauen erlangt. Die Kartoffeln müssen einigermaßen rund sein und es wird wohl doch nicht so akkurat wie man es erwartet.«⁶⁰

Mit dieser Beobachtung eröffnet sich eine zusätzliche Dimension im Umgang mit Maschinen in der alltäglichen Praxis. Über die differenzierte Einschätzung hinaus, ob für spezifische Arbeiten die Küchenmaschine tatsächlich Erleichterung bot, spielte auch die Kultur des Essens eine wesentliche Rolle. So konnte die Maschine eine Arbeit wie das Kartoffelschälen durchaus funktionsgerecht erledigen, und doch war das Ergebnis nicht das gewünschte – dabei kann es an dieser Stelle dahingestellt sein, ob sich die Einwände auf das Aussehen (»nicht so akkurat«) oder auch auf das Sparen-Müssen, weil die Maschine womöglich in diesem Fall nicht dünn genug schälte und zuviel Abfall produzierte, bezog. Eine Reihe von Arbeiten ließen sich nicht gleichförmig standardisiert, technisiert erledigen. Die Arbeit in der Küche, der Umgang und die Bearbeitung von Nahrungsmitteln erfordert eine »sinnliche Kompetenz«, ein Erfahrungswissens, das nicht einfach in technisierbare Zeit- und Kraftereinheiten zerlegt werden kann. So berichtete ein Korrespondent: »Eine Hausfrau verwendet für die Zubereitung von schwerem Teig nicht ihre Küchenmaschine, weil sie mir erklärte, daß sie gerade bei dieser Arbeit das Gefühl ihrer Hände und Finger brauche, um festzustellen, wann der Teig jetzt »richtig« sei. Dieses Gefühl der Hände könne ihr die Küchenmaschine nicht ersetzen.«⁶¹

Jakob Tanner zitiert den aufschlußreichen Erlebnisbericht einer Schweizer Hausfrau mit ihrem neuen elektrischen Mixer:

»Was da in blitzartiger Geschwindigkeit mit den Nahrungsmitteln geschah, schien mir brutal und ungeheuerlich. Feste Nußkerne, derbe Apfelstücke, harte Zitronenschalen wurden im Bruchteil einer Minute zu einer unkenntlichen Masse zermalmt. Kraut und Rüben, Zwiebeln und Kartoffeln, Speck und Fisch waren nach ein paar Atemzügen nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Es lehnte sich irgendetwas auf in mir gegen diese Gleichschaltung der Lebensmittel. (...) Ich enttäuschte meinen Mann mit meiner zurückhaltenden Einstellung zu seinem Geschenk; der hatte von mir, die ich alle zeit- und kraftsparenden Neuerungen auf dem Gebiet des Haushaltes freudig begrüße, sofortige Zustimmung erwartet. Nun, er brauchte nicht lange darauf zu warten: nach den ersten Kostproben verwandelte sich die anfängliche feindselige Haltung in ehrliche Bewunderung.«⁶²

Ungläubigkeit, Widerwillen gegen die fremde Geschwindigkeit und der Nimbus der Modernität, dem sich auch diese Hausfrau nicht entziehen wollte, mischen sich in dieser Sequenz und offenbart anschaulich die Vieldeutigkeit und Fülle an Gefühlen, die sich mit der Einführung und dem Umgang mit der neuen Küchentechnik verbanden. Im Umgang mit den elektrischen Küchenmaschinen stießen unterschiedliche Erfahrungen

aufeinander. So kann die Küche mit einer Fülle von Spezialgeräten ausgestattet sein, ohne daß damit die komplexe Arbeit des Kochens wesentlich erleichtert würde. Die Arbeit der Hausfrau umfaßte und umfaßt weit aus mehr Bereiche als die der materiellen Produktion oder güterbezogenen Dienstleistungen. Und selbst diese sind nicht im Sinne von Taylors wissenschaftlicher Betriebsführung erfaßbar, zerlegbar und technisierbar. Gegenüber der raschen und offenkundig problemlosen Substitution von körperlich anstrengenden Arbeiten wie dem Waschen oder Heizen durch die Technik widerstand eine so komplexe und differenzierte Praxis wie die »Produktion« des täglichen Essens ihrer technischen Transformation. Nahrung nährt nicht nur den Leib, sie stillt gleichermaßen soziale und kulturelle Bedürfnisse – nicht zu vergessen, daß die Zubereitung des täglichen Essens ein spezifischer stofflich-sinnlicher Umgang mit Nahrungsmitteln ist, der ebenso Kompetenz wie Kreativität und Improvisationsvermögen benötigt.

Zwar wurde das Wissen um die Beschaffenheit, Lagerung, Haltbarkeit, d.h. die Stofflichkeit der Nahrungsmittel für die Küchenpraxis weniger wichtig, und sicher erforderte die Technisierung der Küche ein quantitatives, formalisiertes Wissen um Mengen, Garminuten sowie die technische Handhabung der Geräte. Dennoch ging die Zubereitungspraxis nicht in deren technischer Transformation auf. Oftmals war es im Gegensatz zum Gebot der Effizienz notwendig, Zeit »zu verlieren« oder mehr Kraft »aufzuwenden«, um den Geschmack zu verbessern oder etwas Neues auszuprobieren.⁶³ In der täglichen Praxis haben wir es daher mit einem Ensemble unterschiedlicher, nebeneinanderher bestehender, sich überkreuzender, ergänzender Praktiken mit unterschiedlichen Logiken und Wissenserfordernissen zu tun. Ein solcher Widerstreit von industrieller Logik und dem Selbermachen, von Arbeitersparnis und Geschmack soll im folgenden Kapitel am Beispiel des Gebrauchs von Konserven und dem Einmachen untersucht werden.

10. Kapitel

Das Einmachen und die Konserven – der Widerstreit von Geschmack und Arbeitserleichterung

Die Rationalisierung der Küche durch die Baukonzeption einer Arbeitsküche und die Technisierung der Küchenpraxis mittels elektrischer Küchengeräte fanden ihre Ergänzung in der Verbreitung industrieller Halb- oder Fertiggerichte. Arbeiten, die ehemals manuell im eigenen Haushalt erledigt wurden, übernahm nun zunehmend die Lebensmittelindustrie. Gemüse mußte nicht mehr selbst geputzt werden, sondern war in Dosen kochfertig verfügbar. Geschälte Kartoffeln gab es im Glas, Obstkonserven enthoben die Hausfrau des mühseligen Entsteinens. Die Verwendung von Konserven bedeutete aber zugleich eine wesentliche Veränderung der Konsumpraxis. Die Selbstversorgung verlor ihren Stellenwert für das tägliche Essen, stattdessen nahm die Monetarisierung des Konsums zu. Der Gebrauch von Konserven beeinflusste vor allem die Zubereitungsweisen, die Küchenpraxis selbst. Das »Selber-Machen« konkurrierte mit der Verwendung industrieller Produkte, deren zunehmende Bedeutung herkömmliche Handfertigkeiten und Kompetenzen wie zum Beispiel das Einkochen nicht verdrängen konnte, aber dessen Bedeutung minderte. Beide Praktiken, die unterschiedlichen Logiken unterliegen, fanden sich in der alltäglichen Küchenarbeit wieder, widerspruchsvoll, ergänzend, sich gegenseitig beeinflussend. Am Gegensatz von Einkochen und der Verwendung von Konserven lassen sich für die fünfziger Jahre Veränderungen von Zubereitungsweisen aufzeigen, die zwar nicht erst in diesem Jahrzehnt entstanden, dort jedoch erst zum Tragen gekommen sind.

Das Verfahren, Lebensmittel in Dosen oder im Glas zu konservieren, geht auf Nicolas Appert zurück, der in Frankreich zur Zeit der englischen Kontinentalsperre die Technik erfand, Nahrungsmittel in luftdicht verschlossenen Gefäßen haltbar zu machen.¹ Apperts Broschüre, in der er 1810 sein Wissen zur Konservierung veröffentlichte, fand vor allem in England aufmerksame Leser. Die britische Navy ließ die Konservennahrung auf mehreren Schiffsfahrten testen und proviantierte ihre Schiffe fortan mit Dosen. Von England gelangte die Erfindung nach Nordamerika, wo ab 1821 die erste amerikanische Glaskonservenfabrik in Boston Ketchups, Sauces, Gelees und Marmeladen produzierte, die allerdings wegen des hohen Preises vornehmlich für den Export an die europäischen

Kolonialherren in Indien, Batavia, Manila und Süd-Amerika bestimmt waren. Die Nachfrage nach Konserven für das Militär brachte der amerikanischen Konservenindustrie im Bürgerkrieg 1861-1865 einen beachtlichen Aufschwung.²

Die deutsche Konservenindustrie nahm ihren Anfang im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.³ Im Herzogtum Braunschweig, einem Hauptanbaugebiet für Gemüse, insbesondere von Spargel, führte die Gewerbestatistik 1872 29 Betriebe auf, die in erster Linie Spargel, danach Erbsen und Bohnen in Blechdosen konservierten.⁴ Die deutschen Konservenhersteller zielten sich in ihren Anfängen keineswegs auf ein Massenpublikum, sondern auf gutverdienende Feinschmecker. Wilhelm Treue kritisierte deshalb Teutebergs Auffassung, daß der Beginn des »Konservenzeitalters« mit dem Anfang der Industrialisierung zusammenfiel.⁵ Selbst bei günstigster Berechnung, rechnete Treue vor, wären 1913 nicht mehr als 1.500 g Konserven pro Kopf und Jahr im Deutschen Reich abgesetzt worden.⁶ Noch in der Erhebung des Statistischen Reichsamtes 1937 verbrauchte ein Arbeiterhaushalt (mit statistisch 4,1 Haushaltsmitgliedern) durchschnittlich 2.055 g Obstkonserven im Jahr.⁷

In der Tat fanden Konserven erst nach dem Zweiten Weltkrieg einen beachtenswerten Absatz. Zwischen 1953/54 und 1963/64 verdreifachte sich der Verbrauch von Gemüsekonserven in der Bundesrepublik auf 493.200 t im Jahr; allein zwischen 1958/59 und 1962/63 verdoppelte sich der jährliche Pro-Kopf-Verbrauch von 4 auf 8 kg – mehr als die fünf-fache Menge von 1913.⁸ Auch in den »4-Personen-Arbeitnehmerfamilien« wurden immer häufiger Dosen eingekauft. Der Verbrauch von Gemüsekonserven verdoppelte sich von 1950 mit 1.046 g pro Haushalt und Monat auf über 2.400 g 1963. Der Verbrauch von Obstkonserven blieb bis zur Mitte der fünfziger Jahre bei gut 100 g monatlich und stieg danach bis 1963 auf über 740 g im Monat an. (Tabelle 9)

Was bewog die Hausfrauen, immer mehr Konserven zu kaufen? Vom Allensbacher Institut befragt fanden über die Hälfte Konserven im Haushalt »praktisch«, weil sie schnell zuzubereiten seien und man mit ihnen »immer etwas im Haus« habe.⁹ Dagegen war Mitte der fünfziger Jahre das Motiv, sich langfristig für »schlechte Zeiten« oder für den Winter einen Vorrat an Konserven anzulegen, fast unerheblich geworden. Konserven waren jederzeit in den Geschäften greifbar – darin liegt ein wichtiger Unterschied zum Eingemachten. Einkocht werden konnte nur zur Erntezeit; die Weckgläser mit Bohnen, Möhren, Kirschen oder Birnen waren ganz bewußt nicht für den unmittelbaren Verbrauch bestimmt, sondern für die Wintermonate, in denen es kaum frisches Obst und Gemüse gab. Konserven dagegen unterlagen nicht mehr einem spezifischen jahrezeitlichen Rhythmus. Die Industrie und der Markt stellten sie jederzeit und überall zur Verfügung.

II. Küche

Allgemein nach dem Vorteil von Konserven befragt hieß die erste Antwort, Konserven sparten Zeit und Arbeit. Mit ihnen setzten sich die Hausfrauen in die Lage, rasch und ohne große Mühe ein Gericht zuzubereiten. Vor allem die berufstätigen Hausfrauen griffen auf die Konserven zurück, um zum Beispiel rasch in der Mittagspause ihren Kindern ein warmes Essen kochen zu können. Elisabeth Pfeil ermittelte in ihrer Untersuchung zur Berufstätigkeit von Müttern Mitte der fünfziger Jahre, daß 40% der Arbeiterinnen uneingeschränkt Konserven für die tägliche Küche verwandten.¹⁰ Für sie war der »Schnellhaushalt« keineswegs ein Zeichen von Modernität, sondern Ausdruck von Arbeitshetze und Mehrfachbelastung.

Konkret danach befragt, welche Gründe für den letzten Kauf von Konserven bestimmend gewesen seien, antworteten die meisten, daß es das Gemüse, das sie gerade hätten haben wollen, zur Zeit nicht frisch gegeben habe, und sie deshalb zur fertigen Konserve gegriffen hätten. In Abweichung zur allgemeinen Einschätzung, in der die Zeit- und Arbeitersparnis zuerst genannt wurde, stand jetzt der Wunsch im Vordergrund, die saisonale Beschränkung zu überwinden. Folgerichtig wurden denn auch vor allem in den Wintermonaten, in denen das heimische Angebot an frischem Gemüse gering war, Konserven gekauft. Von den Haushalten, die überhaupt Gemüsekonserven verwendeten, hatten mehr als drei Viertel von November bis April Dosen gekauft, von Dezember bis März weit mehr als 80%.¹¹ Gemüsekonserven überbrückten die saisonale Lücke, sie stellten ganzjährig eine breite Angebotspalette dar, ohne auf Erntezeiten Rücksicht nehmen zu müssen.

In der Rangfolge der verschiedenen Gemüsekonserven standen Erbsen, Erbsen/Karotten und grüne Bohnen ganz oben, also Gemüsesorten, die es in den Wintermonaten nicht gab – und deren Zubereitung mit umständlichen Arbeiten wie dem Erbsenschälen oder Bohnenfädeln verbunden war. Mit deutlichem Abstand kamen danach Gemüse wie Spargel, Karotten oder Sauerkraut, am Schluß der Tabelle rangierten Tomaten, Sellerie, Grünkohl und Rote Beete.¹² Daß der Geschmack beim industriellen Konservierungsprozeß keinen Schaden nehme, meinten allerdings nur ein Drittel der befragten Hausfrauen. Sie waren sich sicher, daß Konserven gut schmeckten und man eine erstklassige Qualität bekommen könne, wenn man sorgfältig auswähle. Für sie unterschied sich der Geschmack von frischem Gemüse nicht von den Konserven. Ebenfalls ein Drittel hob das Appetitliche der Konserven hervor. Kompott und Gemüse aus den Dosen sähen besonders »schön und lecker« aus. Dieses ästhetische Argument ist besonders eng mit industriell hergestellten Nahrungsmitteln verknüpft, boten doch die Verpackungen eine optimale Möglichkeit, den Inhalt der Dosen auf das Appetitlichste darzustellen. Ein knappes Drittel dagegen war sehr skeptisch, ob für die Konserven ent-

gegen den Beteuerungen der Hersteller nicht doch die billige Abfallware, und das minderwertige Obst und Gemüse verarbeitet würde. Und ein Viertel war generell der Auffassung, daß eine »richtige Hausfrau« keine Konserven brauche.

Die Verwendung von Konserven richtete sich also nicht nur nach dem Versprechen von Arbeiterleichterung und der allzeitigen Verfügbarkeit aus, sondern betraf auch das Bild der eigenen Kompetenz. Konserven berührten das Problem, inwieweit Fähigkeiten, die für die Wertschätzung der eigenen Arbeit unverzichtbar erschienen, zugunsten des Einkaufs von fertigen Nahrungsmitteln aufgegeben wurden. Das Hauptargument jedoch, das gegen die Konserven sprach, war ihr Preis. Für fast die Hälfte der befragten Hausfrauen insgesamt waren Mitte der fünfziger Jahre die Obst- und Gemüsekonserven noch zu teuer, als daß sie sich diese ständig und alltäglich hätten leisten können.¹³

In der Erzählung von Frau H. über den Bedeutungsverlust ihres Schrebergartens treten diese verschiedenen Motive sichtbar zutage, auf die Selbstversorgung zu verzichten, nicht mehr einzukochen und zu Konserven zu greifen, die, weil ihr Preis noch hoch war, immer noch etwas Besonderes blieben:

»Den Schrebergarten haben wir ungefähr acht oder zehn Jahre gehabt. Und die ganzen Jahre eingemacht, ich hatte immer 200 Glas. Aber kein Fleisch, nur mein ganzes Gemüse. Ich hab kein Sauerkraut mehr eingemacht, das hatte man dann gekauft, nur noch Bohnen eingesalzen, oder Grünkohl hab ich eingemacht. Konserven habe ich damals gar nicht gekauft. Die ersten Konserven in Dosen waren diese Ananasstücke. Die haben wir aus dem Geschäft, richtig von Tengelmann, waren eigentlich diese Hawaii-Dosen, waren alles noch amerikanische Dosen, die damals rüberkamen. Aber alles andere konnte man gar nicht bezahlen...

Später wollte niemand mehr mit zum Garten. Niemand wollte heute Bohnensalat und morgen Bohneneintopf: ›Oh Gott, schon wieder Bohnen!‹ Die wollten Ostern Blumenkohl essen, und nicht, wenn der Blumenkohl da war. Die wollten nicht Bohnen im Sommer essen, nein im Winter, wenn die ganz teuer waren, dann wollten sie's essen. Es gab fast für das gleiche Geld auf dem Wochenmarkt schon das Gleiche.«¹⁴

»Die« waren die Kinder und vor allem der Ehemann, die in erster Linie – so erscheint es in den Interviews an vielen Stellen – gut essen wollten: »Haben wir nicht lange genug gehungert?«, hieß es da immer.«¹⁵ Noch eine zweite Beobachtung ist an der Erzählung von Frau H. zu machen: die Hervorhebung der Obstkonserve. Ananas aus der Dose hatte offenkundig eine gänzlich andere Bedeutung als das Gemüse. In der Tat unterschied sich der Kauf von Obstkonserven von den Motiven, Gemüsekonserven zu verwenden. Auch dort stieg in den Wintermonaten der Verbrauch an. Von den Haushalten, die überhaupt Obstkonserven verwendeten, hatten zwischen Dezember und März drei Viertel Obst in Dosen oder Gläsern gekauft. Der höchste Punkt dieser Kurve lag allerdings nicht wie bei den Gemüsekonserven im Januar, sondern im Dezember. Obstkonserven kamen zu den Weihnachtstagen auf den Tisch, sie dienten da-

II. Küche

zu – wie es Frau H. berichtete –, das besondere, nicht-alltägliche Essen auszuzeichnen. Ein Drittel der vom Allensbacher Institut befragten Hausfrauen hatte Obstkonserven für ein Sonntags- oder Festtagsessen gekauft bzw. in Erwartung von Gästen.¹⁶ Folglich stand in der Reihenfolge der Obstkonserven auch keine »alltägliche« Sorte obenan, sondern die Ananas. Deren Beliebtheit hing sicher mit dem steigenden Konsum von Südfrüchten zusammen; aber wie keine andere Obstkonserve wurde die Ananas zu einem Zeichen exotischen, feinen Essens in den fünfziger Jahren, das in vielen Varianten einer Vielzahl von Gerichten zugefügt wurde. Ananaskonserven wurden unabhängig von der Kinderzahl oder Größe von allen Haushalten gleichermaßen häufig gekauft, wohingegen zum Beispiel Apfelmus, das an der zweiten Stelle der Beliebtheitskala lag, vor allem in Familien mit Kindern häufig auf den Tisch kam.¹⁷

Das allgemeine Argument für die Verwendung von Konserven, daß »man mit ihnen immer etwas im Haus habe«, verzweigte sich im tatsächlichen Umgang mit ihnen. Während die einen dazu dienten, die jahreszeitliche Saison von Gemüse aufzuheben und jederzeit ein vielfältiges Angebot zur Verfügung zu haben, dienten Obstkonserven dazu, aus dem Alltäglichen das Besondere, also ein Fest- oder Sonntagsessen hervorzuheben. Daß deshalb bei ihnen das Argument der Zeitersparnis ein geringeres Gewicht besaß als bei den Gemüsekonserven, lag auf der Hand, ging es doch bei diesen Mahlzeiten nicht darum, Zeit zu sparen, sondern aufzuwenden.

Den Gegenpart gegenüber der zunehmenden Verwendung von Konserven im Haushalt spielte das Einkochen. In dem Bericht von Frau H. kam bereits zum Ausdruck, daß das Einmachen, das für die Selbstversorgung in den Jahrzehnten zuvor eine so große Rolle gespielt hatte, nach dem Krieg, vor allem zum Ende der fünfziger Jahre hin seinen Stellenwert verlor. Ginge es allein nach dem »Praktischen«, hätte das Einmachen allmählich ganz verschwinden müssen, bedeutete es doch in der Praxis sehr arbeitsaufwendige und zeitraubende Arbeit, die eine Hausfrau in der Erntezeit mehrere Tage in Anspruch nahm, und nicht zuletzt eine gewisse Erfahrung und Handfertigkeit voraussetzte, die beim Gebrauch von Konserven keine Rolle mehr spielte. Dennoch verschwand das Einkochen aus der Küchenpraxis keineswegs. Es behielt gegenüber den Konserven mehrere Vorteile, die nicht in der Rationalisierung von Arbeit begründet sein konnten, sondern mit dem Bild einer kompetenten Hausfrau, der Wertschätzung der eigenen Arbeit und nicht zuletzt mit dem »Geschmack« verbunden waren.

Zwar gibt es keine exakten Zahlen über den Rückgang der Einmachpraxis in den fünfziger Jahren, aber die rückläufigen Absatzzahlen der »Einmachhilfe« und der »Gelierhilfe«, beides sehr gebräuchliche und weit verbreitete Artikel zum Einmachen bzw. zur Herstellung von Mar-

melade und Gelees, weisen auf die sinkende Bereitschaft zum Einkochen. Nachdem bereits zu Beginn der fünfziger Jahre die Nachfrage nach »Gelierhilfe« zurückging und wegen der Zuckersteuersenkung 1952 die Marmeladenpreise sanken, stellte die Fa. Oetker die Produktion der »Gelierhilfe« 1953 ein.¹⁸ Und auch die Absatzzahlen für das Oetker-Produkt »Einmachhilfe« belegen drastische Rückgänge. Wurden 1951 noch 13,3 Millionen Päckchen abgesetzt, 1953 sogar 15,1 Mio., waren es zwei Jahre später nur noch 9,6 Mio und 1959 7,4 Mio.¹⁹

Andererseits ermittelte das Allensbacher Institut für Demoskopie Mitte der fünfziger Jahre, daß drei Viertel der befragten Haushalte nach wie vor einkochten.²⁰ Zwar waren es mehr Haushalte auf dem Lande als in der Großstadt, mehr große Haushalte als kleine, aber es ließen sich kaum Altersunterschiede finden: Zwischen den älteren und den jungen Hausfrauen lagen nur sechs Prozentpunkte Unterschied.²¹ Dabei war es gar nicht entscheidend, ob der jeweilige Haushalt einen eigenen Garten besaß oder nicht. 59% der Haushalte, die einkochten, hatten keinen eigenen Garten!²² Der Widerspruch zwischen beiden Datenreihen, der rückläufigen Absatzentwicklung von »Einmachhilfe« bei Oetker und den Umfrageergebnissen des Allensbacher Instituts, löst sich auf, wenn man zwischen Gemüse und Obst differenziert. Gemüse wurde nämlich in den fünfziger Jahren im Unterschied zu Obst deutlich seltener eingekocht. Von den durchschnittlich 74 Gläsern, die pro Jahr eingemacht wurden, waren 1953/54 drei Viertel für Obst und nur ein Viertel für Gemüse bestimmt gewesen.²³ Der Absatz von »Einmachhilfe«, die für das Einkochen von Gemüse bestimmt war, ging folgerichtig zurück, während Zucker, den man für Obst benötigte, keine Verbrauchseinbußen erfuhr. An Obst wurden in erster Linie Kirschen eingekocht, gefolgt von Stachelbeeren, Erdbeeren, Johannisbeeren, Heidelbeeren, Rharbarber und Himbeeren. Beim Gemüse standen Erbsen und Bohnen obenan, gefolgt von Möhren.

Die Beständigkeit des Einmachens hatte vor allem einen materiellen Grund: Fast alle Hausfrauen sagten, daß sie mit dem Einkochen Geld sparen würden und sich teure Konserven nicht leisten könnten. Dementsprechend wollte die Mehrheit von ihnen mit dem Einkochen aufhören, sobald die Konserven billiger würden. Dennoch gab es einen beachtlichen Anteil von Frauen, die auch danach weiter einkochen wollten. Ihnen schmeckte das Eingemachte einfach besser, zu ihm besaßen sie auch mehr Vertrauen. Die Konserven machten zwar den täglichen Speisezettel unabhängig von jahreszeitlichen Rhythmen, von saisonalen Beschränkungen, und sie bedeuteten gerade für die extrem belasteten Hausfrauen eine spürbare Arbeitserleichterung – aber das Selbst-Eingemachte schmeckte eben besser. In der Umfrage korrespondierte die Meinung, das Konserven »nach Dose« schmeckten bzw. das prohibitive Argument, der Geschmack von Konserven sei nicht schlecht, wenn man richtig einkaufe,

II. Küche

mit der Auffassung, daß das selbst Einkochte eben besser schmecke. Und auch die hohe Zahl derjenigen Hausfrauen, die einkochten, obwohl sie keinen eigenen Garten besaßen, deutet auf den hohen Wert des Geschmacksarguments hin. Noch heute ist der Zusatz »nach Hausmacherart« ein klares Zeichen, daß diesem Produkt etwas eigen sein soll, was dem industriellen Herstellungsprozeß abgeht: ein spezifischer, unverwechselbarer, nicht standardisierter Geschmack.

Ein weiterer Grund war für den verschiedenen Umgang mit Konserven und Eingemachtem von Bedeutung: der Generationsunterschied. Mehr als die Hälfte der Frauen, die in den fünfziger Jahren noch einkochten, gaben an, damit eine Tradition fortzuführen, denn auch in ihrem Elternhaus sei viel eingemacht worden.²⁴ Dagegen war bei der Verwendung von Konserven die Kluft zwischen den Generationen evident. Die meisten Frauen über 60 Jahre (44%) besaßen eine negative Einstellung zu Obst- und Gemüsekonserven, nur 37% von ihnen eine positive, wohingegen die jungen Hausfrauen zwischen 18 und 29 Jahren zu 60% über Konserven positiv dachten.²⁵ Der Wunsch, es anders zu machen als die Mutter, einen »modernen« Haushalt zu führen, aber auch die Kriegs- und Nachkriegszeit, die es schwer machten, Koch- und Haushaltskenntnisse wie selbstverständlich weiterzugeben, und nicht zuletzt die Veränderung des Haushaltes durch Technisierung und Verbreitung industrieller Fertigprodukte, all das stellte die jungen Hausfrauen nach dem Krieg in eine Situation, mit der sie allein fertigwerden mußten. Frau G. hat sich das Kochen nicht von ihrer Mutter abgequakt:

»Das habe ich mir tatsächlich selber angeeignet. Ich hab's sehr, sehr schwer in meinem Haushalt anfangs gehabt und war froh, daß die ersten Jahre noch kein Kind da war. Ich wollte das sogenannte Puddingabitur machen mit zusätzlich Latein, das Hauswirtschaftsabitur. Und da hatten wir auch Kochunterricht während des Krieges, natürlich mit den entsprechenden Zutaten, aber die Grundbegriffe, die stammten doch daher: Wie machst Du die Mehlschwitze und wie machst Du Hefeteig undsoweiter. Insofern hab' ich etwas kochen gelernt in der Schule, aber nicht zu Hause.«²⁶

Ähnlich fand Anne-Katrin Einfeldt in ihren Interviews mit Bergarbeiterfrauen über die Hausarbeit in den fünfziger Jahren, daß diese als junge Frauen im Arbeitsdienst, im Land- bzw. Haushaltsjahr neue Standards erlernten. »Disziplin, Einordnung hatten die Mädchen auch zu Hause gelernt. Die Schnelligkeit aber, die Ausrichtung einzelner Tätigkeiten nach der Uhr, war eine neue Erfahrung. Ihre Mütter hatten wohl das Arbeitsergebnis nach der Uhr ausgerichtet, aber nicht den Arbeitsprozeß.«²⁷ Fortschrittsoptimistisch gewendet formulierte eine Broschüre der Bundesforschungsanstalt für Hauswirtschaft: »Die junge Hausfrau, die in den verschiedenen Zubereitungstechniken nicht so geübt ist, kann mit Hilfe der elektrischen Maschine viele Arbeiten gut und einfach durchführen, die ihr von Hand z.T. nur mit viel ›Lehrgeld‹ und Übung gelingen würden.«²⁸

Diese Diskontinuität in der Erfahrung prägte den Widerstreit von der Verwendung industriell hergestellter Nahrungsmittel und dem »Selber-Machen«, dem Einkochen. Die Ausbildung in den Hauswirtschaftsschulen entsprach den Vorstellungen einer »modernen«, rationalisierten Küche,²⁹ deren Organisation nach Effizienz und Arbeitsökonomie von der Küchenpraxis der Müttergeneration abwich. Junge Hausfrauen, die wie Frau G. das Kochen im Haushaltsjahr oder auf der Hauswirtschaftsschule erlernten, konnten an die Erfahrungen ihrer Mütter schwerlich anknüpfen. Desto mehr waren sie empfänglich für das Neue, für »Modernität«, zumal Rationalisierung des Haushalts von der Mühsal befreien sollte, die die Hausarbeit den Müttern noch bedeutet hatte und die ihre Töchter erlebt hatten und keinesfalls fortführen wollten. »Die jungen Frauen (...) füllten ihre Hausfrauenarbeit aktiv aus, indem sie versuchten, ihre – neuen – Vorstellungen durchzusetzen, ohne an sie herangetragene Erwartungen zu verletzen.«³⁰

Beide Praktiken, das »Selber-Machen« wie die Verwendung von industriellen Produkten, waren also bestimmt von unterschiedlichen Bedeutungen und Kontexten, von generationsspezifischen Erfahrungen ebenso wie von dem Bedürfnis, Zeit zu sparen und die Hausarbeit zu erleichtern. Nicht zuletzt das Bild der eigenen Kompetenz, das sich sowohl, positiv gewendet, in der »modernen Hausfrau« wiederfindet, die mit den Errungenschaften des Fortschritts souverän umgeht, als auch, negativ gesehen, in der Abwehr spiegelt, daß eine »richtige Hausfrau« Konserven nicht brauche. Im Widerstreit von Konserven und Eingemachtem ist also auch der Widerspruch von Technizität und Handfertigkeit eingelassen. Der »Rationalität« der industriell hergestellten Konserven, die Zeit sparten und »praktisch« waren, stand die »Sinnlichkeit« des Selbst-Gemachten gegenüber, das nach wie vor am besten schmeckte. Im Geschmack, in diesem vieldeutigen Begriff kristallisierte sich diese Widersprüchlichkeit, denn – auch die Industriekonserven sahen »schön und lecker« aus, ihre Verpackungen zeigten »appetitliche« Bilder. Bot das Eingemachte einen Geschmack, der an gute, alte Zubereitungsweisen, an Familie und hausfrauliches Können erinnerte, versprachen die Konserven der Industrie einen Reiz, der sich zuerst dem Auge auf der Verpackung darbot und erst nach dem Kauf dem Gaumen eröffnete.

11. Kapitel

Zunehmende Varietät

Entwicklung und Gebrauch industriell hergestellter Nahrungsmittel

Der Gegensatz zwischen dem »Selber-Machen« und der Verwendung von industriell hergestellten Nahrungsmitteln soll uns im folgenden unter einer veränderten Perspektive weiter beschäftigen. Standen im vorangegangenen Kapitel das Einkochen und der Umgang mit Obst- und Gemüsekonserven im Mittelpunkt, geht es jetzt um die »Geschichte« von Industrieprodukten, die Intentionen ihrer Hersteller, die Verbreitung auf dem Markt und ihren Einfluß auf die Zubereitungsweisen. An einigen Beispielen, die signifikant für die fünfziger Jahre waren: Puddingpulver, das ohne Kochen angerichtet wurde, kochfertige Suppen, Dosen-Ravioli und Tiefkühlkost, soll exemplarisch dargestellt werden, wie industriell hergestellte Nahrungsmittel Eingang in die tägliche Küche fanden.

11.1. Puddinge ohne Kochen

Kalte Puddinge, exakter: Flammeris, gehören zu den beliebten Nachspeisen, aber sie selbst herzustellen, kostet Zeit und Mühe. Um diese Arbeit zu erleichtern, entwickelte Oetker bereits zur Jahrhundertwende ein Puddingpulver, das, in portionierte Tütchen abgepackt, nur noch mit einem halben Liter Milch oder bei den sogenannten Wasserpuddingen mit einer entsprechenden Menge Wasser aufgekocht werden mußte. Das erleichterte die Zubereitung, indem nicht mehr abgewogen und abgemessen werden mußte, aber die Notwendigkeit des Kochens blieb nach wie vor erhalten.

Solche Kochpuddinge in den Geschmacksrichtungen: Vanille, Mandel, Sahne, Kokosnuß, Himbeer, Erdbeer und Zitrone bot das Unternehmen Oetker auch nach dem Zweiten Weltkrieg an.¹ Zwar hielt Oetker in den fünfziger Jahren einen Marktanteil bei Milch- und Wasserpuddingen von 55%, doch ließ sich der Absatz nicht weiter nennenswert steigern. Von den Milchpuddingpulvern setzte das Unternehmen zwischen 1950 und 1965 rund 2,5 Millionen Päckchen pro Jahr ab, von Wasserpuddingen in den fünfziger Jahren ca. 10 Millionen Päckchen, Anfang der sechziger Jahre nur noch zwischen 6 und 7 Millionen Päckchen jährlich.² War der Markt für die herkömmlichen Puddingpulver erkennbar be-

schränkt und nicht weiter auszudehnen, konnte der entscheidende Impuls, die eigene Marktposition zu verbessern, nur in der Entwicklung eines neuen Fabrikats liegen, eines Puddingpulvers, das ohne Kochen zubereitet werden konnte. Neben Oetker beschäftigten sich nach dem Zweiten Weltkrieg mehrere deutsche Firmen damit, ein solches Puddingpulver herzustellen. Das Beckerwerk in Fulda brachte die »Zauberspeise« auf den Markt, die Firma Eiermann in Reutlingen einen Pudding auf der Grundlage von Quellstärke und die Süddeutsche Nahrungsmittel GmbH einen Pudding mit dem Namen »Kochfrei«. Das Oetker-Produkt, für das anfangs der Name »Rührli« vorgesehen war, kam im April 1955 unter der Bezeichnung »Pudding-Creme-Pulver Ohne Kochen« auf den Markt – zunächst auf Bayern beschränkt. Nachdem dieser Regionaltest erfolgreich verlaufen war, wurde das Absatzgebiet 1956 auch auf West- und Norddeutschland ausgedehnt.³ Im selben Jahr berichtete die Verkaufsabteilung jedoch von Klagen der Verbraucher und Händler über einen »pappigen Beigeschmack« des neuen Fabrikats.⁴ Das Oetker-Labor experimentierte daraufhin mit Sauermilch und Fruchtsäften, die Gebrauchsanweisung auf der Packung wurde geändert, das Sortiment um die Geschmacksrichtungen Schokolade, Himbeer, Zitrone und Apfelsine erweitert, dennoch – das »Pudding-Creme-Pulver Ohne Kochen« hielt ganz offenkundig den Ansprüchen der Verbraucher nicht stand. 1959 stellte Oetker daher die Produktion vorläufig ein.⁵

Der Bedarf an Puddingen ohne Kochen war aber damit keineswegs geschwunden. Erhöhte Mobilität und ein verändertes Freizeitverhalten bildeten für die Unternehmensleitung zwei Komponenten des sich verändernden täglichen Lebens, die mit einem Wandel der Ernährungsgewohnheiten einhergingen. Die Oetker-Verkaufsabteilung stellte 1959 fest:

»Es zeigten sich zwei wesentliche Erscheinungen für die Entwicklung des Pudding-Pulver-Geschäftes, nämlich die größere Nachfrage nach Puddingen, die nicht gekocht zu werden brauchen, und der zunehmende Wochenend-Ausflugsverkehr. Daraus ergaben sich folgende Schlußfolgerungen: Eine Ausweitung des Pudding-Pulver-Sortiments auf der bisherigen Grundlage des gekochten Puddings erscheint nicht notwendig oder zweckmäßig. Besser sollten die Bemühungen auf eine Ausweitung der Kalt-Puddinge und Verbesserung deren Qualität gerichtet sein.«⁶

Damit war der Auftrag verbunden, sich erneut an der Herstellung eines Puddingpulvers ohne Kochen mit verbesserter Qualität zu versuchen. 1961 kam ein neues Fabrikat, »Galletta«, heraus, das von vornherein mit intensiver Werbung präsentiert wurde. Selbst im Fernsehen wurde für »Galletta« geworben. Auf Hinweis der Handelsvertreter wurde außerdem die Verpackung neu entworfen und »Galletta« in einer Goldfolie verpackt, die allein den Umsatz, so die Einschätzung der Verkaufsabteilung, um ein Drittel wachsen ließ.⁷ Das Unternehmen setzte also mit dem zweiten Produkt Anfang der sechziger Jahre viel stärker als zuvor auf

II. Küche

die Präsentation des Produkts. War Mitte der fünfziger Jahre noch weitgehend am Produkt selbst experimentiert worden, durch eine veränderte Zusammensetzung, eine klarere Gebrauchsanweisung oder durch Erweiterung des Geschmacksangebots, so konzentrierte sich Oetker Anfang der sechziger Jahre vor allem auf die Werbung und die Warenästhetik. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß sich nicht auch die geschmackliche Qualität von »Galetta« erheblich von ihren Vorgängerinnen unterschied, doch ist die Verschiebung in der Unternehmensstrategie unverkennbar. Die Umsatzentwicklung gab diesem neuen Marktverhalten recht: 1961 wurden 1,4 Mio. Päckchen »Galetta« verkauft, 1965 3,3 Mio. und 1966 5,6 Mio.⁸

11.2. Kochfertige Suppen

Industriell hergestellte Suppen sind eng mit dem Namen Maggi verbunden. Die Grundlage für den Erfolg des Unternehmens Julius Maggi im 19. Jahrhundert bestand in der Kooperation mit den schweizerischen Konsumgenossenschaften, die Maggis Produkte in ihr Sortiment aufnahmen. Neben Suppenmehlen und Bouillon-Extrakt stellte Maggi in der Kemptaler Fabrik in der Schweiz, seit 1887 auch in Singen am Hohentwiel, die bekannte Suppen-Würze her, für die Maggi zum Synonym geworden ist. Mit Hilfe von moderner Reklame (unter anderen arbeitete Frank Wedekind für Maggi) und neuen Vertriebsmethoden wie Reisenden sicherte sich Maggi einen festen Platz auf dem Markt für industrielle Lebensmittel.⁹ Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg lange bekannt,¹⁰ gab es 1951 in 58% aller Haushalte eine Flasche Suppenwürze, nahezu ausschließlich von Maggi.¹¹ Ebenso gebräuchlich waren die Maggi-Brühwürfel, die in vielfältigen Geschmacksvarianten angeboten wurden. 1950 umfaßte das Sortiment folgende Sorten: Erbsensuppe mit Speck, Frühlings-, Kalbfleisch-, Ochsenschwanz-, Pilz-, Rumford- und Reissuppe sowie Nudelsuppen mit Sternchen- oder Buchstabennudeln.¹²

Suppen, so ermittelte ein Team von Marktpsychologen in den USA, besitzen weitreichende kulturelle Bedeutungen. »Suppe« wurde mit »Mutter«, »Familie« und »Wärme« assoziiert. »Man spricht von Suppe wie von einem Produkt aus der geheimnisvollen Alchimistenküche, wie von einem Liebessymbol, das ein mysteriöses Nagen an der Seele zum Schweigen bringt. (...) Sie ist ein Erzeugnis der ›Küchenfee‹. Immer schon wurde den Kräutern mehr als nur eine erdhafte Kraft zugetraut. Da nun eine gute Suppe eine Vielzahl von ihnen enthält, gehen die transzendentalen Eigenschaften legendärer Tränke auf sie über. Suppe kommt aus der Märchenküche, sie wird durch die ›Zauberkraft‹ der Mutter zubereitet. ›Dieses Süppchen wirkt Wunder!‹ Sie schützt, heilt, gibt Kraft und Mut und ein Gefühl der Geborgenheit.«¹³ Suppen sättigten, waren nahrhaft,

ließen durch individuelle Zubereitung eine Vielzahl von Nuancen zu. Die Suppenwürfel hingegen bildeten eher eine Zutat, eine Grundierung der »echten« Suppe. Mehr als die Hälfte der befragten Haushalte verwandten Anfang der fünfziger Jahre Maggi-Suppenwürfel zumindest manchmal in der Küche, während viele die Würfel noch aus schlechter Erinnerung an deren »Ersatz-Qualität« in der Kriegs- und Nachkriegszeit ablehnten.¹⁴ Ein Viertel der Befragten lehnte Suppenwürfel ab, weil bei ihnen zuhause Milch-, Mehl- und süße Suppen gegessen wurden,¹⁵ die eben nicht als Suppenwürfel angeboten würden – ein deutliches Indiz für regionale Eigenheiten, die von der Variationsbreite der Industrieprodukte noch nicht erfaßt worden waren.

In den fünfziger und sechziger Jahren teilten sich die Maggi GmbH und die C.H.Knorr GmbH, eine Tochtergesellschaft der Deutschen Mehlzenerie, die ihrerseits der US-amerikanischen Corn Products Refining Company, New York, gehörte, den industriellen Suppenmarkt zu 90%.¹⁶ Beide Unternehmen brachten 1951 ein neues Produkt auf den Markt: kochfertige Suppen, die anders als die Würfel fertige Gerichte darstellten und eine neue Bandbreite an Geschmacksrichtungen zuließen. Um sie deutlich von den bisherigen Produkten zu unterscheiden, hießen sie »Delikateßsuppen« und wurden nicht mehr in einer Schachtel, sondern im Beutel verpackt angeboten. Die Absatzentwicklung in den ersten Jahren zeigt, wie rasch die Präferenz der Verbraucher sich den neuen Beutelsuppen zu-neigte:

Tabelle: Anteile der Haushalte (in %), in denen Suppenwürfel bzw. Suppenbeutel verbraucht wurden, 1951-1953

	Würfel	Beutel
Jan. 1951	45%	
Jul. 1951	35%	14%
Apr. 1952	38%	33%
Okt. 1952	27%	38%
Dez. 1952	19%	35%
Apr. 1953	13%	39%
Jun. 1953	13%	40%
Dez. 1953	14%	40%

Quelle: Umfragen des Instituts für Demoskopie, Allensbach

Die Mehrheit der Befragten, die die Beutelsuppen schon einmal probiert hatten, fand sie im Geschmack »besser«, »feiner«, »gehaltvoller«, »klarer«, »natürlicher«, »kräftiger« als die Würfel, denen »dieser ewige Maggi-Geschmack« anhing.¹⁷ Die Beutelsuppen umfaßten eine Geschmacksbandbreite, die sich von den hausgemachten Suppen unterschied, boten eine industrielle Varietät, die von der Blumenkohlsuppe

II. Küche

über Gulasch-, Kalbfleisch-, Fleischklößchensuppe bis zur Hühner-, Spargelcreme-, Tomatencreme- und Tiroler Knödel-Suppe reichte.

Allerdings besaß die Geschmacksvielfalt der Industrieprodukte einen gemeinsamen Grundstoff, der die Beutelsuppen von den herkömmlichen Würfeln in entscheidender Weise unterschied: Glutamat, ein weißes, geruchloses Salz, das einen fleischbrühartigen Geschmack besitzt, in Wasser leicht löslich ist und den Geschmack salziger Suppen, Gemüsen oder Soßen verstärkt.¹⁸ Monosodiumglutamat (MSG), wie es korrekt heißt, ist auch ein in der Natur vorkommender Stoff: Pilze, Tomaten und Bohnen besitzen einen hohen MSG-Gehalt, ebenso wie Algen.¹⁹ Bis heute kann die physiologische Wirkung von Glutamat nicht exakt erklärt werden. Der Geschmack wird im allgemeinen als süß-salzig definiert, eindeutig sind die Ergebnisse jedoch keineswegs. Deshalb gehen einige Forscher auf die alte japanische Einsicht zurück, daß »Umami«, d.i. der Geschmack von Glutamat, ein eigener, von den vier Grundgeschmacksrichtungen bitter, süß, sauer, salzig unabhängiger Geschmack sei.²⁰ Die Toxizität von MSG wird zwar als eine zu vernachlässigende Größe eingeschätzt; gleichwohl sind die Wirkungen von MSG auf das zentrale Nervensystem, und vor allem von Kleinkindern so ausgeprägt, daß Glutamat als Zusatz zur Säuglingsnahrung verboten ist.²¹

Mit Schreiben vom 27. August 1951 beantragte die Maggi GmbH beim Badischen Ministerium des Innern eine Ausnahmegenehmigung für ihr neues Produkt »Maggi's Tafel-Bouillon«. Ihm sollte – was die bis dato immer noch gültige »Verordnung über Fleischbrühwürfel und ähnliche Erzeugnisse« aus dem Jahr 1940 nicht vorsehen konnte – Natriumglutaminat beigefügt werden.²² In der Bundesrepublik war dieses Problem des Glutamatzusatzes Anfang der fünfziger Jahre noch so neu, daß das Bundesministerium des Innern, das letztlich über die Ausnahmegenehmigung zu entscheiden hatte, ein Gutachten vom Bundesgesundheitsamt einholte. Dieses beurteilte den Zusatz von Glutamat zu Fleischbrüherzeugnissen als unbedenklich und erlaubte die Verwendung von Natriumglutaminat.²³

Glutamat wurde zum Basisstoff der neuen »Delikateßsuppen« und beeinflusste in entscheidendem Maße deren Geschmack. Den Konsumenten war zu diesem Zeitpunkt, Mitte der fünfziger Jahre, kaum geläufig, was Glutamat war bzw. welche Wirkung es besaß. Zwar hatten 40% der befragten Hausfrauen bereits von Glutamat gehört,²⁴ und eine beachtliche Zahl wußte, daß es sich um einen Zusatz zu kochfertigen Suppen handelte. Aber fast die gleiche Menge hielt »Glutamat« für ein Medikament, und unsicher in der Bewertung von Glutamat waren die Hausfrauen allemal: Über die Hälfte hielt es für eine gute Sache, nur wenige lehnten Glutamat ab, 42% meinten, diese Frage unmöglich entscheiden zu können.

Die neuen kochfertigen Suppen beeinflussten aber nicht nur den Geschmack, sondern auch die Zubereitungsweise. Nur wenige Hausfrauen hatten die herkömmlichen Suppenwürfel ohne Zutaten benutzt. Sie gaben den Suppen Ei, Gemüse oder Kartoffeln bei, und für viele waren die Würfel nur eine Beigabe zu selbstgemachten Suppen. Die Suppenwürfel stellten allein keine sättigende, nahrhafte Suppe dar, sie wurden zugegeben. Damit blieb genügend Raum, um durch eigenes Zutun, durch besondere Zutaten den jeweiligen Suppen einen »heimischen«, individuellen Geschmack zu verleihen. Suppenwürfel als Zugabe beließen der Hausfrau die Kompetenz, die Suppe nach eigenem Gusto zuzubereiten.²⁵

Deutlich ist daher die Diskrepanz zu den Beutelsuppen, die von der großen Mehrheit der Hausfrauen ganz nach Kochvorschrift, ohne eigenes Zutun zubereitet wurden. Sicher darf man die Unerfahrenheit im Umgang mit den neuen Suppen nicht außer acht lassen, aber die Qualität der neuen Produkte, ein eigenes Gericht darzustellen und nicht mehr nur als Zugabe für eine selbstgemachte Suppe zu dienen, ist unverkennbar. Allerdings galt diese Veränderung der Zubereitung nicht für sämtliche befragten Haushalte gleichermaßen. »Ich habe die Feststellung gemacht,« schrieb eine Korrespondentin der Gesellschaft für Konsumforschung aus Brachhausen in Nordrhein-Westfalen, »daß im landwirtschaftlichen Haushalt von der Verwendung kochfertiger Suppen restlos Abstand genommen wird. Der Landwirt ist teils mit Fleischvorräten eingedeckt, so daß wohl größtenteils von Rauchfleisch Suppen gekocht werden. Zudem wird für den Sonntag Frischfleisch eingekauft, von dem dann auch für den Montag eine Suppe gekocht wird.«²⁶ Für die berufstätigen Frauen in städtischen Haushalten brachten die Beutelsuppen in erster Linie Zeiterparnis mit sich. Unter der täglichen Belastung und dem Zeitdruck, unter denen diese Frauen ihren Haushalt führen mußten, waren die kochfertigen Suppen eine reale Erleichterung, da sie, rasch zubereitet, oftmals ein ganzes Mittagessen ersetzen konnten.

»Hier in Lautlingen,« berichtete eine Korrespondentin, »werden verhältnismäßig viel Suppen in Beuteln oder Würfeln gegessen. Viele Frauen gehen hier in die Fabrik, weshalb es ihnen unmöglich ist, ein richtiges Mittagessen auf den Tisch zu stellen. Sie gehen meist um 11 Uhr nach Hause und kochen dann schnell eine gekaufte Suppe und als Hauptgericht viel Fleisch, Nudeln und irgendein Konservengemüse. Diese kochfertigen Suppen sind eine große Erleichterung für berufstätige Frauen.«²⁷

Und noch eine Eigenschaft hob die neuen Beutelsuppen in spezifischer Weise von den bisherigen Suppenwürfeln ab. Sie besaßen mit ihren größeren Verpackungsflächen eine bessere Werbemöglichkeit, das fertige Produkt einladend und anregend darzustellen, quasi »Appetit zu machen«. »Beobachtungsgemäß,« schrieben die Korrespondenten der GfK, »verlockt im Laden die bunte, appetitliche Aufmachung der Suppenpackungen sehr zum Kaufe, mit gemalten Tomaten und dergleichen, was

halt in so einer Suppe drin ist.« Andere berichteten von der ansprechenden Aufmachung der Beutel: »Lobend äußerten sich die Befragten zu den auf den Beuteln aufgedruckten Bildern, die Kochanregungen geben.«²⁸ Die Warenästhetik, die sich mit den industriell hergestellten – und verpackten – Nahrungsmitteln in einem großen Ausmaß erweitern ließ, erweist sich als ein ganz entscheidendes Charakteristikum. Massenproduktion und, wie wir in den kommenden Kapiteln sehen werden, Massendistribution sind in hohem Maß auf Werbung, Verpackung der Waren angewiesen. Von ihrem Äußeren hängt ab, ob die Ware im Regal zu einem Absatzerfolg wird oder nicht.

11.3. Ravioli

Im Unterschied zu den Puddingpulvern und den kochfertigen Suppen waren Dosen-Ravioli ein originales Produkt der fünfziger Jahre. In der Produktentwicklung dieses Fertiggerichts lassen sich die Einschätzungen eines Unternehmens, in diesem Fall Maggi, über den Wandel des täglichen Essens erkennen. Den Überlegungen und Marktbeobachtungen des Unternehmens zufolge bestimmten folgende Trends Ende der fünfziger Jahre die Ernährung in der Bundesrepublik: der Trend zu leicht verdaulicher Kost, die wachsende Beliebtheit von »Spezialitäten« im allgemeinen und von italienischen Spezialitäten im besonderen.²⁹ Grundsätzlich sollte das zu entwickelnde Fertiggericht Zeit und Arbeit sparen, dennoch zugleich der Hausfrau genügend Möglichkeiten offenhalten, es mit eigenen Zutaten zu ergänzen. Und mit Rücksicht auf die für Dosenfertiggerichte hohe psychologische Preisschwelle sollte es ein Produkt sein, das eine rationelle Produktion erlaubte, um eine Mindestqualität zu einem marktgängigen Preis anbieten zu können.³⁰

Das Ergebnis dieser Unternehmensüberlegungen bildeten die »Ravioli«, ein Nudelgericht in Dosen, das im Spätsommer 1957 in zwei Städten getestet wurde.³¹ Der Test verlief so erfolgreich, daß 1958 mit der bundesweiten Einführung des Produkts begonnen wurde. Anfang der sechziger Jahre besaß Maggi mit seinen »Ravioli« im gesamten Bundesgebiet einen Marktanteil von 70%.³² Im Herbst 1961 kannten über drei Viertel der Hausfrauen, die die Gesellschaft für Konsumforschung befragte, »Ravioli«, und mehr als ein Drittel hatte sie schon einmal gekauft.³³ In mehr als der Hälfte der Haushalte, die »Ravioli« aßen, kamen sie mindestens einmal im Monat auf den Tisch, und zwar fast ausschließlich als Mittagessen. »Ravioli« stellten also eine ganze Mahlzeit dar, wobei die große Mehrheit der Frauen sie unverändert zubereitete, während ein knappes Drittel Käse, Butter oder Tomaten hinzufügte. Besonders häufig wurden sie freitags und sonnabends gegessen, also an den Tagen, an denen etwas Schnelles, Zeitsparendes gekocht werden sollte.

Internationalität und Schnelligkeit scheinen die beiden wesentlichen Elemente für den Erfolg der »Ravioli« gewesen zu sein. Dem Wunsch, gerade zum Wochenende hin, Zeit zu sparen, etwas »Schnelles« auf den Tisch zu bringen und trotzdem eine ganze Mahlzeit zu präsentieren, hat dieses Produkt ebenso entsprochen wie der aufbrechenden Reiselust und dem Reiz italienischen Flairs in den eigenen vier Wänden. Die Reise nach Italien lag zu diesem Zeitpunkt für die meisten noch in weiter Ferne, aber mit den »Ravioli« konnte man das Gefühl erleben, ein Stück dieses Landes bereits auf dem Tisch zu haben – unabhängig davon, ob je ein Italiener in diesem Dosenfertiggericht »seine« Ravioli wiedererkannt hätte.³⁴

11.4. Tiefkühlkost

Die Entwicklung des Konsums von Tiefkühlkost befand sich in den fünfziger Jahre immer noch am Anfang.³⁵ Die entscheidende Schranke, die einer wirklich massenhaften Verbreitung der Tiefkühlkost im Wege stand, war neben dem Ausbau der Kühlkette im Handel vor allem die mangelnde Ausstattung der privaten Haushalte mit Kühlschränken. Denn die Vorteile der tiefgekühlten Nahrungsmittel waren erst dann vollständig zu nutzen, wenn die aus der Tiefkühltruhe beim Kaufmann entnommenen Waren zu Hause weiter aufbewahrt werden konnten.³⁶ Erst Anfang der sechziger Jahre, als knapp 52% aller bundesdeutschen Haushalte einen Kühlschrank besaßen, konnte Tiefkühlkost zu einem selbstverständlichen Bestandteil des täglichen Speisezettels werden.

Das Konservieren von Lebensmitteln mit Eis ist indessen seit jeher überall dort eine alltägliche Praxis gewesen, wo es natürliches Eis gibt. Eine industrielle Nutzung der Kühlkonservierung konnte jedoch erst in dem Moment beginnen, in dem es gelang, Eis künstlich herzustellen. 1862 stellte Ferdinand Carré auf der Londoner Weltausstellung seine Eismaschine vor, die mit Ammoniak als Gefriermittel künstliches Eis erzeugte. So klein dieser »appareil réfrigérant pour la production de la glace« war, es dauerte über zwei Stunden, um ein Kilogramm Eis zu gewinnen. Carl von Linde war es dann, der 1876 die erste Kältemaschine mit Ammoniakverflüssigung durch Kompression erfand.³⁷ Ende des 19. Jahrhunderts wurde die neue Kältetechnik benutzt, um Frischfleisch unversehrt aus Übersee nach Europa zu transportieren. Erst durch die Kühlschiffe konnten Bananen bei uns zur beliebten Südfrucht werden. Der erste deutsche Bananendampfer wurde 1912 in Dienst gestellt.³⁸ Den Aufschwung der Tiefkühlwirtschaft beförderte allerdings ein anderes Nahrungsmittel: Fisch. Seefische, wegen ihres hohen Eiweißgehaltes leicht verderbliche Lebensmittel, konnten nur begrenzt frisch gehalten werden; die mit Natur-eis ausgerüsteten Kutter wie die Transportmittel auf dem Land besaßen eine begrenzte Reichweite. Daher war frischer Seefisch in den Sommer-

II. Küche

monaten im Binnenland eine Seltenheit. Dem Dänen Ottesen gelang 1911 ein industriell nutzbares Tiefgefrierverfahren von Fischen mittels eines Solebads,³⁹ 1925 errichtete das deutsche Tiefkühlunternehmen, die Kühlfisch AG, mit erworbenen Ottesen-Lizenzen in Cuxhaven ein erstes Kühlfischwerk.⁴⁰ 1929 entwickelte der Amerikaner Clarence Birdseye mit dem Platten-Froster ein leistungsfähigeres Verfahren, das es nun im Unterschied zum Ottesen-Verfahren möglich machte, ebenfalls Obst und Gemüse einzufrieren, weil die tiefzufrierende Ware nicht mehr in Kochsalzlösung getaucht werden mußte. Neben der Industrie interessierte sich auch das deutsche Militär für das amerikanische Birdseye-Verfahren. Den Eroberungszügen der Wehrmacht folgend errichteten deutsche Tiefkühlunternehmen in Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich, Italien, Griechenland und den Balkanländern Tieffrostfabriken.⁴¹

Nach dem Krieg begannen die westdeutschen Tiefkühlfabriken wieder mit der Herstellung von tiefgefrorenem Fisch, aber das entscheidende Problem steckte nach wie vor in der nicht ausgebauten Kühlkette, d.h. in der mangelnden Versorgung der Einzelhändler mit Tiefkühltruhen wie der privaten Haushalte mit Kühlschränken. Auf der »Allgemeinen Nahrungs- und Genußmittel-Ausstellung« ANUGA 1955 in Köln wurde die Tiefkühlkost einem breiteren Publikum präsentiert, offensichtlich mit Erfolg, wie die ANUGA-Rundschau feststellte: »Die ANUGA 1955 war der große Schrittmacher auf dem Gebiet der Tiefkühlung.«⁴²

Im folgenden Jahr fand im Rheinland in 406 Einzelhandelsgeschäften ein Verkaufstest mit Tiefkühlkost statt, der zur großen Zufriedenheit des Handels ausfiel. Die Tiefkühltruhen hätten einwandfrei gearbeitet, die Qualität der Tiefkühlwaren sei gut gewesen, und das Interesse der Verbraucher an Tiefkühlprodukten, allen voran Gemüse, wurde mit sehr lebhaft bis gut bezeichnet.⁴³ Nachdem 1955 nur rund 2.500 Tiefkühltruhen in westdeutschen Lebensmittelgeschäften standen,⁴⁴ waren zwei Jahre später bereits 10.000 Kühltruhen im Einzelhandel vorhanden. Bis 1960 hatte sich deren Zahl vervierfacht, und 1964 gab es rund 100.000 Tiefkühltruhen im bundesdeutschen Einzelhandel.⁴⁵

Fisch bestimmte längst nicht mehr das Sortiment. Ende der fünfziger Jahre ermittelte das Institut für Selbstbedienung, Köln, folgende Umsatzzahlen für Tiefkühlkost in bundesdeutschen SB-Geschäften. Dabei entfielen:

- 39% auf Geflügel,
- 24% auf Gemüse (davon über die Hälfte Spinat),
- 14% sonstiges Fleisch,
- 11% Eiskrem,
- 5% Fisch,
- 4% Obst und
- 3% Kartoffel- und Blätterteigprodukte.⁴⁶

Der Befund ist eindeutig: klare Präferenz bei der Tiefkühlkost erhielten die tiefgefrorenen Hähnchen und der Spinat. Auf sie entfielen über 50% des gesamten Umsatzes mit Tiefkühlkost. Das Tiefkühlsortiment der SB-Läden umfaßte 1959 im Durchschnitt 22 Artikel. Bis 1961 war deren Zahl bereits auf 37 Artikel gestiegen, der Umsatzanteil der Tiefkühlwaren nahm im selben Zeitraum von 1,8% auf 3,2% zu.⁴⁷

Der steigende Verbrauch von Tiefkühlkost ab der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre ist beachtlich: 1956 wurden 150 g pro Kopf und Jahr verbraucht, 1959 400 g, 1961 1,9 kg und 1963 2,7 kg.⁴⁸ Im Winter 1960 hatten 46% der befragten Hausfrauen manchmal und 11% häufig Tiefkühlkost gekauft.⁴⁹ Namentlich ein Fischprodukt, das Anfang der sechziger Jahre auf den westdeutschen Markt kam, erzielte enorme Absatzzahlen: die »Fischstäbchen«. Anfangs noch zögerlich im Verkauf, wurden die »fishsticks«, wie sie in den USA hießen oder »fishfinger« wie sie in England genannt wurden, der große Verkaufserfolg der Tiefkühltruhen,⁵⁰ von dem die Edeka 1965 schwärmte: »Mit den vorzüglichen Fischstäbchen ist ein neuer Bestseller geschaffen worden.«⁵¹ Allerdings, hielt das Allensbacher Institut fest, sei Tiefkühlware »im Prinzip ein völlig neues Produkt, das es bisher in der Haushaltspraxis und in den Denkgewohnheiten der Hausfrau nicht gegeben hat.«⁵² Tiefkühlkost, jetzt mittels der Mikrowellengeräte auch als Fertiggerichte jederzeit verfügbar, erweist sich als *das* moderne Industrieprodukt des Nahrungsmittelmarktes. Mit ihr scheinen alle Grenzen überwunden, jeder Geschmack zu befriedigen.

11.5. Resümee

Die Substitution von Zubereitungsarbeiten durch Industrieprodukte schließt deren Logik ein. Industrielle Produktionsverfahren sind nicht auf individuelle Nuancen, auf unverkennbare Spezifitäten ausgerichtet, sondern auf Standardisierung. Das Puddingpulver, die Spargelcremesuppe oder die Dosenravioli enthalten stets jeweils die gleichen Substanzen, sind nach dem gleichen Verfahren hergestellt, garantieren den immerwährend gleichen Geschmack. Das Gesetz der Serienproduktion errang damit wesentlichen Einfluß auf das tägliche Essen, auf dessen Nuancenreichtum, und reduzierte das Schmecken auf einen seriellen Geschmack. Hinter der Variabilität der Formen, hinter der beliebig zu erweiternden Zahl von Namen und Packungen, die sich nur in phänomenalistischer Sicht als bunte Vielfalt darstellte, verbarg sich in Wahrheit die Uniformität der tatsächlichen Bestandteile, versteckte sich die Serie. Max Horkheimer hat diesem Verlust eine kleine Notiz gewidmet:

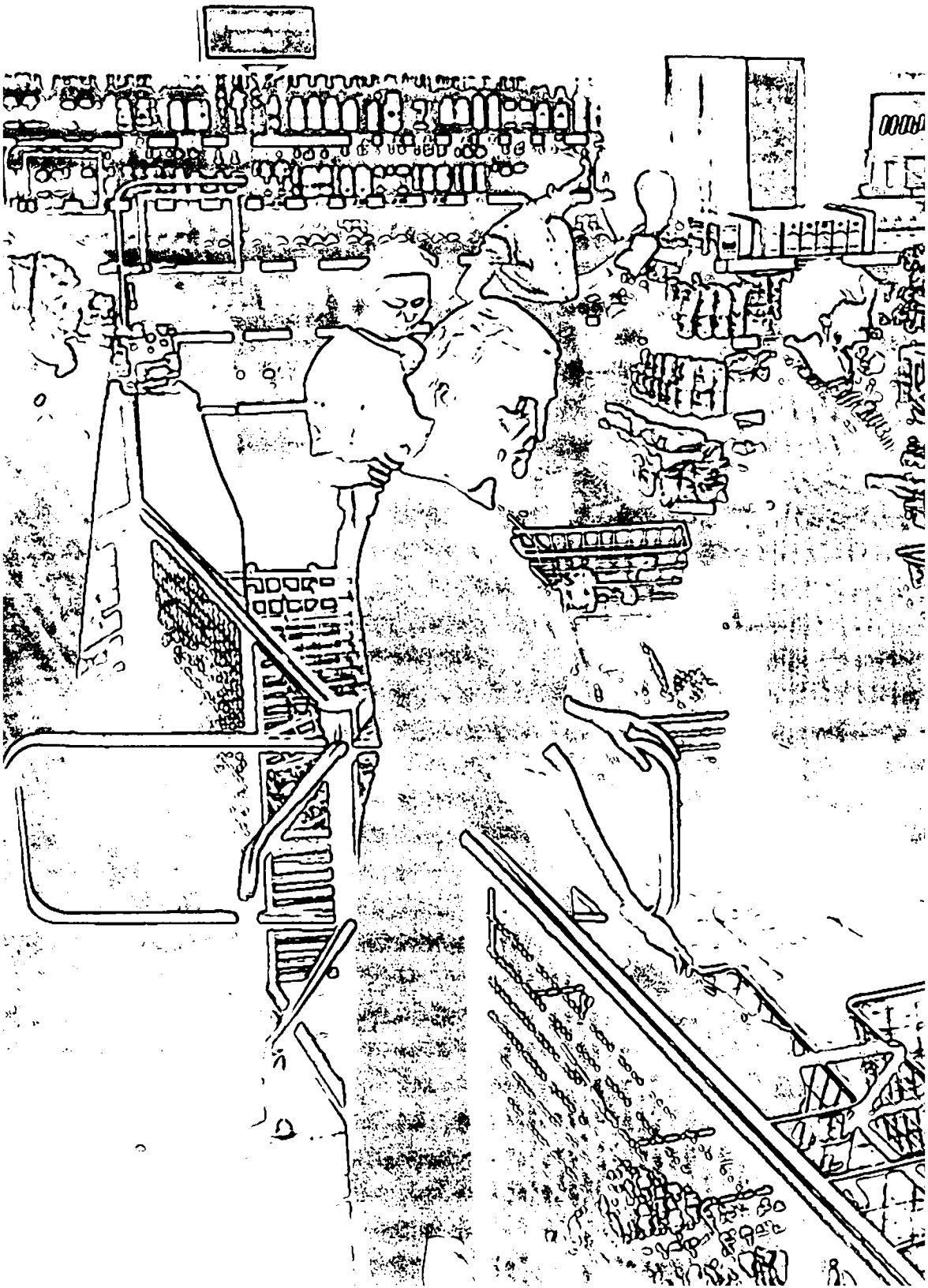
»Warenkunde. – Als ob nicht das Allgemeine gerade in den feinsten Nuancen des Besonderen zu finden wäre! Man denke an den gebratenen Ochsen, den ein Bauernhof den Gästen zum Hochzeitsschmaus gibt. In ihm steckt noch etwas von den

II. Küche

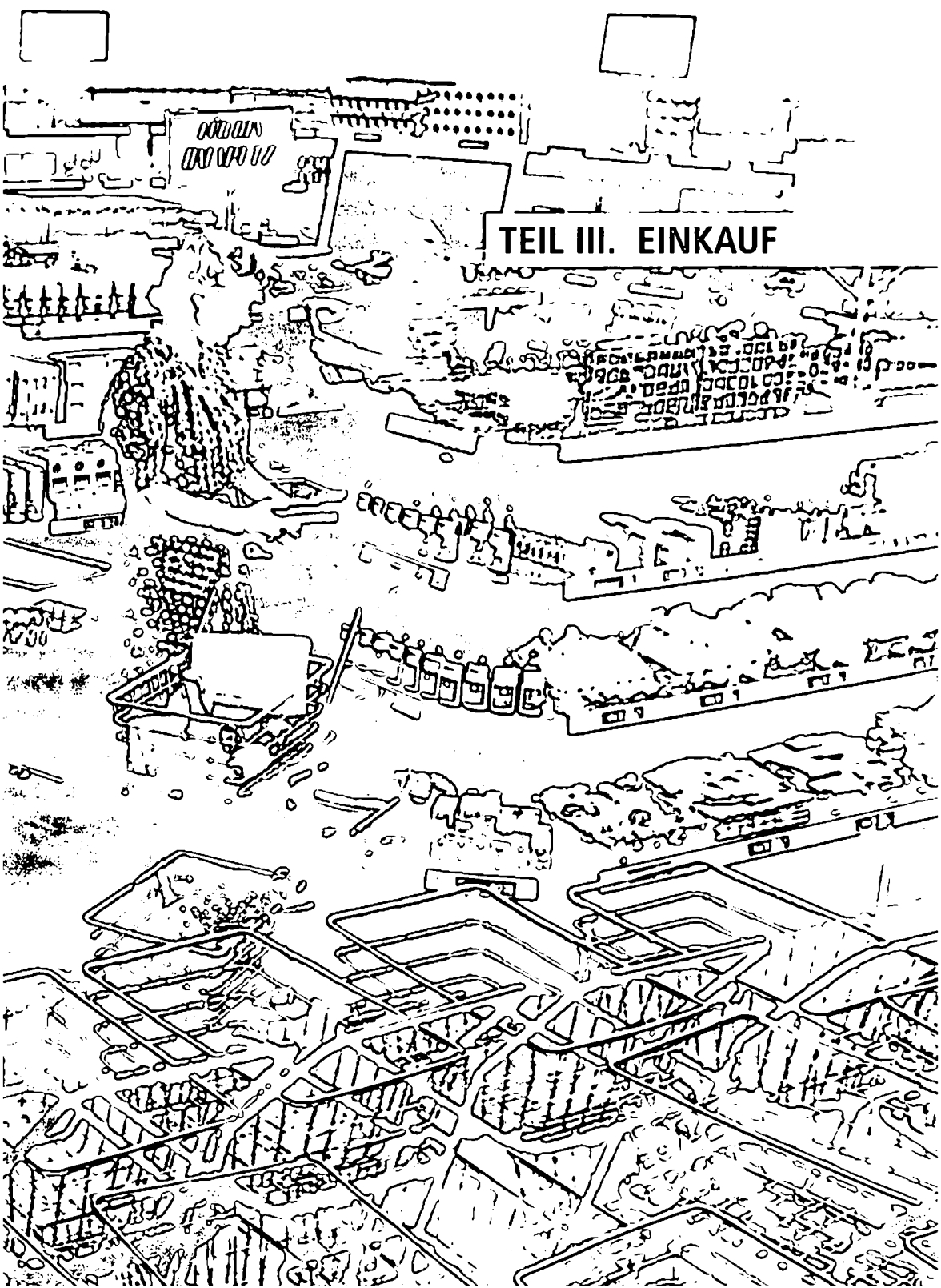
Mahlzeiten des langen Winters, bei denen man die Zartheit und Saftigkeit, den je eigenen Geschmack der einzelnen Teile und des bestimmten gefütterten Tieres schätzen lernte. Es ist davon noch etwas in der städtischen Familie des 19. Jahrhunderts zu spüren, als die Mutter zum Metzger ging und über das Stück, das sie für ihre Haushaltung einkaufte, sachkundig mit ihm sprach. Die Kinder wußten davon, auch von den angemessenen Taten der Zubereitung. Im Massenkonsum der Gegenwart geht solche Kenntnis, die von Kultur unabtrennbar ist, verloren. Es ist schon viel, wenn man Beef- von Kalbssteak unterscheidet und aus Gründen der Diät die fetten von den mageren Stücken. Kalorien und Packing firms treten an die Stelle von selbst erfahrenen Nuancen. In ›Heinz Beefsoup‹ aber entsteht die Wesenheit des Ochsen, das Allgemeine, die ›Idee‹ des Schmauses – in der das Besondere untergeht. Bei der ›Idee‹ des Schönen ist es gar nicht so verschieden.«⁵³

Und doch scheint das tägliche Essen nicht in der Industrielogik aufzugehen. Die Zubereitung der täglichen Nahrung bleibt eine komplexe Arbeit, die vom »Rohstoff« bis zum »Veredelungsprodukt« nach wie vor in der Hand eines einzelnen Menschen liegt, zu der Handfertigkeit, Wissen und Erfahrung nötig sind, die nicht einfach in technische bzw. industrielle Normen übersetzbar sind. Dem Traum von einer durchrationalisierten Küche, in der die Hausfrau unter einer Vielzahl von industriell hergestellten Fertiggerichten auswählt und sie nur noch mit einem minimalen Arbeitsaufwand tischfertig macht, stehen soziale, kulturelle Bedürfnisse – auch so etwas wie »Hausfrauenstolz« entgegen – die nicht »ersetzt« werden können.

Massenkonsum bedeutet nicht per se Verlust von Kultur – man gerät sonst leicht in Gefahr, Kultur konservativ und orientiert an der Lebensweise von Eliten zu definieren. Auch der Massenkonsum blieb voller Bedeutungen, erforderte also kulturelle Praktiken, mit ihm umzugehen. Außer Erfahrungswissen wurden andere, neue Kompetenzen wichtig wie technisches Wissen oder die Entzifferung semiotischer Codes auf den Warenverpackungen. Viel stärker als früher war jetzt der Umgang mit der »Qual der Wahl« gefragt, eine Auswahlkompetenz angesichts einer immensen Optionssteigerung. Diese Fähigkeit, vor einem vollen Regal auszuwählen, wurde vor allem im Umgang mit einer Distributionsform nötig, die sich in den fünfziger Jahren rasch ausbreitete und den Einkauf nachhaltig veränderte: die Selbstbedienung.



TEIL III. EINKAUF



12. Kapitel

Vom Kaufmannsladen zur Selbstbedienung – der westdeutsche Handel stellt sich um

War in den vorangegangenen Kapiteln von eher mikroskopischen, scheinbar unscheinbaren Veränderungen die Rede, hat in der Distribution von Waren bzw. im täglichen Einkauf von Lebensmitteln Ende der fünfziger Jahre eine unübersehbare Umwälzung stattgefunden. Innerhalb weniger Jahre stellte sich die Mehrheit der Einzelhändler auf eine neue Distributionsform, die Selbstbedienung, um, und gab damit nicht allein eine lang vertraute, tradierte Verkaufweise auf, sondern führte eine völlig neue Form des Warenangebots ein. Das erste Kapitel dieses dritten Teils, der sich den Veränderungen der Einkaufspraxis widmet, wird die Umstellung des Einzelhandels auf die Selbstbedienung schildern. Aber nicht die Geschichte des Handels, sondern eine Geschichte des Einkaufens bildet den Kern dieses Teils, die Einführung der Selbstbedienung aus der Perspektive der Konsumenten.

Die ersten Ansätze, den Einzelhandel zu modernisieren, gab es im Deutschen Reich der Zwischenkriegszeit. Nach US-amerikanischem Vorbild gründeten sich sogenannte Einheitspreisgeschäfte, die unter Namen wie »Epa«, »Ehapa« oder »bilka« bekannt wurden.¹ Neu an ihnen war die Verknüpfung von preisorientiertem Einkauf von Massenfertigungsartikeln, straffer Sortimentspolitik und einer geänderten Ladengestaltung, durch die große Teile der Waren auf Tischen und Theken für den Kunden frei zugänglich auslagen. 1938 griff Herbert Eklöh das Verkaufsprinzip der Selbstbedienung auf und eröffnete den ersten deutschen SB-Laden in Osnabrück.² Zwar existierte das neue SB-Geschäft bis in das Jahr 1940 hinein, aber das Experiment war, wie Eklöh selbst einräumte, kein großer Erfolg. Weder zeigten Eklöhs Kunden damals großes Interesse an der neuen Angebotsform noch mochten seine Kaufmannskollegen zu jener Zeit aufgrund der guten Konjunktur des Handels seinem Beispiel folgen. Und die 1939 einsetzende Rationierung der Lebensmittel machte eine käuferorientierte Angebotsstrategie des Handels sowieso unmöglich. Eklöhs Osnabrücker SB-Geschäft blieb ein Einzelfall.³

Nach dem Krieg kamen die Impulse, das Selbstbedienungsprinzip im Handel einzuführen, eindeutig aus den USA. Anfangs nur zögerlich warfen einige einen Blick über den Ozean hinweg, um dort die neuen Han-

delsformen wie Selbstbedienung, Supermarkets und »cash and carry« zu studieren.⁴ In einem Bericht über eine Studienreise in die USA im Jahr 1957 hieß es:

»Die Einführung automatischer Fertigungsprozesse in immer weiteren Bereichen der industriellen Produktion im letzten Jahrzehnt war von einer Rationalisierungswelle im Handel begleitet, die in immer rascherem Tempo alle Vertriebsbereiche der amerikanischen Wirtschaft zu erfassen beginnt. Richtung, Ausmaß und Auswirkungen dieser stürmischen Entwicklung lassen sich in ersten Umrissen bereits deutlich erkennen. Sie stellen nichts weniger dar als die Konturen des im Zuge der zweiten industriellen Revolution entstehenden Neubaus der gesamten Absatzwirtschaft der USA. Die Bausteine für diesen Neubau sind neuartige Vertriebsmethoden, neue Betriebsformen im Groß- und Einzelhandel. Der Baustil ist geprägt von einem neuen Vertriebsdenken in der Industrie, vom »Marketing Management«. Er ist auf einen neuen Verbrauchertyp gerichtet.«⁵

Westdeutsche reisten nicht nur in die USA, die Amerikaner kamen auch in die Bundesrepublik. 1953 wurde von der Organization for European Economic Cooperation (OEEC) eine Wanderschau zur Selbstbedienung in mehreren Städten der Bundesrepublik gezeigt. Der damalige Verkaufsleiter der Firma Oetker, Werner Luckey, schilderte seine Eindrücke:

»Als sie (die Ausstellung, m.w.) sich in Bremen aufhielt, besuchte ich sie am 27.8.1953, um mich ausführlich über diese neue Vertriebsform zu unterrichten. Die Schau bestand aus einem Wagen von etwa 20 qm Fläche, der zu einem SB-Laden ausgebaut war und die Grundzüge der Selbstbedienung darstellen sollte. Mit dem Begleiter, einem Deutschen, unterhielt ich mich ausführlich und fragte u.a., was die Amerikaner veranlasse, eine solche Wanderschau nach Deutschland zu bringen. Nach seiner Angabe war das Ziel der amerikanischen Bestrebungen, über eine Rationalisierung des Lebensmittel-Einzelhandels die Verbraucherpreise zu senken und infolge des dadurch verbesserten Lebensstandards die europäische Wirtschaftsauffassung gegen sowjetische Wirtschaftsideoen zu festigen. Dieses Ziel sollte durch die Förderung von SB-Läden und durch die Einrichtung von sogenannten »voluntary chains« (ein freiwilliger Zusammenschluß zu Handelsketten) erreicht werden. Die Ausdehnung des Selbstbedienungsgedankens sollte auf den gesamten privaten Einzelhandel ausgedehnt werden. Die Maßnahme galt also letzten Endes – wie betont wurde – dem Kampf der Amerikaner gegen den Kommunismus.«⁶

Sicher lag die US-Hilfe für den westdeutschen Einzelhandel lag sicher nicht in einer welthistorischen Mission gegen den Kommunismus begründet, schon eher in der Hoffnung auf neue, modern erschlossene Märkte in Westdeutschland. Aber der Kern der Selbstbedienung bestand auch nicht in einer bloßen Modernisierung des Einzelhandels allein. Sie konnte erst dann wirklich zur Geltung kommen, wenn sie Teil eines umfassenden Prozesses zu Massenfertigung und Massenkonsum war. Die Orientierung der Industrie auf die Produktion von Massenkonsumgütern, die nicht nur seriell hergestellt, sondern auch seriell vertrieben werden mußten, um in hohen Stückzahlen absetzbar zu sein, bildete den Hintergrund für die Umstellung des Handels. Andererseits konnte die Selbstbedienung als Verkaufsprinzip erst dann großflächig eingeführt werden,

III. Einkauf

wenn die Industrie ihrerseits imstande war, ihre Produkte in Standard-einheiten vorzuverpacken, die dann im SB-Regal ihren Platz fanden. Produktion von Massenkonsumgütern, Steigerung des Realeinkommens, Ausbreitung der Selbstbedienung als Ver- und Einkaufsform sowie Massenkonsum bildeten somit einen Wirkungszusammenhang, als dessen Resultat »ein neuer Verbrauchertypus« entstehen sollte.

Diese grundlegende Umstellung, vor der der westdeutsche Einzelhandel nach dem Zweiten Weltkrieg stand, läßt die Ressentiments und Widerstände verstehen, mit denen Händler und Verbände auf die neuen Anforderungen reagierten. Den Demonstrations- und Vortragsreisen begegneten viele mit Skepsis, da »die amerikanischen Gäste nicht immer vermochten, sich auf die besonderen örtlichen Verhältnisse einzustellen. So waren sie nicht in der Lage, Antwort darauf zu erteilen, wie Kapitalien für größere Verbesserungen beschafft werden können, so konnten sie nicht immer das nötige Verständnis für die gesundheits- und baupolizeilichen Bestimmungen, für die Notwendigkeit des ›sozial‹ betonten Sortiments usw. aufbringen, wodurch die Anwendbarkeit der allgemein gehaltenen Teile dieser Vorträge abgeschwächt wurde.«⁷

»Aus heutiger Sicht ist es fast nicht verständlich,« bewertete 1988 der Gründungsdirektor des 1957 ins Leben gerufenen Instituts für Selbstbedienung in Köln, Prof.Dr.Karl H.Henksmeier, die damaligen Bedenken, »daß seinerzeit gezögert wurde, die Methode der Selbstbedienung im Einzelhandel mit all ihren Konsequenzen durchzuführen und auch entsprechende Vorbereitungen bei den Vorstufen, sei es Großhandel, Konsumgüterindustrie oder Landwirtschaft, konsequent anzugehen.«⁸ Noch Anfang der fünfziger Jahre teilte der Edeka-Verband mit, daß er die Selbstbedienung grundsätzlich ablehne,⁹ und der Hauptverband des Deutschen Lebensmitteleinzelhandels verwarf per Präsidialbeschluß die Selbstbedienung als für seine Mitglieder nicht geeignet.¹⁰ Eine zeitgenössische Untersuchung aus dem Mai 1952 mit dem Ergebnis, daß der Umsatz nach Umwandlung auf Selbstbedienung um 93% und die Personalleistung um 51% gestiegen sei, durfte nur in wenigen Exemplaren vervielfältigt und nicht der Presse übergeben werden.¹¹ Noch 1954 befaßte sich kein einziger Artikel in der über 60 Seiten umfassenden Beilage »Einzelhandel« zur renommierten Zeitschrift »Der Volkswirt« mit dem Zukunftsthema Selbstbedienung.¹²

Der Umstellung auf die Selbstbedienung standen aber auch handfeste wirtschaftliche Gründe entgegen. Fritz Schucht errechnete 1956, daß die Einrichtungskosten eines Selbstbedienungsladens von 100 qm Verkaufsfläche 38.000 DM betragen – eine Investitionssumme, die ein selbständiger Kaufmann nur schwerlich allein aufzubringen imstande war.¹³

Tabelle: Die ersten 20 SB-Läden in der Bundesrepublik

Lfd Nr.	Firma	SB-Laden in	eröffnet am	Betriebsform*
1	Konsumgenossenschaften »Produktion«	Hamburg, Beim Strohhause 10	30. 8. 1949	K
2	B. Gumpel	Mannheim	29. 1. 1950	E
3	Schreiber & Co.	Oggersheim, Friesenheimer Str.	31. 1. 1950	F
4	Frowein & Noldfen	Düsseldorf, Kölner Str.	3. 2. 1950	F
5	Gustav Reuße	Dortmund, Feldstr.	28. 2. 1950	F
6	Konsumgenossenschaft Bayreuth	Bayreuth, Maxstr. 76	30. 4. 1950	K
7	Adolph Schümann	Remscheid, Alleestr.	5. 5. 1950	F
8.	Albert Geyer	Köln.Ehrenfeld, Siemensstr.	26. 5. 1950	F
9	»Selbsthilfe Belegschaft« F.A.S.	Weil a. Rhein	Juni 1950	K
10	Gustav Lichdi AG	Heilbronn, Luisenstr. 30	29. 6. 1950	F
11	Versorgungsbetriebe Salzgitter GmbH	Braunschweig, Frankfurter Str.	25. 8. 1950	F
12	Ottmann-Thomas	Kaiserslautern, Am Fackelrondell	30. 9. 1950	F
13	Konsumgenossenschaft Wetzlar	Wetzlar, Bahnhofstr.	8.10. 1950	K
14	Konsumgenossenschaft München	München, Westenstr.	13.10. 1950	K
15	M. Steffen	Bochum	21.11. 1950	E
16	Adolf Spinner KG	Offenburg, Bahnhofstr.	24.11. 1950	F
17	Konsumgenossenschaft Stuttgart	Stuttgart, Weilimdorf	25.11. 1950	F
18	Karl Gaissmaier KG	Ulm, Hirschstr.	28.11. 1950	F
19	Konsumgenossenschaft Kaufbeuren	Mindelheim	11.12. 1950	F
20	Konsumgenossenschaft Essen	Essen, Eltendorfer Str.	16.12. 1950	K

*E = Einzelhandel (selbst. Einzelhändler); F = Filialbetrieb; K = Konsumgenossenschaft

Quelle: Institut für Selbstbedienung, Dynamik im Handel, Sonderausgabe »50 Jahre Selbstbedienung«, Oktober 1988, S.12

Als Wendepunkt für den Einzelhandel kann die Kölner ANUGA 1957 angesehen werden, die über 108.000 Einzelhändler besuchten und von der ein kräftiger Impuls für die Rationalisierung des Lebensmittel-Einzelhandels ausging.¹⁴ Eine Sonderschau »Der moderne Laden« führte die neuesten Formen der Warendistribution vor, fast vierzig Musterläden präsentierten das Selbstbedienungsprinzip, eine Spezialeinheit demonstrierte »Die Verkaufsgondel – Ihr bester Umsatzhelfer.«¹⁵ In einer Umfrage der Gesellschaft für Marktforschung unter den Besuchern und Besucherinnen der ANUGA stand die Sonderschau »Der moderne Laden« an erster Stelle des Interesses.¹⁶ »Das Jahr 1957 war,« stellte der Hauptverband des Deutschen Lebensmittel-Einzelhandels 1958 fest, »für unseren mittelständischen Lebensmittel-Einzelhandel ein Jahr des Aufbruchs.«¹⁷

Tatsächlich nahm die Ausbreitung der Selbstbedienung im Lebensmittel-Einzelhandel seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre einen rasanten Verlauf. Gab es 1951 in der Bundesrepublik nur 39 SB-Läden, 1955 erst 203, waren es 1960 bereits 17.132!¹⁸ Der Umsatzanteil der SB-Geschäfte gegenüber den Bedienungsläden stieg von 4,4% im Jahr 1956 auf 34,8% 1960 und 62,0% im Jahr 1964.¹⁹ Zwischen 1950 und Mitte der sechziger Jahre, resümierte der Nationalökonom Robert Nieschlag, haben sich »im Handel Westeuropas und auch Westdeutschlands entscheidende strukturelle Veränderungen durchgesetzt oder angebahnt – Veränderungen, die häufig nicht zu Unrecht als umfassender und tiefgreifender bezeichnet werden als die vorangegangenen hundert Jahre und

III. Einkauf

die das Schlagwort von der »Revolution im Handel« haben aufkommen lassen«. ²⁰ Der Lebensmittelhandel spielte dabei die Rolle des Vorreiters und stand im Rufe, die am besten rationalisierte Sparte der westdeutschen Absatzwirtschaft zu sein. »Er ist das Demonstrationsobjekt des deutschen Handels,« schrieb der Ifo-Schnelldienst 1965. »Will man fortschrittliche Entwicklungen und moderne Tendenzen aufzeigen, wird man in erster Linie auf den Lebensmittelhandel hingewiesen.« ²¹

Tabelle: Entwicklung der Selbstbedienungsläden in den Betriebsformen des Lebensmittel-Einzelhandels 1951-1965

Jahr	Filialbetriebe und Warenhäuser		Konsum- genossenschaften		Selbständige Einzelhändler		Insgesamt =100%
	absolut	%	absolut	%	absolut	%	
1951	16	41	19	49	4	10	39
1952	32	40	42	52	7	8	81
1953	59	49	55	45	7	6	121
1954	131	65	63	31	9	4	203
1955	219	67	71	22	36	11	326
1956	430	58	115	16	193	26	738
1957	709	51	163	12	507	37	1 379
1958	1 384	43	360	12	1 439	45	3 183
1959	2 127	22	768	8	6 781	70	9 676
1960	3 112	18	1 237	7	12 783	75	17 132
1961	3 657	16	2 102	9	16 860	75	22 619
1962	3 808	12	2 787	9	24 085	79	30 680
1963	4 237	10	3 502	9	32 355	81	40 094
1964	4 386	9	3 987	9	38 421	82	46 794
1965	4 672	9	4 321	8	44 132	83	53 125

Quelle: Wolfgang K.A.Disch, Der Groß- und Einzelhandel in der Bundesrepublik Deutschland, Köln/Opladen 1966, S.60

Aufgrund der hohen Investitionen, die von einzelnen Händlern kaum aufgebracht werden konnten, kam den Zusammenschlüssen im Einzelhandel, ob Einkaufsgenossenschaft oder sogenannten freiwilligen Ketten, bei der Umstellung auf Selbstbedienung eine überragende Bedeutung zu. ²² Die Konsumgenossenschaften, die als erste damit begonnen hatten, ihre Läden auf das SB-Prinzip umzustellen, mußten diese Vorreiterrolle ebenso an den organisierten selbständigen Einzelhandel abgeben wie die Filialbetriebe, die Mitte der fünfziger Jahre zügig damit begonnen hatten, ihre Läden umzurüsten. ²³ Stattdessen entstanden in rascher Folge etliche Zusammenschlüsse von selbständigen Einzelhändlern, wie »Spar« 1953, »A & O« »VIVO« 1954 oder »Végé« 1957. ²⁴

Tabelle: Umsätze des Lebensmitteleinzelhandels nach Einzelhandelsgruppen 1957 – 1969

Einzelhandelsgruppe bzw. Betriebsform	1957		1960		1963		1964	
	Mill. DM	%	Mill. DM	%	Mill. DM	%	Mill. DM	%
Konsumläden	2 400	6,1	2 850	5,8	3 1220	5,4	3 240	5,3
Filialgeschäfte	3 000	7,6	4 020	8,3	5 300	9,2	5 700	9,4
Nicht organisierte Einzelhändler, sonst. Abnehmer	9 752	24,8	6 350	13,0	2 000	3,5	1 370	2,3
Kettenläden	5 000	12,7	11 500	23,6	18 000	31,4	19 500	32,2
Edeka- und Rewegeschäfte	6 500	16,7	8 200	16,8	10 250	17,9	11 100	18,3
Bäckereien und Fleischereien	12 179	31,0	15 170	31,1	17 760	30,9	18 620	30,7
Lebensmittelabteilungen der Waren- und Kaufhäuser	420	1,1	660	1,4	950	1,7	1 070	1,8
Lebensmitteleinzelh. gesamt	39 251	100,0	48 750	100,0	57 380	100,0	60 600	100,0

Quelle: Erich Barzer/Richard Geml/Erich Greipl, Die Nahrungsmitteldistribution in Westeuropa, 1. Teilband, Berlin/München 1971, S.51 Tabelle 18

Innerhalb weniger Jahre, von 1957 bis 1963, verkehrte sich das Verhältnis des Umsatzanteils zwischen den nicht organisierten Einzelhändlern und denen, die in freiwilligen Ketten zusammengeschlossen waren, völlig um. Die nicht organisierten Einzelhändler, die 1957 noch einen Umsatzanteil von 24,8% besaßen hatten, hielten 1963 nur noch 3,5%. Während der Anteil der Einkaufsgenossenschaften Edeka und Rewe in etwa gleich blieb, stieg der Anteil der Kettenläden rapid von 12,7% 1957 auf 31,4% 1963 an; sie waren die eindeutigen Gewinner des Strukturwandels im Lebensmitteleinzelhandel.

In besonderem Maße erfaßte der Strukturwandel im Handel das Nahrungsmittelhandwerk, insbesondere die Bäckereien und Fleischereien. Hielt sich die Zahl der Bäckereien bis Mitte der fünfziger Jahre bei gut 54.000, sank ihre Zahl bis 1963 auf 49.000 ab.²⁵ Die Zahl der Fleischereien nahm bis Mitte der fünfziger Jahre zu und lag 1963 bei 40.786, 2.000 Läden mehr als 1949.²⁶ Die Entwicklung beider Handwerke verlief also unterschiedlich: Während die Zahl der Bäckereien sich bis zum Anfang der sechziger Jahre um zehn Prozent reduzierte, hatten die Fleischereien einen deutlichen Zuwachs der Betriebszahl wie der Beschäftigten zu verzeichnen. Beide Branchen schlossen sich gleichfalls zu Einkaufsgenossenschaften wie der Deutschen Bäcker- und Konditoren-genossenschaft eGmbH (Bäko-Bundeszentrale) zusammen. Zusätzlich gehörte viele einer Einkaufsgenossenschaft wie der Edeka oder einer freiwilligen Handelskette an.²⁷ Der Grund für diese Doppelmitgliedschaften lag in der zunehmenden Bedeutung des Verkaufs von Waren, die nicht im eigenen Betrieb hergestellt wurden. Deren Umsatzanteil stieg zum Beispiel in den Bäckereien von 17,1% im Jahr 1949 auf 36,0% 1964.²⁸

Besonders vehement bemühte sich die Edeka als umsatzstärkste und größte Einkaufsgenossenschaft selbständiger Einzelhändler um die Umrüstung der ihr angeschlossenen Geschäfte auf die Selbstbedienung.²⁹

III. Einkauf

1955 wurden 370 Edeka-Läden modernisiert, die meisten durch Umbauten auf Teilselbstbedienung, einige auf Selbstbedienung im Großraumstil.³⁰ 1957 konnten 740 Geschäfte auf Selbstbedienung und 1.650 Geschäfte auf Teilselbstbedienung umgestellt werden.³¹ »Auf dem Gebiet der Ladengestaltung darf das Jahr 1958 als Durchbruch zur Selbstbedienung bezeichnet werden,« hieß es im Jahresbericht 1958. 1.627 neue Selbstbedienungsläden waren in diesem Jahr geschaffen worden.³² Von nun an spielte die Teilselbstbedienung, die nur eine Übergangslösung gewesen war, keine Rolle mehr. 1961 gab es bei der Edeka über 5.600 SB-Läden, 1963 war die Zahl von 10.000 Selbstbedienungsgeschäften bei rund 43.000 Edeka-Geschäften insgesamt erreicht, d.h. der Anteil der SB-Läden innerhalb von acht Jahren von 0,9% auf 23% gestiegen.³³

Über die Umstellung hinaus sorgte die Edeka für eine zeitgerechte Ausbildung ihrer Kaufleute. Neben den traditionellen Edeka-Lehrgängen fanden sogenannte »Edeka Fortschrittstagungen« statt, auf denen u.a. Referate zur Ladenmodernisierung, Gemeinschaftswerbung oder auch zu Veränderungen im Ernährungsverhalten angeboten wurden.³⁴ Ebenfalls wurde die Werbung vom neuen Geist erfaßt. Bis in die Mitte der fünfziger Jahre waren neben der weit verbreiteten Kundenzeitschrift »Die kluge Hausfrau« eher konventionelle Werbemittel wie Handzettel, Werbeblätter, Plakate oder Inserate gebräuchlich. Zusätzlich fand jährlich eine bundesweite Aktionswoche, die »Edeka-Woche«, statt, es gab Ausstellungen wie das »Edeka-Kinderladenparadies« und Hausfrauennachmittage, auf denen über neue technische Geräte informiert, Haushaltstips gegeben und selbstverständlich für die Edeka geworben wurde. Allein 1956 wurden 319 solcher Hausfrauennachmittage veranstaltet.³⁵ Edeka-Kaufleute konnten aber auch bereits Film-Streifen und Dias für die Werbung in Kinos beziehen, und ab 1956 warb die Edeka ebenfalls im Rundfunk.³⁶ Schon ein Jahr später waren die ersten Werbespots für Sekt, Schokolade, Kaffee, Wein im Fernsehen zu sehen,³⁷ 1961 gab es im zweiten Halbjahr 113 Einblendungen im Werbefernsehen und 312 Einschaltungen im Werberundfunk.³⁸

Allein die Konsumgenossenschaften zählten zu den Verlierern der Modernisierung des Handels. Dabei waren sie im Prinzip die Vorreiter gewesen: Den ersten Selbstbedienungsladen in der Bundesrepublik Deutschland eröffnete weder ein Konzern noch eine Filialkette, sondern die Konsumgenossenschaft »Produktion« (PRO) am 5. September 1949 in Hamburg.³⁹ Mit der Eröffnung hofften die Reformer in den Genossenschaften, daß damit »auch in Deutschland die Konsumgenossenschaftsbewegung die Führung in der Modernisierung der Verteilungsmethode übernommen« hätte.⁴⁰ Vor allem die Hamburger PRO mit Bernhard Priess an der Spitze stellte eine treibende Kraft dar. In seinem Bericht über die ersten Erfahrungen mit der Selbstbedienung 1950 hob er hervor: »Ohne große

Propaganda erfreute sich der Laden vom ersten Tag an eines lebhaften Zuspruchs. (...) Es gibt kein langes Warten mehr, kein Drängeln und keine nervöse und hastige Abfertigung. Das wird von den Hausfrauen sehr begrüßt.«⁴¹ Mit Tageseinnahmen von 11.000 bis 12.000 DM im Weihnachtsgeschäft 1949, mit um 27,5% geringeren Personalkosten gegenüber den übrigen Hamburger Genossenschaftsläden und einem dreimaligen Warenumsatz im Monat konnte sich der neue SB-Laden in der Tat durchaus sehen lassen.

Dennoch blieben die Widerstände innerhalb der Konsumgenossenschaften gegenüber der neuen Vertriebsform bestehen. Die Angst vor den möglichen Diebstählen, wenn die Kundinnen freien Zugang zu den Waren bekämen, beherrschte die Debatte um das Thema Selbstbedienung von Anfang an. Außerdem, so der Geschäftsführer der Essener Konsumgenossenschaften Josef Biesinger, seien die Investitionen so hoch, daß deren Amortisation einen Monatsumsatz von 50.000 bis 60.000 DM voraussetzten.⁴² Bernhard Priess gab bei allem Lob für den Hamburger SB-Laden zu: »Eines schickt sich nicht für alle. Der erfolgreiche Betrieb von Selbstbedienungsläden hängt von vielen Voraussetzungen ab. Im allgemeinen kann man sagen, daß er nur dort zu empfehlen ist, wo tüchtige, mit dem System vertraute Fachleute zur Verfügung stehen. Selbstbedienungsläden haben nun einmal ihre besonderen Eigentümlichkeiten und sind in ihrer gesamten Betriebsführung komplizierter als alle anderen Verkaufsmethoden.«⁴³

Um den hohen Kapital- und Investitionsaufwand zu mildern, entwickelten die Konsumgenossenschaften – wieder die Hamburger PRO zuerst – das Kompromißkonzept eines »Tempo-Ladens«. In diesem sogenannten »Schnellbedienungsgeschäft« verlangte die Kundin am Ladentisch die gewünschten Artikel, die die Verkäuferin holte und in einen Drahtkorb legte, der mit einer Nummer versehen war. Die Kundin erhielt das gleiche Nummernschild, ging damit zur Kasse und bezahlte dort die Waren aus dem Korb, den die Verkäuferin inzwischen zur Kasse gebracht hatte. Über den Ladentisch wurde nunmehr weder Waren ausgegeben noch Geld angenommen, die Verkäuferin vermerkte nicht mehr alle Artikel handschriftlich auf einem Abrechnungszettel, sondern eine moderne Aufrechnungskasse erledigte diese Arbeiten am Schluß des Einkaufsganges

III. Einkauf

Tabelle: Entwicklung der Tempo- und SB-Läden bei der PRO, Hamburg 1949-1965

	Gemischtwarenläden insgesamt	davon Tempo-Läden		davon SB-Läden		Neueröff.	Modern.
		Zahl	Anteil %	Zahl	Anteil %		
1949	158	-	-	1	0,6	1	-
1950	175	-	-	1	0,6	-	-
1951	187	3	1,6	3	1,6	-	2
1952	194	14	7,2	3	1,5	-	-
1953	203	29	14,3	5	2,5	1	1
1954	210	46	21,9	5	2,4	-	-
1955	219	60	27,4	6	2,7	-	1
1956	222	95	42,8	7	3,2	-	1
1957	233	117	50,2	10	4,3	2	1
1958	234	120	51,3	17	7,3	3	4
1959	237	144	60,8	27	11,4	3	7
1960	242	197	81,4	45	18,6	6	12
1961	248	186	75,0	62	25,0	8	9
1962	252	171	67,9	81	32,1	6	13
1963	253	163	64,4	90	35,6	3	6
1964	259	145	56,0	114	44,0	7	17
1965	262	125	47,7	137	52,3	11	12

Quelle: Geschäftsberichte der Konsumgenossenschaft »Produktion« (PRO), 1949-1965 (Archiv der PRO-Stiftung, Hamburg); eigene Berechnungen

Dennoch war ein vorverpacktes Warensortiment nötig, wollte man nicht wieder in den alten, zeitaufwendigen Bedienungstrott verfallen. Das »Tempo«-System war nur eine Kompromißlösung, die mit der Dynamik der Veränderungen im Lebensmitteleinzelhandel nicht Schritt halten konnte. 1957 waren von den rund 8.000 konsumgenossenschaftlichen Läden in der Bundesrepublik nur 358 auf Selbstbedienung umgestellt, 1960 besaßen die Konsumgenossenschaften immer noch 4.202 Bedienungsläden gegenüber 2.865 »Tempo-« und 2.107 SB-Läden.⁴⁴ Die Tradition des gemeinwirtschaftlichen »Versorgungsauftrages« (Hasselmann) sorgte dafür, daß die kleinen Läden, die nicht auf Selbstbedienung umgestellt werden konnten, nicht geschlossen wurden, um, wie man glaubte, die Genossenschaftsmitglieder, die dort kauften, nicht im Stich zu lassen. 1957 konstatierte der Pionier der Selbstbedienung bei den Konsumgenossenschaften, Bernhard Priess, nüchtern: »Die Entwicklung in Deutschland läßt klar erkennen, daß die Privatwirtschaft die Initiative auf dem Gebiete der Selbstbedienung übernommen hat. Die Konsumgenossenschaften sind nicht mehr führend. Man hat sich zwar selbst für eine geraume Zeit Zurückhaltung bei der Eröffnung von S-Läden auferlegt, um nun doch zu erkennen, daß man in einem nicht erwarteten Ausmaße beiseite gedrängt wurde.«⁴⁵

Der zunehmende Wohlstand in der Bundesrepublik hatte auch die traditionelle Rolle der Konsumgenossenschaften verändert, die nicht

mehr eine preiswerte Einkaufsmöglichkeit für Arbeiterhaushalte darstellten, sondern sich als eine Vertriebsform unter anderen auf dem Markt bewähren mußten. Das Argument des Preisvorteils trat zurück, zumal durch das »Rabattgesetz« 1954 die Rückvergütung an die Genossenschaftsmitglieder untersagt und allen Unternehmensformen die Möglichkeit eingeräumt wurde, einen Verbraucherrabatt bis zu 3% zu gewähren, der zu meist über die bekannten Rabattmarken ausgezahlt wurde.⁴⁶ Vielleicht aber sind die Gründe für das Scheitern der Konsumgenossenschaften gar nicht so sehr im Mangel an Willen der Verantwortlichen, in deren konservativem Beharrungsvermögen oder in der fehlenden Kapitalkraft der Konsumgenossenschaften zu suchen, sondern vielmehr in dem ihnen anhaftenden »Arme-Leute-Geruch«, der so schlecht zum neuen Klima der Bundesrepublik paßte.⁴⁷

13. Kapitel

Konsumentenfreiheit – Einkaufserfahrungen mit der Selbstbedienung

Bis in die fünfziger Jahre blieb der Bedienungsladen die Regel – und damit gleichermaßen die alltägliche Erfahrung, beim Einkaufen von einem Kaufmann oder einer Verkäuferin bedient zu werden, die hinter der Verkaufstheke die Ware holten, abwogen, zusammenstellten und berechneten. Carl Schrader, der seine Lehrzeit 1925 bei der Fa. Cornelius Stüssgen verbrachte, die etwa 55 Filialen im Kölner Raum betrieb, schilderte in einem Interview seine tägliche Arbeit, die sich bis in die fünfziger Jahre hinein nicht grundsätzlich änderte:

»Ich arbeitete zunächst 1 1/2 Jahre im Lager, wo das ›Stemmen‹ von Säcken, Zucker, Mehl und Hülsenfrüchten mit 100 kg Gewicht zum Tagesprogramm gehörte. Hubwagen und Gabelstapler kannte man noch nicht, nur Sackkarren. Die Lieferung von 50 kg Säcken – schon erwünscht für das weibliche Filialpersonal – lehnten auch bei Anbietung eines Aufgeldes die Zuckerfabrikanten und Mühlen kategorisch ab. Am Samstagvormittag wurde in der Zentrale gearbeitet. Nachmittags ging ich in eine Filiale, einerseits um das Verkaufen zu lernen und andererseits auch um die Mentalität und Einstellung der Hausfrau kennenzulernen. Abgesehen vom Freitag – Lohnzahlungstag –, an dem ein großes Gedränge war, gingen die Verkäufe mit einer gewissen Ruhe und fast immer mit Unterhaltung vor sich. Oft hatten die Kundinnen auf einem Zettel ihre Wünsche notiert, die 20, in vielen Fällen 30 Minuten Bedienung erforderten, um alles abzuwiegen. Ich nenne nur Sauerkraut, Rübenkraut, Marmelade, Öl und Essig in mitgebrachte Gefäße füllen, zu wiegen oder zu ›litern‹. Es gab noch keine Schnellwaagen, sondern nur Tafelwaagen mit Gewichtsteinen. Man mußte zunächst die mitgebrachte Schüssel tarieren und dann die gewünschte Menge auswiegen.«¹

Auf dem Land war zu dieser Zeit der Einkauf in Geschäften noch ungleich eingeschränkter. Nahrungsmittel, die nicht selbst produziert wurden, wie Gewürze, Nahrungsmittel, Schokolade, Tee, Kaffee etc. kaufte man im meist einzigen Krämerladen am Ort. Und wenn man in die Stadt fuhr, um Lebensmittel zu besorgen, waren es besondere Qualitäten, die zuhause nicht zu bekommen waren. »Alle Nahrungsmittel werden am Ort gekauft,« sagte ein Hauptlehrer aus einer Gemeinde mit 1.400 Einwohnern Ende der dreißiger Jahre in einer Umfrage der Gesellschaft für Konsumforschung, »außer Kaffee und Wein, weil von diesen Artikeln die guten Qualitäten am Ort nicht zu haben sind.«² Ebenso Schokolade, deren »Nachfrage zu gering ist und die Ware deshalb hier im Laden zu lan-

ge liegen bleibt,« so ein Bauer aus einem Dorf mit 350 Einwohnern. Auch Wurst konnte zu diesen besonderen Artikeln gehören, wie ein Lagerarbeiter aus Mittelfranken berichtete: »Fleisch- und Wurstwaren werden allerdings ganz selten in Nürnberg gekauft, nur wenn es etwas Besonderes sein soll. Oft wird dann eine schöne, länger frisch bleibende Dauerwurst gekauft.«³

In mittleren und großen Städten war es noch völlig selbstverständlich, zum Bäcker, zum Milchmann, ins Gemüsegeschäft und zum Kaufmann zu gehen. Frau H. erzählt von ihren Einkäufen in einer kleinen Arbeitersiedlung nahe Bremerhaven:

»Damals hatte man ja noch keinen Kühlschrank. Da mußte man wirklich noch jeden Tag einkaufen. Da hat jede Ecke noch ihren Laden gehabt. Morgens waren die Milch und die Brötchen vor der Tür, nachmittags kaufte ich für das Abendbrot und für den andern Morgen ein, damit ich nicht ganz so früh raus mußte. Da hatte man schon oft Brötchen, man fing schon an, sich bißchen was zu erlauben. Erlauben heißt einfach Brötchen...

Und kamen der Eiermann und der Kartoffelmann immer regelmäßig durch und verkauften das, was die Bauern noch so hatten. Aber dann kam schon ein Gemüsegeschäft auf, wo man richtig hingehen konnte und sich Gemüse kaufen. Und auch ein Südfruchtladen, und denn kam von der ›Nordsee‹ eine Feinkostabteilung, Feinkost, das war Geflügel.«⁴

In der Großstadt Köln wurde zu Beginn der fünfziger Jahre Brot zu über 70% beim Bäcker, Fleisch nahezu ausschließlich beim Fleischer gekauft.⁵ Wurstwaren besorgte man überwiegend in der Metzgerei, aber auch in einem Einzelhandelsfachgeschäft. Dort holten die meisten Haushalte Butter und Kaffee, während frisches Obst und Gemüse zur Hälfte im Laden, zu einem guten Drittel auf dem Markt gekauft wurden. Die Motive, die für einen Einkauf in einem der jeweiligen Geschäfte sprachen, waren recht breit gestreut. Für Bäckereien und Metzgereien sprachen sich die meisten aus, weil dort Fachleute bedienten, die Qualität besser und man dort auch als Kunde bekannt sei, andererseits geschäftliche Rücksichten nehmen müsse. Für die Bäckereien sprach zu einem beachtlichen Prozentsatz die Möglichkeit, daß die Waren (die Brötchen!) ins Haus geliefert wurden. Wer im Einzelhandelsgeschäft kaufte, erwartete dort fachliche Kompetenz und als Kunde bekannt zu sein. Auf den Wochenmarkt ging man vor allem wegen des Preises und der angebotenen Auswahl.⁶ Verglichen mit der Umfrage von 1932 wird erkennbar, daß vor allem Qualität und Auswahl als Kriterien an Wichtigkeit gewonnen hatten, wohingegen das Motiv, bedient zu werden, zurückgefallen war. Geschäftsnähe und Preis waren weitere wichtige Punkte für die Entscheidung, in diesem oder jenem Geschäft zu kaufen.⁷ Die Pragmatik beim Einkufen von Lebensmitteln, die sich zunehmend auf den Einzelfachhandel konzentrierte, deutet möglicherweise bereits vor der rapiden Ausbreitung der Selbstbedienung auf Ablöseprozesse hin, an die in den späten fünfziger

III. Einkauf

Jahren angeknüpft wurde und die damit zum Teil den nachhaltigen Erfolg der Selbstbedienung bei den Konsumenten erklären könnten.

Denn zu Anfang bedeutete das Erlebnis eines SB-Geschäftes eine völlig neue, ungewohnte Erfahrung. Frau H. berichtet von ihrem ersten Besuch in einem Selbstbedienungsladen:

»Das war überwältigend, da war mein kleiner Sohn, der Peter, bei mir, und mit einem Mal sagt er: ›Oh, Mutti, das brauchen wir noch‹, und packte ein und mit einem Mal war ich ganz erschrocken, guckte auf das, was wir gekauft hatten und guckte in mein Portemonnaie: ›Peter!‹, sagte ich, ›das können wir ja gar nicht bezahlen, was wir haben möchten.‹ Und da ist der Junge angefangen und hat alles wieder ausgepackt, und dann sagt er: ›Mutti, wo hast Du Deinen Zettel? Wir kaufen nur nach Zettel, sonst haben wir nachher kein Geld mehr.‹ Der war so panisch in der Angst, daß wir kein Geld mehr hatten... Und das war eigentlich mein größter Eindruck der Selbstbedienung – man konnte ganz in Ruhe gucken, jeder ließ sich Zeit, und wenn man an die Kasse ging, und man hat das vorher schon selbst überschlagen, ich hab das da auch schon mal dahintergeschrieben, daß man immer mehr gekauft hat, wie man brauchte. Und da, da war es eigentlich an der Zeit, daß ich nachher gesagt habe, ich bleib bei diesen Kleinverkäufern, ich komm mit meinem Haushaltsgeld besser zurecht. Ich hab' mir dann konsequent gesagt: So, das brauch ich in etwa im Monat, und hab das bei den großen Läden dann angefangen, bin systematisch nur vorgegangen, hab die Nahrungsmittel abgedeckt, und hab das andere täglich weiterhin abgedeckt.«⁸

Diese erste Erschrockenheit über die Verführungskraft der neuen Selbstbedienungsläden, die plötzliche, beeindruckende Warenfülle rief zunächst Verwirrung und Unsicherheit hervor. Wer zum ersten Mal einen SB-Laden betrat, war überwältigt von der Auswahl des Angebots, das oftmals dazu verführte, mehr einzukaufen als geplant. Walter Riethmüller riet in seiner Studie über die Selbstbedienung sogar dazu, zur Eröffnung eines Selbstbedienungsgeschäfts »gute Geister« walten zu lassen, die die Kundinnen an der Türe empfangen und sie mit der ungewohnten Form des Einkaufens vertraut machen sollten.⁹

Es fiel ja nicht allein der herkömmliche Ladentisch fort, über den hinweg der Kaufmann bedient hatte. Der gesamte Laden wurde dem Prinzip der Selbstbedienung entsprechend umgestaltet. »Wir erstreben viel Platz und volle Bewegungsfreiheit für den Kunden«, schrieb Ulrich Schöel für die Edeka-Kaufleute in seiner Anleitung zur zeitgemäßen Ladengestaltung.¹⁰ Statt der »unmodernen Ladentische« sollten nun Obst und Gemüse auf niedrigen, kleinen Verkaufstischen, in Vitrinen und sogenannten »Verkaufsgondeln« angeboten werden. Frischwaren, d.h. Fleisch, Wurst, Fisch, Obst, Gemüse, Milch, Brot, »bilden heute den unbedingten Anziehungspunkt in einem zeitgemäßen Selbstbedienungsladen«. ¹¹ Grundsätzlich gelte, daß sämtliche Waren im Laden gezeigt werden, Sonderangebote gehörten auf separate »Verkaufsinseln«. Außerdem sei zu beachten, daß die Schaufenster einen unbegrenzten Einblick in den Laden gewährten. Von der Gestaltung des Ladeneingangs hinge vieles ab,

da von ihm eine »Sogwirkung« ausgehen könne. Farbe müsse in den Läden gebracht werden, indem man zum Beispiel die jeweiligen Abteilungen im Geschäft durch moderne PVC-Fußböden voneinander abgrenze oder durch optische Täuschungen des Musters scheinbar vergrößere.¹²

Vor allem aber müsse die Sortimenteinteilung neu durchdacht werden. Branchen- und gedankenverwandte Artikel sollten im Zusammenhang präsentiert werden, also Kaffee und Dosenmilch gemeinsam mit Gebäck und Konfitüren. Wichtig dabei: »Die gangbarste Sorte lagert selbstverständlich griffbereit.«¹³ »Problemartikel« wie das »Stiefkind Pudingpulver« müßten aus ihrem Platz unter dem Ladentisch heraus in ein Selbstbedienungsfach,¹⁴ Schokolade brauche einen eigenen, angemessenen Raum, Konservendosen sollten nicht kunstvoll gestapelt oder reizlos in Schütten angeboten, sondern »lückenhaft« gestapelt werden, um die Hemmschwelle des Zugriffs für den Kunden zu senken.

In der Tat führte die Selbstbedienung zu einer rasanten Ausweitung des Sortiments. Die Kaufleute überprüften häufiger ihr Warenangebot, warfen »Ladenhüter« hinaus und füllten die Regale mit neuen SB-gerecht verpackten Waren. 1958 boten laut einer Erhebung des Instituts für Selbstbedienung je zwanzig Selbstbedienungs- und Bedienungsläden rund 1.000 Artikel an – ein Angebot, das sich jeweils noch nicht sehr voneinander unterschied. Über 80% der Artikel in den SB-Geschäften waren Lebensmittel. Frischwaren wie Obst, Gemüse, Frischmilch, Frischfleisch, Wild, Geflügel und Feinkost erzielten mit einem Artikelanteil von 6,8% erst einen Umsatzanteil von 16,4%.¹⁵

Tabelle: Entwicklung der Artikelzahl in SB-Läden 1958 bis 1974, nach Betriebsformen

Betriebsform	Artikelzahl je SB-Laden							
	1958	1960	1961	1963	1965	1966	1972	1974
Selbst. Einzelhändler	780	951	1386	1351	1868	2152	2519	3385
Filialbetriebe	970	1050	1373	1464	1927	1918	2792	3349
Warenhäuser	1810	2555	–*)	–*)	–*)	–*)	–*)	–*)
Konsumgenossenschaften	1236	1287	1413	1511	1810	1915	3198	3387
Gesamt	1086	1336	1394	1481	1825	1936	2798	3374

*) Die SB-Lebensmittel-Abteilungen der Warenhäuser wurden nicht gesondert erfaßt

Quelle: Dynamik im Handel, Heft 3, 1982 »25 Jahre ISB, Köln«, herausgegeben vom Institut für Selbstbedienung, S.38.

Vergleicht man die Ergebnisse der Erhebung 1963 mit den Daten von 1958, so ist in diesen fünf Jahren die Zahl der Artikel um rund 400

III. Einkauf

gestiegen, d.h. mit einer Steigerung von 36%. Besonders die selbständigen Einzelhändler haben ihr Sortiment innerhalb von drei Jahren rapide erhöht: von 780 Artikeln 1958 auf 1386 im Jahr 1961. Hauptumsatzträger waren 1969 die Wurst- und Fleischwaren vor den Warenbereichen Obst/Gemüse, Brot/Backwaren und Molkereiprodukte. Daneben gehörten Kaffee, Tee, Kakao sowie Tabak- und Süßwaren mit Umsatzanteilen zwischen 10% und 15% ebenso zu den umsatzstarken Artikelgruppen wie Weine und Spirituosen.¹⁶ Jährlich kamen etwa 1.500 neue Artikel auf den Markt, von denen »nur« rund 400 in die Regale der SB-Geschäfte gelangte. Anfang der siebziger Jahre hatte sich das Sortiment eines SB-Geschäfts gegenüber 1958 verdreifacht.¹⁷ Zu recht sprach Lambertz von einer geradezu »explosiven Sortimentsentwicklung«.¹⁸

Walter Riethmüller hat im Sommer 1951 in einer kleinen Erhebung Kundinnen von vier Münchener Selbstbedienungs-Läden nach ihren Erfahrungen mit der neuen Einkaufsform befragt.¹⁹ Fast sämtliche Frauen hatten in den betreffenden Läden schon vor deren Umstellung auf Selbstbedienung gekauft. Die Macht der Gewohnheit wurde also in dieser Erhebung nicht in Frage gestellt. Das Votum für die Selbstbedienung war allerdings nahezu einstimmig: 92% der Befragten bevorzugten den Einkauf in einem Selbstbedienungsgeschäft, weil es dort schneller ginge. Das Argument der eingesparten Zeit war das wichtigste in dieser Umfrage und markierte eine der wesentlichen Eigenschaften, die die Kundinnen mit der Einkaufsform Selbstbedienung verbanden.²⁰

Eine solche konkrete Erfahrung mit der Selbstbedienung wie die Münchnerinnen in Riethmüllers Umfrage besaßen zu Beginn der fünfziger Jahre nur wenige in der Bundesrepublik – kein Wunder, wenn man bedenkt, daß es 1953 insgesamt erst 121 SB-Läden gab.²¹ In einer Umfrage, die die Gesellschaft für Konsumforschung im Auftrag des Zentralverbandes deutscher Konsumgenossenschaften 1953 unternahm, antworteten knapp 40% der befragten Frauen, daß ihnen die Selbstbedienung unbekannt sei.²² Von denjenigen, die grundsätzlich wußten, was der Begriff bedeutete, entschieden sich trotzdem fast drei Viertel für den herkömmlichen Bedienungsladen, weil sie dort von Fachpersonal beraten würden und Fragen stellen könnten. Darüberhinaus war den Hausfrauen der persönliche Kontakt wichtig, die Unterhaltung beim Einkauf und das Gefühl, Stammkunde zu sein.²³

Selbst in den Großstädten, in denen die SB-Läden schon bekannter waren, wurde überwiegend noch in Bedienungsläden eingekauft, wie eine Korrespondentin der GfK aus West-Berlin berichtete: »Der SB-Laden ist hier allgemein bekannt, doch wird noch immer die alte Form der Bedienung durch Personal vorgezogen. Vielleicht ist es oft die alte Gewohnheit. Vor allem sind ja die SB-Läden hier noch eine große Seltenheit.« In Duisburg, so die dortige Korrespondentin, »gibt es meines Wis-

sens zwei SB-Läden. Die von mir befragten Personen wußten alle, was das ist. Die meisten haben noch nicht darin gekauft. Diese Geschäftsart ist noch zu neu. Man stellt sich nicht einfach um und hält die alte Bedienungsform aus verschiedenen Gründen (gewiß aber wegen der mangelnden persönlichen Kenntnis der SB-Läden) noch für die bessere.«²⁴ Die Antworten ließen noch einmal die beiden Gründe hervortreten, die bislang das Einkaufen bestimmt hatten und nach Meinung der Hausfrauen die Vorteile eines Bedienungsgeschäftes ausmachten: Beratung und persönlicher Kontakt. Diejenigen Frauen, die bereits in einem SB-Laden eingekauft hatten, nannten als wesentlichen Vorteil, daß man das Beste in Ruhe auswählen könne und niemand einem etwas aufschwätzen wolle. Als zweites Argument, das für die Selbstbedienung sprach, erschien die Ersparnis von Zeit, also jener Vorteil, den schon die Münchener Hausfrauen angeführt hatten. Ein kleiner Teil der Frauen hielt die SB-Läden außerdem für hygienischer, weil dort die Ware nur von wenigen Menschen angefaßt würde.²⁵

Entscheidend für die Urteilsbildung über die Selbstbedienung war demnach nicht so sehr das theoretische Wissen um diese Verkaufsform, sondern ausschließlich die konkrete, praktische Erfahrung des Einkaufs selbst. Daß es am Ort bereits SB-Geschäfte gab, war noch kein Anlaß, sich für die Selbstbedienung zu entscheiden. Viele Hausfrauen mußten ja auch nicht das Geschäft wechseln, weil »ihres« in diesen Jahren ebenfalls »modernisiert« wurde. Dann jedoch war die vehement positive Einstellung zur Selbstbedienung unverkennbar. 1960 waren die SB-Geschäfte bereits viel alltäglicher geworden. In einer Umfrage aus Baden-Württemberg antworteten fast drei Viertel der Befragten, schon einmal in einem Selbstbedienungsgeschäft gekauft zu haben. Deutlich war allerdings ein Stadt-/Landgefälle: 58% der Befragten in Orten mit weniger als 5.000 Einwohnern, aber rund 80% in den Klein- und mittleren Städten und über 90% in Großstädten hatten schon einmal in einem SB-Geschäft gekauft.²⁶ Gleichermäßen mit der Verbreitung war die Akzeptanz der neuen SB-Geschäfte gestiegen. Knapp die Hälfte kaufte 1960 lieber per Selbstbedienung und nur noch 39% bevorzugten das traditionelle Bedienungsgeschäft.²⁷

Der herkömmliche Kaufmannsladen mit Bedienung überzeugte durch die fachkundige Beratung, durch das Gespräch, die Unterhaltung, nicht zuletzt durch den nachbarlichen Klatsch, der beim Kaufmann zu erfahren war – alles in allem soziale und kommunikative Begründungen. Albrecht Lehmann schilderte noch für die sechziger Jahre in seiner Studie über das Leben in einem Arbeiterdorf, daß in den kleinen Einzelhandelsgeschäften viel über private Dinge und nachbarschaftliche Ereignisse gesprochen wurde.²⁸ Die Hausfrauen wußten in der Regel, was sie einholen wollten, nahmen sich im Geschäft zehn bis fünfzehn Minuten Zeit, um

III. Einkauf

über den Garten, Hausarbeit oder Kindererziehung zu reden. Sie mußten in der Regel sowieso einige Minuten warten, bis sie bedient wurden, und trafen hier ihre Nachbarinnen. In einigen dieser Läden standen sogar Hocker für alte und gebrechliche Leute oder für Frauen, »die es gerade nicht so eilig haben« und auf einen Schwatz länger bleiben konnten.²⁹

Der Supermarkt am Ort hingegen war wesentlich größer und wurde täglich von der acht- bis zehnfachen Kundenmenge besucht. Auch hier kauften selbstverständlich vor allem die Frauen ein, für die aber nicht mehr das Treffen und Gespräch mit den Nachbarinnen im Vordergrund stand, sondern der Einkauf selbst, also die Suche nach Sonderangeboten bzw. der Preis- und Qualitätsvergleich. Die Kundinnen wurden zwar noch mit ihrem Namen angesprochen, aber diese Vertrautheit war zugleich die Grenze der persönlichen Kommunikation.³⁰ Ansonsten ging es in den Gesprächen mit den Verkäuferinnen vornehmlich um die Qualität der Lebensmittel, besonders bei Fleisch und Gemüse. »Auf die Idee, sich längere Zeit zu einem Plausch über Inhalte des neuesten Dorfklatsches mit Bekannten zusammenzustellen, kommt hier kaum einer. Denn schließlich würde man den Durchgang für andere blockieren und deshalb immer wieder im Gespräch gestört werden.«³¹

War der herkömmliche Bedienungsladen durch das Gespräch geprägt, sowohl als Verkaufsberatung als auch darüberhinaus durch den Klatsch und Tratsch, der beim Kaufmann zu erfahren war, repräsentierte demgegenüber der Selbstbedienungs-Laden den »modernen« Diskurs der effizienten Verwertung von Zeit. »Zeitersparnis« war das meist genannte Argument, wenn in den Umfragen der fünfziger Jahre nach dem Vorteil der Selbstbedienung gefragt wurde. Der empfundene Vorteil, Zeit zu sparen, mag sich vielleicht schon im Bedienungsladen in dem negativen Gefühl des Wartens ausgedrückt haben. Nur gab es damals noch keine Alternative. Ob sich mit dem SB-Geschäft die Einkaufszeit tatsächlich verringerte oder die Wartezeit an der Kasse die Schnelligkeit des Einkaufs wieder verlangsamte, hätte empirisch überprüft werden können – viel entscheidender war jedoch die eigene Wahrnehmung. Vor allem die berufstätigen Hausfrauen empfanden den Selbstbedienungs-Laden als spürbar zeitsparender.

Die zweite prägende Erfahrung, die als Vorteil des Selbstbedienungsladens genannt wurde, bestand in der »Freiheit der Wahl«, die die veränderte Einkaufspraxis meines Erachtens am unmißverständlichsten kennzeichnete. Wer einmal einen Selbstbedienungsladen betrat, erfuhr nach dem ersten Schrecken die »ungestörte Auswahl«, die individuelle Freiheit, aussuchen zu können, ohne daß jemand anders hineinredete. Ja es schien, als erhebe die Selbstbedienung den Käufer zu jenem »König Kunden«, von dem in den fünfziger Jahren so viel die Rede war: Die Inszenierung eines Geschäfts als schillernde Warenwelt verknüpfte sich mit

dem Gefühl der individuellen Freiheit. Allerdings verbarg selbst das Wort Selbstbedienung eher jenes Problem, das es zu lösen versprach. Robert Hepp entdeckte nicht ohne Ironie Max Stirner als den wahren Philosophen der Selbstbedienung:

»Der Selbstgenuß wird mir dadurch verleidet, daß ich einem anderen dienen zu müssen meine ... Wohl, diene ich keiner Idee, keinem ›höheren Wesen‹ mehr, so findet sich's von selbst, daß ich auch keinem Menschen mehr diene, sondern – unter allen Umständen – Mir.«³²

Im Zeitalter der Selbst-Bedienung, so Hepp, erreicht die Selbst-Herrlichkeit ihren vorläufigen Höhepunkt.

»Erst von dieser Position aus wird auch klar, daß der Begriff der Selbstbedienung eine revolutionäre Breitseite hat: wer nur noch sich selber bedient, wäre demnach ein freier Herr. (...) Am Modell des Selbstbedienungsladens läßt sich die Chance der Selbstherrlichkeit trefflich demonstrieren. Hier, im Bereich der ›Mikrosoziologie‹, wird sogar die Phrase von der Freiheit der Soziologie kommensurabel: indem der Kunde unumschränkter König wird, wird er gleichzeitig zum Handlungsgehilfen degradiert. Selbstherrlichkeit ist nur unter den Bedingungen der Selbstbedienung praktikabel. Man sieht: die Dialektik von Herr und Knecht, aus der alle konkreten Freiheiten stammen, stirbt am Ende der ›Emanzipation‹ nicht ab. Sie wird lediglich in die Praxis des Einzelnen hineinverlegt. Kein Herr ohne Knecht.«³³

Just in dem Augenblick, in dem die Optionsmöglichkeiten rapide zunahmen, die Auswahl nicht nur vielfältiger, sondern auch verwirrender wurde, stieg weniger das Bedürfnis nach fachlicher Beratung als vielmehr der Wunsch, individuell und allein zu entscheiden. An die Stelle der personalen Beziehung zwischen Käufer und Kaufmann trat die unmittelbare Begegnung mit der Ware, die sich mittels ihrer äußeren Gestalt von ihren »Konkurrentinnen« im Regal abheben mußte. Walter Riethmüller sprach in seiner Studie über die Selbstbedienung davon, daß die Art der Auslage in den neuen SB-Geschäften die Ware in den Mittelpunkt des Geschehens rückte.

»Man läßt sie gewissermaßen selbst sprechen, selbst anbieten und mit dem Kunden ›flirten‹. Die Ware wurde nun zum Initiator, während der Verkäufer nur dann noch einen direkten Kontakt mit dem Kunden hat, wenn er um Auskunft gebeten wird. Ansonsten verhandelt er mit dem Kunden nur noch durch die ausgelegte Ware, hinter der er die Rolle eines unsichtbaren Mechanismus einnimmt. Dadurch hat aber die Selbstbedienung den Verkäufer nicht ausgeschieden. Sie veranlaßte ihn vielmehr von der ›Bühne‹ abzutreten und hinter dieser im Lager oder Laden selbst als ›Regisseur‹ zu arbeiten.«³⁴

Das »Gewand« der Ware, die Ästhetik ihres Warenkörpers, mit der sie sich dem Kunden präsentierte, wurde in der Distributionsform der Selbstbedienung zur Grundform, zum entscheidenden Feld, auf dem der Kampf um die Realisierung des Tauschwertes ausgetragen wurde. Der Tauschakt war nicht mehr mit dem unmittelbaren Kontakt zwischen Händler und Kunden verbunden, sondern trat auseinander. Er fand in unterschiedlicher Zeit, an unterschiedlichem Ort und mit unterschiedlicher

III. Einkauf

Bedeutung statt. Erreicht wurde der Käufer nur noch mittelbar, über den Warenkorpus, und hier vor allem über die Ästhetik der Warenhülle. Die Ware mußte durch ihr Äußeres, ihre Form den Gebrauchswert versprechen, den sich der Kunde von ihr erhoffte.

14. Kapitel

Schein wird Sein – Markenartikel, Verpackung und Werbung

14.1. Markenartikel

Am 1. April 1927 trat Kurt Neumann beim Landsberger Waren Einkaufsverein e.G.m.b.H., später Edeka Großhandel für die östliche Kurmark e.G.m.b.H., seine Lehre an. Zu dieser Zeit führte die Großhandlung rund 300-350 Artikel, mit denen sie die Einzelhandlungen in ihrem Einzugsgebiet versorgte. Der Warenkatalog dieser Großhandlung, den Kurt Neumann seinerzeit notierte, offenbart präzise, was ein Lebensmittelkaufmann Anfang der dreißiger Jahre seinen Kunden anbieten konnte:¹

Lebensmittelsortiment einer Edeka-Großhandlung 1931:

Apfelsinen	Kisten 300er bis 504er
Blutapfelsinen	Kisten 120er, 240er
Mandarinen	Kisten 420er
Bienenhonig	Gläser zu 500 g
weiße Bohnen	Säcke zu 100 kg
Bonbons	Dosen zu 5 kg
Cocos-Flocken	Kartons zu 2,5 kg
Corned beef	Dosen zu 225 g
Erbsen	Säcke zu 100 kg
Essig	Korbflaschen zu 5, 10, 25 Liter
Essigessenz	auch in Flaschen zu 200 g
Fruchtsirup (Kirsch,Himbeer)	Korbflaschen zu 5,1 Liter auch in 3/8 bzw. 3/4-l-Flaschen
Gelatine, weiß und rot	Pakete zu 1 Pfd.
Gewürze: Anis, Canehl, Ingwer	sämtlich lose
Lorbeer, Kümmel, Majoran, Muskat, Nelken, Pfeffer, Piment, Zimt	
Graupen (grob,mittel,fein)	Säcke zu 100 kg
Grieß (grob, mittel, fein)	Säcke zu 100 kg
Grütze (Gerste,Hafer,Buchweizen)	Säcke zu 100 kg
Saure Gurken	Dosen zu 10 Liter
Haferflocken	Säcke zu 50 kg
Heringe	Tonnen
Hirschhornsalz	Fässer zu 50 kg
Hirse	Säcke zu 50 kg
Kaffee (3 Sorten)	Blechtrömmeln zu 25 kg
Kaffeemischung (20% Bohnen-	

III. Einkauf

kaffee)	Päckchen zu 200 g
Malzkaffee (Kathreiner)	Pakete zu 250 bis 500 g
Kaffee-Ersatz (gebrannte Gerste, Roggen)	Säcke zu 50 kg
Cichorien	Pakete zu 250 bis 500 g
Kandis (weiß, braun)	Kisten zu 25 kg
Kakao lose	Tüten zu 5 kg
Sarotti	Packungen zu 125 bis 250 g
Schokoladenpulver	Packungen zu 125 g
Kapern	Röhrchen
Kartoffelmehl	Säcke zu 100 kg
Käse (Allgäuer, Harzer, Quadratkäse, Tilsiter, Kochkäse)	Kisten
Kekse	Dosen zu 250 g
Kindermehl (Nestlé)	Trommeln zu 15 kg
Knoblauch	Dosen zu 200 g
Knorr-Fabrikate:	Säcke zu 50 kg
Haferflocken	Pakete zu 250 und 500 g
Erbswürste	Rollen zu 100 und 150 g
Grünkernmehl	Pakete zu 250 g
Hafermehl	Pakete zu 250 g
Reismehl	Pakete zu 250 g
Kokosfett	Tafeln zu 500 g
Konserven	
Kunsthonig	Pakete zu 500 g
Kuchenmehl, backfertig	Pakete zu 500 g
Linsen	Säcke zu 100 kg
Maggi-Fabrikate:	
Würze	Flaschen verschiedner Größe
Suppen	Stangen mit je 5 Würfeln
Brühwürfel	Dosen mit 150,600,1.200 Würfeln
Gekörnte Fleischbrühe	Dosen mit 125 und 250 g
Mais	Säcke zu 75 kg
Mandeln (süß und bitter)	Säcke zu 75 kg
Margarine (fein, extra fein und sehr fein)	lose in Kübeln
Schwan im Blauband, Rama	Würfeln zu 500 g
Marinaden (Bratheringe, Roll- mops, Seelachs)	
Heringe in Tomaten o. Sahne	Dosen zu 1 und 4 Liter
Marmelade	Dosen zu 270 g
Mehl	Eimer zu 1 kg
Milch (Dosenmilch Libby's)	Säcke zu 100 kg
Mohn	Dosen
Mondamin	Säcke zu 100 kg
Nudeln	Pakete zu 250 g
Ölsardinen	Säcke zu 5 bis 25 kg
Oetker-Erzeugnisse:	Dosen
Backin, Vanillin-Zucker, Rum-Aroma, Zitronenöl, Bittermandelöl, Pudding- pulver, Soßenpulver, Einmach- hilfe	sämtlich in Päckchen
Opekta (flüssig, trocken)	Flaschen und Päckchen

Pflaumenmus	Eimer zu 1 kg
Pralinen lose	Kartons zu 2,5 kg
Reis (Milch-, Bruch-, Brühreis)	Säcke zu 100 bis 110 kg
Safran	Dosen
Sago	Säcke zu 100 kg
Sahne	Tuben
Salz	Säcke zu 50 kg
Sonnen- und Jodsalz	Pakete zu 500 g
Sauerkohl	Tonnen, Eimer zu 12,5 kg
Schmalz (USA: Pure Lard)	Blocks zu 12,5 kg
Schokolade	
Sarotti (Vollmilch, Bitter,	
Mokka, Nuß)	Tafeln zu 100 g
Schokoladenplätzchen	Kartons zu 2,5 kg
Senf	Tonnen, Eimer zu 10 kg
Speiseöl	Fässer, Flaschen 100/200 g
Spirituosen, Weine	
Sprudel	Flaschen
Tee lose	Kisten zu 15 kg
Kusmi Tee	Pakete zu 20 und 50 g
Kräutertees	kleine Pakete
Trockenfrüchte (Aprikosen,	Kisten zu 12,5 kg
Birnen, Mischobst, Pfirsiche,	
Pflaumen, Ringäpfel,	
Korinthen, Rosinen, Sultanas)	
Vanille	Bund zu 500 g
Waffeln	Kartons zu 2,5 kg
Weizenpuder	Säcke zu 100 kg
Würstchen	Dosen zu 3 und 5 Paar
Zitronen	Kisten 300er, 360er
Zucker	Säcke zu 100 kg
Würfelszucker	Kisten zu 25 und 50 kg
Zwieback	Päckchen zu 100 g
Zwiebeln	Säcke zu 50 kg

Quelle: Oetker Firmenarchiv, Bielefeld (P1/1076)

In diesem Sortiment fehlten Brot, Fleisch, Butter und andere Milchprodukte, die entweder noch selbst hergestellt bzw. beim Bäcker, Fleischer etc. gekauft wurden. Ebenso enthielt der Katalog weder frisches Gemüse noch Obst, die aus dem eigenen Garten kamen. Hingegen waren bereits Apfelsinen, Mandarinen, Zitronen (aber keine Bananen) Bestandteil des Angebots. Die weitaus meisten Artikel wurden in Kisten, Säcken, Fässern, Paketen oder Korbflaschen abgegeben, also lose verkauft. In kleineren Packungen zu je rund 200 g wurden u.a. Kakao, Mondamin, Schokolade und Zwieback angeboten, die somit abgepackt in die Einzelhandelsgeschäfte gelangten. In Dosen gab es Corned Beef, Würstchen, Brühwürfel, Heringe in Sahne- oder Tomatensoße, Ölsardinen und Kondensmilch. Mehrere Sorten eines Artikels hielt die Großhandlung nur bei Margarine, Kaffee oder Schokolade bereit, ansonsten konnten die Kunden jeweils nur eine Sorte kaufen. Markenartikel existierten allein für Knorr, Maggi,

III. Einkauf

Oetker, Kathreiner, Sarotti und Margarine, die entweder lose in drei Qualitätsstufen oder als vorgepackte »Rama«- und »Schwan«-Wüfel angeboten wurde. Echten Kaffee gab es nur lose, während der Marken-Kaffee-Ersatz in vorverpackten Einheiten verkauft wurde.

Was ein Markenartikel ist, unterliegt selbst historischem Wandel. Marken entstanden schon früh im Mittelalter, als Handwerker damit begannen, ihre Produkte mit einem Zeichen zu versehen, um damit ihre Tüchtigkeit zu bezeichnen. Da die Gesellen anonym arbeiteten und dem Meister die Aufsicht über die Arbeit oblag, geriet das Zeichen schnell zu einer Werkstattmarke, die dem Publikum gleichbleibende Qualität versprach.² Mit dem Verfall des Zunftwesens verlor auch das Zeichenwesen an Bedeutung. Das moderne Markenwesen fällt somit mit dem Beginn der Industrialisierung zusammen. Nach den frühen Verfügungen des preußischen allgemeinen Landrechts, den bayrischen und badischen Strafgesetzbüchern erging 1874 das erste reichsweite Markengesetz, das 1894 durch das Gesetz zum Schutz der Warenbezeichnungen ersetzt wurde und im Unterschied zu den Landesgesetzen bewußt vom Firmenzeichen zur Warenmarke überging.³ Konrad Mellerowicz definierte 1955 den Markenartikel folgendermaßen:

»Markenartikel sind Fertigwaren, die in einem größeren Absatzraum unter einem besonderen, die Herkunft kennzeichnenden Merkmal (Marke) in einheitlicher Aufmachung, gleicher Güte und Menge erhältlich sind und sich dadurch, sowie durch intensive, für die Verbraucher bestimmte Werbung im Markt Anerkennung erworben haben.«⁴

Die Preisbindung ist zu Recht in dieser Definition nicht enthalten, da sie vom Hersteller genutzt werden kann, aber nicht muß. Bis zur Aufhebung der Preisbindung der zweiten Hand 1973 gehörte sie allerdings unzweifelhaft zu den Eigenschaften eines Markenartikels.⁵

Vor dem Ersten Weltkrieg machte zum Beispiel bei Kaffee das Geschäft mit anonymer Ware in der Stadt 95% aus, 1929 lag der Umsatz mit Herstellermarken schon bei 40%.⁶ Innerhalb von wenigen Jahrzehnten hatte sich – zumindest in der Stadt – beim Kaffee der Wandel von der anonymen Ware zum Markenprodukt vollzogen. Bei Stärke und Nahrungsmitteln wie Puddingpulver, Maisprodukten u.ä. besaßen die Markenartikel, allen voran die Produkte der Deutschen Maizena GmbH, der Maggi, Dr.Oetker und Knorr, schon 1913 eine beherrschende Stellung.⁷ Margarine wurde vor dem Ersten Weltkrieg zu einem Gutteil als Markenartikel verkauft, da bereits das Margarinegesetz von 1897 für lose verkaufte Margarine eine spezifische Umhüllung und für abgepackte Margarine eine deutliche Kennzeichnung verlangte, um eine Verwechslung mit Butter zu verhindern. 1929 betrug der Umsatzanteil der Markenmargarine in der Stadt 97%.⁸

Tabelle: Markenartikel bei Nahrungsmitteln um 1930

Cacao van Houten
 Hohenlohe's Hafer- und Reismehl
 Kathreiner's Malzkaffee
 Dr.Klopfers N ahrungsmittel
 Knorr's Erzeugnisse
 Liebig's Präparate
 Maggi's Fabrikate
 Mondamin
 Dr.Oetker's Back- und Puddingpulver
 Seelig's Kaffee-Essenz
 Hag-Kaffee
 G hler-Honig
 Kondensmilch (Nestlé, Allgäuer Alpenmilch)
 Margarine (Blauband, Rama)
 Teekanne-Tee
 Sarotti-Schokolade
 Stollwerck-Kakao
 Reichardt-Schokolade
 Efha-Gemüse- und Fleischkonserven

Quelle: Ernst Pollert, Die Preisbildung bei Markenartikeln und ihre Beziehungen zur Absatzpolitik, Stuttgart 1930, S.105-107.

Markenartikel beherrschten spezifische Märkte wie die für Kaffee, Kakao oder Schokolade, d.h. den Genu mittelsektor, sowie den Markt der Suppenw rzen, Suppenwürfel, Back- und Puddingpulver. Hier waren Markenartikel bekannt und weitverbreitet, ansonsten blieb ihre Reichweite vor dem Krieg eher begrenzt. Ihre Zahl war, wie Pollerts Übersicht zeigt, noch so überschaubar, daß eine Mehrheit der Verbraucher die meisten von ihnen ohne Mühe nennen konnte.⁹ Zur Bekanntheit einzelner Marken schrieb ein GfK-Korrespondent 1939 aus Breslau: »Ich habe auf Grund meiner Befragungen die Überzeugung gewonnen, daß einzelne Marken direkt zu Standardmarken geworden sind.  berall bekommt man sie zu hören. Z.B. trifft dies auf Kathreiner, Maggi, Knorr, Bahlsen, Leibniz, Oetker, Kaba zu. Ich möchte sagen, daß diese Marken für einen Teil der Verbraucher direkt schon zu einem Begriff geworden sind.«¹⁰ Von je 100 Befragten entfielen auf:

Maggi	97	Nennungen
Knorr	66	“
Sarotti	61	“
Oetker	56	“
Kathreiner	43	“
Stollwerck	42	“
Appel	39	“

Quelle: Der Markenartikel im Urteil des Verbrauchers. Eine Untersuchung der Gesellschaft für Konsumforschung, Berlin 1939 (Archiv der GfK, Nürnberg U 25 b).

III. Einkauf

Wie positiv der Markenartikel von den Kundinnen und Kundenaufgenommen wurde, zeigt eine Umfrage der GfK aus dem Jahr 1939.¹¹ »Der Vorratsschrank sieht durch die Markenartikel ordentlicher aus, als wenn alle möglichen Tüten herumstehen,« meinte eine Hausfrau, und ein Korrespondent aus Borken schrieb, daß er mit vielen die Meinung teile, »daß eine gediegene und hübsche Verpackung sehr viel ausmacht, zum Kauf animiert, selbst dann noch, wenn man sich eigentlich sagen müßte, daß eine solch hübsche Verpackung die Ware nur verteuern kann.«¹² Der Kriegsbeginn unterbrach die erfolgreiche Entwicklung der Markenartikel. Während die Rationierung der Lebensmittel das Sortiment des Lebensmittelkaufmanns wieder auf die beschränkte Einfalt zurückführte, eroberte die Markentechnik im nationalsozialistischen Herrschaftskonzept ein ganz neues Feld: das der Politik.¹³ Dabei tat sich besonders der Pionier des Markenartikels in Deutschland, Hans Domizlaff, hervor. Domizlaff war, bevor er als Werbefachmann tätig wurde, Kunstmaler und Grafiker gewesen, hatte Kunstgeschichte studiert und arbeitete als Bühnenbildner und Theaterdirektor. 1921 schaffte er seinen Durchbruch als Werbemann, indem er mit der Zigarettenmarke »R 6« einen sensationellen Erfolg für sich verbuchen konnte – ein Erfolg, den er nach dem Krieg mit seiner Werbekampagne für die wiedereingeführte »Ernte 23« im Frühjahr 1956 wiederholte.¹⁴

Mit seinem »Brevier für Könige« und dem 1932 erschienenen Buch »Propagandamittel der Staatsidee« übertrug Domizlaff seine Überlegungen zur Markentechnik auf die Politik. Es nimmt nicht wunder, daß die Nationalsozialisten zu den aufmerksamsten Lesern seiner Bücher gehörten. Der »Völkische Beobachter« vom 4. August 1932 rezensierte Domizlaffs Buch wohlwollend und auf einem Empfang im Reichspropagandaministerium bekannte Goebbels laut Domizlaffs eigenem Zeugnis, daß er »Propagandamittel der Staatsidee« auswendig kenne.¹⁵ 1939 erschien Domizlaffs Lehrbuch der Markentechnik »Die Gewinnung öffentlichen Vertrauens«. »Markentechnik«, schrieb er im Vorwort, »ist die Kunst der Schaffung und Handhabung geistiger Waffen im Geltungskampf ehrlicher Leistungen und neuer Ideen zur Gewinnung des Vertrauens der Öffentlichkeit.«¹⁶ Domizlaffs Hinweis, daß der »Anwendungsbereich der Markentechnik (...) fast unbegrenzt genannt werden« könne,¹⁷ war als Hinweis auf die nationalsozialistische Propagandatechnik unverkennbar. Im Unterschied zur Reklame sah Domizlaff die Aufgabe des Markentechnikers darin, der Marke in geduldiger, systematischer Arbeit »ein Gesicht wie ein Mensch« zu geben.¹⁸ Während der Verkäufer seine Ware dem Kunden aufzudrängen suche, versuche der Markentechniker, »eine Ware und Werbemittel zu schaffen, die geeignet sind, den Kunden anzuziehen.«¹⁹

War nach dem Zweiten Weltkrieg die Verbindung von Markentechnik

und Politik zumindest vorübergehend diskreditiert, erlebte der Markenartikel in der Ökonomie Westdeutschlands nach der Rationierungswirtschaft eine Renaissance. Er avancierte sogar zum literarischen Helden.²⁰ Die Hintergründe für die erfolgreiche Ausbreitung des Markenartikels sind in den Bedürfnissen der Konsumgüterindustrie zu sehen. Nach dem Weltkrieg traf die Industrie auf eine Vielzahl von kleinen aufgesplitterten, kapitalschwachen Einzelhandelsbetrieben, deren Personal nur unzureichend kaufmännisch ausgebildet war. Eine solche Struktur war kaum in der Lage, die Produkte eines Massenkonsumgütermarktes adäquat zu vertreiben. Eine Konsequenz – neben der Modernisierung des Handels – bestand daher darin, mit Hilfe des Markenartikels ein eigenes Vertriebs- und Beschaffungssystem zu schaffen, indem der Hersteller Qualität, Form und Preis bestimmt, für den Markenartikel direkt beim Verbraucher wirbt und dadurch den Handel zwingt, diese Artikel in das Sortiment aufzunehmen. Die Industrie übernahm damit »klassische« Aufgaben eines selbstständigen Kaufmanns, indem sie sowohl in die Zusammensetzung dessen Sortiments als auch in die Kalkulation des Warenpreises eingriff.²¹

Sämtliche Handelsketten haben daher immer wieder versucht, mit eigenen Markenartikeln ihre Kunden an sich zu binden und den übermächtigen Herstellermarken entgegenzutreten. Wolfgang Disch schätzte den Umsatzanteil der Handelsmarken bei der Edeka und der Rewe Anfang der sechziger Jahre auf 10%, bei den Konsumgenossenschaften entfielen seiner Schätzung nach ein Drittel des Umsatzes auf GEG-Erzeugnisse. Ebenfalls gab es bei den freiwilligen Ketten eigene Marken, deren Umsatz nicht unbeträchtlich zwischen 7% bei der »VIVO« und 25% bei der »Afu« lagen.²² Hartl gibt den Anteil der Handelsmarken im Lebensmitteleinzelhandel in den fünfziger Jahren mit rund 25% an.²³ Bestimmend jedoch blieben die Herstellermarken:

Tabelle: Umsatzanteil der Herstellermarken im Lebensmitteleinzelhandel 1959

Back- und Puddingpulver	80 %
Dauermilcherzeugnisse	85 %
Kaffee	40 %
Kaffeemittel	90 %
Margarine	80 %
Schaumweine	40 %
Schokoladenerzeugnisse	70 %
Spirituosen	25 %
Suppenerzeugnisse	90 %
Teigwaren	60 %
Zuckerwaren	15 %

Quelle: Renate Aengenendt, Die freiwilligen Handelsketten in der Bundesrepublik, Köln/Opladen 1962, S.16-17

III. Einkauf

Laut Hartl existierten für Kaffee die umsatzstärksten Handelsmarken, während Rama, Sanella, Maggi, Knorr, Oetker und Bärenmarke zu den umsatzstärksten Herstellermarken gehörten.²⁴ Mellerowicz schätzte für 1958, daß vom Gesamtumsatz im Lebensmittelhandel von 24,2 Milliarden DM auf die Markenartikel 6,05 Mrd. DM, d.h. 25,0% entfielen.²⁵

Der Markenartikel versprach gleichbleibende, gewohnte Qualität, sein Äußeres war vertraut, man wußte, was man in der Einkaufstasche nach Hause trug. In einem vielfältigeren, aber auch unübersichtlich werdenden Angebot bot er Orientierung. In der Auswertung einer Verbraucherbefragung der GfK aus dem November 1955 stellte Gudrun Geile fest, »daß der Verbraucher mehr und mehr zum Einkauf von Markenware übergeht.«²⁶ Vor allem im Bereich des täglichen Bedarfs achteten die Verbraucher durchweg auf Markenwaren: »Früher ließ sich der Verbraucher in den allermeisten Fällen vom Verkäufer beim Einkauf beraten,« so ein Korrespondent aus Friedrichsgabe. »Das hat sich gewandelt. Heute verlangt der Kunde einen ganz bestimmten Artikel, auf den er durch die Werbung aufmerksam gemacht worden ist. Er geht sogar aus dem Geschäft, wenn er die gewünschte Marke nicht erhalten kann.«²⁷ Man achte mehr auf Qualität, das Billigste sei nicht mehr das Beste. Markenartikel, die im Preis höher lägen als »anonyme« Waren, vermittelten das Gefühl, sich etwas leisten zu können. Eine Korrespondentin aus Karlsruhe schrieb: »Interessant ist es zu beobachten, daß heute die Arbeiterfrau viel eher die teuren Markenartikel verlangt, so aus dem Gefühl heraus: ›Ich kann mir das leisten!‹ Ich höre solche Äußerungen öfters. Wenn mal einer dieser Artikel nicht vorrätig ist, da wird so etwas abfällig bemerkt: ›Wir nehmen nur Bärenmilch!‹.«²⁸

Der Markenartikel wurde als etwas Besonderes geschätzt, dessen Kauf von der Ambivalenz abhing zwischen dem Gefühl, sich solche Waren jetzt leisten zu können, und dem Bestreben, die Differenz zum Alltäglichen nicht unbedacht einzuebnen. Gern würden sie Markenschokolade kaufen, antworteten die Käuferinnen in derselben Umfrage, aber sie wäre häufig leider unerschwinglich. »Für die Kinder kaufe ich nie Markenschokolade, die verstehen doch nichts davon.« (Beamtenfrau, 40 Jahre) Aber: »Zum Verschenken nur Markenschokolade, das ist immer etwas Reelles!« (Arbeiterfrau, 65 Jahre). Das Besondere, Nicht-Alltägliche der Markenware tritt in beiden Antworten klar hervor. »Wenn wir uns schon keine Butter aufs Brot leisten können, dann wollen wir wenigstens eine gute Margarine haben, und Markenmargarine ist besser.« (Rentnerin, 65 Jahre)²⁹

Über die notwendigen Eigenschaften eines Markenartikels herrschte zu Beginn der fünfziger Jahre noch weitgehende Übereinstimmung. Drei Viertel benannten als Kriterien von Markenartikeln den geschützten Namen, das gleiche Gewicht, den gleichen Preis, die gleiche Qualität und

die Garantierklärung.³⁰ 1958 hatte sich dieses Bild bereits differenziert. Jetzt standen gleicher Preis und gleiche Qualität vor allen anderen Kriterien weit oben.³¹ Anfang der sechziger Jahre fiel auch der gleichbleibende Preis als wichtiges Merkmal eines Markenartikels zurück, während nun allein die gleichbleibende Qualität für drei Viertel der befragten Personen das wichtigste Kennzeichen eines Markenartikels darstellte.³² Mitte der sechziger Jahre achteten fast alle Konsumenten auf die Marke, wenn sie Zigaretten, Hautcreme oder Margarine kauften.³³ Über die Hälfte der Befragten befürwortete die Artikelvielfalt, obwohl sich zum Beispiel sowohl für die positive Einstellung zur Markenvielfalt bei Zigaretten als auch zur Aussage, es gäbe zu viele Zigaretten-Marken, jeweils breite Mehrheiten unter den Befragten fanden. Ähnliche, wenngleich nicht so extreme Widersprüche traten bei Lippenstiften, Hautcremes, Seifen, Schokoladen und Waschmitteln auf.³⁴ Die Gefühle gegenüber dem Warenangebot waren also durchaus gemischt, was aber zum Ende der sechziger Jahre hin eher als Indiz eines »schlechten Gewissens« gegenüber dem Wohlstand gewertet wurde.³⁵

Die Treue zu den »alten« Marken der Vorkriegszeit hat die fünfziger Jahre nicht überdauert. Wie brüchig die Verbindung zwischen der Realität des sich abzeichnenden Massenkonsums und den Trümmern der tradierten Mentalität war, in der die Treue einen exponierten Platz eingenommen hatte, sprachen Korrespondentenberichte wie der folgende unumwunden aus:

»Genau so, wie das Wort »Treue« bei der Hetze der Zeit seine große Bedeutung bei gar vielen Menschen eingebüßt hat, ich meine, daß dieses Wort nicht mehr den edlen Klang hat, so steht es mit dem Begriff der »Markentreue«. Das Leben mit seinem Auf und Ab (Friedenszeit-Kriegsnöte-Elends- und Hungerjahre) hat den Menschen gezeigt, daß Treue oft nur ein leerer Wahn ist.«³⁶

Das diskrete Schweigen über den Nationalsozialismus, der sich hinter den Worten »Friedenszeit« und »Kriegsnöte« verbarg, vermochte nicht zu verdecken, daß es eben um ihn ging. Die »Treue zu Führer, Volk und Vaterland«, die in der »Friedenszeit« und der Zeit der »Kriegsnöte« so vehement eingefordert und bitter enttäuscht worden war, hatten den Begriff Treue unterhöhlt. War »Markentreue« zu einem obsoleten Konsumverhalten geworden? »Das Leben soll abwechslungsreich sein,« schrieb ein Korrespondent aus Schleswig-Holstein, »immer neue Eindrücke, Erfahrungen und Erkenntnisse bringen. Man will nirgends nachstehen, möglichst das Leben genießen, auskosten bis zur Neige.«³⁷

14.2. Verpackung

Markenartikel schufen im Unterschied zur losen oder anonymen Ware der Warendistribution eine neue Dimension, die die Praxis des Einkaufs

III. Einkauf

fens grundlegend verändert hat: die Gestaltung der Verpackung. »Erst die Verpackung«, schrieb Georg Bergler, »hat den wirklich modernen Typ des Massenartikels geschaffen. Jetzt erst ist ein Erzeugnis vollständig austauschbar und hat doch in jedem einzelnen Stück, eben durch seine Verpackung, ein charakteristisches Gesicht, so daß es für den Käufer doch zum individuellen Erzeugnis wird.«³⁸ Die Doppelfunktion der Verpackung, nämlich einerseits Schutz der Ware zu sein, andererseits als Werbeträger zu dienen, verschob sich zugunsten der letzteren.³⁹ Die Verpackung umhüllte die neuen Massenartikel mit einem Gewand, das auf seiner Fläche Platz für alle Versprechungen bot, mit der die Kunden zum Kauf überredet werden sollten. »Es kann keinem Zweifel unterliegen,« schrieb einer der führenden Werbefachleute, Hanns F.J.Kropff, 1951, »das ganze Gebiet der Packung ist in einer bemerkenswerten Bewegung. Von den neuen Materialien bis zu den Maschinen, von den Methoden der Herstellung bis zur Gestaltung und Prüfung der Entwürfe, zeigt sich das deutliche Streben nach einer Evolution im Sinne der betonten Qualität. Eine moderne Packung vermittelt automatisch den Eindruck eines Qualitätsproduktes und wirkt dadurch in Richtung einer Suggestion des Wertes. Diese Neigung bisher meistens von der Sorge um den allzu hohen Preis überdeckt, wird immer sichtbarer, je mehr sich die Packung zum *selbständigen Werbemittel*, geradezu zum *Ersatz des Verkäufers entwickelt*.«⁴⁰

Die Durchsetzung der Selbstbedienung als Massendistributionsform erforderte zwingend, daß die Artikel vorgepackt waren und in standardisierten Packungen zur Verfügung standen. Die Edeka begann Mitte der fünfziger Jahre, mit Kleinpackungen für den aktuellen Bedarf die bis dahin gebräuchlichen Vorratspackungen in ihren Geschäften zu ersetzen. Laut Jahresbericht 1955 hatte sich der Umsatz mit maschinell vorgepackten Sichtbeuteln in diesem Jahr verdoppelt.⁴¹ Ein Jahr später stellte die Edeka fest, daß sich auch auf dem Land die Einkaufsgewohnheiten änderten: »In einem weiträumigen Landgebiet mit vorwiegend bäuerlicher Verbraucherschichtung konnten die Umsätze in bestimmten (früher nur lose gehandelten) Artikeln durch das Verpacken in Sichtbeuteln auf das Sechsfache ausgedehnt werden.«⁴² 1961 schließlich war die Umstellung auf vornehmlich vorverpackte Waren in der Edeka vollzogen.⁴³ In den siebziger Jahren hatte der Anteil der vorverpackten Waren im Handel insgesamt die 90%-Marke erreicht.⁴⁴

In technologischer Hinsicht revolutionierten die Kunststoffe die Verpackungen.⁴⁵ Vor dem Krieg entfielen noch 42% aller Verpackungsmittel in Deutschland (also einschließlich der industriellen Verpackungen) auf Tüten, Beutel, Packpapier und Kartonagen, 20% auf Fässer und Kisten, 14% auf Textil- und Papiergewebesäcke und 12% auf Flaschen und andere Glasverpackungen.⁴⁶ Noch während des Krieges wertete das Institut

für Wirtschaftsbeobachtung der deutschen Fertigware in Berlin sehr akribisch englische und US-Fachzeitschriften auf technische Innovationen bei Verpackungsmaterialien hin aus.⁴⁷ Ein besonderes Interesse fanden dabei die Berichte über neue Kunststoffe.⁴⁸

Nach dem Krieg blieben Pappe und Papier die hauptsächlichen Verpackungsmaterialien, und auch unter den Konsumenten hielt sich der Sparsinn aus Kriegs- und Nachkriegsjahren. Noch 1953 äußerten in einer Verbraucherumfrage über 60% der Befragten, daß sie altes Packpapier wiederverwendeten, was die Verpackungsindustrie dazu veranlaßte, durch eine Gemeinschaftswerbung »den Kampf gegen die Bedürfnislosigkeit in der Verpackung beim Endverbraucher zu eröffnen«.⁴⁹ Zur selben Zeit gaben sich schon drei Viertel der Befragten nicht mehr damit zufrieden, daß Lebensmittel lose und unverpackt in den Handel kämen, und ein Großteil bevorzugte als geeigneteste Verpackung für Lebensmittel die Allsicht-Packung.⁵⁰ Neben Weißblech erzielte der neue Verpackungstoff Aluminium beachtliche Zuwachsraten, weil mittlerweile Aluminium-Folie als Verpackungsmaterial außer für Schokolade auch für Tabak, Butter, Margarine, Schnittbrot oder für Suppenbeutel, Kaffee und Tee benutzt wurde. Den dritten Rang unter den Verpackungsmaterialien nahm das Glas ein.⁵¹ Dabei kam dem Glas eben jene Transparenz zugute, die die Verbraucher eingefordert hatten. Glas läßt hindurchblicken, ohne fassen zu können. »Appetite appeal« nannten die Werber den Eindruck, den eine Klarsichtpackung vermittelte.

Vor allem aber prägten die neuen Kunststoffe das Bild der fünfziger Jahre. Kunststoffe liessen sich glasklar, farbig, völlig undurchlässig oder »atmend«, metallhart oder geschmeidig, elastisch oder stabil herstellen, sie konnten beliebig bedruckt und gestaltet werden⁵² – kurz, Kunststoffe waren *das* Verpackungsmaterial des Massenkonsums. Die größte Verbreitung fanden die Folien Polyäthylen und Polyvinylchlorid, kurz PVC genannt, dessen Produktion im Deutschen Reich bereits 1934 aufgenommen worden war.⁵³ Polyäthylen eignete sich besonders gut für Nahrungsmittel-Frischhaltepackungen, weil es farblos, transparent, weich, dehnfähig und sehr beständig gegen Chemikalien ist. PVC wiederum konnte in jedem Farbton hergestellt werden und ließ sich beliebig prägen, bedrucken oder mit Papier bzw. Metallfolie kaschieren.⁵⁴

Eine erfolgsträchtige Verbindung von Transparenz und Kunststoff gelang mit der Entwicklung eines durchsichtigen Verpackungsmaterials, dessen ursprünglicher Warenname »Zellglas« im alltäglichen Gebrauch bald durch den Markenname des Herstellers, »Cellophan«, ersetzt wurde. In einer Marktanalyse des Instituts für Demoskopie Allensbach berichteten 82% der befragten Einzelhändler 1950, daß sich bestimmte Waren, in erster Linie Lebensmittel besser verkaufen ließen, wenn sie in »Cellophan« verpackt seien.⁵⁵ Die Durchsichtigkeit der Verpackung offen-

III. Einkauf

barte – scheinbar – deren Inhalt und hielt durch die Verpackung die Konsumenten zugleich auf Distanz.

Das »Gewand« der Ware, die Ästhetik ihres Warenkörpers wurde zum entscheidenden Faktor in der »Konkurrenz« der Waren im Regal. Die Ware mußte durch ihr Äußeres, ihre Form den Gebrauchswert versprechen, den sich der Kunde von ihr erhoffte. Die Verpackung wurde damit zur Projektionsfläche einer Vielzahl von Wünschen und Verführungen; Farben erhielten einen strategischen Platz in den Absatzüberlegungen der Unternehmen. Hanns F. J. Kropff schrieb zum Beispiel über die Farbe Blau bei Lebensmitteln:

»Den Gegenpol zu Rot, das die meisten Eßwaren färbt, bildet die unstofflichste Farbe, das Blau. Es gibt nichts Eßbares, das himmelblaue Farbe trägt oder ohne eine Beinträchtigung des Geschmacks tragen kann... Hellblau ist die Farbe der Kälte und Leere. In ihm liegt die Tiefe des Himmels und damit der Unendlichkeit. Als Farbe des Sphärischen wird es schon von der Natur her von der Tafel ferngehalten.«⁵⁶

Aus diesem Grund verwenden die Packungen für Tiefkühlkost sehr häufig die Farbe blau, um eben jene Reinheit und Kühle ihrer Waren zu versprechen. Helmut Bräuer definierte die Wirkung von verschiedenen Farben folgendermaßen:

»Schwarz ist als Verpackungsfarbe wenig geeignet und findet als solche auch nur selten praktische Anwendung. Sie erweist sich allenfalls dann als sinnvoll, wenn das Dunkle der Packung auf die Farbe und den Verwendungszweck des Inhalts hinweisen will (Schuhcremedosen).

Auch die Farbe Grau wird relativ selten als Packungsfarbe verwendet, weniger wegen ihrer Gefühlsneutralität, sondern vielmehr »wegen der unterbewußten Erinnerung an Schmutz« (Domizlaff). Die Assoziation der Packung mit dem Unappetitlichen und Schädlichen würde sich automatisch auf das Produkt übertragen.

Hingegen stimuliert die weiße Farbe das unterbewußte Gefühl der Reinheit und Hygiene. Bemerkenswert ist, daß gerade die weiße Farbe – von der Domizlaff noch behauptet, sie wäre »wenig geeignet, Marken massenpsychologisch zu unterstützen und Sympathien zu erwecken« – in den letzten Jahren eine auffallend häufige Verwendung für Packungen erfährt, was nicht zuletzt auf den diesbezüglichen Einfluß des amerikanischen Marktes zurückzuführen ist. Die vegetative Natur der grünen Farbe assoziiert das Gefühl der Frische und Naturreinheit, wozu noch kommt, daß diese Farbe auf das Auge besonders beruhigend wirkt. Ihre bevorzugte Verwendung als Packungsfarbe für vegetarische Produkte wird bei einer Schaufensterbetrachtung der Reformhäuser augenscheinlich. Das Rot hingegen ist – nach einem Experiment des Amerikaners Lukish – neben Tief-Orange die »aufregendste Farbe«. Wohl als Farbe des Blutes übt sie erfahrungsgemäß eine spezifisch anregende Wirkung auf die »Primitivperson« aus. Nicht zuletzt auch wegen der großen Aufmerksamkeitswirkung steht die rote Farbe in ihrer Verwendung für wirtschaftliche Güter und Packungen mit 77 % (nach Jaederholm) an erster Stelle.«⁵⁷

14.3. Werbung

Tiefenpsychologie und Motivforschung waren in den fünfziger Jahren bei den Herstellerfirmen stark gefragte Kompetenzen.⁵⁸ Werbung, auch für

Nahrungsmittel, sollte sich von der Substanz und dem alltäglichen Funktionszusammenhang, in dem der Artikel benutzt wurde, ablösen und auf andere Bedürfnisse anspielen.⁵⁹

Ernest Dichter, Leiter des Institute for Motivational Research in den USA, riet den Werbeleuten, die Bedeutung, die die jeweiligen Waren im Seelenleben besäßen, zur Grundlage ihrer Arbeit zu machen. »Wenn es mir gelingt, einen Kuchen, eine Zigarette, ein Angelgerät oder eine Flasche Whisky so zu beschreiben, daß ihre tiefste Seele, ihre Grundbedeutung, die sie für den modernen Menschen haben, deutlich werden, dann wurde damit eine direkte Verbindung hergestellt. Ich habe eine Brücke geschlagen zwischen meiner Werbung und dem Verbraucher. Ich habe ihn motivlich, so stark es nur irgend möglich war, beeinflußt, durch den Kauf der Ware all die Erfahrungen zu sammeln, die ich ihm vorher versprochen habe.«⁶⁰ Noch im Juni 1989 sprach Hermann Bahlsen in der NDR-Fernsehsendung »Norddeutsche Profile« davon, daß die Firma keine Kekse verkaufe, »sondern eine Verpackung mit einem Versprechen. Wir verkaufen ein Gefühl, nämlich das Versprechen für Genuß und Lebensfreude.«⁶¹

An zwei Beispielen will ich zeigen, wie die Werbung in den fünfziger Jahren – obgleich gegenüber den raffinierten und subtilen Werbekampagnen heutzutage noch von geradezu altmodischer Anmutung – versuchte, die Stofflichkeit der Ware, ihren »Gebrauchswert« in den Hintergrund zu rücken und andere Bedürfnisse anzusprechen.⁶² Im Oktober 1958 kam das Drei-Glocken-Werk mit einer neuen Nudelsorte auf den Markt: den »Sputniks«, kurzen, gedrehten Nudeln, die sich von dem bisherigen Nudelangebot, nämlich Bandnudeln, Makkaroni, Spaghetti und Fadennudeln, deutlich abhoben. Innerhalb kurzer Zeit setzte das Unternehmen eine rasch steigende Menge der »Sputniks« ab und die Konkurrenzunternehmen stark unter Druck. Vor allem der Marktführer Birkel, der in diesen Wochen Umsatzrückgänge bis zu 30% hinnehmen mußte, war gezwungen, zu reagieren. Dessen ursprünglichen Plan, dem Industrieverband eine Gemeinschaftsaktion »Eßt mehr Nudeln!« vorzuschlagen, um dadurch die Nachfrage zu beleben, war durch das neue Produkt obsolet geworden.⁶³

Birkel entwickelte daher seinerseits eine ähnliche Nudelsorte, die »Zöpfli«, und begann im Sommer 1959 mit einer großen Werbekampagne den Marktanteil der »Sputniks« zurückzudrängen. Durch Rundfunk, Fernsehen, Tageszeitungen und Zeitschriften warb Birkel für die »kernigsaftige Kurznudel, die sich mit allen guten Zutaten und Gewürzen des Essens vollsaugt und dadurch vielfältig fein wie Pastete schmeckt.«⁶⁴ »Gabelfertig« hieß das Schlüsselwort der Werbekampagne, um den Unterschied zu den Langnudeln kenntlich zu machen. Ein Jahr später stellte das Institut für Demoskopie Allensbach fest, daß nahezu 80% der repräsen-

III. Einkauf

tativ befragten Hausfrauen den Namen »Zöpfli« kannten, und 35% wußten, daß diese Nudeln von Birkel stammten. Über zwei Drittel konnten die Packung ohne den Namenszug »Zöpfli« richtig identifizieren: »Zöpfli« waren als Markenartikel durchgesetzt.⁶⁵

Das Fallbeispiel der »Sputniks« und »Zöpfli« zeigt, daß die Lebensmittelindustrie den Markt für Nahrungsmittel Ende der fünfziger Jahre als einen offenen Markt begriff, auf dessen teilweise stagnierende Tendenzen mit herkömmlichen Kampagnen wie »Eßt mehr Nudeln!« nur inadäquat reagiert werden konnte, wohingegen mit neuen industriellen Produkten durchaus neue Marktanteile zu sichern waren. Andererseits genügte es nicht allein, ein neues Produkt zu entwickeln, es mußte gleichfalls massiv beworben werden. »Gabelfertig« hieß die zentrale Botschaft, die den Konsumenten nicht nur versprach, daß die neuen Nudeln besser schmeckten, sondern vor allem einfacher zu essen seien. »Convenience food« lautete später die Bezeichnung für solche Produkte. Dazu war ein großer Werbeaufwand, auch in dem neuen Medium Fernsehen, vonnöten, um »Zöpfli« auf dem Markt durchzusetzen.

Das zweite Beispiel: »Rama«.⁶⁶ In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre erachteten die Manager der Margarine-Union, Hamburg, den Markt reif für eine neue, bessere Margarine der gehobenen Preisklasse, die den erhöhten Ansprüchen sowie dem steigenden Lebensstandard gerecht werden sollte. »Rama«, die als »Rama im Blauband«⁶⁷ bei den älteren Hausfrauen noch in guter Erinnerung war und mit der Rationierung von Lebensmitteln 1939 als Marke eingestellt werden mußte, sollte wieder eingeführt werden. Die neue »Rama« hatte sich gegen das Konkurrenzprodukt »Sanella« aus dem eigenen Haus zu behaupten, die bereits am Markte war und den Zusatz »die feine« erhalten hatte, der einstmals »Rama« vorbehalten war.

Die entscheidende Idee, mit der die verantwortliche Werbeagentur Lintas die Wiedereinführung der »Rama« im Herbst 1954 betrieb, bestand darin, den Margarinewürfel in eine goldfarbene Folie zu verpacken.⁶⁸ In einem Test, bei dem einer Gruppe von Hausfrauen Margarinebrote gereicht wurden und ihnen dann die angeblich verschiedenen Margarinesorten in silber- und goldfarbenen Verpackungen gezeigt wurden, entschieden sich fast alle spontan, daß die Brote, die mit der Margarine aus der Goldpackung bestrichen waren, viel besser als die anderen schmeckten. Von vornherein wurde die neue »Rama« mit dem Zusatz »Delikateßmargarine mit dem vollen naturfeinen Geschmack« bedacht und absichtsvoll zu einem höheren Preis als die übrigen Margarinesorten verkauft. Das Emblem der »Rama«-Verpackung, das sog. Holland-Mädchen, das in Wirklichkeit die Tracht einer Vierländerin trug, war innerhalb kurzer Zeit so bekannt, daß in einer Testreihe etliche der Testpersonen das »Rama«-Bild schon nach wenigen Bildausschnitten wiedererkannten.⁶⁹

Die Wiedereinführung der »Rama« zielte deutlich auf die Konkurrenz zur Butter und wollte das neue Markenprodukt vom Image der »billigen Margarine« befreien. Der bewußt hohe Preis, die Konnotation mit den Begriffen »Delikateß« und »fein«, die Anstrengungen der Werbeagentur, »Rama« in einem hübsch dekorierten Ambiente zu zeigen, sie mit einem »königlichen Frühstück« zu verbinden, hatten allesamt den Sinn, ihr den Geschmack des »Feinen« zu verleihen und sie auf die Ebene der »guten Butter« zu heben. Die Nachfrage nach »Rama« war bald so groß, daß sich die Margarine-Union in einer Übereinkunft mit dem Bundeswirtschaftsministerium entschloß, den »Rama«-Anteil am Margarineabsatz auf 60% zu beschränken. Anfang der sechziger Jahre besaß »Rama« einen Marktanteil von etwa 40%, während die zweitstärkste Marke »Sannella« bei 15% lag.⁷⁰ Zwar hat die Werbekonzeption, die Komposition der Zeichen dem einzelnen Produkt »Rama« genutzt, dem Konsum von Margarine insgesamt jedoch nicht. Das Jahr 1956 war der Höhepunkt des Margarineverbrauchs in der Bundesrepublik, von da an nahm der Verbrauch von Butter stetig zu. Bei allen Werbebemühungen konnte auch die »Rama«-Kampagne die nachhaltige Verknüpfung von Butter mit einer »anspruchsvollen Küche« nicht lösen.

In »Das Kapital« schrieb Karl Marx zu Beginn über die Ware: »Die Ware ist zunächst ein äußerer Gegenstand, ein Ding, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt. Die Natur dieser Bedürfnisse, ob sie z.B. dem Magen oder der Phantasie entspringen, ändert nichts an der Sache.«⁷¹ Im Unterschied zu vielen seiner Epigonen, die Gedanken über falsche und wahre Bedürfnisse des Menschen anstellten,⁷² hat Marx die Natur dieser Bedürfnisse mit Absicht offen gehalten. Der Marxschen Überlegung folgend ist es keineswegs zwingend, den Gebrauchswert einer Ware an einen engen Begriff von Nützlichkeit zu binden, wie das etwa mit dem Begriff der »materiellen Reproduktion« später geschehen ist. Vielleicht hat diese Beschränktheit mit der Stofflichkeit der Ware zu tun, mit der Tatsache, daß ihr erster Eindruck der eines Dinges ist. Doch gerade die kulturelle, symbolische Bedeutung, die sich im Tausch der Waren vollzieht, wächst in einer Gesellschaft, in der Waren sich zunehmend von den unmittelbaren körperlichen Bedürfnissen lösen (die immer auch kulturell definiert sind) und viel mehr eben den Bedürfnissen der »Phantasie« dienen.

Die entscheidende Verwandlung, die die Ware im Zeitalter des Massenkonsums erfährt, ist: sie ist substituierbar. Sie muß sich einerseits in hohen Stückzahlen verkaufen und andererseits dergestalt präsentieren, daß sie ihre »Konkurrentinnen« aussticht. »Gäbe es jene Warensseele, von der Marx gelegentlich im Scherz spricht,« hat Walter Benjamin geschrieben, »so wäre es die einfühlsamste, die im Seelenreiche je begegnet ist. Denn sie müßte in jedem den Käufer sehen, in dessen Hand und Haus sie

III. Einkauf

sich schmiegen will.«⁷³ Bevor sie sich einschmiegen kann, muß die Ware ihren Käufer erreichen, aber – »die Waren können nicht selbst zu Markte gehen und sich nicht selbst austauschen. Wir müssen uns also nach ihren Häuptern umsehen, den Warenbesitzern.«⁷⁴ In der Vielfalt des Warenangebots wird jener Warenbesitzer wichtig, der über Geld verfügt und die Ware kaufen soll und will. Seine Verwandlung in den »König Kunden« ist vielleicht einer der gelungensten Fetischisierungen der Ware, indem nicht nur soziale Beziehungen sich im Verhältnis Mensch-Ding ausdrücken, sondern dieses Verhältnis hierarchisch überhöht wird und die gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen untereinander in des Wortes doppelten Sinn erfolgreich maskiert werden. Die stoffliche Warenwelt schuf imaginäre Räume, in denen sich die Beziehungen ausbreiteten, die den Käufer zum Kauf veranlaßten und in denen er sich und seine Umwelt konstituiert. »Es ist, als ob anstelle der Menschen die Dinge (Waren) selbst an ihren Platz glauben würden,« schreibt Slavoj Žižek. »Es ist, als ob all der Glauben, Aberglauben und all die metaphysischen Mystifizierungen, die die rationale und nützliche Persönlichkeit überwunden hat, sich nun in ›sozialen Beziehungen von Dingen‹ verkörpert hätten. Die Menschen glauben nicht mehr, aber die Dinge selbst glauben an ihren Platz.«⁷⁵

Die Verlagerung des »Gebrauchswertversprechens« (Wolfgang F. Haug) von der kommunikativen Überzeugungsarbeit des Verkäufers auf die semiotische Kraft der Warenästhetik war die wesentlichste Änderung des alltäglichen Einkaufs im Lebensmittelgeschäft in den fünfziger und sechziger Jahren.⁷⁶ »Das Ästhetische der Ware im weitesten Sinne: sinnliche Erscheinung und Sinn ihres Gebrauchswertes löst sich hier von der Sache ab. Schein wird für den Vollzug des Kaufaktes so wichtig – und faktisch wichtiger – als Sein.«⁷⁷

In dieser Distributionsform mußte der Markenartikel an Bedeutung gewinnen. Angesichts zunehmender, verwirrender Warenvielfalt versprach der Markenartikel Kontinuität, gleichbleibende, gewohnte Qualität. Er gab den Waren ein »Gesicht«, ein vertrautes Äußeres – und einen Namen. Markenartikel vermittelten aber nicht allein Vertrautsein, sondern ebenfalls Differenz. Gegenüber den anonymen Waren, die oftmals billiger waren, bot der Markenartikel die Möglichkeit der Distinktion, das Gefühl, sich jetzt solche teureren Waren leisten zu können. Ist es Zufall, daß die Kieler Familie Z. in den fünfziger Jahren damit begann, die Differenz der Waren, in diesem Fall die unterschiedlichen Margarinesorten namhaft zu machen, sie mit ihren jeweiligen Markennamen in das Haushaltsbuch einzutragen?

Dabei mußte das »besondere Gesicht« des Markenartikels nicht mehr dem stofflichen Gebrauchswert der Ware entsprechen. Nahrungsmittel als Markenartikel versprachen mehr als nur zu nähren. Der Ver-

such, »Rama« durch die Goldverpackung, die Zusätze »Delikateß« und »mit dem naturfeinen Geschmack«, nicht zuletzt durch den Namen selbst (Rama – Rahm), von der industriellen, synthetischen Produktion auf die Ebene der »natürlichen«, »guten« Butter zu heben, verleugnete explizit die tatsächliche Substanz, die nach wie vor nichts anderes als Margarine war. Die Verpackung wurde zur Projektionsfläche einer Pluralität von Bedürfnissen, das Signifikat löste sich vom Referenten, jetzt endlich war das Feld frei für jegliche semiotische Codierung.





TEIL IV. DISKURSE



15. Kapitel

Rhetorik des Essens: Rezepte in der »Klugen Hausfrau« 1949 – 1965

Nachdem es in den vorangegangenen Kapiteln um die Bedeutungsebene des Konsums auf der Grundlage der Warenästhetik, der Verpackung und Werbung ging, soll nun in einem weiteren Schritt der Bedeutungswandel anhand der Diskurse über das Essen untersucht werden. Roland Barthes hat in einem kurzen Absatz skizziert, daß sich das Bedeutungssystem »Nahrung« ohne weiteres entlang der Saussure'schen Kategorien von »langue« und »parole« analysieren lasse:

»Die alimentäre Sprache [langue] besteht aus: 1. den Ausschlußregeln (Nahrungstabus); 2. den signifikanten Gegensätzen von Einheiten, die noch zu bestimmen sind (beispielsweise vom Typus salzig/süß); 3. den Regeln der Zusammenstellung, entweder der simultanen (auf der Ebene eines Gerichts) oder der sukzessiven (auf der Ebene eines Menüs); 4. den allgemein üblichen Etiketten, die vielleicht wie eine Art alimentäre Rhetorik funktionieren. Was das alimentäre ›Sprechen‹ [parole] betrifft, so umfaßt es alle persönlichen (oder familiären) Variationen der Zubereitung und Zusammenstellung (man könnte die Küche einer Familie, die eine bestimmte Anzahl von Gewohnheiten hat, als Idiolekt betrachten).«¹

So knapp diese Skizze ausgefallen ist, so anspruchsvoll ist die Aufgabe, eine strukturalistische Analyse des Essens vorzunehmen. Sieht man von der großen Arbeit Claude Levi-Strauss' über indianische Mythen, die sich zu einem großen Teil auf die Geschichten vom Rohen und Gekochten, von Nahrungsmitteln und Zubereitungsweisen stützt,² von kleineren Studien wie die »Entzifferung« einer Mahlzeit von Mary Douglas³ oder die leider nicht fortgeführten Arbeiten von Ulrich Tolksdorf ab,⁴ so ist bis heute das Buch über »Die Sprache des Essens« nicht geschrieben worden. Natürlich haben sich Literaturwissenschaftler mit dem Erzählthema Essen ausführlich befaßt, aber weniger im strukturalistischen denn im vergleichenden und hermeneutischen Sinn.⁵ Eine Textanalyse von Rezept- und Diätbüchern des 16. bis 19. Jahrhunderts hat vor nicht langer Zeit Thomas Kleinspehn vorgelegt, dessen Studie über den Bedeutungswandel des Essens allerdings in erster Linie um den psychoanalytisch verstandenen Begriff »Oralität« zentriert ist und in Elias' Zivilisations-Konzept gründet,⁶ so daß eine sozialgeschichtlich wie diskursanalytisch orientierte Untersuchung des Essens nach wie vor aussteht.⁷

Dies kann das auch vorliegende Kapitel selbstverständlich nicht leisten, zumal die Aufmerksamkeit von Sozialhistorikern für Sprache und Diskurse, wie Peter Schöttler ausführte, sich erst jetzt zu regen beginnt.⁸

Aber als ein tastender, experimenteller Versuch, die Analyse von Redeweisen für sozialgeschichtliche Fragestellungen nutzbar zu machen, ist dieses Kapitel schon beabsichtigt. Aus der Fülle der Reden über das Essen, von der alltäglichen Kommunikation in der Familie, dem Austausch von Erfahrungen und Ratschlägen bis hin zum professionellen Diskurs der Köche, habe ich die Rezeptseite der Edeka-Kundenzeitschrift »Die kluge Hausfrau« ausgewählt, weil sie in einer formalisierten, und damit auch vergleichbaren, Textform kontinuierlich während des gesamten Untersuchungszeitraums von 1949 bis 1965 die Zubereitung des täglichen Essens zum Gegenstand hatte. Zudem stand sie in ihrer Verbreitung als kostenlose Kundenzeitschrift über sämtliche Edeka-Geschäfte der Bundesrepublik, wie eine Leserinnen-Analyse Anfang der sechziger Jahre zeigt, jenem Typus Arbeitnehmerhaushalt sehr nahe, der die Grundlage der Verbrauchsanalyse im ersten Teil dieses Buches bildete.⁹ Unter den regelmäßigen Leserinnen lagen die 40-49jährigen Hausfrauen an der Spitze, mehrheitlich aus Arbeiter-, kleinen Angestellten- und Beamtenfamilien mit niedrigerem Einkommen. Überdurchschnittlich viele Leserinnen hatten Haushalte mit vier und mehr Personen und lebten in Klein- und mittleren Städten. 15,2% der befragten Frauen hatten in den vorangegangenen drei Wochen »Die kluge Hausfrau« gelesen, 12,4% in den letzten sieben Tagen, und 8,3% der Frauen lasen »Die kluge Hausfrau« regelmäßig.¹⁰

Kundenzeitschriften, also überwiegend kostenlose Zeitschriften, die sowohl Hersteller als auch Handelsunternehmen vornehmlich über den Einzelhandel an ihre Kunden verteilen, sind eng mit der Entwicklung des Massenkonsums verbunden und zumeist in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts gegründet worden.¹¹ »Die kluge Hausfrau«, bereits vor dem Krieg gegründet, erschien seit 1949 im vierzehntägigen Rhythmus und erreichte Mitte der fünfziger Jahre eine Auflage von über einer Million Exemplare. Ab 1955 kam »Die kluge Hausfrau« wöchentlich heraus und konnte ihre Auflage bis zum Beginn der sechziger Jahre auf über 1,6 Millionen Exemplare steigern. Sie war damit die größte Kundenzeitschrift des Lebensmittelhandels in den fünfziger Jahren und ein Massenblatt, das sich in der Auflage mit den Publikumsillustrierten »Stern«, »Quick« und »Constanze« messen konnte.¹²

In den fünfziger Jahren war der Ton der »Klugen Hausfrau« familiär, vertraut, die Zeitschrift pries sich als Freundin der Hausfrau an. Ihre Themenseiten widmeten sich vor allem der Hauswirtschaft, gaben Tips und machten auf neue Entwicklungen aufmerksam. Die »Kluge Hausfrau« sprach die Frauen vor allem als »moderne« Frauen an, die aufgeschlossen sind gegenüber technischen Verbesserungen und Erleichterungen der Küchenarbeit oder gegenüber medizinisch-wissenschaftlichen Empfehlungen zur Ernährung. Dazu gehörte auch, sich der Rolle als Ver-

IV. Diskurse

braucherin bewußt zu werden: Die Hausfrau als unverzichtbarer und wichtiger Teil der Marktwirtschaft, durch deren Hände Millionen Mark gingen, war ein immer wiederkehrendes Thema der »Klugen Hausfrau«.

Die Rezeptseite belegte in der Regel die Seite 4. In den Jahren von 1949 bis 1953 stand sie unter der allgemeinen Überschrift »Lesen, kochen und genießen!«, danach wurden Themenüberschriften wie »Grüne Bohnen«, »Kohl – abwechslungsreich serviert«, »Festtagstorten« u.ä. üblich. Acht bis neun Rezepte präsentierte die Seite in der Regel, die sowohl Vorspeisen, Hauptgerichte als auch Nachspeisen umfaßten, also jeweils zu Menüs kombiniert werden konnten, wobei den Hauptgerichten deutlich der Vorrang zukam. Ein wöchentlicher Speiseplan, der bis 1953 fester Bestandteil der Rezeptseite war, schlug den Leserinnen mit den aufgeführten Rezepten tägliche Hauptmahlzeiten vor, die entweder nur aus einem Hauptgericht bestanden oder jeweils um eine Vor- bzw. Nachspeise ergänzt waren.

Das jeweilige Rezept war in drei Teile gegliedert: in den Namen des Rezepts, die Liste der Zutaten mit Mengenangaben und die Anleitung für die Zubereitung. Hier ein Beispiel aus dem Jahr 1952:

»Veroneser Spaghetti

250 g Spaghetti, 1 l kochendes Salzwasser, 250 g Leber, 250 g Pilze, 75 g EDEKA Margarine, 2 Zwiebeln, Salz, 80 g Tomatenmark, 1/8 l Wasser, etwas Zitronensaft, Zucker, 50 g geriebener Käse.

Die Spaghetti unzerbrochen in Salzwasser garkochen. Leber und Pilze in Würfel schneiden. Die Zwiebel in der Margarine rösten, Leber und Pilze dazugeben, mit Salz und Pfeffer überstreuen, Tomatenmark und Wasser dazugeben und das Ganze weichdünsten. Mit Zitronensaft und Zucker abschmecken und die Spaghetti daruntermischen. Mit Käse bestreut zu Tisch geben.«¹³

Nun ist die Analyse dieser Rezepte unter mehreren Fragestellungen möglich. Man kann die Zubereitungsanleitungen untersuchen, um der Entwicklung möglicher Rationalisierungsvorschläge auf die Spur zu kommen oder um die Verfeinerung und Diversifizierung der Zubereitungsweisen nachzuzeichnen. Ebenso könnte man ausschließlich die Liste der Bestandteile daraufhin analysieren, ob und wann feinere, teurere oder originale Zutaten aufgeführt wurden. Meine Analyse bezieht diese Perspektiven ein, setzt den Schwerpunkt jedoch auf die Bezeichnungen der Rezepte. Deren Namen verliehen den Rezepten ein eigenes, aber – wie wir sehen werden – nicht unverwechselbares und vor allem nicht unveränderliches Flair. Die Namen sprachen die Vorstellung, die Phantasie der Leserinnen an. Die Bezeichnungen bildeten Signifikanten, die sich mit einer Vielzahl von Signifikaten verknüpft werden konnten und damit eine spezifische Zeichenwelt konstituierten. Dieses Kapitel versucht eine semiotische Untersuchung der Rezeptseite, um die historische Entwicklung der verschiedenen Redeweisen über das Essen sichtbar zu machen.¹⁴ Es geht um die Ausbildung wie Wandlung dieser Zeichen, um die Rhetorik

der Rezeptseite dieser weit verbreiteten Kundenzeitschrift. Ausgeschlossen ist dabei sowohl die Ebene der Referenten, der materialen Nahrungsmittel als auch die erste Ebene des rein linguistischen Codes, also der Signifikant/Signifikat-Verbindung des Wortes Tomate beispielsweise. Die Aufmerksamkeit gilt dem Syntagma,¹⁵ d.h. der Verkettung von Zeichen in der jeweiligen Überschrift sowie deren Verknüpfung mit den angegebenen Zutaten – wenn man so will, der »illusion référentielle« (Barthes), die das jeweilige Rezept schuf, indem es unter einer bestimmten Bezeichnung bestimmte Zutaten vereinigte. Diese »Redeweise« der »Klugen Hausfrau« war autoritativ und willkürlich; die Rezepte zwangen zusammen, was nicht unbedingt zusammengehörte. Damit versteckte sich andererseits die Rhetorik der Rezepte nicht hinter dem Schein von Tradition oder Natürlichkeit. Vielmehr ist ihre Arbitrarität, ihre Fabrikation evident, so daß eine semiologische Untersuchung dieser Rezepte hoffen läßt, wenigstens zu einem kleinen Teil jenen anspruchsvollen Satz von Claude Levi-Strauss einzulösen, daß »die Küche einer Gesellschaft eine Sprache ist, in der sie unbewußt ihre Struktur zum Ausdruck bringt.«¹⁶

15.1. Die bescheidenen frühen Jahre

In den ersten Jahren nach der Währungsreform stellte »Die kluge Hausfrau« einfache Rezepte vor. Zum Beispiel gab es »Nudelpudding«, der mit Hackfleisch oder Pilzen gekocht wurde.¹⁷ Fett und Fleisch blieben 1949 rare Begriffe, Eintopfgerichte wie »Blindes Huhn« sollten neben Bohnen »wenn es geht, eine Schwarte oder ein Stückchen Fleisch« enthalten.¹⁸ Erst Jahre später, 1958, fand das »Blinde Huhn« wieder Eingang auf die Rezeptseite, diesmal mit der selbstverständlichen Anweisung, ein Pfund geräucherten, durchwachsenen Speck dazuzugeben.¹⁹ 1949 hingegen stellte Fett noch eine kostbare Zutat dar: In einem Ratschlag, wie man »In Fett schwimmend Gebackenes« sparsam zubereiten könne, hieß es:

»Eine herrliche Sache, die man sich heute gelegentlich schon wieder leisten kann. Dabei ist es aber immer sehr unrationell, wenn das kostbare Fett so sehr vom schwimmenden Teig aufgesogen wird. Das kann man verhindern, indem man ein Stückchen von einer echten Wachskerze mit dem Fett zerschmilzt.«²⁰

Auch die Weihnachtsbäckerei 1949 stand noch unter dem Eindruck der Mangelzeit. Daß ein »Echter Dresdner Christstollen in Friedensqualität« gebacken werden konnte,²¹ war ebenso eine Besonderheit, wie die Möglichkeit, wieder Zitronen in der Küche zu verwenden:

»Im letzten Winter tauchte sie zuerst wieder auf, leider erst nach Weihnachten. Jetzt ist sie aus neuer Ernte schon im Herbst da. (...) Wie haben wir sie entbehrt in den Kriegs- und Nachkriegsjahren! (...) In der Küche ist die schreckliche Zeit der Ersatzgewürze und Geschmacksaromen überwunden. (...) Die braunen und weißen Weihnachtskuchen und der Stollen, alles darf wieder mit dem feinen, natürlichen Zitronengeschmack gewürzt werden.«²²

IV. Diskurse

Die aufgezwungene Sparsamkeit aus der Rationierungszeit und die alltägliche Kunst, in Ermangelung bestimmter Zutaten mit Ersatzstoffen zu kochen, setzten sich in den Rezepten der frühen fünfziger Jahre fort, durchzogen bereits von dem Erstaunen, der Freude, nun wieder all dieser Dinge habhaft zu werden.²³ Aus den Rezepten sprach die Stimmung, daß nun wieder die »Normalität« der Vorkriegszeit eingezogen sei. Ein Aufbruch zu neuen Wohlstandsufeln ist in ihnen jedoch noch nicht zu lesen.

Wie bescheiden ein normaler Speisezettel in der »Klugen Hausfrau« aussah, zeigt ein Beispiel aus dem Sommer 1950:

- Mo Blumenkohlsuppe mit Sternchennudeln, Buchweizengrütze mit Fruchtsaft
- Di Gefüllter Wirsing mit Salzkartoffeln, Kirschsuppe mit Milchgrieß
- Mi Pilzfrikadellen mit Béchamelkartoffeln, grüner Salat
- Do Große Bohnen und Wurzeln, gewürfelter Schinkenspeck und Kartoffelmus
- Fr Gedünstete Makrelen in Kapernsoße, Salzkartoffeln, gezuckerte Beerenfrüchte
- Sa Saure Sülze mit Kartoffelschnee, Rote Grütze mit Milch
- So Brühe in Tassen, Nieren- und Herzragout im Reisrand, allerlei Gemüse, Aprikosenspeise.²⁴

Fleisch sah dieser Wochenplan werktags nur als Hackfleisch, Speck oder Sülze vor, während allein sonntags »richtiges« Fleisch auf den Tisch kommen sollte, entweder wie in diesem Beispiel Ragout oder wie in anderen Speiseplänen dieser Zeit Schmorbraten, Schweinebraten u.ä. Und noch ein Merkmal hob das Sonntagsessen vom werktäglichen ab: Sonntags wurden in der Regel drei Gänge aufgetischt, während sich die Mahlzeit in der Woche zumeist auf Haupt- und Nachspeise beschränkte.

Neben solchen engen materiellen Grenzen blieben die Rezepte noch deutlich von einer einfachen, heimischen Küche bestimmt. Kulinarische Extravaganzen waren auf den Rezeptseiten dieser Jahre ebenso wenig zu finden wie internationales Flair. Die Themen der Seiten spielten auf den häuslicher sparsamen Umgang mit Geld an (»Der Kürbis ist billig«) oder stellten Gerichte aus deutschen Regionen wie »Hamburger Aalsuppe«, »Zander auf schlesische Art« und »Mainzer Pilzaufauf« vor.²⁵ Deren Seitenüberschrift »Spezialitäten aus allen Gauen« steckte den Horizont der »Klugen Hausfrau« jener Jahre ab, der sich kaum über die Grenzen des ehemaligen Deutschen Reichs hinaus erstreckte. Zudem knüpfte der Begriff des »Gau« unüberhörbar an vergangene Zeiten an. Die Beschränktheit, die die Rezepte unmittelbar nach der Währungsreform kennzeichnete, bezieht sich daher nicht nur die mangelnden finanziellen Mittel, sondern auch deren Horizont.

1950 waren die Rezepte zur Weihnachtsbäckerei schon vielfältiger und üppiger als im Jahr zuvor. Der Dresdner Stollen brauchte nicht mehr den Zusatz »in Friedensqualität«, und hatte es 1949 noch zur Wahl gestanden, ob Butter oder Margarine für ihn verwandt werden sollte, war nun wie selbstverständlich nur noch von Butter die Rede.²⁶ Gab es ein Jahr zuvor allein Rezepte für Honiglebkuchen, Pfeffernüsse, Zimtsterne,

Pfefferkuchen, Fruchtebrot und Springerle, so reichte jetzt die Palette von »Echten Pfefferkuchen«, Liegnitzer Bombe, Schokoladenherzen, Haselnußmakronen, Basler Leckerli bis hin zu Vanille-Kipferln, Eisenlebkuchen, Schokoladetrüffeln, Marzipankartoffeln und zum »echten englischen Plumpudding«. ²⁷

Für die Weihnachtswoche 1950 schlug »Die kluge Hausfrau« folgende Gerichte vor – zum ersten Mal nach Nord- und Süddeutschland getrennt: ²⁸

Weihnachtswoche in Norddeutschland 1950

- So Bratkartoffeln und Gänseweißsauer
- Mo Gänsebraten, Kartoffelklöße, Rorkohl und Apfelmus, Rumkrem
- Di Gänseleberwurst mit Weinkraut und Salzkartoffeln, Mirabellenkompott
- Mi Gänsefleisch und Apfelsoße mit Majoran, Kartoffeln
- Do Fischröllchen mit pikanter Soße, Kartoffeln und Rote-Beete-Salat
- Fr Wirsingkohl mit Gänsegerippe und Kartoffeln
- Sa Selleriesuppe, Apfelreis mit Zimt und Zucker

Weihnachtswoche in Süddeutschland 1950

- So Gansjung (Gänseklein) mit Semmelknödeln, Krautsalat
- Mo Kalbsbraten mit Rahmsoße und Böhmischem Knödeln, Erbsen und Karotten, Obstsalat
- Di Schweinepökelfleisch in Biersoße mit Weinkraut und Räuberknödeln, Zitronenkrem
- Mi Kalbsragout von Resten mit Reis und Salat
- Do Geröstete Grießsuppe und Wachteln mit Vanillesoße (Rohrnudeln)
- Fr Krautfleckern und Apfelkompott
- Sa Polnischer Fischtopf und Kartoffeln ²⁹

Der Unterschied zwischen der nord- und der süddeutschen Küche war so gravierend nicht: im Norden dominierten die Salzkartoffeln, im Süden die Knödel und Fleckerln als Beilagen, und wurde im Norden Kohl gegessen, so im Süden Erbsen und Karotten. Ansonsten ähnelte sich die Struktur der beiden Weihnachtsessen durchaus: Nach dem sonntäglichen Auftakt gab es am ersten Weihnachtsfeiertag das festliche Essen, Gänse- oder Kalbsbraten; am zweiten Feiertag kam zwar ebenfalls ein besonderes, aber nicht mehr so hervorgehobenes Gericht auf den Tisch, und an den darauffolgenden Tagen wurden – wie im Norden ganz deutlich zu sehen – die »Reste verwertet«.

Die sparsame, haushälterische Küche bildete weiterhin den Grundton dieser Rezepte, obgleich der Wunsch, sich an den Festtagen etwas Besonderes zu leisten, ein Weihnachtsessen, wie man es von früher her kannte, unverkennbar war. Weihnachten und Ostern stellten die herausragenden Feiertage dar, deren Gerichte sich auch in bescheidenen Zeiten deutlich vom Alltag zu unterscheiden hatten. Auf ein bestimmtes Traditionsgericht allerdings verzichtete die »Kluge Hausfrau« ganz bewußt: Karpfen sollte es nach Meinung der Redaktion zu Weihnachten nicht geben, weil ein »pikantes oder saures Gericht den Appetit auf den bunten Teller

wesentlich mehr steigert als ein Karpfen mit Fettsoße. Der Karpfen kommt dafür auf den Speisezettel für den Silvesterabend.«³⁰

Für die Sylvesterfeier 1950 wartete die »Kluge Hausfrau« mit einer Neuerung auf: einem Kalten Büfett mit verschiedenen Salaten wie »Herings-«, »Waldorf-«, »Kreolen-«, »Lustige-Witwen-« oder »Italienischen Salat« und einem Punsch. Wie sehr die Redaktion diese Form als unter ihren Leserinnen unbekannt voraussetzte, belegt die ausführliche Erläuterung eines Kalten Büfetts:

»Für das Kalte Büfett am Sylvesterabend räumen Sie am besten den Schreibtisch Ihres Mannes oder den großen Tisch leer. Ein weißes Tischtuch kommt darauf, und unsere verschiedenen Salate und Speisen werden recht appetitlich angerichtet hingestellt. Leuchtend rote Tomatenscheiben, grüne Petersilie und Salatblätter geben einfache, aber wirksame Garnierungen. Bei einem Kalten Büfett kann sich jeder selbst bedienen, deshalb steht auch ein Stapel Teller auf dem Tisch und genügend Messer und Gabeln liegen daneben. Auch ein Stapel Servietten darf nicht fehlen; doch können Sie beim Kalten Büfett sparsam sein und Papierservietten hinlegen. (...) So können sich alle interessierten Gruppen zusammenfinden, und Ihre Gäste sind nicht durch eine steife Tischordnung gezwungen, den größten Teil des Abends sich nur mit ihren beiden jeweiligen Tischnachbarn zu unterhalten. Außerdem hat es natürlich für Sie als Hausfrau den großen Vorteil, daß Sie bei einem Kalten Büfett alles so rechtzeitig vorbereiten können, daß Sie selbst vor der Ankunft Ihrer Gäste noch eine Stunde der Entspannung finden. Vielleicht für einen kurzen Schlaf, für ein wenig Kosmetik oder auch nur für eine kurze Ruhepause bei geöffneten Fenstern, um dann frisch und gepflegt Ihre Gäste für den Sylvesterabend zu empfangen.«³¹

Viele Elemente, die in den kommenden Jahren größere Bedeutung erlangen sollten, sind hier bereits genannt: die farbigen Garnierungen aus Tomaten und Petersilie, das ungezwungen Gesellige sowie die Vorteile, die »modernes Essen« für die Hausfrau habe, nämlich Zeit zu sparen, die wiederum für ein »gepflegtes Äußeres« genutzt werden könne.

15.2. Öffnung des Horizonts

Der »Italienische Salat« auf dem Sylvesterbüfett war eine der ersten Verbindungen mit dem Mittelmeerland auf der Rezeptseite. Einige Wochen später, im Frühjahr 1951, empfahl der norddeutsche Speisezettel für den Sonntag: Suppe mit Fleischklößchen, »Mailänder Schweinsfilet« mit Makkaroni, Rosenkohl und »Zitronenkrem«.³² Als »Mailänder Art« bezeichnete dieses Rezept, das Fleisch in Portionsstücke zu schneiden, mit Knoblauch einzureiben, in Olivenöl zu braten und Pilze, Würfelschinken und Tomatenmark dazuzugeben.³³ Diese Zubereitungspraxis galt auch für das »Mailänder Schweinsfilet«, das im Sommer 1955 auf der Rezeptseite erschien.³⁴ Dagegen wurde das »Kalbsschnitzel nach Mailänder Art« Anfang 1953 mit je einer Scheibe Käse und Schinken gebraten und mit Tomatenmark zubereitet,³⁵ die »Mailänder Würströllchen« für das Faschingsbüfett 1954 hatten weder etwas mit Käse oder Schinken noch

mit Tomatenmark zu tun,³⁶ und der Spargel auf Mailänder Art 1957 wurde schlicht mit Tomaten garniert und geriebenem Käse bestreut.³⁷ Allein der »Dorsch auf Mailänder Art« Anfang 1958 erinnerte noch an das ursprüngliche Rezept, indem er ebenfalls in kleine Stückchen geschnitten, in Öl gebraten, mit Tomatenmark versetzt und schließlich mit geriebenem Käse (1958 hieß er bereits Parmesan) angerichtet werden sollte.³⁸

»Mailänder Art« bezeichnete also keine fest umrissene Zubereitungsweise, die in den fünfziger Jahren konstant blieb, sondern variierte durchaus, wobei die durchgehenden, verbindenden Rezeptelemente die Tomaten und der Käse bildeten. Mit der authentischen Küche Oberitaliens hatte diese »Mailänder Art« allerdings wenig zu tun. Vielmehr zeigt sich das für die Rezeptseite typische Phänomen, daß das Signifikat dominierte, in diesem Beispiel die »Mailänder Art«, die das Zeichen Italien konstituierte, während die Signifikanten, also diejenigen Zutaten, die die »Mailänder Art« bezeichnen sollten, austauschbar waren.

Zu Ostern 1951 schlug »Die kluge Hausfrau« folgenden Speisezettel vor:

Norddeutschland

1. Feiertag (mittags): Schwarzwurzelsuppe, Huhn auf französische Art mit Risipisi, Apfelpastete, nachmittags: Schichttorte, Windbeutel mit Schlagsahne, abends: Gemischte Salatplatte, Toast, Tee

2. Feiertag (mittags): Hühnercremesuppe, Lammrücken mit Kartoffeln und Bohnensalat, Mondamin-Vanillepudding extra fein mit Schokoladensauce, nachmittags: Apfel-Buttercremetorte, Teegebäck, abends: Eierplatte mit Sardellen, verschiedene Quarkaufstriche

Süddeutschland:

1. Feiertag (mittags): Mockturtlesuppe, gefüllte Lambrust mit Spätzle und Salat, Weincreme nachmittags: Mohnstriezel, Aprikosentörtchen, abends: Gebackene Kartoffelnester mit Eierspeise

2. Feiertag (mittags): Rindsuppe mit Hirnpofesen, Wiener Schnitzel mit Kartoffelsalat, Salzburger Nockerln, nachmittags: Biskuitrolle, Makronen, abends: Rührei mit Champignons auf Toast, Käseplatte.³⁹

An diesem Speisezettel fallen mehrere Veränderungen auf: Neu waren die Hinweise auf Industrieprodukte wie den Mondamin Vanille-Pudding oder die kleine Dose Erbsen für das »Risipisi«. Am augenfälligsten ist die gewandelte Schreibweise, in der statt des bislang verwendeten »Krem« nun das französisch anmutende Wort »Creme« benutzt wurde. Dieser rhetorische Versuch, dem Ostermenü ein französisches Flair zu verleihen wird mit dem Rezept »Huhn auf französische Art« explizit.

Worin bestand nun die »französische Art«? Das Huhn sollte erst gekocht, dann mit Speckscheiben umwickelt gebraten und mit je einem Glas »Sherry« und »Kognak« (noch nicht »Cognac«!) übergossen werden.⁴⁰ »Champignons, französisch« aus dem Jahr 1957 wurden in Öl und

Knoblauch mariniert,⁴¹ die »Quitten auf französische Art« 1958 zeichneten sich wiederum durch einen Schuß »Kognak« aus.⁴² »Makkaroni auf französische Art« 1959 wurden mit Knoblauch und einem kleinen Glas Rotwein zubereitet,⁴³ und die »Gebackenen Pflaumen auf französische Art« 1961 in einem Teig mit Zucker, Eiweiß und Rum ausgebacken.⁴⁴ Was bei der »Mailänder Art« bereits zu beobachten war, gilt noch mehr für die »französische Art«: Es gab in der »Klugen Hausfrau« in den fünfziger Jahren keine eindeutig bezeichnete Zubereitungsweise »auf französische Art«, sondern allenfalls vage syntagmatische Beziehungen zu »Kognak«, »Knoblauch« oder »Rotwein«. Auf einer sehr reduzierten Verknüpfungsebene bezeichnet die »französische Art« allein der Schuß Alkohol, der dem Gericht eine besondere Note geben sollte.

Die Willkürlichkeit der Rhetorik, mit der einzelne Rezepte mit einem spezifischen Zusatz ausgestattet wurden, ist evident. Weniger stand eine authentische oder auch imaginäre, in irgendeiner Weise aber kontinuierliche Zubereitungspraxis im Vordergrund, sondern vielmehr das Zeichen »Frankreich« als Inbegriff des guten und feinen Essens, als Synonym für eine anspruchsvolle Küche. Es ist daher nur folgerichtig, daß »die französische Art« weniger in den noch bescheidenen frühen fünfziger Jahren auf der Rezeptseite erschien als in den Sechzigern, zu einer Zeit, in der es die Leserinnen der »Klugen Hausfrau« von der materiellen Lage ihrer Familien her nicht mehr als Hohn auf ihren eigenen Alltag auslegen mußten, wenn von einer anspruchsvollen Küche die Rede war.⁴⁵

»Italien« als kulinarisches Zeichen erschien vor allem in den Rezepten der »süddeutschen Küche«. Dort wurden Minestra und Gnocchi (als Süßspeise) oder »Italienische Pasta« beschrieben.⁴⁶ 1952 nahm die Zahl der angebotenen italienischen Gerichte zu; auf der süddeutschen Rezeptspalte gab es erstmals »Zabaione«, und die norddeutschen Leserinnen lernten im selben Heft eine »Neapolitanische Pizza« kennen.⁴⁷ Spaghetti-gerichte erschienen auf der Rezeptseite indessen weit seltener als angesichts der häufig unterstellten Italophilie der fünfziger Jahre zu erwartet gewesen wäre. Die »Veroneser Spaghetti« wurden in den siebzehn Jahren von 1949 bis 1965 nur zweimal kurz hintereinander erwähnt, »Spaghetti auf italienische Art« gab es nur einmal Anfang 1954,⁴⁸ und »Spaghetti neapolitana« mit Pilzen, Rotwein und Tomatenmark waren ein einziges Mal, 1961, auf der Rezeptseite zu finden.⁴⁹ Dafür war mehr von Makkaroni die Rede, die jedoch weniger als italienische Spezialität denn als Nahrungsmittel definiert waren und vor allem Anfang der fünfziger Jahre häufiger aufgeführt wurden. Vor allem 1949 und zu Beginn der fünfziger Jahre gab es »Räucherfisch mit Makkaroni«, »Makkaroni, Tomaten und Speck« und »Makkaroni-Auflauf«.⁵⁰

Außer Frankreich und Italien war von anderen europäischen Ländern in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre in den Rezeptvorschlägen der

»Klugen Hausfrau« nur vereinzelt die Rede. So erschien einmal ein »Madrider Schweinsfilet«, ⁵¹ oder die Namen der Rezepte ließen südost- und osteuropäische Speisen anklingen wie »Serbisches Reisfleisch« oder »Polnischer Blumenkohl«. Im Unterschied zu den frühen fünfziger Jahren hatte sich zwar die Rhetorik der Rezepte damit durchaus gegenüber Zeichen einer internationalen Küche geöffnet und die Beschränkung auf Gerichte der heimischen, deutschen Küche verlassen, aber ihr »Horizont« reichte in dieser Zeit kaum über Österreich, Italien und Südosteuropa hinaus.

Seit 1953 verzichtete die Redaktion der »Klugen Hausfrau« auf die bis dahin übliche, einheitliche Überschrift der Rezeptseite »Lesen, kochen und genießen« und begann, Themenseiten zusammenzustellen wie zum Beispiel: »Sommerliche Gerichte, leicht und bekömmlich«, ⁵² »Für Sie ausprobiert. Rezepte für jeden Geschmack und für jeden Geldbeutel« ⁵³ oder »Kochen Sie sein Leibgericht!« ⁵⁴. Über die Motive lassen sich nur Vermutungen anstellen, die Vorteile liegen jedoch auf der Hand. Durch die Themenseiten konnten die Rezepte stärker diversifiziert werden, Schwerpunkte ließen sich bilden, neue Gerichte oder Gemüse konnten nun konzentriert vorgestellt werden. Vielleicht löste sich mit dieser Entscheidung die Redaktion auch von jener Vorstellung ab, die Rezeptseite sei tatsächlich eine konkrete Anleitung für das alltägliche Essen und würde von den Leserinnen buchstabengetreu befolgt, sondern maß dem imaginären Gehalt der Rezepte, dem durch sie zu weckenden Wunsch, einmal so kochen zu wollen, mehr Bedeutung zu.

Im Sommer 1953 erschien eine Seite »Reis, schmackhaft und bekömmlich«, auf der neben Reisfleisch, »Risipisi«, Apfelreis und einer süßen Reisspeise auch zum ersten Mal ein Gericht »auf chinesische Art«, nämlich »Nasi Goreng«, vorgestellt wurde. ⁵⁵ Nicht die Frage, ob das vorgestellte Gericht tatsächlich Nasi Goreng war, ist der Erwähnung wert (im Gegenteil, dieses Nasi Goreng wurde mit Reis, geschnetzeltem und gebratenem Schweinefleisch sowie mit roter Paprika, Zwiebeln und Knoblauch zubereitet, hätte daher ebenso »Reis auf französische Art« oder »Balkanreis« heißen können), sondern daß hier zum ersten Mal China als ein fernöstliches Land als Bezeichnung eingeführt wurde, ist die Erwähnung wert. Nasi Goreng kam noch einmal 1956 auf die Rezeptseite und bestand wiederum aus Reis, Schweinefleisch, roter Paprika und Knoblauch, ⁵⁶ aber weitere chinesische Rezepte wurden in den fünfziger Jahren nicht angeboten. Erst 1961 gab es wieder eine Rezeptseite »Wir kochen chinesisch« mit Anweisungen für »Schweinefleisch süßsauer (chinesisch)«, das aus gewürfeltem Schinken und einer Soße aus Tomatenketchup und Ananas aus der Dose (!) zubereitet wurde. Das zweite »chinesische« Gericht: »Geschmorter süßsaurer Fisch« erhielt als Zutaten neben dem Ketchup immerhin schon frischen Ingwer und Soya-Soße. ⁵⁷ Ein

IV. Diskurse

Jahr später war der Ketchup durch einen Eßlöffel Stärkemehl ersetzt worden und das »Schweinefleisch auf chinesische Art« wurde nun mit Schweinekoteletts und einer Soße aus Sherry, Soja-Sauce, Pfifferlingen und Eiern zubereitet.⁵⁸

Unabhängig von der Verknüpfung mit »China« war der Reis ein stetes Oberthema der Rezeptseite, ab 1956 fehlte er faktisch in keinem Jahr: »Reis – leicht und bekömmlich« 1957 und 1958,⁵⁹ »Schnell bereitete Reisgerichte« 1959,⁶⁰ oder Reis als Träger von Variationsvielfalt wie zum Beispiel »Reizvolle Reisgerichte« 1961,⁶¹ »Reis mit Früchten« 1961,⁶² »Indonesische Reistafel« 1962,⁶³ »1 Tüte Reis – 6 Salate« 1963,⁶⁴ oder »Reis international« 1964.⁶⁵ Ebenso bildeten Tomaten häufig das Thema einer eigenen Rezeptseite. So hieß es im Sommer 1953:

»Tomaten – Paradeiser – Liebesäpfel.

Wie viele köstliche Gerichte lassen sich aus den preiswerten Tomaten herstellen. Verwenden Sie auch die billigen Suppentomaten für Suppen und Soßen. In Italien, dem Hauptverbrauchsland von Tomaten, gibt man die Tomaten vor Gebrauch stets in kochendes Wasser, zieht die Schale ab und verwendet so die kleingeschnittenen Früchte für alle Gerichte.«⁶⁶

Vorgestellt wurden Rezepte für »Tomaten mit Pilzfüllung«, »Tomaten auf italienische Art«, »Tomatensuppe naturell«, »Tomatengemüse« und »Tomatenpudding«.⁶⁷ Die wichtigsten Argumente für die Tomaten stellten in diesem Text die Worte »preiswert« und »billig« dar; die Rezeptseite appellierte noch an die haushälterische Praxis der Sparsamkeit, des sorgsamsten Umgangs mit dem Haushaltsgeld. Von einer »gesunden Ernährung«, von dem Argument, daß Tomaten einen hohen Vitamingehalt besäßen, und dem ästhetischen Argument, daß das Rot der Tomaten den Tisch verschöner, war hier noch keine Rede.

15.3. Schnell, gesund, pikant

Dagegen erschien 1953 zum ersten Mal ein Begriff, der auf der Rezeptseite von nun an einen bedeutsamen Stellenwert erhalten sollte: die Schnelligkeit.

»Heute muß es schnell gehen!

Bei jeder Hausfrau gibt es einmal Tage, an denen die Zubereitung der Mahlzeit besonders schnell gehen muß, sei es wegen des Waschtages oder wegen eines unerwarteten Besuchs. Mit Eierspeisen haben Sie im Handumdrehen nahrhafte Speisen auf dem Tisch, die auch einen anspruchsvollen Esser befriedigen werden.«⁶⁸

Die Geschwindigkeit ist in diesem Text noch keine Tugend, sondern einer besonders angespannten Situation geschuldet. Schnell muß die Hausfrau sein, weil Washtag ist oder ein unerwarteter Besuch kommt. Keineswegs hat die Waschmaschine bereits Einzug in die Haushalte gehalten, der Washtag blieb ein mühevoller und zeitraubender Tag, an dem

die außerordentlich belastete Hausfrau nur schnelle Gerichte zubereiten konnte. Die alltägliche Mühsal, der Arbeitsstreß zwang dazu, die wenige Zeit bis zum Äußersten effizient zu planen. Geschwindigkeit stand 1953 nicht im Zeichen von Modernität, war nicht Ausdruck einer »modernen«, zeitsparenden Küche, sondern begründete sich ausschließlich durch die enorme Arbeitsbelastung und den dadurch entstehenden Zwang zur Zeitersparnis, wie auch ein Text aus dem Jahr 1954 zeigte:

»Schnellgerichte zum Frühjahrs-Reinemachen. Großreinemachen bedeuten Großkampftage für die geplagte Hausfrau. Da hat man keine Zeit, sich lange mit den Mahlzeiten zu befassen. Aber der hungrige Hausherr und die Kinder wollen genau wie an anderen Tagen ein gutes Mittagessen haben.«⁶⁹

In den folgenden Jahren allerdings veränderte sich die Rede von der schnellen Küche, die Begründung für die Geschwindigkeit wandelte sich in signifikanter Weise. 1956 hieß es:

»Schnelle Küche. In den Vorweihnachtswochen ist die Hausfrau zeitlich und geldlich überbelastet. Sie wird deshalb Gerichte bevorzugen, die nicht zu teuer sind und sich verhältnismäßig rasch zubereiten lassen.«⁷⁰

Zwar stand hier ebenfalls die besondere Arbeitsbelastung, durch die der Aufwand fürs Kochen reduziert werden müsse, als Grund für eine »schnelle Küche« im Vordergrund. Aber verbunden wurde sie mit dem Argument des Sparens, dem Hinweis, daß schnelle Gerichte nicht teuer sein müssen. Verfolgt man die Begründungen für die »schnelle Küche« in den folgenden Jahren weiter, so erscheint das finanzielle Argument wie ein rhetorisches Bindeglied, das die Schnelligkeit aus der bisherigen Redeweise löste und sie mit neuen Bedeutungen verknüpfte. 1957 hieß es noch: »Schnell und preiswert zubereitet,«⁷¹ wohingegen zwei Jahre später weder die Arbeitsbelastung noch das Geld mehr eine Rolle spielten. Statt dessen diente nun die Schnelligkeit einer neuen Situation: der Freizeit.

»Vielleicht fahren Sie Pfingsten ins Grüne und verlegen die Hauptmahlzeiten auf den Abend. Wenn Sie heimkommen, haben Sie bestimmt nicht viel Lust, lange zu kochen und zu bruzzeln. Oder Sie zelten und freuen sich auf ein Picknick im Wald. Für alle diese Pläne eignet sich unser Vorschlag.«⁷²

War es in den Jahren zuvor die Plackerei gewesen, lag in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre der Grund für die Geschwindigkeit in der Freizeit, ganz im Sinne: frei vom Zwang, sich noch an den Herd stellen zu müssen. Schnell mußte die Hausfrau in der Rhetorik der »Klugen Hausfrau« nicht mehr sein, um die ganze Hausarbeit erledigen zu können. Schnell sollte sie jetzt sein, um mehr Zeit für sich und ihre Familie zu haben. Ob sie tatsächlich damit Muße gewann oder nicht vielmehr neuen Rollenanforderungen ausgesetzt war, soll später zumindest angedeutet werden. In der Rhetorik der Rezeptseite jedenfalls erlangte die Freizeit einen Wert, der die schnelle Küche nicht nur begünstigte, sondern geradezu voraussetzte.

IV. Diskurse

Und die schnellen Gerichte, so versprach die neue Rede von der Geschwindigkeit, schmeckten zudem »sehr lecker«. Die Verknüpfung des Schnellen mit dem besonderen Geschmack bzw. der Bekömmlichkeit war das Thema der sechziger Jahre: »Leicht und schnell«, »Sommerlich leicht schnell« und »Was schnell geht und gut schmeckt« hießen die Überschriften der Rezeptseiten.⁷³ Zum entscheidenden Träger der Schnelligkeit in der Küche wurden die Tiefkühlgerichte, die besonders seit Anfang der sechziger Jahre Verbreitung fanden. Tiefgekühlte Lebensmittel tauchten auf der Rezeptseite zum ersten Mal im Frühjahr 1956 auf:

»Tiefgekühlte Lebensmittel werden sehr bald aus unserer Versorgung, insbesondere bei leicht verderblichen Lebensmitteln, nicht mehr wegzudenken sein. Durch Tiefkühlung ist es im besonderen Maße möglich, den naturfrischen Zustand der Lebensmittel und aller darin für die Gesundheit besonders wichtigen Nähr- und Wirkstoffe für lange Zeit zu erhalten. Jede Hausfrau wird tiefgekühlte Lebensmittel gern verwenden, wenn sie sich mit den grundsätzlichen Verhaltensmaßregeln vertraut macht. Sie muß wissen, daß alle tiefgekühlten Lebensmittel vor der Zubereitung – soweit dies nötig ist – vorzeitig auf- oder angetaut werden. Niemals darf dazu Ofenhitze, Sonne oder heißes Wasser angewendet werden. Weil die Ware dann ihren frischen Geschmack verliert.«⁷⁴

Diese detaillierten Anweisungen zum richtigen Umgang mit der Tiefkühlkost wurden auch in den folgenden Jahren noch wiederholt. Wichtig war, daß tiefgekühlten Lebensmitteln nahezu sämtliche Prädikate wie Schnelligkeit, Frische, Gesundheit, Modernität zugeschrieben werden konnten, die in der Rede über das Essen in den fünfziger und frühen sechziger Jahren signifikant waren. »Sieht das nicht lecker aus?«, hieß es etwa auf einer Rezeptseite 1960. »Taufrisches Obst und Gemüse aus der Tiefkühltruhe für Sie! Spinat, Mischgemüse, Gurkensalat, Brechbohnen und auch Grünkohl stehen zur Verfügung, ebenso Erdbeeren, Heidelbeeren und Himbeeren. Und all diese – normalerweise jahreszeitlich gebundenen Waren – kann immer der Edeka-Kaufmann auch in kleinen Stadt- und Landgemeinden anbieten. (...) Die Zeitersparnis durch die fix und fertig vorbereiteten geputzten Gemüse oder Obstsorten, durch die entgräteten Fische, die fertigen Teige usw., dann die verkürzte Kochzeit spielen für die vielbeschäftigte Hausfrau, vor allem auch für die Berufs- und Hausfrau, eine äußerst wichtige Rolle.«⁷⁵

In der Tiefkühlkost konzentrierten sich demnach alle Eigenschaften, die die »Kluge Hausfrau« dem »modernen« Essen beimaß. Der Euphemismus, der sich in diesen Texten bemerkbar macht, stand jedoch in einem bemerkenswerten Gegensatz zum tatsächlichen Gebrauch, den die Konsumenten von der Tiefkühlkost machten. Wie wir gesehen haben, lagen vor allem Geflügel, Spinat und Eis in der Gunst der Käuferinnen und Käufer vorn, während Erdbeeren, Heidelbeeren und Himbeeren Anfang der sechziger Jahre noch nicht als Tiefkühlware gekauft wurden. Das Gesundheitsargument, das bereits bei der Tiefkühlkost eine wichtige

Rolle spielte, bildete ein unübersehbares Element der Rezeptseite. Das Schlüsselwort hieß »Vitamine«.

»Apfelsinen-Rezepte. Jetzt ist die Zeit, in der die vitaminreichen Südfrüchte reichlich und preiswert auf dem Markt sind. Jetzt beginnt auch die Zeit, in der unser eingelagertes Obst und Gemüse ein wenig arm an dem lebenswichtigen Vitamin C wird. Genießen Sie deshalb recht häufig Zitronen- und Apfelsinensaft roh, so bleibt der Vitamingehalt am besten erhalten.«⁷⁶

1956 stellte die »Kluge Hausfrau« unter der Überschrift »Vitamine nicht vergessen« verschiedene Rohkostsalate aus Rettich, Grapefruit, Schwarzwurzeln, Sauerkraut und Chicorée vor und erklärte in einer »Kleinen Vitaminfibel«, welche Nahrungsmittel besonders Vitamin A, B, C und D enthalten.⁷⁷ »Gesund« war neben den Südfrüchten auch Gemüse, und vor allem Spinat. »Spinat ist gesund« lautete lapidar und kategorisch die Überschrift für Spinatrezpte 1955 wie 1964.⁷⁸

»Gesund«, »vitaminreich« und »schmackhaft« waren die Salate, die ab 1954 einen wichtigen Raum auf der Rezeptseite einnahmen. Zur Sommerzeit stellte die »Kluge Hausfrau« unter Überschriften wie »Sommerliche Salate«⁷⁹, »Jetzt ist Salat-Saison!«⁸⁰ oder »Sommerzeit – Salatzeit«⁸¹ verschiedene Varianten, Salat zuzubereiten, vor. Und »pikant« sollten die Salate sein,⁸² bis hin zu den »Schlemmer-Salaten« 1963.⁸³ Salate konnten die drei rhetorischen Elemente: fein, pikant, gesund in geradezu idealer Weise integrieren:

»Fast aus jedem jungen Gemüse läßt sich mit Essig, Zitrone oder Sahne und Öl ein schmackhafter Salat zubereiten, der nicht nur für die Anhängerinnen der schlanken Linie (die dann allerdings vorsichtig mit Sahne und Öl umgehen müssen) empfehlenswert ist, sondern für die ganze Tischrunde.«⁸⁴

Unbekannte Gemüse kamen auf den Markt: »Kennen Sie Auberginen? Diese gurkenähnlichen violetten Gemüsefrüchte haben Sie sicher schon häufig mißtrauisch in Ihrem Gemüsegeschäft betrachtet. Man kann mit diesen Eierfrüchten aus dem Süden wohlschmeckende Mahlzeiten zubereiten. Achten Sie beim Einkauf darauf, daß die violette, glänzende Haut des Gemüses glatt und fest ist, dann sind die Auberginen frisch.«⁸⁵ Maronen waren für bundesdeutsche Haushalte, zumindest die im Norden und Westen, ebenfalls unbekannte Früchte. »Kennen Sie Maronen?« fragte die »Kluge Hausfrau« im Herbst 1955 und stellte Rezepte für »Maronenpüree«, »Maronenkroketten«, »Gedämpfte Maronen« und »Maronenplätzchen« vor.⁸⁶

»Die Küche«, schrieb die Redaktion 1955, »ist einer Reform unterworfen, und hier heißt es Schritt halten und mitmachen. Neue Kombinationen finden immer beliebten Anklang, wenn sie im Rahmen bleiben. Dies gilt auch in bezug auf Maronen.«⁸⁷ Daß der Wandel nicht gleichzeitig mit der Verbreitung von neuen Gemüsen einherging, mag auf die nur allmähliche Veränderung von Eßgewohnheiten zurückzuführen sein – das

alltägliche Essen in den fünfziger Jahren hielt sich »im Rahmen«. Aber die Transformation der Rezeptseite ist evident, ihr Bemühen um schnelle und gesunde Gerichte unübersehbar. Von der Schnelligkeit führte ein folgerichtiger Schritt zu den kleinen besonderen Gerichten zwischendurch.

Die Auflösung der strikten Mahlzeitenordnung, die wir oben bereits beobachtet haben,⁸⁸ findet sich auch in der Rhetorik der »Klugen Hausfrau« wieder. Die Privatheit der fünfziger Jahre, die Bedeutung der eigenen Wohnung konzentrierte sich vor allem in einer Form des geselligen Beisammenseins, der die »Kluge Hausfrau« etliche Seiten widmete: dem abendlichen Besuch. Für dessen Bewirtung bot die »Kluge Hausfrau« unter der Überschrift »Wir spielen abends Karten« Rezepte für »Mohrenwaffeln«, »Teepunsch«, »Käsebiskuits«, »Käse mit Quark« und »Apfeltaschen« viele kleine Speisen an.⁸⁹ »Wenn man Karten spielt,« war zum Beispiel in einem Einleitungstext zu lesen, »ist jede Minute kostbar. Trotzdem sind Kartenspieler sehr erfreut, wenn man ihnen zwischendurch einen leichten Trunk und etwas Gebäck anbietet. Die einen lieben ›süß‹, die anderen ›pikant‹. Wir bringen für jeden Geschmack etwas.«⁹⁰

Diese »kleinen Pikanterien«, wie es in einem Heft 1955 hieß,⁹¹ »Schinken- und Bananenrollen«, »Prärie-Auster«, »Gurkenschiffchen« oder »Überbackene Chesterschnitten« eigneten sich ideal als kleine Zwischenmahlzeiten. Als »kleinen Imbiss« präsentierte die Rezeptseite im Spätsommer 1955 »Spanisches Omelette«, »Überbackene Käsebrötchen mit Pilzfüllung«, »Käsepfannkuchen« und »Käsetoast ›Hawaii‹«.⁹² Diese Miniaturisierung des Essens korrespondierte mit der Rede von der Geschwindigkeit, da die kleinen Gerichte zwischendurch explizit für die eiligen Esser bestimmt waren. Ganz in diesem Sinn stellte eine Rezeptseite Anfang 1955 »Kleine Gerichte für eilige Leute«⁹³ vor, die dem gerade ins Deutsche übersetzte Kochbuch »Frankreichs schnelle Küche« entnommen waren, dessen Autorin M.-S. Sémarque die »Kluge Hausfrau« mit den Worten zitierte, daß umständliche Zubereitung nicht recht in unsere Zeit passe, in der es alle eilig hätten.⁹⁴

Das Besondere besaß aber auch die Qualität, sich etwas zu gönnen. Quer zu der vormals geltenden Trennung zwischen Alltags- und Festspeisen konnte kleine, pikante Gerichte den Alltag als etwas Besonderes auszuzeichnen. 1954 wurde zum Beispiel unter der Überschrift »Die ersten jungen Gemüse« neben dem »zarten Salat« und dem »saftigen Spinat« auch der »König der Gemüse, der Spargel« angepriesen:

»Gewiß, Spargel ist eine kostspielige Angelegenheit, er erfordert auch einen edlen Rahmen, aber an Feiertagen wollen wir ihn uns gönnen; auch mit dem preiswerten Bruchspargel lassen sich köstliche Gerichte herstellen.«⁹⁵

Dieser »kleine Luxus« brauchte keinen besonderen äußeren Anlaß mehr, sondern seine »Festlichkeit« bestimmte sich durch den »Feiernden«

selbst. Oder er diene dazu, eine eher triste Situation zu verschönen wie im folgenden Vorschlag unter dem Titel »Bei mir zu Besuch«:

»Es kommt schon vor, daß ich gerade des Abends allein bin. Wissen Sie, was ich dann tue? Ich lade mich selbst ein. Ich mache das genau so feierlich, als käme der Kaiser von China zu Gast. Neulich, es war ein Samstag – hätte ich so gern etwas Unterhaltung gehabt. Aber ich war allein und würde allein bleiben. Ich machte sofort einen Plan. Zunächst kaufte ich mir ein Häppchen Fleischsalat, leckeres Gebäck und sogar etwas Alkoholisches...«⁹⁶

Essen als Placebo für die Seele, der »kleine Luxus« als Mittel, um psychische Belastungen oder Probleme zu überbrücken. Hinter dem Anspruch, sich etwas gönnen zu können, tauchte die Belastung auf, der die Leserinnen und Leser ausgesetzt waren, erschienen die psychosozialen Konturen einer Zeit, in der die »modernen« Zumutungen aufgrund erhöhter Mobilität und Leistungsanforderungen spürbarer und mit ersten vagen Begriffen als »Nervosität« oder »Managerkrankheit« diagnostiziert wurden.

»Sich-etwas-Gönnen« hob das Besondere noch deutlich vom Alltäglichen ab. Das Feine war immer noch das Ungewöhnliche, und die »Kluge Hausfrau« nahm Rücksicht auf Vorbehalte und existierende Beschränkungen. Aber der Abstand zu den Rezeptseiten der beschränkten Küche der Jahre 1949 bis 1951 ist offensichtlich. Nicht zufällig erschien im Herbst 1955 in der »Klugen Hausfrau«, ein Beitrag, der das Ende der knappen Zeiten ankündigte:

»Es geht uns besser

Ich kann mir recht gut vorstellen, daß Sie vielleicht anderer Auffassung sind. Haben wir nicht nach wie vor mit unserem Haushaltsgeld zu knapsen? Müssen wir uns nicht immer wieder überlegen, wann wir uns selbst einmal etwas gönnen können, da ja für die Kinder wieder Schuhe oder Kleidung gekauft werden müssen? Wo man auch hinhört, es wird überall scharf gerechnet, obwohl der Mann mehr verdient, die Gehalts- oder Lohntüte etwas angeschwollen ist.

Wenn wir uns aber dann in Ruhe überlegen, stellen wir doch fest, daß dieses oder jenes Möbelstück angeschafft wurde und daß wir im Essen und Trinken wählerischer und anspruchsvoller geworden sind.«⁹⁷

Nach den Jahren der Bescheidenheit, in denen die Redaktion der »Klugen Hausfrau« ihre Leserinnen stets in dem Bemühen unterstützte, sparsam zu wirtschaften, mit dem Wenigen auszukommen und das Vorhandene phantasievoll zu nutzen, hielt sie nun offenbar den Zeitpunkt für gekommen, einen Bruch mit der Vergangenheit zu markieren. Die Jahre des Mangels, der Entbehrungen und damit auch der Schwarzseherei und der Klagen – so die Botschaft des Artikels – seien vorbei. Zwar hatte sich die »Kluge Hausfrau« auch zuvor schon gegen die »falsche Bescheidenheit« gewandt, gegen die selbstauferlegte Entsagung, die aus der Notzeit der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsjahre stamme, oder hatte die Hausfrauen aufgefordert, sich ihrer wirtschaftlichen Kraft bewußt zu

werden und die Milliarden Mark, die durch ihre Hände gingen, verantwortungsvoll auszugeben. Doch die Zäsur, die der Artikel »Es geht uns besser« Ende 1955 setzte, ist unverkennbar. Er markierte den Einschnitt, der die kargen Jahre, in denen noch »geknappst« und der Pfennig umgedreht werden mußte, von der neuen Praxis des Konsums trennte. Es war an der Zeit, den Blick weiter zu richten und den bis dahin beschränkten Horizont zu überschreiten.

15.4. Anschluß an die Küchen der Welt

Was sich mit der Öffnung der Rezeptseite bereits zu Beginn der fünfziger Jahre abzeichnete, ist ab Mitte des Jahrzehnts unverkennbar: die zunehmende Internationalisierung der Rezepte. Hammelfleisch zum Beispiel gehörte seit 1949 durchaus zum Repertoire der Rezeptseite der »Klugen Hausfrau«, aber die Hammelgerichte damals waren noch recht traditionell und an der heimischen Küche orientiert. 1949 gab es »Hammelkotelett mit Rosenkohl und Kartoffeln«⁹⁸ und 1951 wurde das »Hammelragout« mit Tomatenmark, Pfeffer, Kümmel und »evtl. etwas Rotwein« angerichtet.⁹⁹ Erst danach bekamen die Hammelgerichte ein internationales Flair: 1952 wurde ein »Irischer Hammeltopf« beschrieben,¹⁰⁰ 1954 erschien eine ganze Rezeptseite mit der Überschrift: »Hammelfleisch einmal anders«.¹⁰¹ Zwar war die Empfehlung des Hammelfleisches noch mit der Notwendigkeit verknüpft, nach den Weihnachtstagen zu sparen:

»Nach den üppigen Weihnachtstagen ist das Wirtschaftsgeld doch meistens ein wenig knapp. Da heißt es besonders umsichtig einkaufen. Viel zu wenig wird von den meisten Hausfrauen das preiswerte, nahrhafte Hammelfleisch geschätzt, mit dem sich viele köstliche Gerichte zubereiten lassen.«¹⁰²

Aber während der Vorspann auf konventionelle Weise argumentierte, wiesen die aufgeführten Rezepte schon über den Rahmen der heimischen Küche hinaus: »Kaukasische Schaschliks auf Reis«, »Hammelragout mit Curry«, »Hammelkoteletts auf italienische Art«, »Hammelkeule auf Wildbretart« und »Hammelpilaf«.¹⁰³ Ein gutes Jahr später war die Begründung des Preiswerten ganz fortgefallen, und Hammelfleisch wurde als internationales Gericht vorgestellt: »Hammelkoteletten, provençalische Art«, »Hammelkoteletten auf normannische Art« und »Hammelfleisch mit Paprikaschoten«.¹⁰⁴ Vielleicht eignete sich das Hammelfleisch in besonderem Maße als Element einer Internationalisierung der Küche, weil es anders als Rind- oder Schweinefleisch nicht fest in das kulinarische System einer deutschen Küche eingebunden, dagegen in der übrigen europäischen Küche durchaus beheimatet war. Damit stand mit dem Hammelfleisch ein Signifikant außerhalb des Systems der heimischen Küche zur Verfügung, dem mühelos neue, internationale Bedeutungen auferlegt werden konnten. In den sechziger Jahren sprach die Rezeptseite

te wie selbstverständlich vom »Englischen Hammelbraten«¹⁰⁵, dem »Spanischen Hammelrücken«¹⁰⁶, »Schottischen Hammeltopf«¹⁰⁷, »Hammelrücken auf Straßburger Art«¹⁰⁸ oder von »Hammelkoteletts à la Murillo«¹⁰⁹.

Insgesamt ist evident, wie sich die Rede über das Essen ab Mitte der fünfziger Jahre international auflud. Kohl war nun nicht mehr allein ein Wintergemüse, das mit Kümmel und Pfeffer gewürzt zum alltäglichen Essen gehörte, sondern verwandelte sich in »Schweizer Kohltopf«, »Bretonische Suppe«,¹¹⁰ in »Straßburger Rotkohl« oder »Schottischen Kohltopf«. ¹¹¹ Beefsteakhack wurde jetzt neben »Deutschem Beefsteak« zu »Spanischer Fleischsoße«, »Portugiesischen Frikadellen« oder »Beefsteaks auf Lyoner Art«. ¹¹² Die Rezeptseite »Hackfleisch in pikanter Form« beschrieb »Griechischen Hackbraten im Mantel«, »Tessiner Fleischpudding« und »Pariser Hackbraten«. ¹¹³ Reis wurde zum »Wiener Reisberg«, zu »Serbischem Reisfleisch« oder »Reis auf chinesische Art«. ¹¹⁴ Eine Rezeptseite Mitte 1958 präsentierte Fisch auf spanische, auf polnische und holländische Art. ¹¹⁵ 1956 erschien dann die erste explizite Doppelseite zur internationalen Küche:

»Andere Länder – andere Sitten:

Es macht Spaß, in einem fremden Land die Küchenzettel genauso zu studieren wie die Baudenkmäler und Kunstschätze. Probieren Sie einmal eine französische Zwiebelsuppe. Halten Sie es nicht für geschmacklos, in England Lammbraten mit Pfefferminzsoße zu essen. Sie schmeckt ausgezeichnet.(...) Viele Gerichte haben tatsächlich schon in der deutschen Küche Eingang gefunden, und einige besonders gute Rezepte sollten Sie tatsächlich einmal ausprobieren.«¹¹⁶

Vorgestellt wurden »Jugoslawien: Kraut mit Hammelfleisch«, »Amerika: Philadelphia Pepper Pot«, »Holland: Schellfisch überbacken«, »Türkei: Osmanie Kebab«, »Ungarn: Baczy (gefüllte Brioches)« und »Frankreich: Französische Pellkartoffeln«. ¹¹⁷

Zwei Jahre später lud »Die kluge Hausfrau« erneut zu einer »kulinarischen Weltreise« ein: »Italien: Dorsch auf Mailänder Art«, »Portugal: Portugiesische Spinatroulade«, »Frankreich: Pariser Omelette«, »Holland: Holländische Hirnsuppe« und – »Afrika: Bananensalat« (!). Der Küchenzettel wurde zur Entdeckungsreise, der Geschmack der fremden Länder konnte schon probiert werden, bevor die erste Urlaubsreise nach Jugoslawien oder Frankreich führte. Klaus Harpprecht hat in der Zeitschrift MAGNUM 1960 diese westdeutsche Nachkriegsmentalität charakterisiert:

»Die Deutschen möchten endlich ›dazugehören‹, sie haben es satt, in glänzender oder elender Vereinsamung beiseitezustehen. (...) Die Angleichung an den internationalen Standard des Geschmacks, der Wünsche und Bedürfnisse bemächtigte sich ihrer Architektur genauso wie der Speisekarte (kein Baumeister brächte es über sich, ein Bürohaus anders zu entwerfen als sein Kollege in Louisville, Nagasaki oder Lyon, kein städtisches Restaurant verzichtet mehr darauf, ein Steak à la Hawaii oder

IV. Diskurse

ein Nasi Goreng zu servieren) (...) In der Tat, die Deutschen wollen endlich Glück mit sich selbst und die Welt will endlich Glück mit den Deutschen haben. So sind wir nun entschlossen, glücklich und mittelmäßig zu sein.«¹¹⁸

Wie fest der eurozentrische Gestus internalisiert war, zeigt die phantasievolle Idee, »Afrika« nicht nur als *ein* Land neben die übrigen europäischen Staaten zu setzen, sondern es darüberhinaus mit der Spezialität »Bananensalat« zu präsentieren. In dieser fast karikaturhaften Überzeichnung wird scharf sichtbar, daß die internationalen Konnotationen der Rezepte reine Artefakte waren, die mit der jeweiligen Küche dieser Regionen kaum etwas zu tun hatten. Zum anderen erinnern solche Bezeichnungen nachdrücklich daran, daß es in der Rhetorik dieser Rezeptseiten nicht um Authentizität ging, nicht um das tatsächliche Kennenlernen fremder Küchen, sondern die Arbitrarität der Zeichen im Vordergrund stand. Die Willkür der Syntagmata bezeichnete nicht regionale Küchen, sie verwies vielmehr auf Stimmungen im Nachkriegsdeutschland in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, wieder »dazugehören« zu wollen, wieder ein anerkanntes Mitglied der internationalen Staatengemeinschaft zu werden, die offenkundig vornehmlich das europäische Ausland und die USA umfaßte, während die anderen, subalternen Länder »Afrika« oder »China« hießen.

Andererseits mußte die semiotische Verknüpfung eines Rezepts mit einem Land nicht unbedingt politische Konnotationen besitzen. Die USA als alliierte Siegermacht zum Beispiel erschienen keineswegs, wie man vermuten könnte, zu Beginn der fünfziger Jahre besonders häufig auf der Rezeptseite der »Klugen Hausfrau«, sondern bestimmten erst in den sechziger Jahren die Namen der Rezepte. Zwar gab es 1953 »Nieren auf amerikanische Art«, deren Bezeichnung aber nicht mehr besagte, als daß sie mit Speckscheiben zu braten waren. Die für die Nachkriegsjahre diagnostizierte »Amerikanisierung« besaß auf das rhetorische System der Rezeptseite in der »Klugen Hausfrau« in den fünfziger Jahren keinen Einfluß.¹¹⁹ »Nieren auf amerikanische Art« 1953 und »Tomaten auf amerikanische Art« 1956 waren die einzigen beiden Rezepte, die als »amerikanisch« bezeichnet wurden.¹²⁰

Erst in den sechziger Jahren fand das »Amerikanische« zunehmend Eingang in die Rezepte. Zum Beispiel die »Pastete«: »Wenn man Fleischreste oder Apfel mit einem einfachen Pastetenteig bedeckt und im Ofen überbackt, hat man gleich ein festliches Essen auf den Tisch. In Amerika gehören Pasteten zu den Lieblings Speisen der amerikanischen Familien.«¹²¹ In den folgenden Jahren griff die Redaktion der »Klugen Hausfrau« sogar auf den amerikanischen Begriff zurück: »Pie – herzhaft und süß«¹²² oder direkt: »Kennen Sie Pie? Man kann für die Pie (sprich: Pei) einen Mürbeteig verwenden...«¹²³ Aber was das »Amerikanische« tatsächlich bezeichnete, wird erst durch Gerichte wie die »Amerikanische

Fischmayonnaise« klar, die mit »süßsauren Früchten wie Kirschen, Pflaumen, Ananas usw., Kapern« zubereitet wurde,¹²⁴ oder den »Amerikanischen Fruchtsalat«, bei dem die Früchte gezuckert und der Saft mit Weißkäse verrührt untergemischt wurde.¹²⁵ Die Besonderheit des »Amerikanischen Tomatensalats« waren die beigefügten Bananen;¹²⁶ der »Amerikanische Rohkostsalat« 1960 bestand aus Äpfeln, Möhren, Rosinen, Nüssen und Mayonnaise;¹²⁷ zu einem »Amerikanischen Kopfsalat« gehörten Ananas, Apfelsinen und Bananen,¹²⁸ und ein »Amerikanischer Salat« schließlich setzte sich aus Äpfeln, Sellerie, Grapefruit, Chicorée, Rosinen, Joghurt und Mayonnaise zusammen.¹²⁹

Das »Amerikanische« war demnach eine süß-saure, fruchtige Mischung, die als leicht, bekömmlich, gesund gelten konnte. Nüsse und Rosinen gehörten dazu wie leichte Mayonnaise oder Joghurt. Nicht das Zeichen der Internationalität verband sich mit »Amerika«, sondern ein bestimmter Lebensstil, der sich u.a. durch »gesunde Ernährung«, »leichte Kost« und einen besonderen Geschmack auszeichnete. »Amerika« stand für eine neuartige Verbindung von Süßem und Saurem, für die wie selbstverständlich Bananen, Ananas oder Tomatenketchup benutzt wurde – das »Amerikanische« als Signum für eine »leichte Küche für die schlanke Linie«.

Natürlich darf ein solches Kapitel über die Internationalisierung der Zeichen nicht versäumen, den berühmten »Toast Hawaii« zu erwähnen, der Anfang 1961 in der »Klugen Hausfrau« als »Floridatoast« vorgestellt wurde.¹³⁰ Die Internationalisierung der Rezeptseiten trieb gegen Ende der fünfziger und Anfang der sechziger teilweise sogar komische Blüten, als habe sich das Spiel mit den kulinarischen Zeichen selbständig gemacht. So erschienen plötzlich »Kanarische Schnitzel« (mit einer mit Zitronensaft beträufelten Banane belegt)¹³¹, »Artischockenböden – piemontesisch« (aus der Dose [!] und mit Schinkenreis gefüllt [!])¹³², »Indischer Obstsaft« (mit einer Dose Ananas, Apfelsinen, etwas Zimt und Ingwer)¹³³ oder »Malaiischer Reis« (mit Mandeln, Huhn/Kalbfleisch, Krabben, Curry und Knoblauch [!])¹³⁴.

Die Ablösung der Zeichen von der authentischen Regionalität der Gerichte machte es später sogar möglich, die regionale, deutsche Küche, die bis 1954 in der Zweiteilung des Speisezettels erschienen und anschließend als nicht zeitgemäß aufgegeben worden war, jetzt, Mitte 1958, quasi als »kulinarischen Ausflug in die Fremde« wieder aufleben zu lassen. So stellte zum Beispiel die »Kluge Hausfrau« 1958 auf einer eigenen Seite die traditionelle »Schwäbische Küche« mit Rezepten für »Laubfrösche«, »Speckkuchen« und »Träubleskuchen« vor.¹³⁵ Anfang der sechziger Jahre wurde in der Überschrift hervorgehoben, daß die Gerichte wie »Rindfleisch in Meerrettichsoße« oder »Linsengemüse mit Blutwurst« »nach Hausmacherart« seien.¹³⁶ Aus der ehemals heimischen Küche war

jetzt gleichfalls ein semiotisches Reservoir entstanden, das beliebig ausgebeutet werden konnte. Kochen wurde zum Hobby. Konrad Köstlin wies zurecht daraufhin, daß die Wiederbelebung der regionalen Küche eng mit der Freizeit verbunden war: »Man könnte heute überspitzt formulieren und sagen, regional-typische Kost ist heute immer Freizeitkost.«¹³⁷

Das Spiel der Zeichen erfaßte sogar die Historie. Zum Jahresende 1958 forderte die »Kluge Hausfrau« auf: »Wir essen historisch«, und brachte Rezepte für »Maria-Stuart-Suppe«, »Rossini-Eier«, »Verdi-Soße«, »Radetzky-Torte« u.a..¹³⁸ Allerdings darf bei derlei Stilblüten sicher nicht ganz außer acht gelassen werden, daß zum Spiel mit den Zeichen ein gehöriges Maß an Ironie gehören kann und auch die Redaktion der »Klugen Hausfrau« nicht vor der Versuchung gefeit sein mochte, ihrerseits mit den Leserinnen und Lesern Schabernak zu treiben.

15.5. Die artifizielle Küche

Diese Vervielfachung der Zeichen, die für die Internationalisierung der Rezepte charakteristisch war, kennzeichnete in den späten fünfziger Jahren die Rezepte in der »Klugen Hausfrau« bis hin zu einer semiotischen »Überdetermination«, die ich als »artifizielle Küche« bezeichnen möchte. Ein Schnitzel zum Beispiel kann als »Schnitzel, einfach« gebraten werden, als »Jäger-« oder »Wiener Schnitzel«. Die »Kluge Hausfrau« der späten fünfziger Jahre hingegen präsentierte ein »Schweizer Schnitzel – zwar ein etwas kostspieliges, dafür aber ein wirkliches Feinschmeckergericht«.¹³⁹ Dahinter verbarg sich eine billige Version des Cordon bleu, denn neben der Scheibe Emmentaler kam keineswegs eine Scheibe Schinken in das Kalbsschnitzel, sondern stattdessen sollte es mit Tomatenketchup ausgestrichen werden!¹⁴⁰

»Kleine Gerichte für den Feinschmecker« waren 1958 »Ragout auf Königinnenart«, »Feines Fischragout« und »Pastetchen auf Bologneser Art«.¹⁴¹ Selbst der profane Hering ließ sich aufwerten: »Würde eines Tages der Hering aus dem Küchenzettel gestrichen werden«, so die »Kluge Hausfrau« im Herbst 1956, »würde mancher weibliche ›Finanzminister‹ Streik ansagen. Denn die ›Kleine Küche‹ weiß aus dem anspruchslosen Hering viel zu machen«. Präsentiert wurden Rezepte wie »Ostpreußische Schmandheringe«, Heringsrouladen mit Weinsoße« oder »Matjesfilets auf Champignonbett«.¹⁴² Und auch das Abendbrot sollte nicht mehr aus Butterbrot mit Aufschnitt bestehen. Stattdessen empfahl die Redaktion »Bratwurstkräpfen mit pikantem Kartoffelsalat«, »Pikante Kalbsnieren«, »Schinkenbananen auf Brotsockel«¹⁴³ oder »Jellied Veal-Loaf«, »Tomatensülzchen«, »Huhn in Gelee«.¹⁴⁴ Selbst Kartoffelgerichte wurden zu »Mohrrüben in Kartoffeltorteleiten«, »Gratinierte Rahmkartoff-

feln« oder in »Kartoffeldandies« veredelt.¹⁴⁵

Rindfleisch kam jetzt nicht nur im Rahmen von Festtags-Menüs oder als einzelnes Gericht auf der Rezeptseite vor, ihm wurden ganze Seiten reserviert, auf denen der traditionelle Rinder-Schmorbraten jedoch keinen Platz mehr fand. Unter der Überschrift »Rindfleisch, fein und zart« brachte die »Kluge Hausfrau« 1957 Rezepte für »Pökelrinderbrust«, »Italienischen Rosmarinbraten«, »Pfefferpotthast« und »Wiener Beinflisch«.¹⁴⁶ Die vier Vorschläge zum Weihnachtsmenü 1958 lauteten: Brühe mit Einlage, Gedünstete Pute auf englische Art mit Erbsen und Kartoffeln, Apfelmus mit Preiselbeeren; oder Blumenkohlsuppe in Tassen, Rehrücken mit Mandarinen, Mokka creme mit Sahne; oder Weinsuppe, Hasenbraten mit gedünsteten Äpfeln, Nußcreme; oder Tomatensuppe, Kaninchen mit Rotkohl, Obstsalat.¹⁴⁷

Der Vergleich zu den Rezepten der frühen fünfziger Jahre ist frappierend, vom Eingeschränktsein jener Zeit nichts mehr zu spüren. Eine weitaus anspruchsvollere und teurere Küche hat auf der Rezeptseite Einzug gehalten. 1955 erschienen gleichfalls erste Anweisungen, die Gerichte auch »nett anzurichten«.¹⁴⁸ So sollten kleine Garnierausstecher beim Anrichten helfen: »Karotten, rote Rüben, Gurken, Aspik können Sie an Hand der verschiedenen Muster reizvoll zu Blüten und anderen Formen zusammenstellen.«¹⁴⁹ Mit feingehackter Petersilie könne man »Zitronenkörbchen« füllen, ebenso mit Zitronensternen und -kreuzchen gebratenes Fleisch und Fisch verzieren. »Mit ein paar geschickten Schnitten mit der Spitze des scharfen Messers gibt man den Radieschen das Aussehen kleiner Röschen.«¹⁵⁰ Ausgehöhlte Gewürzgurken mit Fleischsalat gefüllt wurden zu einer »Gurken-Flottille«:

»Wenn wir auch pompösen Tischdekorationen abgeschworen haben, so dient solch eine kleine Flottille (eine kühn gebogene Zwiebelchale mit einem Zahnstocher als Segel gesetzt) zur Aufheiterung der Gemüter. (...) Jedes »Boot« ist mit einem Radieschen-Röschen und einem Spargelkopf garniert.«¹⁵¹

Farben wurden bunt gemischt: »Die kalte Platte gewinnt durch einen Kranz kleiner Kartoffelsalathäufchen, die wechselnd verziert sind, zum Beispiel mit zerdrücktem hartgekochtem Eigelb, mit gewiegtem Grün, mit gewiegten roten Rüben...«¹⁵²

Die Beschreibung eines »Kleinen Balkonfests« aus dem Sommer 1957 demonstriert eindringlich die Rhetorik dieser Zeit:

»Wie herrlich ist es an den lauwarmen Sommerabenden, ein paar liebe Freunde zu einem zwanglosen Beisammensein auf dem Balkon einzuladen. Mit viel Liebe hatten wir einige pikante Kleinigkeiten vorbereitet und auch den Tisch nett gerichtet. Eine Windlampe steht auf dem Tisch, bunte Gläser mit köstlichem kühlem Trank, einige bunte Platten tragen mit zu einem harmonischen Plauderstündchen bei.«¹⁵³

Gereicht werden sollten »Ingwer-Biskuits«, »Krabbensalat in Sahnesoße« (Krabben hügförmig auf einem Salatblatt mit darüber gegosener Sahnesoße), »Gervais-Türmchen« (Gervais, vermischt mit Johan-

nisbeergelee und Zitronensaft in Form kleiner Türmchen auf Pumpernickelscheiben), »Pikante Salattörtchen«, »Himbeerjoghurt« und »Johannisbeerbowl«.¹⁵⁴

Das Artifizielle und Miniaturisierte des Essens ist in solchen Texten unübersehbar. Die Sprache verfällt fast von selbst in das Diminutivum, wenn Anfang der sechziger Jahren »Leckerbissen – delikat serviert« vorgestellt werden: »Salzmännchen«, i.e. Salzstangen mit dünnen Schinkenscheiben umwickelt, »obenauf zur Verzierung ein Mützchen aus Ei, Gürkchen oder auch einer Wurstscheibe« und in ein Glas gestellt, oder »Pfaunaugen«, i.e. Viereckige Schwarzbrottscheiben mit einer Kräutercreme bestreichen, mit je einer Tomatenscheibe belegen, darauf je eine Eischeibe und noch eine »Röllchen aus Sardellenfilet«.¹⁵⁵

»'59, ja da ging das los«, schildert Frau H. diese Zeit, »Weinbrand, Chantré, und denn kam auch noch Bier dazu, und dann wurden die Kisten schon ins Haus geholt. Das war aber Ende... 58, 59. Und dann kamen ja all die Lieferanten ins Haus, gingen von Haus zu Haus und fragten, ob Brause oder Bier verlangt wurde. Und dann mit den Schnittchen. Die mußten auch immer üppiger sein. Es mußte nur noch Rostbeef sein oder gekochten Schinken. Sonst war nichts mehr drinne. Das war auch die Zeit... Ich habe mich manchmal geweigert, daß ich gesagt hab: Wir müssen das ja nicht immer haben. Und dann sagte mein Mann: »Haben wir nicht mal Geld, um uns die Wünsche zu erfüllen, die wir gerne möchten? Also hol das.«¹⁵⁶

Die Steigerung ist unverkennbar: Nach den Jahren der Entbehrung will man nun richtig gut essen, da soll es auf das Geld nicht ankommen. Die Ehemänner als die Verfechter des schönen, gemütlichen Lebens, die mit dem Satz, daß man sich ja wohl jetzt etwas Besseres zu essen leisten könne, die Haushaltskasse strapazierten, erscheinen in ähnlicher Beschreibung auch in den anderen Interviews. Als wären sie restlos erschöpft gewesen, als hätten sie endlich die rastlosen und entbehrungsvollen Jahre der Vergangenheit hinter sich lassen wollen, sehnten sich diese Männer nach einem ruhigen Feierabend mit gutem Essen. Ob das die vielzitierte Freßwelle war, sei dahingestellt, bedeutsamer erscheint die Dynamik, mit der es immer üppiger werden mußte. Diesen Zwang, d.h. auch die Konkurrenz gegenüber anderen Ehefrauen, zu immer aufwendigeren Schnittchen, kalten Platten und Büffets, die auf der Rezeptseite der »Klugen Hausfrau« zum Ausdruck kommt, schildern die Frauen gleichfalls in den Interviews.

Gegen 1958/59 schien die »artifizielle Küche« auf ihrem Höhepunkt angelangt zu sein. Kaum eine Rezeptseite kam ohne die Begriffe »Delikatesse«, »Leckerei«, »Schlemmer« oder »Gourmet« aus. Selbst Nudeln mußten sich in »Gourmet-Nudeln« verwandeln,¹⁵⁷ oder aus Spargel wurde ein »Lukullisches Canapé«.¹⁵⁸ »Jedem sein Canapé« forderte die »Klug Hausfrau« zu Sylvester 1960 ihre Leserinnen auf und bezeichnete mit diesem Begriff »delikat belegte, zugedeckte Appetithappen« mit Lachs, Kalbsleberwurst, Camembert, Salami oder Kaviar.¹⁵⁹ In dieser »artifiziellen Küche« Ende der fünfziger Jahre kulminierte die überbordende Rhe-

torik der »Klugen Hausfrau«. Kaum ein Signifikat, daß nicht »überdeterminiert«, keine Bezeichnung, die mit Zeichen nicht überfrachtet gewesen wäre. Ob Weltläufigkeit oder Feinschmeckertum, die »Kluge Hausfrau« war offenbar nicht satt zu bekommen. Damit schien aber zugleich der Höhepunkt erreicht zu sein, denn anschließend ist nach den semiotischen Kaskaden der »artificialen Küche« zu Beginn der sechziger Jahre eine abrupte Wende in der Rhetorik der Rezeptseite zu beobachten.

15.6. Das neue Bewußtsein um die Ernährung

Als habe das Spiel mit den kulinarischen Zeichen nicht nur seinen Höhepunkt, sondern seine gleichzeitige Überdehnung erfahren, fiel es rasch in sich zusammen: »Canapés«, »Gurkenflotillen«, »Salzmännchen« waren auf der Rezeptseite nicht mehr zu finden. Statt dessen begann ein neues Thema die »Kluge Hausfrau« zu beherrschen: »gesunde Ernährung«. ¹⁶⁰ Ende 1961 empfahl die »Kluge Hausfrau« ein Vollkornfrühstück mit den Worten:

»Die Frühstückssitten haben sich gewandelt. Man beschränkt sich heute nicht mehr nur auf Brötchen mit Butter und Marmelade. Immer mehr Menschen schwören auf das Vollkornfrühstück, weil sie sich dadurch viel frischer und leistungsfähiger fühlen. Im Vollkorn sind Vitamine und Mineralstoffe, ohne die auf die Dauer niemand gesund bleiben kann.« ¹⁶¹

Das Frühstück für Schulkinder sollte »gehaltvoll und vielseitig« sein, »damit das Schulkind möglichst frisch und aufnahmefähig ist. Nach den Nachtstunden müssen die Energiereserven des Körpers ja erst wieder aufgefüllt werden.« ¹⁶² Was für die Kinder galt, war für die Erwachsenen genauso wichtig, vor allem wenn sie beruflich zu einer sitzenden Tätigkeit gezwungen sind. Die »Kluge Hausfrau« empfahl jetzt besonders leichte, gesunde Menüs für Autofahrer und widmete eine ganze Rezeptseite dem »Imbiß im Büro«:

»Wer viel mit dem Wagen unterwegs ist, sollte seine Mahlzeiten sorgfältig planen. Öppiges, falsch zusammengestelltes Essen belastet den Körper, Fasten wiederum macht nervös, und beides kann der Fahrer wenig gebrauchen. Er muß am Steuer ständig frisch und leistungsfähig sein. Wenig, aber konzentrierte Nahrung, die gehaltvoll, aber nicht beschwerlich ist, ist hier am Platz.« ¹⁶³

»Ein Drittel des Tages verbringen wir im Büro, in der Fabrik oder in der Küche. Hier arbeiten und essen wir. Sehr viele erhalten im Betrieb eine Mittagsmahlzeit, ein großer Teil ist aber darauf angewiesen, den ganzen Tag von Butterbroten zu leben. Kein Wunder, daß man die immer gleichen Leberwurst- und Mettwurstbrote schnell satt hat. Abwechslung und Vielfalt sind wichtig, um den Imbiß am Arbeitsplatz attraktiv zu machen.« ¹⁶⁴

Es gab auch einen anderen Weg des gesunden Essens, der weniger an die berufliche Leistungsfähigkeit als an eine spezifische Körperlichkeit gerichtet war. Im Januar 1962 hieß es zum Beispiel:

IV. Diskurse

»Essen Sie sich schlank! Die Schlemmerzeit ist vorüber. Jetzt wird es höchste Zeit, das angegessene Fett wieder loszuwerden. Wenn man sich an diese Gerichte und Imbisse hält, gelingt es bestimmt. Guten Hunger!«¹⁶⁵ Empfohlen wurden »Quark-Sandwich«, »Apfel-Sellerie-Salat«, »Aprikosenquark« oder »Früchtejoghurt«.¹⁶⁶

Zwei verschiedene Redeweisen über eine »gesunde Ernährung« verzweigen sich in diesen Texten: zum einen die »schlanke Linie«, der zuliebe auf Kalorien, Fett etc. geachtet werden müsse, zum anderen die berufliche Leistungsfähigkeit, die man erhalten und steigern könne, indem man eine gesunde, leichte Kost zu sich nehme. Beide Reden gewannen ihre Legitimität nicht aus dem medizinischen Zusammenhang zwischen einer gesunden Ernährung und einem gesunden Körper, sondern orientierten sich vielmehr an dem Einfluß gesellschaftlicher Normen wie dem Körperbild der »schlanken Linie« und dem beruflichen Erfolg. Diese unterschiedlichen Diskurse über Gesundheit und Körperlichkeit, die mit dem Essen verknüpft waren, sollen im folgenden, letzten Kapitel im Vergleich mit medizinischen Zeitschriften der fünfziger Jahre noch einmal Gegenstand der Untersuchung sein.

15.7. Resümee

Es ist erstaunlich, wie redselig ein solch formalisierter Text wie die Rezeptseite einer Kundenzeitschrift innerhalb eines Jahrzehnts gewesen ist. Angefangen von den Zeiten der Beschränkung zu Beginn der fünfziger Jahre, deren Anspielungen auf die Notzeiten und den sparsamen Umgang mit dem Haushaltsgeld offenkundig waren, über die ersten zaghaften Öffnungen der Rezepte zum Beispiel für den kleinen Luxus im Alltäglichen, die bewußte Besonderheit, zur einsetzenden Miniaturisierung des Essens, die Vielzahl von Häppchen und Zwischendurch-Imbissen, der Internationalisierung der Bezeichnungen bis hin zu einem neuen Gesundheitsbewußtsein.

Wie sehr diese Rhetorik selbst von einer hypertrophen Dynamik erfaßt wurde, umriß der Abschnitt über die »artifizielle Küche«. Kaum ein Rezept, das nicht mit Zeichen überfrachtet, kaum ein Signifikat, das nicht »überdeterminiert« gewesen wäre. Ob Weltläufigkeit oder Feinschmeckertum, die semiotische Produktion schien unersättlich. Die verschiedenen internationalen Rezepte waren erkennbare Artefakte, die keineswegs die jeweiligen »authentischen« Küchen fremder Länder zum Inhalt hatten, sondern den Wunsch, wieder »dazu zu gehören«, Weltkennerschaft und internationales Niveau zu repräsentieren. Die Rhetorik der Rezepte bezog sich weniger auf die »Küche« als Zubereitungspraxis als vielmehr auf die Küche als »Traumfabrik«. Wie kaum an anderen Stellen wird in diesen Rezepten deutlich, wie stark das Essen mit Bedeutungen »aufgeladen« wurde. Lange bevor die erste Urlaubsreise in den Süden führte, konnten die »Hammelkoteletts á la Murillo« spanisches Flair auf

den heimischen Tisch zaubern, und ohne selbst US-Amerikaner zu sein, konnte man doch seine »Modernität«, seinen »amerikanischen« Lebensstil durch eine spezifische Zubereitungsweise, durch Leichtigkeit und Kalorienbewußtsein unter Beweis stellen.

Es wäre trotz der »Nähe« der Redaktion zu ihrer Leserinnenschaft unzulässig, von den Rezepten unmittelbar auf Wünsche, Hoffnungen, Mentalitäten zu schließen. Die Rezeptseite der »Klugen Hausfrau« bleibt ein autoritativer Text, dessen Zeichen von der Redaktion fabriziert wurden. Das grundlegende Problem, daß die Rezeption, die Praxis von Konsumenten, mit diesen Zeichen, semiotischen Codes Appellen umzugehen, sie zu übersetzen und durch die »Aneignung« zu verändern, nur äußerst schwer zu erforschen ist, wird damit auch in diesem Kapitel nicht gelöst. Dennoch macht die Sprache der »Klugen Hausfrau«, ihr rhetorisches System deutlich, daß es keineswegs abseits von der gesellschaftlichen Entwicklung der Bundesrepublik existierte. So fern eine Rezeptseite in einer Kundenzeitschrift für Lebensmittelgeschäfte vom Lauf der Welt gelegen sein mag, in ihr scheinen Stimmungen, Hoffnungen, Erwartungen auf, die nichts mit dem Essen als Nahrungsaufnahme zu tun haben als viel mehr auf die kulturellen und symbolischen Dimensionen des täglichen Essens verweisen, die sich auch in den Rezeptvorschlägen der »Klugen Hausfrau« festgeschrieben haben.¹⁶⁷

16. Kapitel

»Gesunde Ernährung« und »schlanke Linie«

Ein Thema hat die »Kluge Hausfrau« die ganzen fünfziger Jahre hindurch, nicht allein auf der Rezeptseite, und auf durchaus unterschiedliche Weise beschäftigt: gesunde Ernährung. Gesundheit ist untrennbar mit Ernährung verbunden, doch sind beide Begriffe keineswegs »natürlich«, sondern was als gesund zu gelten hatte, unterlag auch in den fünfziger Jahren einer sich wandelnden Definition. So geläufig uns heute Begriffe wie Kalorien, Vitamine oder Cholesterinspiegel sind, so unbekannt waren sie den Leserinnen der »Klugen Hausfrau« zu Beginn der fünfziger Jahre. »Gesunde Ernährung« war eine bestimmte Praxis, die erst erlernt werden mußte. Nicht, daß in diesem Zeitraum grundsätzlich unterschiedliche Ernährungsweisen als gesund propagiert worden wären, sondern fast unmerklich löste sich die Vorstellung einer »gesunden Ernährung« aus den anfänglichen Bezügen der »Volksgesundheit«, um in einem neuen Begriffsfeld, durch neue Verkettungen seine Aussage zu verändern. Eine »moderne« gesunde Ernährung, wie sie die »Kluge Hausfrau« propagierte, war verknüpft mit Wissenschaft, Medizin und einem spezifischen Körperbild, der »schlanken Linie«.

Um die Korrespondenzen der Rhetorik der »Klugen Hausfrau« zum medizinischen Diskurs über eine »gesunde Ernährung« aufzuzeigen, habe ich zusätzlich drei medizinische Zeitschriften, den »Landarzt« (als Vorläufer des »Allgemeinarzt«), die »Ärztliche Praxis« als Zeitschrift für praktische Ärzte sowie die anerkannteste und allgemeinste Fortbildungszeitschrift für Ärzte, die »Deutsche medizinische Wochenschrift« ausgewertet. Eine solche Gegenüberstellung kann noch nicht eine Diskursanalyse von Gesundheit und Ernährung im Nachkriegsdeutschland darstellen, aber sie bietet doch bereits Hinweise, Entwicklungslinien, Verzweigungen, die einen Einblick geben, wie sich die Vorstellungen von einer »gesunden Ernährung« in Westdeutschland in den fünfziger Jahren verändert haben

16.1. Zivilisationskritik und Vollkornbrot

Zu Beginn der fünfziger Jahre war es für die Redaktion der »Klugen Hausfrau« gar nicht leicht, einer »gesunden Ernährung« das Wort zu reden, stand doch vielen der Sinn nach den Hungerjahren der Kriegs- und

unmittelbaren Nachkriegszeit erst einmal nach ausreichendem, sättigendem Essen und nach lang entbehrten Nahrungsmitteln wie Butter oder weißem Brot. Einer der ersten Texte in der »Klugen Hausfrau« über die »richtige Ernährung« Ende 1951 knüpfte unmißverständlich an diese Bedürfnisse an:

»Voraussetzung für die Gesunderhaltung des Menschen ist eine richtige Ernährung. Die meisten von uns leisten sich neben dem Essen zusätzlich noch dies und jenes, was besonders gut schmeckt. Dann und wann gibt es sogar Ernährungsfanatiker. Ihnen wird die Essensfrage fast zu einer Religion. Weder das eine noch das andere ist richtig, sondern führt zur Einseitigkeit. (...)

Heute wiederum erlebt der Arzt, daß bei dem verständlichen Versuch, den Genuß bisher entbehrter Nahrungsmittel nachzuholen, neue Krankheitserscheinungen auftreten. Durch übertriebene Eiweißzufuhr – etwa durch Fleisch – gibt es heute mehr Gicht- und Rheumakranke, und die einseitige Ernährung der Großmütter mit Kuchen und weißen Brötchen hat die Zahl der Beingschwüre erheblich erhöht. (...) Unser Ziel muß es sein, eine kräftige Normalkost sicherzustellen.«¹

Während der Gegenstand der Kritik klar zu erkennen ist, nämlich ein übermäßiger Konsum von Fleisch, Kuchen und weißen Brötchen, fehlt jegliches positive Argument für eine gesunde Ernährung – sieht man von dem Allgemeinplatz ab, daß richtige Ernährung die Voraussetzung für die Gesunderhaltung des Menschen sei. Stattdessen droht der Artikel mit schrecklichen Konsequenzen wie Beingschwüren nach dem Genuß von Brötchen und Kuchen, die ebenso wie die kausale Beziehung zwischen Eiweißkonsum und Gicht- bzw. Rheumaerkrankungen selbstverständlich unbewiesen bleiben müssen. Die Definition dessen, was eine »kräftige Normalkost« sei, entzieht sich ins Unbestimmte, wobei höchstens das Attribut »kräftig« auf die herkömmliche, fett- und kohlehydratreiche Küche verweist.

Der prohibitive Grundtenor dieser und ähnlicher Artikel, deren Hauptargumentation für eine »gesunde Ernährung« in der Abwehr von Krankheiten bestand, verband sich mit der konkreten Empfehlung, Gemüse, Obst und vor allem Vollkornbrot zu essen. Die Betonung des gesundheitlichen Wertes von Vollkornbrot war keineswegs neu und reichte auch über die NS-Zeit mit ihren »Eßt mehr Roggenbrot«-Kampagnen hinaus.² Die Propagierung »natürlicher Nahrungsmittel«, innerhalb derer das Roggenbrot einen besonderen Platz einnahm, war eingebunden in ein Konzept der »Volksgesundheit«, das sein Vorbild in der bäuerlichen Lebensweise von »Naturvölkern« hatte und »zivilisatorische Verfeinerung« strikt ablehnte.³ Dieser anti-moderne Diskurs der »Volksgesundheit« besaß Kontinuität über das Ende des NS-Regimes hinaus und dominierte in den frühen fünfziger Jahren auch den Begriff einer »gesunden Ernährung« in der »Klugen Hausfrau«.

Ein signifikantes Beispiel dieser Art Zivilisationskritik war 1953 in einem Artikel über Karies zu lesen, in dem die schlechten Zähne der »mo-

IV. Diskurse

dernen« Kinder mit den guten Gebissen der Vorfahren und den »Naturvölkern« verglichen wurden:

»Wir wissen auch, daß zum Beispiel die Neger im afrikanischen Busch und die Eskimos in Grönland heute die besten Gebisse haben. Nun hat sich bei ihnen herausgestellt, daß sie ebenfalls schlechte Zähne bekommen, wenn sie anfangen, europäische Nahrungsmittel zu essen. Man weiß sicher, daß das zu stark ausgemahlene Brot, der zu fein raffinierte Zucker, in zu großen Mengen genossen, überhaupt die zu starke Verfeinerung und Denaturierung der Nahrungsmittel diesen Gebißverfall hervorrufen.

Je mehr die Kinder und schon die werdenden Mütter Vollkornbrot essen, um so besser werden die Zahnverhältnisse.«⁴

Dieser zivilisationskritische, anti-moderne Diskurs über Ernährung und Gesundheit findet sich mit nahezu denselben Wendungen in den drei medizinischen Zeitschriften wieder. Ein Zitat von Adolf Meyer-Abich, Professor für die Geschichte der Naturwissenschaften an der Universität Hamburg, aus dem Jahr 1951 könnte als verdichtetes Leitmotiv für den medizinischen Diskurs dieser Zeit gelten:

»Kraß gesagt ist also die Kulturkrankheit der Preis, mit dem der Mensch seine Zivilisation bezahlen muß. (...) Kultur überhaupt wird durch ein Mehr an Krankheit kompensiert.«⁵

Unverhohlen kritisierten die drei medizinischen Zeitschriften zu Beginn der fünfziger Jahre die moderne Zivilisation als »Denaturierung des Menschen«. Das alte deutsche Schema, die Polarität von Natur und Zivilisation, von Gemeinschaft und Gesellschaft etc.,⁶ erscheint hier aufs Neue: Die moderne Zivilisation und die mit ihr verbundene moderne Ernährung machten den Menschen krank. Erschütternd sei zu erkennen, wurde ein Teilnehmer eines medizinischen Kongresses zur Ganzheitsmedizin im Oktober 1950 zitiert, daß der Gesundheitszustand eines Volkes in dem Maße abnehme, als es Anschluß an die zivilisatorischen Errungenschaften, insbesondere auf dem Gebiete der Nahrungsmittelbereitung gewinne.⁷ Die in diesen Texten durchgehend verwandte Dimension der »Gattung« unterstrich den universellen Anspruch, daß die dort beschworenen Gefahren nie soziale Gruppen oder Individuen trafen, sondern immer *den* Menschen schlechthin. Umgekehrt wurden den verdorbenen Zivilisationen die »Naturvölker« gegenübergestellt, deren stabile Gesundheit und nicht zuletzt deren Ernährung wie ein fernes, für immer verlorenes Paradies, als vergangenes Leben des Menschen im Einklang mit der Natur als Vor-Bild konstruiert wurde:

»Die heutige Ernährung ist durch die zivilisatorische Entwicklung entartet«, hieß es auf der 39. Tagung der Nordwestdeutschen Gesellschaft für Innere Medizin im Sommer 1952 zum Thema »Optimale Ernährung«. »Der Wandel der Ernährung bei dem Aufstieg eines Bauernvolkes zum Kulturvolk führt zum Nachlassen der biologischen Kraft. Die Getreidenahrung wird durch den Genuß feineren, weißen Mehles ersetzt.«⁸

Dieses Zitat fällt höchstens durch seine völkische Terminologie aus dem Rahmen, ansonsten waren Hinweise auf die ausgezeichnete Gesundheit und die kräftigen Gebisse bei Eskimos oder Bewohnern des Himalaya durchaus gängig. Wenn schon die Deutschen nicht mehr in den Stand eines Naturvolkes gehoben werden konnten, sollten sie sich doch »natürlich« ernähren. Das hieß konkret: Propagierung von Vollkornbrot sowie Abwehr von industriell gefertigten, wertgeminderten Nahrungsmitteln.

Als ein Focus der Diskussion stellte sich die Frage heraus, ob Mehl vitaminisiert werden solle oder nicht. Zu Beginn der fünfziger Jahre war die Antwort auf dieses Problem klar: Die Vitaminisierung von Mehl müsse abgelehnt werden. Erst würden dem Mehl, so eine der typischen Argumentationslinien, alle lebenswichtigen Stoffe durch die Mehlebleichung entzogen, um sie dann dem Mehl wieder künstlich zuzusetzen. Stattdessen sollte sowohl durch gesetzliche Vorschriften wie Volksaufklärung dem Roggenvollkornbrot der Vorzug gegeben werden.⁹

Seit Mitte der fünfziger Jahre zog allmählich Realismus in die medizinische Debatte ein. Statt der völkischen Bestimmung der Deutschen, die sich ihrem »Wesen« nach in einer gegebenen Weise zu ernähren hätten, gerieten die tatsächlichen Ernährungsweisen der westdeutschen Bevölkerung in den Blick, dem kaum entgehen konnte, daß sich die helleren, aus weißem Mehl gebackenen Brotsorten steigender Beliebtheit erfreuten. Wollte man nicht mit dem Vitaminmangel leben, der sich aus dem industriellen Ausmahlungsprozeß ergab, war es allemal sinnvoller, das Mehl synthetisch zu vitaminieren.¹⁰

Auch in der »Klugen Hausfrau« nahmen die Vitamine, vor allem in Verbindung mit Zitrusfrüchten, einen zentralen Platz in der Umschreibung einer »gesunden Ernährung« ein. »Wir brauchen Vitamine!« lautete ein typischer Appelle an die Leserinnen, für ihre Familien Apfelsinen, Zitronen und Pampelmusen einzukaufen. Aber auch hier war die Begründung ähnlich prohibitiv konstruiert wie in dem eingangs zitierten Text:

»Wissen Sie, daß die bekannte Frühjahrsmüdigkeit auf den Vitaminmangel im Winter zurückzuführen ist? Wissen Sie, daß Ermüdungserscheinungen, Zahnfleisch-Blutungen, Nervenschwäche, mangelnde Widerstandskraft gegen Ansteckungen, mancherlei Hautkrankheiten, die Rachitis, ja, sogar Nervenentzündungen, das Rheuma, die Neigung zu Gallen- und Nierensteinen in vielen Fällen nichts anderes sind als Mangel an Vitaminen?«¹¹

Die Verhütung von Krankheiten stand als Argument für die Vitamine an erster Stelle.¹² Unter ihnen rangierte das Vitamin C ganz oben, besaß es doch den großen Vorteil, daß seine Propagierung mit dem zunehmenden Konsum von Zitrusfrüchten zusammenfiel. Aber auch die anderen Vitamine A, B und D wurden in der »Klugen Hausfrau« erläutert und

diejenigen Nahrungsmittel bezeichnet, die in besonderer Weise diese Vitamine enthalten. Ein typisches Beispiel aus dem Jahr 1954:

»Frau Strasser aus Ulm hat schon viel über Vitamine gehört, aber eigentlich weiß sie trotzdem nicht genau, welches Vitamin wo zu finden ist. Wir wollen es kurz machen. Vitamin A werden Sie mit der normalen Ernährung genügend zu sich nehmen, es ist in der Milch, also auch der Butter, im Käse sowie im Ei. Wenn Sie viel Spinat, Karotten und Apfelsinen zu sich nehmen, wandelt es der Körper ebenfalls in Vitamin A um, jedoch kann es im Gemüse durch Kochen zerstört werden. Vitamin B finden wir vor allem in der äußeren Haut des Getreidekorns, also immer Vollkornbrot essen, Nüsse und möglichst auch unpolierten Reis. Das Fehlen von Vitamin B kann zu inneren Erkrankungen führen. Das Vitamin C ist in allen frischen Früchten und Gemüsen zu finden. Es ist aber besonders hitzeempfindlich und kann durch Kochen ganz zerstört werden. Sie kennen ja die berühmte Frühjahrsmüdigkeit, auch sie ist ein Mangel an Vitamin C. Also immer etwas rohes Obst oder Gemüse essen, an das gekochte Gemüse etwas rohes, feingehacktes zum Schluß dazugeben, dann gibt es keinen Skorbut und keine Frühjahrsmüdigkeit. Gefährlich wirkt sich der Mangel an Vitamin D aus, die gefürchtete Rachitis ist eine Folgeerscheinung davon. Am reinsten ist es im Lebertran zu finden, das Dorschöl enthält es in reichem Maße, aber es ist ebenso wie das Vitamin A auch in Butter, Milch und Eiern zu finden. Sie können das Vitamin D auch unbesorgt im Kochtopf haben, es wird nicht zerstört durch Kochen. Vitamin E ist in den Sprossen der Getreidekörner zu finden und gut für die Neubildung der Haut. Sie finden es in Pflanzenölen, Milch und Butter. Da finden Sie auch Vitamin F, aber hier wollen wir aufhören. Für Sie als Hausfrau ist es am wichtigsten, daß Sie ihrer Familie genügend Vitamine A, B, C und D zuführen.«¹³

Ein Modell einer »gesunden Ernährung«, das sowohl die »Zivilisationskritik« als auch die Propagierung von Vitaminen aufzunehmen imstande war, war die Ernährungslehre nach dem Schweizer Arzt Dr. Bircher-Benner. Dessen Forderung, mehr Rohkost zu essen, fand in der »Klugen Hausfrau« zu Beginn der fünfziger Jahre seinen Widerhall:

»Diese Ärzte (Bircher-Benner u.a., m.w.) bekämpften die Einseitigkeit der Ernährung, die auch heute noch geläufig ist. Man versteht darunter die Kost, die ausschließlich aus Weißmehlprodukten, Fleisch, Eiern, Wurst besteht, allenfalls mit Kartoffeln und ein wenig Gemüse. Die medizinische Wissenschaft fordert eine stärkere Beigabe von Rohkost zu unserem Essen. (...) Vollkornbrot, Obst, Gemüse und Salate fördern die Darmtätigkeit und damit die Verdauung, besonders, wenn für die Anrichtung der Salate reichlich gutes Öl verwendet wird. Der Vitamingehalt dieser Nahrungsmittel ist ebenfalls sehr wichtig für die Gesunderhaltung des Körpers.«¹⁴

Was aber vermochte ein solcher Appell, wenn eben die geschmähten Nahrungsmittel wie weißes Brot, Kuchen, Fleisch und Wurst zu den beliebtesten in den fünfziger Jahren gehörten? Wollte sich die »Klugen Hausfrau« nicht von ihren Leserinnen entfernen und eine zwar ehrenwerte, aber bedeutungslose Position einnehmen, mußte sie versuchen, innerhalb der sich herausbildenden neuen Ernährungsgewohnheiten alltagsnahe Vorschläge zur »gesunden Ernährung« zu machen, ohne auf ernährungsphysiologische Einsichten wie dem unbestrittenen Wert von Vitaminen, frischem Obst oder Gemüse zu verzichten.

16.2. Zucker und Fett – der Übergang zur »modernen Ernährung«

Bezeichnenderweise nahm die Fülle der Artikel, die 1951 bis 1953 zu Rohkost, Salaten und vor allem zu den Vitaminen erschienen waren, in der »Klugen Hausfrau« zur Mitte der fünfziger Jahre ab. Offenkundig führte die Umorientierung des Bildes einer »gesunden Ernährung« zu einer Publikationspause. Ein Bindeglied zwischen dem »zivilisationskritischen« Diskurs der »Volks Gesundheit« und einer »modernen« Redeweise über »gesunde Ernährung« bildete der Zucker, der in der Vollwert-Ernährung nach Bircher-Benner gemieden wurde, aber im Konsum der Nachkriegszeit – und nicht zuletzt als wichtiger Bestandteil industriell produzierter Nahrungsmittel – einen hohen Stellenwert besaß. Der Zucker war, bis er als Ursache für Karies wiederum stigmatisiert wurde, ein Stoff, der in der Lage schien, mehrere Entwicklungslinien zu integrieren: herkömmliche Praxis wie das Einmachen, das sich verändernde Ernährungsverhalten im Nachkriegsdeutschland und das Bild einer »modernen gesunden Ernährung«. Unter der Überschrift »Zucker hält die Früchte jung« hielt die »Kluge Hausfrau« nicht nur eine Eloge auf den Zucker, sondern demonstrierte anschaulich, wie diese Verknüpfung gelingen könnte:

»Die Natur liefert uns in der kurzen Sommerzeit die köstlichsten frischen Früchte. Sie sind eine wahre Schatzkammer an Vitaminen, Fruchtsäuren und natürlichen Farbstoffen. Sie sind deshalb ein unentbehrlicher Bestandteil der modernen Ernährung. Ihr einziger Nachteil ist, daß sie uns nicht im ganzen Jahr zuwachsen und daß sie leicht verderben. Der menschliche Organismus benötigt die in den Früchten enthaltenen Wirkstoffe, vor allem das Vitamin ›C‹ der Früchte gerade im Winter und im Frühjahr. Der Mensch hat sich deshalb von jeher bemüht, die Früchte des Sommers durch verschiedene Verfahren das ganze Jahr hindurch zu erhalten. Erst der Zucker, selbst ein reines Naturerzeugnis, das sich durch Zusammenwirken von Sonnenlicht und anderen Naturkräften in der Pflanze bildet und heute vor allem aus Zuckerrüben und Zuckerrohr gewonnen wird, ermöglicht es, die Früchte in jedem Haushalt als Saft, Marmelade, Gelee und Kompott unter weitgehender Erhaltung ihres vollen Wertes, ihrer Form, ihrer Farbe und ihres Aromas haltbar zu machen.«¹⁵

Der Zucker war in diesem Text Konservierungsmittel, das andere, wertvolle Nahrungsmittel haltbar machte, und zugleich selbst ein »reines Naturerzeugnis«. Ein drittes Argument für den Zucker lautete, daß er das Aroma der Früchte steigere und abrunde. Damit vereinigte der Zucker Eigenschaften wie Nützlichkeit, ja Unentbehrlichkeit, wenn man die »die wahre Schatzkammer an Vitaminen« erhalten wollte, außerdem gab er Geschmack und besaß schließlich einen eigenen hohen, natürlichen Nährwert. Der Zucker als Energieträger, der pur gegessen den Blutzuckerspiegel für kurze Zeit erhöht und deshalb das Hungergefühl kurzfristig zu stillen vermag, machte ihn für die »Kluge Hausfrau« zu Beginn der sechziger Jahre sogar zu einem probaten Mittel, um den drängenden Appetit zu unterdrücken und den Wunsch nach Schlanksein zu unterstützen:

IV. Diskurse

»Nehmen wir nun als Vorspeise etwas Zucker, vielleicht in Fruchtsaft gelöst, so steigt der Blutzuckerspiegel in kurzer Zeit, denn Zucker wird vom Körper sehr schnell aufgenommen und gelangt in wenigen Minuten ins Blut, und dann können wir essen, ohne daß wir dabei einen fast unmenschlichen Kraftakt an Willensstärke vollbringen müssen.«¹⁶

Auch in den medizinischen Zeitschriften vollzog sich in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre ein Umschwung. Die Ernährung wurde nun zu einem »vielseitigen Problem«, das nur gemeinsam mit Physiologie und Chemie und ohne »Ernährungsapostel« oder »Phantasten und Fanatiker« zu lösen wäre. Die Apotheose der Naturvölker wurde nun einer kritischen Prüfung unterzogen:

»Der Begriff Zivilisationskost kann zum modischen Schlagwort werden,« hieß es 1957. »Ebensowenig wie jede Ernährungsart zivilisierter Menschen Zivilisationskost in diesem Sinn sein muß, ebensowenig trifft der Begriff Primitivkost auf jede beliebige ›primitive‹ Ernährung zu. (...)

Der (...) Begriff einer ausgeglichenen Nahrung kann erklären, warum schon verhältnismäßig geringe Veränderungen einer Primitivkost oft zu einschneidenden Änderungen des Gesundheitszustandes und zum Einbruch bis dahin unbekannter Zivilisationsleiden führen. Auch wenn man gezwungen ist, den Bedarf des Menschen an Kalorien und Vitalstoffen einzeln zu errechnen und festzustellen, so sollte man bei der Anwendung dieser Zahlen den Blick aufs Leben nicht vergessen. Das Leben demonstriert uns immer wieder, daß es bei der Ernährung mehr auf Qualität als auf Quantität ankommt... (...)

Eine Rückkehr zur Primitivkost ist natürlich nirgends mehr möglich. Aber die Erkenntnis über die Zusammenhänge zwischen Nahrung und Gesundheit ist heute so weit fortgeschritten, daß die Aufgabe gelöst werden könnte, eine den modernen Lebensverhältnissen angepaßte Kostform zu entwickeln, die den Menschen eine volle Gesundheit sichert.«¹⁷

Statt des Zustandes einer »natürlichen Gesundheit« der sogenannten »Naturvölker« geriet jetzt eben deren »Anfälligkeit« gegen die sogenannten »modernen Zivilisationskrankheiten« in den Blick der Kritik. Die Lebensweise von Eskimos etc. verstand sich nun als ebenso relativ wie die von Amerikanern oder Westeuropäern. In Kritik an jeglichem Dogma betonten die Verfasser das »persönliche Moment, die Konstitution des einzelnen«.¹⁸ Selbstverständlich waren Zusammenhänge zwischen der Lebens- und Ernährungsweise in den USA und Westeuropa und dem Auftreten der »modernen Zivilisationskrankheiten« kaum zu übersehen. Aber die Konsequenz hieß nun nicht mehr, zu einer völkisch-bäuerlichen Kost zurückzukehren, sondern auf »moderne Herausforderungen« mit einer »modernen Lebens- und Ernährungsweise« zu antworten.

Als »Krankheiten des Wohlstandes« – so der Titel eines Aufsatzes in der »Deutschen medizinischen Wochenschrift« im Juni 1962 – galten neben Diabetes, Fettsucht vor allem Bluthochdruck, und der Herzinfarkt infolge von Arteriosklerose. Die Ursachen lagen nach Ansicht der Ärzte in psychosomatischen Faktoren wie zunehmendem Streß, im Tabak- und Alkoholkonsum und nicht zuletzt in einem übermäßigen Fettkonsum.¹⁹

Auch der vielbeachtete Bericht der American Heart Association 1961 machte den erhöhten Cholesterinspiegel im Blut für die Arteriosklerose und damit für Schlaganfälle und Herzinfarkte verantwortlich.²⁰ Die Konsequenz aus diesen Befunden hieß: weniger Fett essen, aber vor allem den Fettkonsum selbst verändern, d.h. mehr auf ungesättigte Fettsäuren achten – eben jene Linie, die gleichfalls die »Kluge Hausfrau« in jenen Jahren vertrat.

Hatte es dort noch zu Beginn der fünfziger Jahre geheißt, daß man, um einen Fettansatz zu vermeiden, auf fettbildende Stoffe generell verzichten solle, präziserte die »Kluge Hausfrau« am Ende des Jahrzehnts:

»Ursache für eine Reihe von Zivilisationskrankheiten, die uns heute schwer zu schaffen machen, ist ohne Zweifel eine zu fettreiche Ernährung. Ein Zuviel an tierischem Fett aber vermehrt die Cholesterin-Bildung, die zu der gefährlichen Arterienverkalkung beiträgt. Und diese wiederum ist ein wesentlicher Grund für den so gefürchteten frühen Herztod.«²¹

Nicht das Fett allgemein, sondern die tierischen Fette speziell wurden als gesundheitsabträglich gekennzeichnet, während entsprechend umgekehrt ungehärtete Fette in demselben Artikel empfohlen wurden. »Jedem sein Fett!«, wie der Artikel ein landläufiges Sprichwort paraphrasierte, bezeichnete exakt, daß es nun darauf ankomme, die Fette zu differenzieren und in der Gesundheit zu- und abträgliche zu scheiden. Verknüpft mit der Frage der Vitamine riet die »Kluge Hausfrau«, Salate mit Sonnenblumenöl anzurichten, weil in ihm das »kreislaufwirksame Vitamin E« enthalten sei.²² Oder in dem anhaltenden Streit darüber, ob Butter oder Margarine gesünder seien, sollte vor allem auf die jeweilige Zusammensetzung der Fettsäuren geachtet werden: »Gute, vitaminisierte Margarinesorten enthalten ausreichende Mengen an essentiellen Fettsäuren und sind daher der Butter gleichwertig.«²³

Diese polarisierende Operation, die Zerlegung des Fettes in »tierische – pflanzliche«, dann »gehärtete – ungehärtete Fette«, später in »reich oder arm« an bzw. »gesättigt – ungesättigt« mit essentiellen Fettsäuren machte den funktionalen Einbau des Elements »Fett« selbst in die Rede vom Schlankwerden möglich. Unter der Überschrift »Hungrige Fette« (!) präsentierte die »Kluge Hausfrau« 1961 ihren Leserinnen:

»Eine kleine Warenkunde für die schlanke Linie:

Sie haben richtig gelesen. Es gibt in der Tat »hungrige Fette«, Fette (die Ernährungswissenschaft spricht von gesättigten und ungesättigten Fettsäuren), die die großartige Eigenschaft haben, in unserem Körper leicht und vollständig zu Wärme- und Muskelenergie zu verbrennen. Es bleiben keine Rückstände, die sich in Form von Fettpolstern meistens da niederlassen, wo man sie am allerwenigsten haben will.«²⁴

Empfohlen wurden pflanzliche Öle aus Sonnenblumen, Mohn, Leinsamen und Soja sowie Pflanzenmargarine mit hohem Samenölanteil. Während Zucker nur in einem begrenzten Umfang funktionalisiert werden konnte, weil er in dieser Redeweise ein einziger, unzerlegbarer Stoff

blieb, war das Fett durch solche segmentierenden Operationen in verschiedenen Feldern situierbar, sowohl in das der »gesunden Ernährung« als auch in dasjenige der »schlanken Linie«.

Statt einer einzigen, sich im Laufe der fünfziger Jahre verändernden Redeweise über Ernährung und Gesundheit, ist demnach eine Verzweigung zu beobachten (ohne deswegen Korrespondenzen aufzugeben oder sich wieder an einzelnen Punkten zu verknoten), wobei der eine Strang auf das Körperbild zielte, das durch eine entsprechende Ernährungsweise den gesellschaftlichen Normen angepaßt werden könne, und der andere eine »moderne«, sich der neuesten medizinischen Erkenntnisse verpflichtete, »wissenschaftlich fundierte« Ernährungsweise verfolgte, die innerhalb der Edeka-Handelsorganisation ihre Warengestalt als »Wertkost«-Sortiment annahm.

16.3. »Wertkost« und »schlanke Linie«

Im März 1957 wurde bei der Edeka eine eigene Abteilung zum Thema neue, gesunde Lebensmittel eingerichtet, die im folgenden Jahr sechzehn Reformkostartikel unter dem Markennamen »Neuquell« auf den Markt brachte.²⁵ Ab Herbst 1958 wurde der Name der neuen Artikel in »Wertkost« geändert.²⁶ Das Schwergewicht des Sortiments lag auf den Artikeln: Diätmargarine, Sonnenblumenöl und Fruchtsäfte (Traubensaft, Süßmost, Sanddorn).

»In der Hast unserer Tage,« hieß es 1958 in einem typischen Text, »ist jeder einzelne auf die Erhaltung seiner Gesundheit bedacht. Das äußert sich nicht nur in der Pflege aller möglichen Ausgleichssportarten, das wird deutlich im allgemeinen Trend zu einer gesunden Ernährung.« Diesem Trend komme die Edeka mit der Warenserie »Wertkost« entgegen, die »Lebensmittel, denen keinerlei chemische Färb- und Konservierungsmittel zugesetzt und die wegen der Erhaltung der natürlichen Wirkstoffe (Vitamine, Mineralien usw.) mit besonderer Sorgfalt hergestellt wurden, (umfaßt). Dazu zählen Fruchtsäfte, Brotaufstriche, kaltgepresstes Sonnenblumenöl und als Wichtigstes eine vorzüglich schmeckende Pflanzenmargarine.«²⁷

Der Tenor des Artikels lag auf der Gesunderhaltung, um der »Hast der Tage«, der als Zeitkrankheit diagnostizierten Nervosität Herr zu werden. Gesundheit als Leistungsfähigkeit, als notwendige Voraussetzung, um die Anforderungen der »modernen Welt«, den Zumutungen der Leistungsgesellschaft, vor allem im Berufsleben zu erfüllen, bildete die Begründung des »Wertkost«-Programms. Damit setzte es einen deutlich eigenen Akzent, denn Gesundheit in der »Wertkost«-Perspektive zielte keineswegs in erster Linie auf das Körperbild, auf eine bestimmte Ernährungsweise als Voraussetzung einer »schlanken Linie«.²⁸ Dieses Konzept »gesunder Ernährung« grenzte sich auch von dem Modell von Gesundheit als Vermeidung von Krankheiten ab, das in den frühen fünfziger Jahren die »Kluge Hausfrau« bestimmt hatte.

Regelmäßig erschien ab Anfang der sechziger Jahre in der »Klugen Hausfrau« eine monatliche Beilage: »Die gesunde Familie«. Auf einer Seite enthielt sie kurze Informationen zu Nährwerten einzelner Nahrungsmittel, Gesundheitstips, redaktionelle Werbung für »Wertkost«-Artikel und populärisiert aufbereitete Meldungen aus der Medizin. In einer eigenen Rubrik: »Ratschläge von Schwester Renate« beantwortete die Redaktion Leserinnenbriefe zu Ernährungs- und Gesundheitsfragen, zum Beispiel, was man gegen Erkältung tun könne, welche Lebensmittel Lecithin enthielten, ob Honig schädlich bei hohem Blutdruck sei u.ä.. Bemerkenswert war der Ton dieser Beilage. Hier wurde nicht gebeckmessert wie noch zu Beginn der fünfziger Jahre, als die »Kluge Hausfrau« über den Konsum von Genußmitteln die Nase gerümpft hatte. Zwar riet auch »Die gesunde Familie« zur Mäßigung, aber der Artikel: »Raucher brauchen mehr Vitamin C« kam ohne eine grundsätzliche Philippika gegen das Rauchen aus.

Das wichtigste Argument einer »gesunden Ernährung« schöpfte »Die gesunde Familie« aus den »neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen«. Die Wissenschaft bildete die entscheidende Legitimationsinstanz, um zu beurteilen, was einer »modernen Ernährungsweise« zu- und abträglich sei. Zwar waren auch in früheren Jahren in den Spalten der »Klugen Hausfrau« Ärzte erschienen, die Ratschläge zu einer »gesunden Ernährung« erteilten, aber die Empfehlungen beschränkten sich doch eindeutig auf die Selbstdiagnostik von Krankheiten sowie auf alt bewährte Hausmittel. Jetzt, zu Beginn der sechziger Jahre, stellte die Wissenschaft das wichtigste Legitimationsreservoir einer »gesunden Ernährung« dar. Bezeichnenderweise war es zugleich nicht mehr die Person eines einzelnen Arztes, die den Leserinnen Ratschläge erteilte, statt dessen wurden die medizinischen Hinweise als anonyme »Meldungen aus der Wissenschaft« präsentiert, die die ehemals personale Autorität des Arztes in eine abstrakt-wissenschaftliche verwandelte.

Eine solche »wissenschaftlich fundierte«, gesunde Lebensweise verstand sich explizit als »modern«; zu ihr gehörte es wie selbstverständlich, auch »moderne«, d.h. industriell hergestellte Nahrungsmittel zu verwenden.

»Der Verbraucher ißt heute bewußter. Er will nach der Gesundheit leben. Gemüse und Obst profitieren in erster Linie davon. Gesundheitliche wie auch hauswirtschaftliche Argumente (Zeit sparen mit Hilfe der modernen Technik) haben der Konserve den Weg zum Verbraucher geöffnet,« ...

... schrieb die »Kluge Hausfrau« Anfang 1959 und verknüpfte damit das Gesundheitsargument mit der Rationalisierung des Haushalts.²⁹ Einen besonderen Stellenwert erhielt die Tiefkühlkost, denn »Tiefkühlkost ist frische Kost, Kost in naturreinem Zustand ohne jede fremde Zusätze.«³⁰ Unter der Überschrift »Auch im Winter Tiefkühlkost?« begründete die

»Kluge Hausfrau«, daß vom gesundheitlichen Standpunkt aus selbst im Winter die Tiefkühlkost wichtig sei, »denn gerade in dieser Jahreszeit stehen frisches Obst und Gemüse nicht immer in ausreichendem Maße zur Verfügung. Für den menschlichen Organismus ist es aber zu jeder Jahreszeit notwendig, Vitamine, Wirkstoffe und Spurenelemente aufzunehmen. Dafür bietet sich dem Verbraucher am geeignetsten die Tiefkühlkost an. Damit hat er die Möglichkeit, Obst und Gemüse gleichsam im Erntezustand zu erhalten.«³¹

16.4. Die »schlanke Linie«

Neben der Rede von der »gesunden Ernährung«, wie sie in der Beilage »Die gesunde Familie« und im »Wertkost«-Programm zum Ausdruck kam, entwickelte sich ein zweiter Zweig in der Rhetorik des Essens in der »Klugen Hausfrau«: die »schlanke Linie«. Die Verknüpfung von Gesundheit, Natürlichkeit und Schlankheit gelang bereits 1952 in einem fast epigrammatischen Satz: »Die naturgegebene Form ist der schlanke Körper.«³² Daß das Körperbild der »schlanken Linie« die gesellschaftliche Normierung des weiblichen Körpers bedeutete, ist keine Innovation der Nachkriegszeit. Auch zuvor, ob im deutschen Faschismus, in der Zwischenkriegszeit oder im bürgerlichen Zeitalter überhaupt, unterlag die Körpergestalt, besonders der Frauen, den Normen einer männlich beherrschten Gesellschaft. Was als »gesund«, was als »schlank«, was dementsprechend als »gut ernährt« zu gelten hatte, hing nicht von natürlichen, sondern von historisch entstandenen und wandelbaren Kriterien ab. »Die gesellschaftliche Vorstellung des eigenen Körpers, die bei jedem Individuum von Anbeginn in dessen sich entwickelndes subjektives Bild vom je eigenen Körper und der je eigenen körperlichen Hexis konstitutiv eingeht, wird (...) durch die Anwendung eines sozialen Klassifikationssystems erreicht, dessen Prinzip sich in nichts von dem der gesellschaftlichen Produkte unterscheidet, auf die es angewendet wird.«³³

Die Nachkriegszeit in Westdeutschland bedeutete jedoch nicht die bloße Fortführung patriarchal bestimmter Bilder weiblicher Körperlichkeit. Das Frauenbild der fünfziger Jahre wurde auch durch den wachsenden Wohlstand und die zunehmende Freizeit beeinflusst. Nicht mehr allein die Mutter und Hausfrau standen als dominierende weibliche Rollen im Vordergrund, hinzu gesellte sich das Bild von der »gepflegten Ehefrau«, die es sich »leisten« könne, modisch und attraktiv zu sein. Die Technisierung der Küche, die Rationalisierung des Haushalts – und darin steckt die Täuschung des Begriffs »Freizeit« – bedeutete keineswegs, daß die Frauen nun mehr Muße, mehr freie Zeit für sich zur Verfügung hatten. Ihnen wurde vielmehr eine neue, zusätzliche Rolle angetragen, die der attraktiven, »adretten« (wie es im Jargon der fünfziger Jahre hieß)

Ehefrau, die auch noch mit vierzig Jahren »vorzeigbar« sei. In einem Beitrag über »Länger jung bleiben durch richtige Ernährung« 1962 wurde dieses erweiterte Rollenbild in der »Klugen Hausfrau« expliziert formuliert:

»Es ist erst wenige Jahrzehnte her, daß eine Frau von vierzig Jahren bereits zum alten Eisen gehörte. Man betrachtete sie als »passé«, hatte sie vom aktiven Leben abgeschlossen. Sie war in diesem Alter nichts anderes mehr als Mutter, die ihren bestimmten Platz innerhalb der Familie einnahm, die die Kinder großzog und sich später um die Enkel sorgte.

Die moderne Vierzigjährige von heute dagegen wirkt jung und elastisch, obwohl sie häufig doppelter Belastung ausgesetzt ist. Einmal steht sie im Beruf und hat daneben ihre Familie zu versorgen. Sie ist, im Gegensatz zu ihrer Großmutter fest entschlossen, sich ihre Jugend noch lange zu erhalten. Sie kennt auch die Geheimnisse der Verjüngungskuren und weiß, daß ein geregelter Stoffwechsel eigentlich die wichtigste Voraussetzung zum Jungbleiben ist.«³⁴

Von Krankheitsverhütung oder der Erhaltung der »Volksgesundheit« war in diesen Artikeln nichts mehr zu lesen. Stattdessen bestimmte das Diktat der Jugendlichkeit, daß eine Frau von vierzig Jahren keineswegs »zum alten Eisen« zu gehören brauche, das Wissen um die »Jung-erhaltung« des Körpers das Bild einer »modernen Frau«. Jetzt fanden sich in der »Klugen Hausfrau« sogar zuweilen kleinere Ausfälle gegen die ehemaligen Glaubenssätze, wenn zum Beispiel ein Artikel unter der Überschrift »Unterernährt durch Rohkost« erklärte, daß sich viele Menschen von der »Propaganda für Rohkost« hätten beeinflussen lassen und feststellen mußten, daß sie ständig müde seien und ihre Leistungen absinken. Das läge daran, daß der Kaloriengehalt der Rohkostgerichte so gering sei, »daß riesige Mengen zur Deckung des normalen Bedarfs erforderlich wären. Diese Mengen kann auf die Dauer niemand zu sich nehmen, weil sich der Magen einfach sträubt.« Außerdem sei Rohkost stickstoffarm und enthalte Wasser.³⁵

Zu Anfang der sechziger Jahre war die Verbindung von Ernährung und Schlanksein in der »Klugen Hausfrau« dominant: »Essen Sie sich schön!«, »Schlank durch Nudeln?«. »Wieviel Kalorien brauchen Sie?« oder »Pudding für die schlanke Linie« lauteten die Überschriften. In einem solchen Übermaß beherrschte die »schlanke Linie« die Spalten der »Klugen Hausfrau«, daß die Redaktion zuweilen wiederum für den Genuß eine Lanze brach. Obwohl jeder Mensch wisse, hieß es in der Weihnachtsausgabe 1961, daß eine üppige Ernährung nicht gesund sei, brauche man sich doch nicht zu verbieten, »ein einziges Mal im Jahr nach Herzenslust zu schlemmen, zu genießen, was Küche und Keller zu bieten haben.«³⁶

Beide Redeweisen über eine »gesunde Ernährung«, diejenige, die auf Leistungsfähigkeit vor allem im Beruf zielte, wie diejenige von der »schlanken Linie«, liefen zusammen im Begriff der »Modernität«. Die

IV. Diskurse

»moderne Hausfrau« verfügte über ein anderes Bewußtsein vom täglichen Essen als noch ihre Mutter, sie wußte um Kalorien, Vitamine, Proteine, sie hatte täglichen Umgang mit arbeitssparenden Maschinen und war aufgrund ihrer klugen, rationalen Planung der Küchenarbeit in der Lage, sich selbst als »adrette Ehefrau« zu pflegen. 1962 resümierte die »Kluge Hausfrau«:

»In der Küche hat in den letzten Jahren eine auffällige Revolution stattgefunden. Sie macht sich nicht nur im äußeren Bild der Küche bemerkbar, in der schlichte, zweckmäßige Möbel vorherrschen und praktische Geräte benutzt werden. Auch auf dem Ernährungssektor hat sich eine Umwälzung ergeben. Die geistige und nervliche Beanspruchung, das Tempo, der ganze anspruchsvolle Lebensstil von heute – das alles zusammengenommen bedingt den Wunsch nach einer natürlichen und gesunden Nahrung, die unserem Lebensrhythmus angepaßt ist.«³⁷

Und in einem Test »Sind Sie eine moderne Hausfrau?«, in dem die Leserin wissen sollte, daß tiefgekühltes Gemüse besser sei als Trockengemüse, daß tiefgekühlte Erbsen nur eine geringe Garzeit benötigen, Salat am besten mit Sonnenblumenöl und Zitrone angerichtet werde und der Tag mit einem Glas Orangensaft begonnen werden sollte, konnte sich die Leserin entweder als »moderne, aufgeschlossene Hausfrau« bestätigt sehen oder vorgehalten bekommen:

»Am Alten festhalten hat seine Vorteile. Aber es kann unter Umständen auch große Nachteile mit sich bringen. Schon Ihrer Gesundheit zuliebe sollten Sie neue Ernährungs-Erkenntnisse nicht einfach abtun, sondern ihnen aufgeschlossener gegenüberstehen.«³⁸

Im Begriff der »Modernität« besteht der Knotenpunkt beider Diskurse über »gesunde Ernährung«: Die »moderne« Hausfrau verfügte über ein wissenschaftlich gesättigtes Bewußtsein vom täglichen Essen, von Kalorien, Vitaminen oder Proteinen, sie wußte ihre Küchenarbeit rationell zu planen, setzte Technik ein, wo sie konnte, und fand dadurch genügend freie Zeit, um ihrerseits auf ihr »gepflegtes Äußeres« zu achten.

In den frühen fünfziger Jahren war die »gesunde Ernährung« mit einer anti-modernen, zivilisationskritischen Grundhaltung verknüpft. Mediziner wie Redaktion der »Klugen Hausfrau« mußten allerdings zur Kenntnis nehmen, daß ihre bisherige Propaganda für Vollkornbrot, für eine bäuerlich-natürliche Ernährung sich von der tatsächlichen Entwicklung der Lebensverhältnisse in Westdeutschland entfernt hatte. Diese Diskrepanz zwang zu mehr Realismus, zu einer neuen Haltung einer »gesunden Ernährung in einer Wohlstandsgesellschaft« gegenüber, die eine veränderte Ernährungsweise nicht verdammt, sondern sie der neuen Lebensweise sinnvoll anzupassen versprach. Während sich in den medizinischen Zeitschriften der Begriff einer »gesunden Ernährung« zunehmend mit ernährungsphysiologischen und biochemischen wissenschaftlichen Erkenntnissen gefüllt wurde, verzweigte sich der Diskurs der »Klugen

Hausfrau« in die eine Rede über »moderne Ernährungsweise«, die in der Lage sei, den beruflichen Anforderungen einer modernen Leistungsgesellschaft zu entsprechen, und eine Redeweise über die »schlanke Linie«, deren Grundlage eine richtige, das hieß fettarme und eiweißreiche Ernährung sei. Der medizinische Diskurs gab sich geschlechtsneutral (was allerdings nur möglich war, in dem die geschlechtsbedingte Verteilung der »modernen Zivilisationskrankheiten« nicht zum Untersuchungsthema wurden), während die »Kluge Hausfrau« explizit auf ihre weibliche Leserschaft ausgerichtet war. Die »Kluge Hausfrau« integrierte die sich verändernde medizinische Debatte um eine »gesunde Ernährung«, orientierte sich analog zur ärztlichen Neueinschätzung Mitte der fünfziger Jahre grundsätzlich um, propagierte aber nicht allein einen modernen, wissenschaftlich fundierte Ernährungsweise, sondern nahm ebenfalls die ausschließlich an Frauen gerichtete körperliche Norm der »schlanken Linie« auf, die zwar viel mehr mit der Entwicklung der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft insgesamt als mit der Ernährung speziell zu tun hatte, sich aber mühelos mit einer »modernen« Ernährungsweise verknüpfen ließ. Eben diese Verbindung einer bestimmten Ernährungsweise mit anderen gesellschaftlichen Normen wie beruflicher Leistungsbereitschaft oder einem bestimmten Bild des weiblichen Körpers scheint mir die entscheidende, »moderne« Veränderung im Diskurs über das Essen in den fünfziger Jahren gewesen zu sein.

Schlußbetrachtung

I.

»Der universale Konsum der industriellen und publizistischen Massenproduktionen,« schrieb Helmut Schelsky 1956, »sorgt auf allen Lebensgebieten dafür, daß fast jedermann seinen Fähigkeiten angemessen das Gefühl entwickeln kann, nicht mehr ganz unten zu sein, sondern an der Fülle und dem Luxus des Daseins schon teilhaben zu können.« Diese »Nivellierung ehemals schichten- und klassentypischer Verhaltensformen (sei) der heute vielleicht dominierendste Vorgang in der Dynamik unserer modernen Gesellschaft«. ¹ Obwohl Schelskys Termini wie »Nivellierung« oder »Uniformierung« zugleich die Kritik am modernen Massenkonsum in sich trugen, verband sich die Entwicklung des Konsums in Westdeutschland mit positiven Begriffen wie »Überwindung der Klassenstruktur« oder »Demokratisierung«. Noch jüngst bei Werner Abelshausen taucht der Topos von der »Demokratisierung des Konsums« wieder auf, ² und Hans-Jürgen Teuteberg erkannte in der Periode von 1948 bis 1965 gar eine zweite »Ernährungsrevolution«, die den »letzten Durchbruch zum heutigen Massenwohlstand gebracht« habe. ³

Resümiert man die Ergebnisse der vorangegangenen Kapitel, ist zumindest Skepsis gegenüber solchen Auffassungen angebracht, die einen ungebrochenen Aufschwung des Konsums seit der Währungsreform annehmen. Die Erfahrungen der Not- und Mangeljahre, die aus den zwanziger bis in die fünfziger Jahre hineinreichten, hatten sich keineswegs verflüchtigt. Sämtlichen Frauen, die ich interviewt habe, waren die Kargheit des täglichen Speisezettels, das Auskommen-Müssen mit dem Wenigen, die materielle Enge der Lebenshaltung noch geläufig. An das Margarinebrot mit Zucker oder die Kartoffelsuppe, in die für die ganze Familie ein Viertelpfund Speck geschnitten wurde, konnten sie sich nur zu gut erinnern.

Das tägliche Budget der »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte« kann man bis weit in die fünfziger Jahre hinein nur als ausgesprochen schmal, ja kärglich bezeichnen. Die Ausgaben für Nahrungsmittel nahmen nach wie vor die beherrschende Stellung innerhalb der Lebenshaltungskosten ein; selbst 1963 betrug ihr Anteil noch 34,6%. Die Ausgaben für die Kleidung, dem zweitgrößten Posten des Haushaltsbudgets, waren in den frühen fünfziger Jahren ebenso durch den Nachholbedarf bestimmt wie die Ausgaben für den Hausrat. Legt man den Wirtschaftsrechnungen jene grobe Teilung in »starr« und »elastischen Bedarf« zugrunde, so do-

minierte bis zum Ende der fünfziger Jahre – selbst in der eher optimistischen Berechnungsweise des Statistischen Bundesamtes – der »starre Bedarf« die Budgets dieser Arbeitnehmerhaushalte.⁴

Besonders eindringlich zeigte die Konsumgeschichte der Familie Z. aus Kiel, wie sehr in den fünfziger Jahren noch mit dem Pfennig gerechnet werden mußte. Der weitaus größte Teil ihres Geldes wurde zu Beginn des Jahrzehnts für Nahrungsmittel, und davon in erster Linie für Brot, Milch und Fett ausgegeben. Erstmals 1953 ließen die Eintragungen erkennen, daß sich diese Familie an Fett satt essen und mehr Fleisch und Wurst leisten konnte. Doch um Konsumgüter wie Kleidung zu kaufen oder kleinere Anschaffungen zu machen, war sie weiterhin auf kurzfristige Kredite oder die finanzielle Unterstützung der Eltern angewiesen. 1955 brachte der Umzug aus den völlig beengten Verhältnissen in eine größere Wohnung eine deutliche Verbesserung der Lebensverhältnisse. Danach begann die Familie Z. damit, sich häuslich einzurichten: Ein Staubsauger wurde angeschafft, ein Wohnzimmerschrank, eine Polstergarnitur und 1958 schließlich der Fernseher – auf Raten.

Das erste Jahrzehnt nach der Währungsreform war für diese Arbeitnehmerfamilien ungleich genügsamer, eingeschränkter und grauer als es Begriffe wie »Wirtschaftswunder« oder »Konsumgesellschaft« nahelegen. Die Erfahrungen der Vorkriegszeit bildeten dabei die Folie für die Bewertung und Wahrnehmung des wachsenden Wohlstands in den fünfziger und sechziger Jahren:

»Das hört sich heute vielleicht komisch an: Mein Mann und ich, wir sind ein Leben lang immer froh gewesen, daß wir uns überhaupt wieder sattessen konnten, daß es überhaupt wieder möglich war, und daß man das essen konnte, was man lange hat entbehren müssen. Wie gekochten Schinken und einfach mal Mettwurst. Das Wichtigste war, daß es immer bergauf ging für uns.«⁵

In dieser Passage des Interviews mit Frau S. klingt zugleich an, wie brüchig und unsicher noch das Vertrauen in die stete Entwicklung wirtschaftlicher Prosperität gewesen ist. Die grundsätzlich positive Einstellung zur »Sozialen Marktwirtschaft« erlitt bei politischen Krisen wie dem Koreakrieg, der Berlin-Krise oder dem Mauerbau spürbare Einbrüche,⁶ Vorratskäufe waren in solchen Krisenmomenten keine Seltenheit.⁷

II.

Allerdings ist in den Wirtschaftsrechnungen dieser Arbeitnehmerhaushalte gegen Ende der fünfziger Jahre eine deutliche Zäsur zu erkennen. Die Ausgabenentwicklung wies signifikante Aufwärtstrends auf: Bei den Ausgaben für die Körperpflege fand 1959 auf 1960 ein merklicher Sprung statt, für den Urlaub und für elektrische Haushaltsgeräte wurde erheblich mehr Geld ausgegeben, und die Verkehrsausgaben stiegen 1959

rapide an. Auch im Verbrauch von Nahrungsmitteln zeigte sich nicht nur ein *Mehr* an Fett oder Fleisch, sondern ebenfalls ein *Wandel* zu teurerem Aufschnitt, feineren Gemüsesorten, frischen Südfrüchten, Konserven und anderen industriell hergestellten Nahrungsmitteln. Am deutlichsten ließ sich diese Zäsur beim Besitz langlebiger Konsumgüter beobachten: Die weitaus meisten Haushalte in der Bundesrepublik – so ein Ergebnis der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe des Statistischen Bundesamtes Anfang der sechziger Jahre – konnten sich Kühlschränke, Fernsehgeräte oder elektrische Küchenmaschinen erst ab 1958 leisten.⁸

Die späten fünfziger und frühen sechziger Jahre bildeten für die untersuchten Arbeitnehmerhaushalte somit eine Wendemarke, die zwei Phasen des Konsums in der Nachkriegszeit voneinander trennte: die kargen Jahre, in denen noch »geknappst« und der Pfennig umgedreht werden mußte, von einer neuen Form des Konsums, in der sich der Blick der Konsumenten, um eine Formulierung Ernest Zahns aufzugreifen, nicht mehr auf »*Entbehrtes*, sondern auf *Begehrtes*« richtete.⁹ Diesen Wunsch nach neuen Dingen, der Wechsel der Perspektive von der notwendigen Beschränkung der Lebenshaltung auf eine offene Konsumwelt hin hat eine meiner Interviewpartnerinnen, Frau L., Jahrgang 1924, mit dem retrospektiven Begriff des »Nachholbedarfs« zum Ausdruck gebracht:

»Man hatte eben Nachholbedarf, es gab nie 'was zu kaufen. Man mußte immer alles so nehmen, wie es war. Es war naturgemäß alles alt. In den dreißiger Jahren konnte sich kaum jemand 'was kaufen. Das waren Sachen aus den zwanziger Jahren oder noch früher. Und in den vierziger Jahren, da gab es ja nichts. Man hatte einen unheimlichen Nachholbedarf. Alles war ja nur alt, was wir bekamen. In unserer Kindheit wurde aus altem Zeug, aus Abgelegtem der Eltern oder der etwas wohlhabenderen Tanten und Cousinen, Zeug für uns genäht. Wir hatten nie 'was Neues. Man brauchte das Neue einfach. Ich wollte einfach nicht mehr da stehenbleiben, wo wir ja schon meine ganze Kindheit hindurch, den ganzen Krieg hindurch gestanden hatten. Nun wollte man auch endlich mal, und man guckte auch auf seine Lebenszeit: Mein Gott, soviel Zeit ist schon vergangen, was ist gewesen? Nichts ist gewesen! Nur Mist eigentlich! Jetzt wollen wir auch 'mal.«¹⁰

Das Neue stand im Vordergrund, das Alte, Abgelegte, ewig Geflickte wollte niemand mehr. Damit offenbart diese Passage einer der wesentlichsten Strukturmerkmale des neuen Konsumbewußtseins: den Ausbruch aus dem – zweifellos vor allem aus der Not geborenen – behutsamen, sparsamen Umgang mit Ressourcen hin zu einer linearen Perspektive, die im ständig Neuen, im ungehemmten Besitzergreifen einer unbegrenzt erscheinenden Warenwelt ihre Erfüllung findet.

Noch waren die Erfahrungen, Gefühle, die in den Interviews zutage traten, zwiespältig, einerseits geprägt vom Aufschwung, wachsender Prosperität und Sicherheit des Alltags, andererseits steckte in ihnen noch eine gewisse Ungläubigkeit, eine Befürchtung, daß diese stete Entwicklung des Wohlstands wieder abbrechen könnte. Die Vorratskäufe in weltpoli-

tischen Krisenzeiten sind dafür ein sichtbares Indiz. Und nicht zuletzt unterlegten die zurückliegenden Katastrophenerfahrungen die Mentalität der fünfziger Jahre mit »schwer sagbaren Gefühlen der Überlastung und Deprivation«. ¹¹ Die (An)Spannungen, die Lutz Niethammer in seinen Interviews entdeckte, verweisen auf die tiefen Brüche und unbewältigten Vergangenheiten, die die »Erfolgs-Story« der Bundesrepublik unterlaufen. ¹² Zugleich aber ließ das Gefühl des allmählichen Aufschwung auch die Hoffnung auf die Zukunft aufkommen. Die Erfahrung, daß »es immer bergauf ging«, festigte das Vertrauen in eine sichere Entwicklung von Prosperität. Der Anspruch »Jetzt wollen wir auch 'mal!« richtete den Blick nach vorn – und behielt trotzdem seinen Bezugspunkt in den zurückliegenden Mangeljahren. Fallen uns aus heutiger Perspektive auf die fünfziger Jahre vor allem die Konsumdefizite ins Auge, der »Noch-nicht-Besitz« all der Waren, die im Laufe der folgenden Jahre angeboten wurden und über die wir heute wie selbstverständlich verfügen, so bestimmte sich das Gefühl der Zeitgenossen aus dem Zuwachs, dem »Bereits-Besitz« all dessen, was schon erhältlich war. Erst in diesem Perspektivwechsel wird verständlich, wie sich jene Mentalität des Fort-Schreitens, die Erwartung immerwährenden Wachstums, die die »Konsumgesellschaft« kennzeichnet, herausbilden konnte.

III.

Konsum in den fünfziger Jahren hieß jedoch nicht allein Zuwachs an Verbrauchsgütern, d.h. quantitatives Wachstum. Die Praxis des Ge- und Verbrauchs formte und veränderte den Konsum ebenso wie der Verbrauch selbst »hergestellt«, der Konsum selbst »produziert« wurde. Eben diese Konsumpraxis änderte sich ab den späten fünfziger Jahren nachhaltig. Bereits in der Untersuchung des Verbrauchs von Nahrungsmitteln erschienen hinter der statistisch glatten Oberfläche ein wesentlich differenzierter Konsum: Zwar sank zum Beispiel der quantitative Verbrauch von Kartoffeln, aber gleichzeitig gewannen industrielle Fertigprodukte wie Kartoffelklöße oder -puffer Platz in der täglichen Küche, und seit den sechziger Jahren stieg der Konsum von Pommes frites und Chips merklich an. Oder: Obwohl die Verbrauchsmenge von Reis konstant blieb, ermittelten die Umfragen eine veränderte Zubereitungspraxis. Wurde der Reis, noch Mitte der fünfziger Jahre vornehmlich als Suppeneinlage und als Milchreis gegessen, rückte er als Tafelreis, als Beilage zu einer warmen Mahlzeit, mehr und mehr von seinem Platz an der Peripherie in das Zentrum der Gerichte. Ein drittes Beispiel: Daß zunehmend Kuchen vom Bäcker gekauft wurde, hatte den selbstgebackenen Kuchen zwar nicht verdrängt, aber die Hausbäckerei selbst erkennbar beeinflusst. Statt arbeitsaufwendiger Rührkuchen kamen mehr Obsttorten auf den Tisch.

Die »Küche« stellte sich als der Ort heraus, an dem die Veränderung der Konsumpraktiken besonders sichtbar wurden: Die Arbeitsküchen im sozialen Wohnungsbau unterschieden sich von den herkömmlichen Wohnküchen grundlegend in ihrem Konzept eines rationalisierten Haushalts; eine neue Generation von elektrischen Küchengeräten sollte der Hausfrau die tägliche Mühsal erleichtern; industriell hergestellte Nahrungsmittel beeinflussten in signifikanter Weise die Zubereitungsweisen. Die technische Genese dieser Veränderungen fand keineswegs sämtlich in den fünfziger Jahren statt. Die Geschichte der Elektrotechnik im Haushalt reicht bis in das 19. Jahrhundert zurück, die »Frankfurter Küche« war eine Idee der zwanziger Jahre. Zum Tragen jedoch kamen diese Innovationen erst im Nachkriegsdeutschland, als es sowohl der Massenwohnungsbau wie die Entwicklung der Einkommen zuließen, daß Küchen als Arbeitsküchen gebaut und mit elektrischen Haushaltsgeräten ausgestattet werden konnten. Was die fünfziger Jahre von den zwanziger und dreißiger Jahren unterscheidet, ist nicht die Begründung der verschiedenen Entwicklungen, sondern deren Koinzidenz.

Nun darf man sich auch diesen Prozeß nicht als gradlinige Entwicklung, quasi als »Modernisierung der Küche« vorstellen, indem immer mehr und immer häufiger Technik die Handarbeit ablöste. Im Gegenteil zeigte die detaillierte Analyse der Arbeitspraktiken, wie bruchstückhaft, zögerlich und beeinflusst durch die herkömmlich vertraute Arbeitspraxis der Hausfrauen diese neuen Techniken Eingang in die Küche fanden. Bereits die »Frankfurter Küche« wurde von den Mieterinnen und Mietern zum Teil unterderhand wieder zur gewohnten Wohnküche umgestaltet, und auch in den fünfziger Jahren wurden Arbeitsküchen durchaus zu Wohnküchen »rückgewidmet«. Der tatsächliche Gebrauch der elektrischen Küchenmaschinen entschied sich im Kräftefeld von Arbeitserleichterung und Eigenkompetenz. Anstrengende Arbeiten wie das Teigkneten oder Eischneeschielen wurden der Maschine übertragen, wohingegen Gemüseputzen, Kartoffelschälen oder das Schneiden von Fleisch weiterhin mit der Hand erledigt wurden. Immer wieder klang in den Antworten der Hausfrauen derselbe Grundton an: Gemessen an der Menge, die zubereitet werden müsse, und an der Zeit, die zur Verfügung stünde, sei der Aufwand, die Maschine zu benutzen, zu hoch. Da könne man die Arbeit lieber gleich per Hand erledigen, das gehe schneller.

Der Nimbus der »Modernität«, der die neue Küchentechnik umgab, stieß in der Alltagspraxis an seine Grenzen – auch wenn er von den Herstellern aus einsichtigen Gründen gefördert und von den Hausfrauen durchaus akzeptiert wurde. »Der Eingriff der kleinen technischen Einrichtungen in die althergebrachten Rhythmen,« schrieb Henri Lefebvre Ende der fünfziger Jahre, »erinnert ein wenig an die Art, wie die parzellierte Arbeit in die allgemeine Produktionstätigkeit eingreift. Die Aus-

stattung des Alltagslebens steht ungefähr dort, wo die industrielle Maschinerie zu Beginn stand: in der Epoche der besonderen Werkzeuge, die nur zu einer einzigen und ausschließlichen Verrichtung taugen. Im gleichen Maße, in dem diese Handlungen ihre Effizienz – ihre Produktivität – steigern, bekommen sie einschneidenden und zerstückelnden Charakter. Sie zerhacken sogar die Zeit des Alltags; sie lassen Löcher und Ränder übrig...«¹³

Im Umgang mit den elektrischen Küchenmaschinen stießen mehrere Wissensstatuten und unterschiedliche Erfahrungen aufeinander. Zwar wurde die Kenntnis um die Beschaffenheit, Lagerung, Haltbarkeit, d.h. die Stofflichkeit der Nahrungsmittel, für die Küchenpraxis um so unerheblicher, je mehr die Technisierung der Küche und die industriell vorgefertigten Nahrungsmittel ein quantitatives, formalisiertes Wissen um Mengen, Garminuten und die technische Handhabung der Geräte erforderte. Doch gegenüber der raschen und offenkundig problemlosen Substitution von körperlich anstrengenden Arbeiten durch die Technik wie beim Waschen oder Heizen widerstand die komplexe und differenzierte Praxis der »Produktion« des täglichen Essens ihrer technischen Transformation. Das Gefühl, wann ein Teig seine richtige Konsistenz bekam, das erworbene Wissen um Gar- und Bratzeiten, die Erfahrung des Kochens konnten nicht ohne weiteres in technische Mengen/Zeit-Einheiten übersetzt werden.

Ähnlich schienen sich auf den ersten Blick die Verwendung von industriellen Fertigprodukten auf der einen und das »Selber-Machen« auf der anderen Seite auszuschließen: Wer zum Beispiel eine kochfertige Suppe kaufte, brauchte kein Gemüse mehr zu putzen. Die Suppenwürfel, die seit der Jahrhundertwende gebräuchlich waren, enthoben die Hausfrauen von der Mühe, eine eigene Bouillon zuzubereiten, beließen ihnen aber ansonsten die Kompetenz, die Suppe nach eigenem Gusto zu kochen. Die neuen Beutelsuppen der fünfziger Jahre – mit dem Geschmacksverstärker Glutamat – wurden hingegen von der großen Mehrheit der Hausfrauen »ganz nach Vorschrift« gekocht. Die individuelle Kompetenz der Hausfrau, der Suppe einen eigenen Geschmack zu geben, erhielt Konkurrenz durch eine industriell vorgegebene, breitgefächerte Geschmacksvariabilität – zusätzlich unterstützt durch die ästhetische Kraft der Verpackungsfläche, die den jeweiligen Geschmack »appetitlich« darstellte. In der täglichen Praxis existierte somit ein Ensemble unterschiedlicher, nebeneinanderher bestehender, sich überkreuzender, ergänzender Praktiken mit unterschiedlichen Logiken und Wissenserfordernissen, deren Verhältnis zueinander erst den Wandel der Küchenpraxis in den fünfziger Jahre bestimmte.

Deutlich gewachsen war auch der Verbrauch von Obst- und Gemüsekonserven in den Arbeitnehmerhaushalten, besonders seit Mitte der

fünfziger Jahre. Konserven sparten Zeit und erfüllten den Wunsch, auch im Winter Erbsen und grüne Bohnen essen zu können. Bei den Obstkonserven kam hinzu, daß mit ihnen ein besonderes, nicht-alltägliches Essen wie die Sonntagsmahlzeit ausgezeichnet wurde. Die Konserven machten den täglichen Speisezettel unabhängig von jahreszeitlichen Rhythmen, von saisonalen und regionalen Beschränkungen. Für das Selbst-Eingemachte hingegen sprach, daß es in den fünfziger Jahren lange Zeit die preiswerteste Art des Konservierens darstellte. Vor allem aber blieb das Argument des »besseren Geschmacks« dem Selbst-Eingemachten gegenüber den Konserven vorbehalten. In diesem Gegensatzpaar von Sehen und Schmecken kristallisierten sich die jeweiligen Argumente für den Gebrauch von Industrieprodukten einerseits und das »Selber-Machen« andererseits. Die industriell produzierten Konserven sahen »schön und lecker« aus, insbesondere wenn sie sich als Glaskonserven präsentierten. Selbst die Weißblechkonserven boten auf ihrer Verpackung »appetitliche« Bilder ihres Inhalts. Das Glas, so Jean Baudrillard, »materialisiert vor allem die fundamentale Zwiespältigkeit in der Stimmung: Nähe und Distanz, Vertraulichkeit und Kühle, Mitteilbarkeit und Zurückgezogenheit: Man blickt hindurch, ohne fassen zu können. (...) Ob Saisongemüse, Früchte oder unser tägliches Beefsteak – überall und gegenwärtig zielt das Glas auf ein immer schöneres und transparenteres Leben.«¹⁴

IV.

Konsum in den fünfziger Jahren verband sich immer mehr dieser semiotischen Dimension – Geschmack als Ausdruck eines spezifischen, durch gesellschaftliche Normen geprägten Stils, der die sinnliche Bedeutung des Begriffs überlagerte. Die zunehmende Bedeutung der Warenästhetik veränderte den Einkauf von Nahrungsmitteln grundlegend und war untrennbar mit der Einführung einer neuen Distributionsform im Lebensmitteleinzelhandel verbunden: der Selbstbedienung. Der Erfahrungsbruch beim täglichen Einkauf, der sich Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre vollzog, hätte kaum einschneidender ausfallen können. Es fiel ja nicht allein der alte Ladentisch fort, über den hinweg der Kaufmann bedient hatte, der gesamte Laden wurde entsprechend dem Prinzip der Selbstbedienung umgestaltet: Sämtliche Artikel waren frei zugänglich, entsprechend der Griff- oder Augenhöhe arrangiert. Sortimentsordnung, Farben, Licht... alles war auf die Warenpräsentation ausgerichtet. An die Stelle der personalen Beziehung zwischen Käufer und Kaufmann trat die unmittelbare Begegnung mit der Ware, die sich nun mittels ihrer äußeren Gestalt von ihren »Konkurrentinnen« im Regal abheben mußte. Das »Gewand« der Ware, die Ästhetik ihres Warenkörpers, mit der sie sich dem Kunden präsentierte, wurde zur Grundform, zum entscheidenden

Feld, auf dem der Kampf um die Realisierung des Tauschwertes ausgetragen wurde. Nachdem sich die Oberfläche der Ware »von ihr abgelöst hat und zu ihrer zweiten Oberfläche geworden ist, die in der Regel unvergleichlich perfekter als die erste ist, löst sie sich vollends los, entleibt sich und fliegt als bunter Geist der Ware in alle Welt, zirkuliert drahtlos in jedes Haus, die wirkliche Zirkulation der Ware anbahnend.«¹⁵

Markenartikel erhielten in der Distributionsform der Selbstbedienung ein besonderes Gewicht, waren sie doch imstande, den jeweiligen Waren ein »eigenes Gesicht« zu geben. Andererseits versprachen die Markenartikel angesichts der zunehmenden Warenvielfalt gleichbleibende, gewohnte Qualität. Sie sorgten damit gleichermaßen für *Differenz* und *Vertrautheit*; sie drückten Besonderheit aus, die durchaus nichts mehr mit dem materialen Gebrauchswert der Ware zu tun haben mußte. Die Werbestrategie der »Margarine-Union«, »Rama« durch die Goldverpackung und durch den Slogan »...mit dem naturfeinen Geschmack« von der industriellen, synthetischen Produktion auf die Ebene der »natürlichen«, »guten« Butter zu heben, suchte explizit die Tatsache zu verbergen, daß es sich nach wie vor um Margarine handelte. Der Stoff der Ware bestimmte sich nicht mehr allein durch ihre Substanz, sondern gleichfalls durch Bedeutungen, Zeichen. Geschmack versprach vor allem die Verpackung, deren Zeichensprache an das appetiterheischende Auge appellierte, an die Phantasie und Imagination der Konsumenten.

Am Beginn der »Konsumgesellschaft« galt es somit, eine Fülle semiotischer Codes, eine Vielzahl neuer »Sprachen« zu erlernen. Einige ließen sich in der Rhetorik der »Edeka«-Kundenzeitschrift »Die Kluge Hausfrau« wieder auffinden. Entgegen der Erwartung, daß eine solche Rezeptseite mit einer gewissen Redundanz ein relativ fest umrissenes Repertoire an Standardrezepten wiederhole, führte sie in der Zeit von 1949 bis 1963 eine erstaunliche Entwicklung vor. Waren es anfangs einfache Rezepte, die eine »bescheidene Küche der frühen Jahre« repräsentierten, öffnete sich bereits 1951 der Horizont. Wenig später tauchten, noch innerhalb des Rahmens einer keineswegs üppigen Küche, kleine Besonderheiten auf. Die Aufforderung, sich – wenn auch nur fürs erste ab und zu – kleinere, kostspieligere Speisen wie Spargelgerichte zu leisten, erschien parallel zu Rezepten, die von einer »schnellen Küche« sprachen. Noch war die Geschwindigkeit keine Tugend, sondern der Anspannung, der übermäßigen Belastung geschuldet, die eine rasche und zeitsparende Zubereitung verlangte. Kurz darauf jedoch wurde die Schnelligkeit mit dem Preiswerten verknüpft, um dann schließlich die Verbindung von »schnell und bekömmlich«, von Geschwindigkeit und Freizeit einzugehen. »Kleine Pikanterien« konnten schnell zwischendurch gereicht werden oder ersetzen gar ein ganzes Abendessen. In der »artificialen Küche« der späten fünfziger Jahre gab es kaum ein Rezept, das nicht mit Zeichen über-

frachtet war – die internationalen Konnotationen versprachen weltmännisches Flair und zeigten zugleich, daß sie mit den jeweiligen »authentischen« Küchen fremder Länder kaum etwas zu tun hatten. Die Rhetorik der Rezepte bezog sich weniger auf die »Küche« als Zubereitungspraxis als vielmehr auf die Küche als »Traumfabrik«. Wie kaum an anderer Stelle machen diese Rezepte deutlich, wie stark der Konsum in den fünfziger Jahren mit Bedeutungen »aufgeladen« wurde.

Im Diskurs über »gesunde Ernährung« bildete sich das Körperbild der »schlanken Linie« heraus, das die patriarchale Normierung der weiblichen Rolle, Hausfrau und Mutter zu sein, um die »attraktive Ehefrau« erweiterte, die es sich trotz Beruf, Haushalt und Kinder »leisten konnte«, auf ihr »gepflegtes Äußeres« zu achten. Beide Redeweisen über eine »gesunde Ernährung«: diejenige, die auf Leistungsfähigkeit im Beruf zielte, wie diejenige von der »schlanken Linie«, liefen zusammen im Begriff der »Modernität«. Die »moderne Hausfrau« verfügte über ein anderes Bewußtsein vom täglichen Essen als noch ihre Mutter, sie wußte um Kalorien, Vitamine, Proteine, sie hatte täglichen Umgang mit arbeitssparenden Maschinen und war aufgrund ihrer klugen, rationalen Planung der Küchenarbeit in der Lage, sich außerdem selbst als »adrette Ehefrau« dem Ehemann zu präsentieren.

V.

Die neue Qualität des Konsums seit dem Ende der fünfziger Jahre – faßt man die Ergebnisse zusammen – ist somit nicht allein durch einen weiteren, linearen Anstieg auf der Wachstumskurve des Verbrauchs gekennzeichnet, sondern vor allem durch die *Zunahme von Optionen*, die Diversifizierung von Möglichkeiten, die Varietät von Praktiken. Die Hausfrauen, die einen Selbstbedienungsladen betraten, industriell hergestellte Nahrungsmittel einkauften, für das Wochenende aus der Tiefkühltruhe etwas Passendes mitnahmen, weil es zu Hause im Kühlschrank frisch gehalten werden konnte, die in der Küche mit neuer Technik »schnell und pikant« Schnittchen zum Abendbrot zubereiteten, um das Fernsehprogramm nicht mit einer gemeinsamen, familiären Abendmahlzeit unterbrechen zu müssen, die »leicht und gesund« kochten, damit die »schlanke Linie« nicht litt, beherrschten eine Vielzahl neuer Praktiken und mußten sich in einer unübersichtlichen, instabilen und verwirrenden Konsumwelt zurechtfinden.¹⁶

Die Erfahrung des Hungers, der im Leben der älteren Generation immer gegenwärtig gewesen war, hatte sich nach der Währungsreform verflüchtigt. Die vollen Lebensmittelgeschäfte, die üppigen Auslagen in den Metzgereien stellten sich nicht als kurzer Traum vom Wohlstand heraus, sondern erwiesen sich als beständig. Noch wurde in der Bundesrepublik

viel gespart, noch war das Kaufen auf Kredit mit einem schlechten Gewissen behaftet, aber am Ende der fünfziger Jahre mußte nicht mehr mit dem Pfennig gerechnet werden, war das sparsame Wirtschaften, das Auskommen mit dem Wenigen nicht mehr unabdingbar, entfielen die strukturellen Zwänge des materiellen Eingeschränktheits und der Begrenzung von Entfaltungsmöglichkeiten. Mit der Erweiterung der Warenwelt, der zunehmenden Varietät an Konsumoptionen nahmen die Arbeitnehmerhaushalte endgültig »Abschied von der Proletarität« (Josef Mooser).

Nicht, daß die Arbeiter »verbürgerlichten«, sie blieben Arbeiter und unterschieden sich von Angestellten und Beamten durch ihre Ausbildungsmöglichkeiten, Berufschancen, Einkommen und nicht zuletzt durch die Körperlichkeit ihrer Arbeit.¹⁷ Nicht die Nivellierung sozialer Differenzierung ist in der Nachkriegszeit zu beobachten, die Sozialstruktur der Bundesrepublik veränderte sich weniger über eine Umverteilung als durch eine Anhebung des Gesamtniveaus.¹⁸ Dennoch lösten die stete Verbesserung der Lebensverhältnisse, die Erfahrung wachsenden Wohlstands und die neuen Konsumpraktiken die traditionelle Verbindung von Arbeiterleben und Mangel: »Gegenüber der Gemengelage von Kontinuität, langfristiger Verschiebung und eher stillschweigenden Wandlungsprozessen in der Zusammensetzung der Arbeiterschaft, in den beruflichen Lagen und Arbeitsformen, ist die Entwicklung der Einkommen und der Lebenshaltung sicherlich das offensichtlichste und vielleicht wirksamste Phänomen der Diskontinuität in der Arbeitergeschichte. Die absolut und relativ historisch vergleichslos schnelle Entwicklung des Wohlstands ist die zentrale Erfahrung der westdeutschen Bevölkerung seit den 1950er Jahren, an der auch die Arbeiter teilhatten.«¹⁹ Wenngleich nicht mehr die eigene Generation, so würden es doch vielleicht die Kinder schaffen, auf eine höhere soziale Stufe zu gelangen.²⁰ Damit erfüllte sich jener Ausblick, den Armin Triebel in seiner Untersuchung von Haushaltsrechnungen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts aufgestellt hatte, demzufolge sich die weitgehende Homogenität des Konsums in den Arbeiterhaushalten zugunsten der variantenreichen, pluralen, »bürgerlichen« Konsumorientierungen auflösen würde.²¹

Nicht Nivellierung, sondern *Pluralität* war die Signatur jener »Konsumgesellschaft«, die sich in Westdeutschland Ende der fünfziger Jahre zu entfalten begann.²² An die Stelle klarer Konsumhierarchien traten neue »feine Unterschiede« (Pierre Bourdieu), die soziale Ungleichheit nicht allein an Beruf und Stellung im Produktionsprozeß, an Geld oder Bildung festmachten, sondern ebenfalls an Arbeits- und Freizeitbedingungen, sozialer Sicherheit, Integrations- und Entfaltungsmöglichkeiten,²³ – wobei Geschlecht als Kriterium sozialer Ungleichheit früher wie heute wirksam ist. Die Beobachtung, daß sich bestimmte Geschmackskontraste »abgeschliffen«, führte im Nahrungsmittelkonsum der Nachkriegszeit keines-

wegs zu nivellierender Uniformität des Geschmacks. Vielmehr änderte sich der »Geschmack« selbst: Indem die Zahl der Optionen stieg, das Angebot an Nahrungsmittelsorten, an »Geschmacksrichtungen« sich erweiterte, lösten sich herkömmliche Kontraste des Geschmacks wie zum Beispiel zwischen den jeweiligen Gemüsen der Saison, zwischen Sonntags- und Alltagspeisen in einer *Diffusion von Geschmacksvarietäten* auf. Der britische Historiker Stephen Mennell hat diesen Prozeß, obgleich auf frühere Jahrhunderte bezogen, einmal treffend mit der Formulierung »diminishing contrasts and increasing varieties« umschrieben.²⁴

Das neue gesellschaftliche Ideal orientierte sich an der Leistung des Einzelnen, am privaten Erfolgsstreben und an der Teilhabe am Massenkonsum. In der »Konsumgesellschaft« ging es nicht mehr nur darum, »sich vom Gewöhnlichen zu unterscheiden, sondern sich auf unterschiedliche Weise zu unterscheiden.«²⁵ Aus der Vielzahl der Konsumoptionen einen distinkten Stil zu entwickeln, wurde zur Hauptaufgabe der Konsumenten: Der Konsument der »Konsumgesellschaft« mußte auswählen lernen. *Die Praxis des Konsums, die bis weit in die fünfziger Jahre hinein aus dem Wenigen viel zu machen hatte, bestand nun in der Kunst, aus dem Vielen ein Eigenes herzustellen.*

VI.

Hans-Peter Schwarz hat es vor wenigen Jahren als die Kernfrage der bundesdeutschen Geschichte bezeichnet, warum die Katastrophe ausgeblieben sei: »Politische Psychologie der Führungsschichten und der breiten Bevölkerung, Außenpolitik und innere Ordnung, die Erwartungen des Auslands und die Selbsteinschätzung der Westdeutschen, Gründungs- und Frühgeschichte der Bundesrepublik, aber ebenso die bis heute andauernden traumatischen Fixierungen – das alles wird nur verständlich als Reaktion auf jenes physische, politische, wirtschaftliche und moralische Chaos, aus dem sich der Bonner Staat und die westdeutsche Gesellschaft emporgearbeitet haben.«²⁶

In der Tat hätte der Blick auf das deutsche Szenario 1945 wenig ermutigt, dieser Ruinenlandschaft eine stabile Zukunft vorauszusagen. Die Deutschen hatten das Kriegsende weniger als Befreiung denn als glücktes Überleben erfahren, ihre Hauptsorge galt nicht dem Abtragen ihrer Schuld, sondern dem Durchkommen in der »Trümmersgesellschaft«. Ihre politischen Prägungen waren keineswegs gemeinsam mit dem »Dritten Reich« zusammengebrochen. 1946 hielten 37% der Befragten in einer Umfrage in der US-Besatzungszone an der Aussage fest, daß die Vernichtung der Juden, Polen und »Nicht-Arier« nötig gewesen sei für die Sicherheit Deutschlands. Ein Drittel mochte keine gleichen Rechte für »Juden« und »Arier« anerkennen, und 30% betrachteten »Neger« als eine

minderwertige Rasse.²⁷ Noch Mitte der fünfziger Jahre hielten 42%, das waren die meisten der Befragten, Hitler für einen der größten deutschen Staatsmänner, hätte er den Krieg nicht begonnen.²⁸

Hans-Peter Schwarz' Frage, warum die bundesdeutsche Geschichte angesichts dieser »Altlasten« keinen katastrophalen Verlauf genommen habe, stellt sich durchaus – und wird in der Regel mit der Wohlstandserfahrung beantwortet. Die wachsende Prosperität und der steigende Konsum hätten die Loyalität der Bundesbürger zu ihrer neuen Republik befestigt. Der Satz »Bonn ist nicht Weimar« gründete sich zu einem Gutteil in der Hoffnung, daß die Erfahrung einer modernen, demokratisch verfaßten Gesellschaft, die Gewöhnung an westliche Normalität für die »Normalisierung« ihrer Bürger sorgen würde. Für Ralf Dahrendorf bestand Anfang der sechziger Jahre eine der wesentlichsten sozialen Modernisierungen im Sozialverhalten der Westdeutschen darin, daß sie in der Bundesrepublik endlich zum von Talcott Parsons im Vor-Nazideutschland vermißten »ökonomischen Individualismus«, zum persönlichen Glücks- und Erfolgstreben gefunden hätten.²⁹ Und die zahlreichen Festschriften und Sammelbände zum 40. Gründungstag der Bundesrepublik 1989, kurz vor dem Fall der Mauer, betonten nachdrücklich den engen Zusammenhang zwischen Wohlstand und demokratischer Loyalität als *raison d'être* der Bundesrepublik.³⁰

In der Tat hatten die Pluralitätserfahrung in der Alltagspraxis, die zunehmende Optionsvielfalt des Konsums einen nicht unerheblichen Anteil daran, die autoritäre und erstarrte gesellschaftliche Verfaßtheit Westdeutschlands aufzulockern. Der Ausbruch aus der Enge des Mangels, die Entdeckung des Neuen, die Aneignung der scheinbar unbegrenzten Warenwelt und nicht zuletzt die Erweiterung des eigenen Horizonts durch neue Medien wie dem Fernsehen oder durch Urlaubsreisen paßten schlecht zu einer konservativ starren politischen Kultur. Nicht zufällig waren es die »Kinder von Marx und Coca-Cola«, die der ökonomischen und sozialen Lockerung der westdeutschen Gesellschaft die kulturell-politische folgen ließen. Die alltägliche Praxis einer sich nach westlichen Maßstäben entwickelnden »Konsumgesellschaft« trug ohne Zweifel dazu bei, die durch Krieg und nationalsozialistische Massenverbrechen zerrüttete deutsche Gesellschaft, zumindest im Westen, zu normalisieren. Der Einklang von »Modernisierung« und »Demokratisierung« schien geglückt. »Die Modernisierungsgeschichte der Bundesrepublik ist eine Erfolgsgeschichte«, stellte Wolfgang Zapf jüngst kurz und bündig fest.³¹

Die Erwartung, daß sich mit der Ausbildung einer pluralistischen und differenzierten Gesellschaft die traditionellen Prägungen an Kraft verlören und im Umgang mit der Vielfältigkeit des Marktes auch das Vertrauen zur Pluralität wachsen würde, war schon den Zeitgenossen eigen. Der neoliberale Wirtschaftswissenschaftler Wilhelm Röpke setzte sogar

die Praxis des Konsums als einer alltäglichen Wahl ineins mit der politischen Wahlentscheidung:

»Der Prozeß der Marktwirtschaft ist sozusagen eine fortgesetzte Volksabstimmung darüber, was und wieviel von jedem Gut produziert werden soll. Jeder von uns ausgegebene Geldschein stellt einen Stimmzettel dar, mit dem wir zu einem winzigen Teil zu der Auswahl der zu produzierenden Güter und ihrer Mengen beitragen, wobei die Produzenten durch ihre Reklame die auch hier nicht fehlende ›Wahlpropaganda‹ machen. Diese Demokratie der Konsumenten hat zwar den – übrigens korrigierbaren – Nachteil einer mehr oder weniger ungleichmäßigen Verteilung der Stimm-scheine, aber auch den Vorteil eines vollendeten Proporzsystems: es findet keine Vergewaltigung einer Minderheit statt, jeder Stimmzettel kommt zu Geltung.«³²

Aber bereits damals wurde gegenüber die optimistischen Deutung Skepsis laut. Schon bei Schelsky klang das tiefe konservative Mißtrauen an, ob die moderne Massenkonsumgesellschaft nicht viel mehr »Nivellierung« und »Uniformierung« statt Demokratie bringe. Die konservativen Kritiker in ihrer Furcht vor der Einebnung aller natürlicher und sozialer Unterschiede, vor dem Untergang des Individuums in der Masse, glichen dem Zauberlehrling, der die Geister nicht mehr los wurde, die er rief. Die Doppelstrategie, gleichzeitig die ökonomisch-industrielle Moderne forcieren und die soziale wie kulturelle Moderne vehement abwehren zu wollen, die Daniel Bell als »disjunction« klarsichtig analysierte,³³ bildet den geistigen Hintergrund der Kritik jener Nationalökonomien, die das freie Unternehmertum sowie die Marktwirtschaft verteidigten und zugleich der Souveränität des Einzelnen zutiefst mißtrauten. Sie zweifelten an der Gleichsetzung von Individualität und Souveränität, von Konsumvielfalt und Wahlfreiheit. Der homo consumens, gerade eben als »König Kunde« inthronisiert, wisse, so ihre Kritik, mit seiner neu gewonnenen Macht wenig anzufangen. »Der Konsument,« schrieb Erich Egner, der Doyen der Haushaltsökonomien, »steht im Markte wie ein schwankendes Rohr im Winde, bald hierhin, bald dorthin getrieben. Der *orientierungslose Konsument*, nicht der Souverän des Marktes ist die Wirklichkeit des 20. Jahrhunderts.«³⁴ In einem weithin diskutierten Buch der damaligen Zeit unterzog der Amerikaner David Riesman die moderne Konsumgesellschaft einer fulminanten Kritik. Er teilte die Geschichte der Neuzeit charakterologisch in drei Phasen: die des traditionsgeleiteten, des innen- und schließlich des außengeleiteten Menschen.³⁵ Der Rückgang der Bevölkerung, die Verkürzung der Arbeitszeit einhergehend mit einer enormen Ausweitung der Freizeit- und Konsummöglichkeiten vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hätten das »Sparbedürfnis und das dauernde ›Knappheits-Bewußtsein‹ vieler innengeleiteter Menschen« zurückgedrängt und ein »Verbrauchsbedürfnis und dauerndes ›Überfluß-Bewußtsein‹« geschaffen, durch die »der Mensch zum verschwenderischen Luxus und Verbrauch seiner Freizeit und des Produktionsüberschusses fähig wird.«³⁶

Und in der Tat wirft die Praxis des Konsums, die sich die Konsumenten in den fünfziger und sechziger Jahren aneigneten, eine Reihe von Problemen auf, deren soziale wie ökologische Folgewirkungen wir mittlerweile unmittelbar zu spüren bekommen. Der Ausbruch aus der »Mangelwirtschaft« in den fünfziger Jahren formte eine Konsumerwartung, die sich am »Mehr« und »Besser« orientierte. Statt dem bislang notwendig sparsamen und haushälterischen Umgang mit Ressourcen schien sich nun eine schier unendliche Linie nach oben in den Wohlstand zu eröffnen – eine Vorstellung, die weit mehr dem Märchen vom unerschöpflichen Füllhorn entspricht als den Grundbedingungen jeder Volkswirtschaft. In der Tat ist die »Konsumgesellschaft« untrennbar verknüpft mit dem Typus der »Wachstumsökonomie«. In der Vorstellung von der Unbegrenztheit der Warenwelt, von der Allverfügbarkeit der Ressourcen, des ewigen Fortschreitens zu einem immer besseren und reicheren Leben – in diesem Welt-Entwurf, dessen prägnanteste und geradezu programmatische Formulierung übrigens im »Kommunistischen Manifest« zu lesen ist, liegt das Fundament der »Konsumgesellschaft«.

Steigende Einkommen und vielfältigeres Warenangebot vermittelten das Gefühl, immer mehr und immer bessere Konsumgüter erwerben zu können. Der zunehmende Kauf von Nahrungsmitteln, der Rückgang des »Selber-Machens«, der »Selbst-Produktion« des täglichen Konsums ließ auch im Bereich des täglichen Essens die Marktökonomie beherrschend werden, deren Geldnexus Gleichheit und Universalität suggeriert, die Bedingungen der Herstellung von Konsumgütern jedoch zum Verschwinden bringt. Die Arbeit der Zubereitung, an der viele andere Produzenten, lokal, regional, aber auch international beteiligt sind, ist in der semiotisch strukturierten Warenwelt kaum noch erfahrbar. Die Zeichen besitzen keinen körperlichen Sinn, die Wahl vor dem Regal vermag keinen Eindruck mehr von der Mühsal, der physischen Arbeit zu geben, mit der jene Konsumgüter hergestellt worden sind. Mit der Erweiterung des Nahrungsmittelmarktes zum Weltmarkt – in den fünfziger Jahren durch den selbstverständlich werdenden Konsum von Südfrüchten und Kaffee alltäglich erfahrbar – rückt der kolumbianische Kaffeepflücker endgültig in weite Ferne (Ja, er wird so weit derealisiert, daß er als freundlicher Indio, wohlgenährt und lachend, auf den Anzeigenseiten der Kaffeekonzerne inszeniert werden kann).

Aber auch das eigene Bewußtsein um die Begrenztheit von Ressourcen, das bei der Arbeit im eigenen Garten noch präsent war, wurde im Massenkonsumgütermarkt unerheblich, vermittelte er doch die Illusion die unbeschränkte Reproduktion der Waren, die allemal und immerzu zu kaufen sind, so lange das Geld reicht. Der Markt, der Umgang mit industriellen Fertigprodukten erforderte andere, neue Fertigkeiten, benötigte ein neues Wissen, das sich vom bisherigen, von den bislang geübten und

vertrauten Kompetenzen grundlegend unterschied. Die Praxis den Konsums, die die Konsumenten in den fünfziger Jahren zu erproben begannen, schuf in der Folgezeit ein »Konsum-Subjekt«, das die individuelle Freiheit der Wahl als vorrangigen Wert für sich begriff. Die Apotheose des Konsumenten zum »König Kunden« bedeutete zugleich dessen Vereinsamung. Auf dem scheinbaren Gipfel seiner Macht vermochte der Verbraucher die Entstehungsvielfalt des Konsums nicht mehr wahrzunehmen und unterwarf sich der Eindimensionalität des Geldnexus. Die soziale und ökologische Dimension des Konsums ging in den Horizont dieses »Konsum-Subjekts« nicht ein. Wie nachhaltig diese kurze Erfahrung der »Konsumgesellschaft« seit den sechziger Jahren gewirkt hat, zeigt sich in der unerbittlichen Abwehr, mit der die deutsche Gesellschaft heute selbst auf die notwendigsten Umstrukturierungen des privaten Konsums – als Stichworte seien nur Verkehr und Müll genannt – reagiert. Der Konsumismus hat sich offensichtlich tief in das alltägliche Handeln eingegraben.

Politisch läßt sich daher entgegen der optimistischen Lesart einer erfolgreichen Parallelität von Wohlstandserfahrung und demokratischer Stabilität eine sehr viel pessimistischere Überlegung aufstellen. Riesman vermutete bereits in den fünfziger Jahren:

»Da das Wesen der Massenunterhaltungsmittel in der Verbrauchererziehung besteht, führen sie den außen-geleiteten Menschen in den politischen Konsumbereich ein und lehren ihn, das politische Geschehen und die politischen Nachrichten und Verhaltensweisen als Verbrauchsgüter zu betrachten. Sie sind Ware, Spiel, Unterhaltung, Zerstreuung, er ist ihr Käufer, Spieler, Zuschauer oder müßiger Beobachter.«³⁷

Daran gewöhnt, Freiheit mit einer großen Auswahl an Optionen gleichzusetzen, erliegt dieser »Konsumdemokrat« der Versuchung, Demokratie für ein Warenhaus zu halten. Das Vermögen bzw. die Einsicht, öffentliches, »verschwenderisches« soziales Engagement aufzubringen, wäre diesem Staatsbürger fremd. Der Konsumismus als Politik verkümmert zur individuellen Wahlentscheidung, Öffentlichkeit bleibt den staatlichen Institutionen und den Parteien überlassen – die Bundesrepublik steht als eine »Konsumdemokratie« dar, die, so ist angesichts der Probleme durch die Vereinigung Deutschlands zu befürchten, ihre wirkliche Belastungsprobe erst noch zu bestehen hat. Der auf Wohlstand aufgebaute demokratische Konsens im Nachkriegsdeutschland beruht auf einer Konsumstruktur, die nach dem beendeten Traum immerwährender Prosperität, nicht in der Lage zu sein droht, mit der Begrenztheit von Ressourcen sorgsam umzugehen und einen sozialen Wertewandel zu mehr Bescheidenheit herbeizuführen, ohne den selbst die dringendsten Probleme dieser Gesellschaft nicht gelöst werden können.

Nach mehr als dreißig Jahren »Konsumgesellschaft« erweisen sich die Konsumenten außerstande, die soziale wie ökologische Verantwor-

tung für ihr Tun zu übernehmen. Ausgestattet mit einer in den fünfziger Jahren nicht für möglich gehaltenen Warenfülle, erfahren im Umgang mit der überbordenden Zeichenvielfalt und im Besitz hoher Auswahlkompetenz stecken die Konsumenten der »Konsumgesellschaft« dennoch zutiefst in der Krise, weil die Praxis, die sie erlernt haben und von der sie sich bis heute die Erfüllung persönlichen Glücks erhoffen, zugleich die Grundlagen ihres Zusammenlebens zerstört.

Anmerkungen

Einleitung

- 1 Welt der Arbeit, Nr. 23 vom 5. Juni 1953.
- 2 Ebda.
- 3 »Erwiderung Professor Erhards auf unseren Artikel »Ein Kühlschrank in jeden Haushalt«, in: Welt der Arbeit, Nr. 26 vom 26. Juni 1953; wieder abgedruckt in: Ludwig Erhard, Deutsche Wirtschaftspolitik. Der Weg der Sozialen Marktwirtschaft, Düsseldorf/Wien/Frankfurt 1962, S. 221-224.
- 4 Ebda.
- 5 Walter G. Hoffmann, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin/Heidelberg/New York 1965; Rainer Skiba, Das westdeutsche Lohnniveau zwischen den beiden Weltkriegen und nach der Währungsreform, Köln 1974.
- 6 Hans Günter Hockerts, Sozialpolitische Entscheidungen im Nachkriegsdeutschland. Alliierte und deutsche Sozialversicherungspolitik 1945-1957, Stuttgart 1980. Vgl. als Studien mit explizit modernisierungsgeschichtlicher Orientierung: Erich Wiegand/Wolfgang Zapf (Hg.), Wandel der Lebensbedingungen in Deutschland. Wohlfahrtsentwicklung seit der Industrialisierung, Frankfurt am Main 1982; Wolfgang Glatzer/Wolfgang Zapf (Hg.), Lebensqualität in der Bundesrepublik, Frankfurt am Main 1984; als Überblick über jüngste Forschungsergebnisse: Stefan Immerfall, Sozialer Wandel in der Moderne. Neuere Forschungsergebnisse zum Prozeß gesellschaftlicher Modernisierung im 19. und 20. Jahrhundert, in: Neue Politische Literatur 1 (1991), S. 5-48.
- 7 Hans Jürgen Teuteberg, Studien zur Volksernährung unter sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Aspekten, in: Ders./Günter Wiegelmann, Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung, Göttingen 1972, S. 21-93, Zitat: S. 93.
- 8 Hans Jürgen Teuteberg, Zum Problemfeld Urbanisierung und Ernährung im 19. Jahrhundert, in: Ders. (Hg.), Durchbruch zum modernen Massenkonsum, Münster 1987, S. 1-36, hier: S. 35.
- 9 Arnold Sywottek, Konsum, Mobilität, Freizeit. Tendenzen gesellschaftlichen Wandels, in: Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte. Herausgegeben von Martin Broszat, München 1990, S. 95-111, hier: S. 99.
- 10 In einem kleinen, aber beachtenswerten Aufsatz, der für meine Arbeit leider viel zu spät erschienen ist, hat David Sabean ähnliche Überlegungen angestellt: Ders., Die Produktion von Sinn beim Konsum der Dinge, in: W. Ruppert (Hg.), Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, Frankfurt am Main 1993, S. 37-51. Vgl. ebenfalls das Themenheft »Konsum«, Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium (Sowi), Heft 3, 1988.
- 11 Alf Lüdtke, Hunger, Essens-»Genuß« und Politik bei Fabrikarbeitern und Arbeiterfrauen. Beispiele aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, 1910-1940, in: Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium (Sowi), Heft 2, 1985, S. 118-126, hier: S. 120.
- 12 Michel de Certeau, Kunst des Handelns, Berlin 1988, S. 81, (franz. Originalausgabe: L'invention du quotidien 1, Arts de faire, Paris 1980).
- 13 Siehe insbesondere Pierre Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1979; Ders., Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1982; zur Debatte um Pierre Bourdieu vor allem: Klaus Eder (Hg.), Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie, Frankfurt am Main 1989.

- 14 Darauf hat bereits Henri Lefebvre in seiner Untersuchung des Alltagslebens hingewiesen: »Protestieren wir hier nochmals gegen jene ideologische Operation, die zunächst die Praxis auf die Produktion reduziert und diese dann nur als ökonomische (materielle) Produktion gelten läßt. Die Praxis umfaßt sowohl die materielle als auch die ›geistige‹ Produktion, sowohl die Produktion der Mittel als auch die der Ziele und Zwecke, sowohl die Produktion der Instrumente und der Güter als auch die der Bedürfnisse. (...) Die Praxis produziert die menschliche ›Welt‹, die unsere, die der Objekte und Güter, die Welt, die unsere Sinnen wahrnehmen und daher den Organen und dem Körper des Individuums als naturgegeben erscheint.« Henri Lefebvre, Kritik des Alltagslebens. Grundrisse einer Soziologie der Alltäglichkeit, Frankfurt am Main 1987, S. 494-495 (erstmalig 1974 in deutscher Sprache erschienen).
- 15 Bourdieus Begriff der Praxis bleibt eng mit seinem Habituskonzept verbunden (»Der Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis«, so der Titel eines Aufsatzes von Bourdieu, in: Ders., Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt am Main 1974, S. 125-158). Bourdieu unterlegt damit dem sozialen Handeln einzelner oder kollektiver Akteure einen »praktischen Sinn«, eine »Logik der Praxis«, die einem utilitaristischen Modell von Nutzen und Kosten, von materieller und symbolischer Profitmaximierung folgt, und »verschwenderische« oder »sinnlose« Praktiken nicht kennt. Siehe dazu besonders Axel Honneth, Die zerrissene Welt der symbolischen Formen. Zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus, in: Ders., Die zerrissene Welt des Sozialen. Sozialphilosophische Aufsätze, Frankfurt am Main 1990, S. 156-181. Vgl. auch die Kritik Certeaus an Bourdieu, daß dieser der Problematik des Ortes ein größeres Gewicht beimesse als der der Praktiken; s. Certeau, Kunst des Handelns, S. 120-121.
- 16 U. a.: Lothar Müller-Hagedorn, Das Konsumentenverhalten, Wiesbaden 1986; Axel Bänsch, Käuferverhalten, München 1985; Werner Kroeber-Riel, Konsumentenverhalten, München 1984; Volker Kannacher, Habitualisiertes Kaufverhalten von Konsumenten, München/Florenz 1982. Grundlegend für die historische Verhaltensforschung sind die Arbeiten von August Nitschke, s. Ders., Historische Verhaltensforschung. Analysen gesellschaftlicher Verhaltensweisen, Stuttgart 1981.
- 17 Zur Bedeutung von Wirtschaftsrechnungen für die Geschichtswissenschaft siehe Toni Pierenkemper, Das Rechnungsbuch der Hausfrau - und was wir daraus lernen können, in: Geschichte und Gesellschaft 14 (1988), S. 38-63; sowie Ders. (Hg.), Zur Ökonomik des privaten Haushalts. Haushaltsrechnungen als Quelle historischer Wirtschafts- und Sozialforschung, Frankfurt am Main/New York 1991.
Zu den 50er Jahren: Michael Wildt, Das Ende der Bescheidenheit. Wirtschaftsrechnungen von Arbeitnehmerhaushalten in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1963, in: K. Tenfelde (Hg.), Arbeiter im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 573-610.
- 18 Diese auf Handlungschancen und Handlungsgrenzen des Konsums gerichtete Perspektive zielt nicht auf differentielle Konsummuster innerhalb der gesamten bundesdeutschen Gesellschaft, auf strukturelle Beziehungen zwischen »proletarischem« und »bürgerlichem« Konsum. Fragen nach Typen und Mustern, die einer schichtenspezifischen Gliederung der Gesellschaft folgen, lassen sich anhand dieses Quellenmaterials nicht beantworten.
Die Haushaltsrechnungen dieses spezifischen Haushaltstyps, des 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalts mit mittlerem Einkommen, ist nicht nach Berufen des Haushaltsvorstands zu segregieren. Damit kann aufgrund fehlender Variablen z. B. auch eine Clusteranalyse nicht durchgeführt werden. Zur Anwendung der Clusteranalyse für die Auswertung von Haushaltsrechnungen siehe Reinhard Spree, Klassen- und Schichtbildung im Spiegel des Konsumentenverhaltens individueller Haushalte zu Beginn des 20. Jahrhunderts - Eine clusteranalytische Untersuchung, in: Haushalt und Verbrauch, 1987, S. 56-80.
- 19 Zum Stand und den Desideraten der Forschung zur Bundesrepublik Deutschland in den fünfziger Jahren siehe Axel Schildt/Arnold Sywottek, »Wiederaufbau« und »Modernisierung«. Zur westdeutschen Gesellschaftsgeschichte in den fünfziger Jahren, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 6-7/89 v. 3.2.1989, S. 18-32. Siehe jetzt umfassend den Sammelband: Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993.
- 20 Vgl. z. B. Eduard Kohler, Die Struktur des deutschen Nachkriegsverbrauchs. Ein Beitrag zur betriebswirtschaftlichen Bedarfsanalyse, Freiburg/Br. (Diss.) 1953; Alfred Schroedel, Die »Investition« des privaten Haushaltes, Mainz (Diss.) 1958; Helga Coordt, Die Ausgaben des privaten Haushalts im Lebenszyklus der Familie, Köln (Diss.) 1962; Gerhard Gehrig, Bestimmungsfaktoren des Konsums in der Bundesrepublik, Ber-

- lin 1958; Heinz Schäfer, *Der private Verbrauch nach Herkunft und Verwendung*, Essen 1966; Rainer Rau, *Der private Verbrauch in der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin 1971; Klaus-Dieter Schmidt, *Strukturwandlungen des privaten Verbrauchs in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1973*, Kiel 1976; und jüngst Heinrich Lützel, *Private Haushalte - Motor für Konjunktur und Strukturwandel. Eine Analyse von 1950 bis 1990*, in: S. Gräbe (Hg.), *Der private Haushalt als Wirtschaftsfaktor*, Frankfurt am Main 1991, S. 86-103. In einer weiten Perspektive siehe jetzt auch Ditmar Brock, *Der schwierige Weg in die Moderne. Umwälzungen in der Lebensführung der deutschen Arbeiter zwischen 1850 und 1980*, Frankfurt am Main 1991.
- 21 Vgl. u. a. Heinz Gollnick, *Die Nachfrage nach Nahrungsmitteln und ihre Abhängigkeit von Preis und Einkommensänderungen* (Hefte für landwirtschaftliche Marktforschung, Heft 6), Hamburg 1954; Dieter Grupe, *Die Nahrungsmittelversorgung Deutschlands seit 1925*, Hannover 1957.
 - 22 Aus medizinischer wie gesundheitspolitischer Sicht s. Arthur Hanau, *Entwicklungstendenzen der Ernährung*, München 1962; Heinrich Kraut (Hg.), *Entwicklungstendenzen in der Ernährung*, München 1962; Konrad Lang (Hg.), *Ernährungsprobleme in der modernen Industriegesellschaft*, Darmstadt 1965; oder Otto Neuloh/Hans Jürgen Teuteberg, *Ernährungsfehlverhalten im Wohlstand*, Paderborn 1979. Vgl. ebenfalls die von der Deutschen Gesellschaft für Ernährung herausgegebenen Ernährungsberichte: Dies. (Hg.), *Ernährungsbericht 1969 ff.*, Frankfurt am Main 1969 ff.
 - 23 George Katona, *Das Verhalten der Verbraucher und Unternehmer*, Tübingen 1960; Ders., *Die Macht des Verbrauchers*, Düsseldorf/Wien 1962; Ders., *Der Massenkonsum*, Düsseldorf 1965; Ders., *Psychological Economics*, New York 1975; Ders., *A New Economic Era*, New York 1978.
Für die westdeutschen Verhältnisse s. u. a. Herbert Gross, *Die Wirtschaft sind wir. Von der Schlüsselstellung des Verbrauchers*, Stuttgart 1955; Karl Bednarik, *An der Konsumfront*, Stuttgart 1957; Gerhard Scherhorn, *Bedürfnis und Bedarf*, Berlin 1959; Pierre Martineau, *Kaufmotive*, Düsseldorf 1959; Helmut Haese, *Konsumrevolution*, Stuttgart 1960; Walter Bodmer-Lenzien, *Die Stunde des Verbrauchers*, Wien/Düsseldorf 1965; Günter Meyer, *König Kunde*, Berlin/Frankfurt 1966.
Unter ihnen sticht Ernest Zahn, *Soziologie der Prosperität*, Köln/Berlin 1960, hervor, weil er Arbeit und Konsum nicht allein als ökonomische Begriffe versteht, sondern sie soziologisch wie kulturell analysiert.
 - 24 John Kenneth Galbraith, *Gesellschaft im Überfluß*, München/Zürich 1959; Vance Packard, *Die geheimen Verführer*, Düsseldorf 1958 und Ders., *Die große Verschwendung*, Düsseldorf 1961.
 - 25 Peter Kaufmann, *Der Schlüssel zum Verbraucher*, Wien/Düsseldorf 1969; Karl H. Hörning, *Ansätze zu einer Konsumsoziologie*, Freiburg 1970; Johann Baptist Müller, *Bedürfnis und Gesellschaft*, Stuttgart 1971; Peter Hunziker, *Erziehung zum Überfluß: Soziologie des Konsums*, Stuttgart 1972; und vor allem Günter Wiswede, *Soziologie des Verbraucherverhaltens*, Stuttgart 1972.
 - 26 U. a.: Manfred Curtius/Wulf D. Hund, *Mode und Gesellschaft. Zur Strategie der Konsumindustrie*, Frankfurt am Main 1971; Wolfgang Schmidbauer, *Homo consumens - Der Kult des Überflusses*, Stuttgart 1972; Wolfgang Menge, *Der verkaufte Käufer. Die Manipulation der Konsumgesellschaft*, Frankfurt am Main 1973; Burkhard Strümpel, *Die Krise des Wohlstands*, Stuttgart 1976 und als kritische Kritik: Jürgen Habermas, *Konsumkritik - eigens zum Konsumieren*, in: *Frankfurter Hefte*, 12. Jg. 1957, S. 641-645.
 - 27 Wolfgang Protzner (Hg.), *Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland*. Wiesbaden 1987. Siehe dagegen meine Problemskizze: Michael Wildt, *Abschied von der ›Freßwelle‹ oder: die Pluralisierung des Geschmacks. Essen in der Bundesrepublik Deutschland der fünfziger Jahre*, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), *Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder*, Berlin 1993, S. 211-225.
 - 28 Siehe dazu den Literaturüberblick von Hans Jürgen Teuteberg, *Die Ernährung als Gegenstand historischer Analyse*, in: H. Kellenbenz/H. Pohl (Hg.), *Historia socialis et oeconomia*, Festschrift für Wolfgang Zorn zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1987, S. 180-202.
 - 29 Thomas Kleinspehn, *Warum sind wir so unersättlich? Über den Bedeutungswandel des Essens*, Frankfurt am Main 1987.
 - 30 Vgl. z. B. Anne Roerkohl, *Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebens-*

- mittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkrieges, Stuttgart 1991; Karin Hartewig, Das unberechenbare Jahrzehnt. Arbeit, Leben und sozialer Konflikt. Bergarbeiter und ihre Familien im Ruhrgebiet 1914-1924, München (Diss.) 1988; Arnold Sywottek, Konsumverhalten der Arbeiter und »sozialistische« Konsumgenossenschaften, in: A. Lehmann (Hg.), Studien zur Arbeiterkultur, Münster 1984, S. 59-102; Alf Lüdtkke, Hunger in der Großen Depression, in: Archiv für Sozialgeschichte 27, 1987, S. 145-176.
- 31 Vgl. u. a. Paul Erker, Ernährungskrise und Nachkriegsgesellschaft. Bauern und Arbeiterschaft in Bayern 1943-1953, Stuttgart 1990; Günter J. Trittel, Hunger und Politik. Die Ernährungskrise in der Bizone (1945-1949), Frankfurt/New York 1990; sowie Rainer Gries, Die Rationen-Gesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität: Leipzig, München und Köln nach dem Kriege, Münster 1991.
- 32 Vgl. z. B.: Alexander Fenton/Trefor M. Owen (Hg.), Food in Perspective. Proceedings of the Third International Conference on Ethnological Food Research, Edinburgh 1981, oder Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), European Food History. A Research Review, Leicester 1992. Eine ausgezeichnete kulturgeschichtliche Überblicksdarstellung bietet jetzt: Massimo Montanari, Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa, München 1993.
- 33 Vgl. den Sammelband Jean-Jacques Hérandinquer (ed.), Pour une histoire de l'alimentation, Paris 1970.
- 34 Neben Arbeiten wie Jack Goody, Cooking, Cuisine and Class. A Study in Comparative Sociology, Cambridge 1982; oder den Sammelband von Anne Murcott (Hg.), The Sociology of Food and Eating, Aldershot 1984, sind vor allem die herausragenden Studien von Sidney W. Mintz, Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers, Frankfurt/New York 1987 (amerik. Original: Sweetness and Power, 1985); und Stephen Mennell, Die Kultivierung des Appetits, Stuttgart 1988 (engl. Original: All Manners of Food. Eating and Taste in England and France, 1985) zu nennen.
- 35 Allerdings erschien jüngst: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, Berlin 1993; vgl. auch Martin Schaffner (Hg.), Brot, Brei und was dazugehört. Über sozialen Sinn und physiologischen Wert der Nahrung, Zürich 1992.
- 36 Heinrich Harmjanz/Erich Röhr (Hg.), Atlas der deutschen Volkskunde, Leipzig 1937-1939; Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge, hg. von Matthias Zender, Marburg 1958 ff. Günter Wiegmann, Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung (Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge, hg. von Matthias Zender, Beiheft 1), Marburg 1967.
- 37 Vgl. dazu als Überblick meinen Aufsatz: Michael Wildt, Privater Konsum in Westdeutschland in den 50er Jahren, in: Schildt/Sywottek (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau, S. 275-289. Unter einer solchen Zeitperspektive greift Ursula Becher zu kurz, die einen »modernen Lebensstil« bereits in den zwanziger Jahren verwirklicht sieht; s. Ursula A. J. Becher, Geschichte des modernen Lebensstils. Essen – Wohnen – Freizeit – Reisen, München 1990.
- 38 Lutz Niethammer (Hg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Band 1, Berlin/Bonn 1983; Ders. (Hg.), »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist«. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930, Band 2, Berlin/Bonn 1983; Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hg.), »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Band 3, Berlin/Bonn 1985; sowie der separat publizierte Aufsatz: Lutz Niethammer, »Normalisierung im Westen«: Erinnerungsspuren in die fünfziger Jahre, in: G. Brunn (Hg.), Neuland. Nordrhein-Westfalen und seine Anfänge seit 1945/46, Essen 1987, S. 175-206.
- 39 Zur Verwendung semiotischer Verfahren in der Geschichtsschreibung siehe im deutschsprachigen Raum: Georg Schmid (Hg.), Die Zeichen der Historie. Beiträge zu einer semiotischen Geschichtswissenschaft, Wien/Köln 1986; Ders., Die Spur und die Trasse. (Post-)Moderne Wegmarken der Geschichtswissenschaft, Wien/Köln/Graz 1988; Alf Lüdtkke, »Ehre der Arbeit«: Industriearbeiter und Macht der Symbole. Zur Reichweite symbolischer Orientierungen im Nationalsozialismus, in: K. Tenfelde (Hg.), Arbeiter im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 343-392.

Zu Diskursanalyse und Geschichtswissenschaft siehe Peter Schöttler, Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse, in: J. Fohrmann/H. Müller, Diskurs-

theorien und Literaturwissenschaft, Frankfurt am Main 1988, S. 159-199; sowie Ders., Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der »dritten Ebene«, in: A. Lüdtkke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/New York 1989, S. 85-136.

- 40 Vgl. dazu Lutz Niethammer, Fragen - Antworten - Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History, in: Ders./Alexander von Plato (Hg.), »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Band 3), Berlin/Bonn 1985, S. 392-445.

Die Interviews mit den elf Frauen sind archiviert in der »Werkstatt der Erinnerung« c/o Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg, Schulterblatt 36, 20357 Hamburg, und können dort entsprechend den Benutzungsvereinbarungen eingesehen und gehört werden.

1. Kapitel

- 1 Hubert Schmitz, Die Bewirtschaftung der Nahrungsmittel und Verbrauchsgüter 1939-1950, Essen 1956, S. 95, 373, 418, 455.
- 2 Zit. nach Wolfgang Franz Werner, »Bleib übrig!« Deutsche Arbeiter in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft, Düsseldorf 1983, S. 46.
- 3 Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 6. Jahrgang 1939, Nr. 8, August bis Oktober 1939, Salzhäusen/Frankfurt am Main 1980 (Nachdruck), Bd. 6, S. 978.
- 4 Deutschland-Berichte, Nr. 9, November 1939, Bd. 6, S. 1044.
- 5 Gesellschaft für Konsumforschung (GfK), Wandlungen in den Ernährungsgewohnheiten gemessen an den Verhältnissen vor dem Weltkriege und vor dem jetzigen Krieg, o.O. (Berlin) o.J. (1941) (Archiv der GfK, Nürnberg, U 52 a).
- 6 Vgl. Karin Hartewig, Das unberechenbare Jahrzehnt. Bergarbeiter und ihre Familien im Ruhrgebiet 1914-1924, München 1992, passim.
- 7 Alf Lüdtkke, »Ihr könnt nun wissen, wie die Glocken eigentlich leuten sollen.« Brotration und Arbeiter-(Über)Leben im Sommer 1919 – ein Beispiel aus Bochum, in: Geschichtswerkstatt 12, 1987, S. 27-33 (jetzt auch in: A. Lüdtkke, Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitererfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus, Hamburg 1993, S. 210-220).
- 8 Merith Niehuss, Arbeiterschaft in Krieg und Inflation. Soziale Schichtung und Lage der Arbeiter in Augsburg und Linz 1910 bis 1925, Berlin/New York 1985, S. 146-149.
- 9 Vgl. Carl von Tyszka, Ernährung und Lebenshaltung des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Erkenntnis des Gesundheitszustandes des deutschen Volkes, Berlin 1934; sowie Arnold Sywottek, Konsumverhalten der Arbeiter und »sozialistische« Konsumgenossenschaften. Zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik, in: A. Lehmann (Hg.), Studien zur Arbeiterkultur, Münster 1984, S. 59-102.
- 10 Alf Lüdtkke, Hunger in der Großen Depression, in: Archiv für Sozialgeschichte 27, 1987, S. 145-176, hier: S. 156. Siehe dazu ebenfalls Stefan Bajohr, Vom bitteren Los der kleinen Leute. Protokolle über den Alltag. Braunschweiger Arbeiterinnen und Arbeiter 1900 bis 1933, Köln 1984, insbesondere: S. 134-141; sowie Michael Zimmermann, Schachanlage und Zechenkolonie. Leben, Arbeit und Politik in einer Arbeitersiedlung 1880-1980, Essen 1987, insbesondere: S. 114-122.
- 11 Interview mit Frau L. am 9.2.1990.
- 12 Interview mit Frau S. am 7.2.1990.
- 13 Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990, S. 46-48.
- 14 Frau H. zum Beispiel, Jahrgang 1923, stammt aus einem Arbeiterdorf in der Nähe von Bremerhaven. Ihr Vater arbeitete auf der nahegelegenen Werft, die Mutter war Hausfrau. Sie selbst wuchs mit einer Schwester und zwei Brüdern auf: »Wir hatten ein kleines Schweinchen im Haus, das wurde zu Weihnachten geschlachtet, vom Hausschlachter. Das war 'ne ganze harte Zeit, wenn wir die Schweine fett machten. Die kriegten vom Drang, das ist der Küchenabfall. Alles, was so zusammenkommt, wird gesäuert, in den Topf hinein, und dann kam Mehl dazu. Damit wurden die Schweine gefüttert. Das war unsere Sparkasse, das war eine lebendige Sparkasse.« Interview mit Frau H. am 12.1.1990. Vgl. auch Wolfgang Schäfer, Die Wurstemännchen kommen nicht mehr.

- Über den Wandel der Ernährungsgewohnheiten in den Dörfern der Weser-Solling-Region, in: *Geschichtswerkstatt* 12 (1987), S. 20-26.
- Noch um die Jahrhundertwende war es in der Großstadt Hamburg durchaus keine Seltenheit gewesen, Tiere zu halten. Im Arbeiterstadtteil Barmbek zum Beispiel gab es 1892 über tausend Schweine. Das sozialdemokratische »Hamburger Echo« schrieb 1894, zahlreiche Arbeiter, die keinen Garten besäßen, hielten sich »aus Gewohnheit ein Schwein, das in der Regel in den Jahrmarkttagen jung gekauft und im Laufe des Jahres »fett gemacht« wird, um dann geschlachtet und für den Unterhalt verwendet zu werden.« Zitiert nach Richard J. Evans, *Tod in Hamburg. Stadt, Gesellschaft und Politik in den Cholera-Jahren 1830-1910*, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 158.
- 15 Hagemann, *Frauenalltag und Männerpolitik*, S. 48.
 - 16 Ebda., S. 48-50, 332-334; vgl. auch Lüdtkke, *Hunger in der Großen Depression*, S. 163-164.
 - 17 Tyszka, *Ernährung und Lebenshaltung*, S. 79.
 - 18 Lüdtkke, *Hunger in der Großen Depression*, S. 162.
 - 19 Alf Lüdtkke, *Hunger, Essens-»Genuß« und Politik bei Fabrikarbeitern und Arbeiterfrauen. Beispiele aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, 1910-1940*, in: *Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium (Sowi)*, Heft 2, 1985, S. 118-126, hier: S. 125 (jetzt auch in: Lüdtkke, *Eigen-Sinn*, S. 194-209).
 - 20 Tyszka, *Ernährung und Lebenshaltung*, S. 60.
 - 21 Sywottek, *Konsumverhalten der Arbeiter*, S. 59-102.
 - 22 Ebda., S. 67-74. Siehe ebenfalls Hagemann, *Frauenalltag und Männerpolitik*, S. 31-44.
 - 23 *Die Lebenshaltung von 2.000 Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenhaushaltungen. Erhebungen von Wirtschaftsrechnungen im Deutschen Reich*, bearb. vom Statistischen Reichsamt, Berlin 1932.
 - 24 Sandra Jean Coyner, *Class Patterns of Family Income and Expenditure during the Weimar Republic. German White-Collar Employees as Harbingers of Modern Society*, New Jersey (Diss.) 1975, S. 270-271.
 - 25 Ebda., S. 282-284.
 - 26 Armin Triebel, *Zwei Klassen und die Vielfalt des Konsum. Haushaltsbudgetierung bei abhängig Erwerbstätigen in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts* (Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 41, hg. vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung), Berlin 1991. Ich danke Armin Triebel für die Möglichkeit einer frühen Einsichtnahme in seine Dissertation sowie für die hilfreichen Hinweise zu meiner Arbeit.
 - 27 Ebda., S. 57.
 - 28 Ebda., S. 395.
 - 29 Ebda., S. 266-267, 271-272.
 - 30 Ebda., S. 289.
 - 31 Ebda., S. 391-392.
 - 32 Ebda., S. 392. Es wäre zu diskutieren, wie Reinhard Spree vorschlägt, inwieweit in diesen Jahren bereits traditionale Wertvorstellungen und subsistenzwirtschaftliche Normen auch in Arbeiterhaushalten aufgebrochen wurden. Er selbst erkennt aufgrund der Berechnung von Elastizitätskoeffizienten der Ausgaben für tertiäre Güter wie Bildung und Gesundheit eine »gehemmte Modernisierung des tatsächlichen Konsumverhaltens während der Zwischenkriegszeit (infolge mangelnden Wachstums der durchschnittlichen Realeinkommen) bei gleichzeitiger Modernisierung der (weitgehend latent bleibenden) Aspirations- und Bedürfnisstrukturen«. Reinhard Spree, *Modernisierung des Konsumverhaltens deutscher Mittel- und Unterschichten während der Zwischenkriegszeit*, in: *Zeitschrift für Soziologie*, Heft 5, 1985, S. 400-410, hier: S. 410.
 - 33 Martin Kutz, *Die agrarwirtschaftliche Vorbereitung des Zweiten Weltkrieges in Deutschland vor dem Hintergrund der Weltkrieg-I-Erfahrung*, in: *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie*, 1984, Heft 1, S. 59-82 und Heft 2, S. 135-164.
 - 34 Werner, »Bleib übrig!«, S. 130-131.
 - 35 Ebda., S. 132.
 - 36 *Der Verbraucher und seine Bedarfslage im Frühjahr 1941. Eine Erhebung der Gesellschaft für Konsumforschung e.V. Berlin, Nürnberg 1941 (masch.)*, (Archiv der GfK, Nürnberg, U 61).
 - 37 Fett stand mit 18,3% der Nennungen an erster Stelle vor Fleisch- und Wurstwaren mit 15,6% und Obst und Gemüse mit 9,9%.

- 38 Während der Bedarf an Butter zu etwa 80% durch die deutsche Landwirtschaft gedeckt werden konnte, war die Versorgung Deutschlands mit Margarine in einem hohen Maße vom Ausland abhängig. Schon vor dem Krieg begannen die Nationalsozialisten deshalb im Rahmen ihrer Autarkiepolitik des Vierjahresplans, Fett zwar nicht zu rationieren, aber dessen Verteilung zu kontrollieren. So konnten die deutschen Familien ab Januar 1937 Fett nur dann beim Metzger oder Kaufmann kaufen, wenn sie einen zuvor amtlich ausgegebenen »Haushaltsausweis« vorlegten und in einer entsprechenden Kundenliste des Geschäfts eingetragen waren; s. Schmitz, Bewirtschaftung der Nahrungsmittel, S. 448-451.
- 39 GfK, Der Verbraucher und seine Bedarfslage, 1941.
- 40 Ebda.
- 41 Auf die Frage, welches Fett gewünscht werde, stand Butter mit über 11% weit an erster Stelle der Nennungen, vor Speck, Speiseöl, Margarine und Schmalz.
- 42 Meldungen aus dem Reich 1938-1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS, hg. und eingeleitet von Heinz Boberach, Herrsching 1984, Bd. 9, S. 3505.
- 43 Ebda., Bd. 10, S. 3543.
- 44 Schmitz, Bewirtschaftung der Nahrungsmittel, S. 358.
- 45 Zit. nach Volker Berghahn, Hamburg im Frühjahr 1945. Stimmungsberichte aus den letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges, in: Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter, Bd. 8, 1970, S. 194-211.
- 46 Für Hamburg berichtet das Hans Griem, Der Lebensmittel-Einzelhandel – Rückblick, in: Neues Hamburg. Zeugnisse vom Wiederaufbau der Hansestadt II (1948), Hamburg 1948, S. 70-75, hier S. 71.
- 47 Zur Ernährungspolitik in den Besatzungszonen s. jüngst Günter J. Trittel, Hunger und Politik. Die Ernährungskrise in der Bizonie (1945-1949), Frankfurt/New York 1990, sowie Rainer Gries, Die Rationen-Gesellschaft. Versorgungskampf und Vergleichsmentalität: Leipzig, München und Köln nach dem Kriege, Münster 1991. Ein Grundlagenwerk bleibt Justus Rohrbach, Im Schatten des Hungers. Dokumentarisches zur Ernährungspolitik und Ernährungswirtschaft in den Jahren 1945-1949, hg. von Hans Schlange-Schöningen, Hamburg/Berlin 1955; vgl. ebenfalls Karl-Heinz Rothenberger, Die Hungerjahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Ernährungs- und Landwirtschaft in Rheinland-Pfalz 1945-1950, Boppard am Rhein 1980; Gabriele Stüber, Der Kampf gegen den Hunger 1945-1950. Die Ernährungslage in der britischen Zone Deutschlands, insbesondere in Schleswig-Holstein und Hamburg, Neumünster 1982; Michael Wildt, Der Traum vom Sattwerden. Hunger und Protest, Schwarzmarkt und Selbsthilfe in Hamburg 1945-1948, Hamburg 1986; Paul Erker, Ernährungskrise und Nachkriegsgesellschaft. Bauern und Arbeiterschaft in Bayern 1943-1953, Stuttgart 1990.
- 48 Interview mit Frau H. am 12.1.1990.
- 49 Hans Erich Nossack, Dieser Andere. Ein Lesebuch mit Briefen, Gedichten, Prosa. Herausgegeben von Christof Schmid, Frankfurt am Main 1976, S. 55-57. Den Hinweis auf diesen Fundort des originalen Zitats verdanke ich Joachim Szodrzynski.
- 50 Abelshauer, Wirtschaftsgeschichte, S. 40-43.
- 51 Erich Lüth, Schrecken und Selbstbehauptung. Die Geschichte eines harten Winters, in: Neues Hamburg. Zeugnisse vom Wiederaufbau der Hansestadt II (1948), Hamburg 1948, S. 36-44.
Einer der schrecklichsten Vorgänge in diesen Wochen ereignete sich in der Psychiatrischen Klinik in Grafenberg bei Düsseldorf. Von den 700 Patienten, die 1946 ein Vierteljahr lang ausschließlich mit den offiziellen Rationen ernährt worden waren, starben 160, während viele andere zum Teil nicht mehr heilbare körperliche Schäden erlitten; siehe Hans Liebe, Ernährung, in: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (Hg.), Die deutsche Wirtschaft zwei Jahre nach dem Zusammenbruch, Berlin 1947, S. 72-103, hier: S. 78.
- 52 Christoph Kleßmann/Peter Friedemann, Streiks und Hungermärsche im Ruhrgebiet 1946-1948, Frankfurt/New York 1977.
- 53 Dieses »zweite Versorgungsnetz« umfaßte Kompensationsgeschäfte im Betrieb, Depu- tate, Kleingärten ebenso wie Hamsterfahrten aufs Land oder Hilfsaktionen aus dem Ausland (z. B. CARE), Schulspeisungen, und nicht zuletzt den Schwarzen Markt. Siehe dazu Wildt, Traum vom Sattwerden, S. 76-123.
- 54 Zit. nach ebda., S. 94. Zur Rolle der Betriebsräte in der Nachkriegszeit siehe Alexander von Plato, »Der Verlierer geht nicht leer aus«. Betriebsräte geben zu Protokoll, Ber-

- lin/Bonn 1984.
- 55 Zum Vergleich: Daimler hatte im Juli 1946 eine Abwesenheitsquote von 43%, die Deutsche Werft 26%, Blohm & Voss 25%, Philips-Valvo 29%, Kampnagel 20% und Heidenreich & Harbeck von 13%; s. Wildt, Traum vom Sattwerden, S. 106-107.
- 56 Ebda.
- 57 Ebda., S. 105.
- 58 Ebda., S. 106.
- 59 Nach wie vor gehört der Schwarze Markt noch zu den weißen Flecken auf der historischen Landkarte. Neben Aufsätzen wie von Margot Fuchs, »Zucker, wer hat? Öl, wer kauft?« Ernährungslage und Schwarzmarkt in München 1945-1949, in: Trümmerleben. Texte, Dokumente, Bilder aus den Münchner Nachkriegsjahren. hg. von Friedrich Prinz und Marita Kraus, München 1985, S. 101-120; Andreas Ludwig/Michael Wildt, Schwarzmarkt, in: Trümmer Träume Truman. Die Welt 1945-49, Berlin 1985, S. 40-44; oder der Studie zum Schwarzen Markt in Baden von Rainer Hudemann in: Ders., Sozialpolitik im deutschen Südwesten zwischen Tradition und Neuordnung 1945-1953, Mainz 1988, S. 74-123, liegt erst eine eigene Monographie zum Thema vor: Willi A. Boelcke, Der Schwarzmarkt 1945-1948. Vom Überleben nach dem Kriege, Braunschweig 1986. Zum Schwarzen Markt in der Region Hamburg s. Wildt, Traum vom Sattwerden, S. 101-130.
- 60 Zu den Fällen: ebda., S. 102.
- 61 Vgl. Lutz Niethammer, Privat-Wirtschaft. Erinnerungsfragmente einer anderen Umerziehung, in: Ders. (Hg.), »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist.« Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983, S. 17-105; s. ebenfalls Michael Wildt, Hunger, Schwarzmarkt und Rationen - der heimliche Lehrplan der Nachkriegszeit, in: Detlev J. K. Peukert (Hg.), Improvisierter Neubeginn, Hamburg 1943-1953, Hamburg 1989. S. 46-55.
- 62 Umfassend dazu: Christoph Buchheim, Die Währungsreform 1948 in Westdeutschland, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Heft 2, 1988, S. 189-231.
- 63 Rohrbach, Im Schatten des Hungers, S. 209.
- 64 Stüber, Kampf dem Hunger, S. 338.
- 65 Interview mit Frau H. am 12. 1. 1990.
- 66 Christoph Klefmann, Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945-1955, Göttingen 1982, S. 376.
- 67 Buchheim, Währungsreform, S. 227-231.
- 68 Stüber, Kampf dem Hunger, S. 372.
- 69 Wildt, Traum vom Sattwerden, S. 68.
- 70 Texter Kurt Feltz erinnert sich, daß er eines Morgens »beim Rasieren« die Idee zu dem Titel hatte: »Wir hatten am Abend zuvor diskutiert. Wir entdeckten: Man muß in einem Liedertext dem Zeitgefühl Luft machen. Am nächsten Morgen fiel mir der Text ein und zwar sofort der ganze Refrain. ›Wer soll das bezahlen ...?‹ Es war 1949. Es gab neues Geld und neue Bedürfnisse.« Werner Mezger, Schlager. Versuch einer Gesamtdarstellung unter Berücksichtigung des Musikmarktes der Bundesrepublik Deutschland, Tübingen 1975, S. 151-152.
- 71 Vgl. dazu Gerhard Beier, Der Demonstrations- und Generalstreik vom 12. November 1948, Frankfurt am Main 1975.
- 72 Lutz Niethammer, Privat-Wirtschaft, S. 82 (Hervorhebung im Original, m.w.).
- 73 Interview mit Frau O. am 9.2.1990.
- 74 Stüber, Kampf dem Hunger, S. 382.
- 75 Ebda.
- 76 Wildt, Traum vom Sattwerden, S. 72.
- 77 Vgl. Hans-Jürgen Bormann, Absatz und Werbeprobleme in der deutschen Obst- und Gemüsekonserven-Industrie, Nürnberg (Diss.) 1952 und Carl Theodor Meinecke, Die Krise der westdeutschen Konservenindustrie in den Jahren 1949 bis 1951, Göttingen (Diss.) 1954.
- 78 Zur Diskussion um den wirtschaftspolitischen Stellenwert der Währungsreform siehe neben Rainer Klump, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Zur Kritik neuerer wirtschaftshistorischer Interpretationen aus ordnungspolitischer Sicht, Wiesbaden 1985, vor allem Albrecht Ritschl, Die Währungsreform von 1948 und der Wiederaufstieg der westdeutschen Industrie. Zu den Thesen von Mathias Manz und Werner Abelshäuser über die Produktionsauswirkungen der Währungsreform, in: Vier-

teljahrshefte für Zeitgeschichte, Heft 1, 1985, S. 136-165; Knut Borchardt/Christoph Buchheim: Die Wirkung der Marshallplan-Hilfe in Schlüsselbranchen der deutschen Wirtschaft, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Heft 2, 1987, S. 317-347; sowie die Kontroverse zwischen Bernd Klemm/Günter J. Trittel, Vor dem »Wirtschaftswunder«: Durchbruch zum Wachstum oder »Lähmungskrise«? Eine Auseinandersetzung mit Werner Abelshausers Interpretation der Wirtschaftsentwicklung 1945-1948, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Heft 4, 1987, S. 571-624; und Werner Abelshausers, Hilfe und Selbsthilfe. Zur Funktion des Marshallplans beim westdeutschen Wiederaufbau, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Heft 1, 1989, S. 85-113.

- 79 Martin Broszat/Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hg.), Einleitung zu: Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1989, S. XXV-XLIX, hier: S. XXV und XXVIII.
Derlev Peukert bezeichnete das Trümmerjahrzehnt von 1943 bis 1953 sogar als eine »unfreiwillige Revolution im Alltag der Deutschen«, s. Detlev J. K. Peukert, Hamburg in den Jahren 1943 bis 1953: Das Jahrzehnt einer unfreiwilligen Revolution, in: Ders. (Hg.), Improvisierter Neubeginn. Hamburg 1943-1953, Hamburg 1989, S. 9-18.
- 80 Vgl. Hans Braun, Das Streben nach »Sicherheit« in den 50er Jahren, in: Archiv für Sozialgeschichte 28, 1978, S. 279-306.
- 81 Broszat/Henke/Woller (Hg.), Von Stalingrad zur Währungsreform, S. XXV.

2. Kapitel

- 1 »Die Durchschnittsbildung verschleiert somit eher den bedeutsamen Sachverhalt einer sozialen Differenzierung der Ausgabenstruktur und darf deshalb den Haushaltsrechnungen gegenüber keineswegs als prinzipiell überlegen angesehen werden.« Toni Pierenkemper, Haushalt und Verbrauch in historischer Perspektive – ein Forschungsüberblick, in: Haushalt und Verbrauch in historischer Perspektive. Zum Wandel des privaten Verbrauchs in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, herausgegeben von Toni Pierenkemper, St. Katharinen 1987, S. 1-24, hier: S. 16. Vgl. jetzt auch Ders. (Hg.), Zur Ökonomik der privaten Haushalte. Haushaltsrechnungen als Quellen historischer Wirtschafts- und Sozialforschung, Frankfurt am Main 1991.
- 2 Eine erste Einführung in die Entwicklung, Funktion und Erklärungskraft von Haushaltsrechnungen bieten Rosemarie von Schweitzer, Art. Private Haushalte I und II, in: Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaften (HdWW), Bd. 4, Stuttgart 1978, S. 27-62; Helga Schmucker, Art. Private Haushalte III. Haushaltsrechnungen und Verbrauchsstatistik, in: ebda., S. 63-68. Die verschiedenen Aufsätze Helga Schmuckers, die sich eingehend mit der quantitativen Bestimmung der Nachfrage und dem Aussagewert von Haushaltsrechnungen beschäftigen, liegen mittlerweile zum größten Teil gesammelt vor: Helga Schmucker, Studien zur empirischen Haushalts- und Verbrauchsforschung, Berlin 1980.
Die Begriffe Haushalt und Haushaltung wurden auch in den fünfziger Jahren schon weitgehend synonym benutzt, wobei der Begriff Haushaltung inzwischen nahezu außer Gebrauch ist. Ich werde deshalb nur den Begriff Haushalt verwenden. Zur Begrifflichkeit siehe Rosemarie von Schweitzer, Art. Private Haushalte, HdWW Bd. 4, 1978, S. 27-28.
- 3 Helga Schmucker, Die methodische und erkenntnistmäßige Entwicklung der Erhebung von Wirtschaftsrechnungen, in: Dies., Studien, S. 282-299.
Auch Friedrich Engels Bericht zur Lage der Arbeiter in England ist in diese Tradition einzuordnen: Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke (MEW), Bd. 2, Berlin 1957, S. 225-506.
- 4 In der Tat hat sich dieses Gesetz aus dem 19. Jahrhundert, das Ernst Engel allerdings auf Querschnittsdaten, nicht auf Zeitreihen bezogen hat, in empirischen Untersuchungen immer wieder bestätigt, siehe Hank S. Houthakker, An International Comparison of Household Expenditure Patterns, Commemorating the Centenary of Engel's Law, in: Econometrica, Bd. 25, 1957, S. 532-551. Dennoch wäre die Annahme verfehlt, daß sich generell aus Haushaltsbüchern Gesetze ableiten ließen. Andere Versuche, wie das sogenannte Schwabe'sche Gesetz, das den von Engel definierten Zusammenhang zwischen Einkommen und Ausgaben für Nahrungsmittel auf die Aufwendungen für die Wohnung überträgt, sind empirisch mehrfach widerlegt worden. So ist einer älteren Zusammenstellung von Zimmermann zu entnehmen, daß für die Bedarfskategorien Nah-

rung, Bekleidung, Wohnung nicht weniger als 28 Gesetze formuliert worden sind, siehe Charles C. Zimmermann, *Consumption and Standard of Living*, New York 1936, S. 51.

Dagegen ist Ernst Engels ursprüngliche Intention, Haushaltsrechnungen zu erheben, im Laufe der Zeit in Vergessenheit geraten. In Analogie zur Messung von meteorologischen Daten, von denen eine Vielzahl scheinbar unbedeutender Meßzahlen vorliegen müsse, um das Wetter zu bestimmen, sollten nach Engel die Haushaltsrechnungen dazu beitragen, eine »soziale Meteorologie« zu konstituieren. »Das kleine, unscheinbare, gut geführte Rechnungsbuch, wenn es auch am Schlusse des Jahres durch den vielen Gebrauch ein wenig aus den Fugen gegangen ist, erhebt sich zu einem Instrument zur Messung und Bestimmung des sozialen Klimas.« Das Ziel einer solchen Untersuchung formulierte Engel unmißverständlich: »... dann dürfte der Zeitpunkt nicht fern sein, wo die Messung des Volks-Wohlstandes durch das Volk die Messung ebendesselben durch die Regierungen zu controliren, zu ergänzen und, sofern nöthig, auch zu berichtigen im Stande ist.« Weniger in der Messung von Armut, falls die überhaupt zu messen ist, um den Lebensstandard der Armen wissenschaftlich begründet heben zu wollen, lag der Sinn der Sozialstatistik nach Ernst Engel als vielmehr in der sozialen Kontrolle der Gesellschaft. Siehe Ernst Engel, *Das Rechnungsbuch der Hausfrau und seine Bedeutung im Wirtschaftsleben der Nation*, Berlin 1882, S. 43-44.

- 5 Vgl. dazu Jens Flemming/Peter Christian Witt, *Einkommen und Auskommen »minderbemittelter Familien« vor dem 1. Weltkrieg. Probleme der Sozialstatistik im Deutschen Kaiserreich*, in: Dieter Dowe (Hg.), *Nachdruck der Erhebungen von Wirtschaftsrechnungen minderbemittelter Familien im Deutschen Reich und von 320 Haushaltsrechnungen von Metallarbeitern*, Berlin 1981, S. V-XLVII; sowie jetzt: Diedrich Saalfeld, *Bedeutungs- und Strukturwandel der Ausgaben für die Ernährung in den privaten Haushalten Deutschlands von 1800 bis 1813*, in: D. Petzina (Hg.), *Zur Geschichte der Ökonomik der Privathaushalte*, Berlin 1991, S. 133-148, und Toni Pierenkemper, *Der bürgerliche Haushalt in Deutschland an der Wende zum 20. Jahrhundert – im Spiegel von Haushaltsrechnungen*, in *ebda.*, S. 149-185.
- 6 *Deutscher Bauergewerksbund* (Hg.), *Die Lebenshaltung der Bauarbeiter nach Wirtschaftsrechnungen aus dem Jahre 1929*, Berlin 1931; *Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband* (Hg.), *Der Haushalt des Kaufmannsgehilfen*, Hamburg/Berlin 1927. Siehe jetzt auch den Überblick über die verschiedenen Erhebungen bei Armin Triebel, *Zwei Klassen und die Vielfalt des Konsums. Haushaltsbudgetierung bei abhängig Erwerbstätigen in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts (Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 41, hg. vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung)*, Berlin 1991, S. 17-53.
- 7 *Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen)*, Reihe 13 *Wirtschaftsrechnungen*, Stuttgart 1949 ff.
- 8 So die schriftliche Auskunft der jeweiligen Statistischen Landesämter an den Verfasser.
- 9 Für die fünfziger Jahre liegen dort Haushaltsbücher von zehn Familien unter der Archivnummer Abt. 616 (Stat. Landesamt) vor. Allerdings existieren zumeist nur Bücher aus jeweils wenigen Jahren - bis auf die Aufzeichnungen eines Haushaltes aus Kiel, eben jener Familie Z., deren Haushaltsbücher, mit zwei Lücken: von 1949 bis 1962, vorhanden sind. Deshalb bildet diese Familie meine Quellengrundlage für dieses Kapitel, obgleich auch hier aufgrund des Datenschutzes Beschränkungen zu berücksichtigen und nur die Jahrgänge 1949 bis 1960 zur Einsicht freigegeben worden sind. Die Bestände der Familie Z. sind im Schleswig-Holsteinischen Landesarchiv Schleswig unter der Signatur Abt. 616 (Stat. Landesamt), Nr. 131-140 einsehbar.
- 10 In der Rubrik auf Seite 3 des Haushaltsbuches waren »Geflügel, Ziegen, Kaninchen« als Beispiele angegeben.
- 11 *Institut für Demoskopie, Allensbach, Die soziale Wirklichkeit*, 1955 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz Z5g 132-449). Zum Teil sind die Ergebnisse dieser Umfrage veröffentlicht in: Otto Lenz, *Die soziale Wirklichkeit*, Allensbach 1956.
- 12 *Ebda.*
- 13 *Institut für Demoskopie, Allensbach, Die Stimmung im Bundesgebiet*, Allensbach 1953 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz B 145/4224-124).
- 14 Interview mit Frau S. am 7.2.1990.
- 15 Interview mit Frau H. am 12.1.1990.
- 16 Interview mit Frau N. am 21.2.1990.
- 17 Interview mit Frau G. am 28.2.1990.

- 18 In der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe des Statistischen Bundesamtes von 1962/63 gaben 74 % der befragten Haushalte an, einen Staubsauger zu besitzen. Über 50% hatten ihn zwischen 1949 bis 1957 gekauft; s. Statistisches Bundesamt, Fachserie M, Reihe 18: Ausstattung der privaten Haushalte mit ausgewählten langlebigen Gebrauchsgütern 1962/63, Stuttgart/Mainz 1964.
- 19 Institut für Demoskopie, Allensbach, Die soziale Wirklichkeit, 1955 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-449).
- 20 Ebda.
- 21 Vgl. Die Beschaffungswege der Konsumenten bei Großartikeln des Hausrats. Sonderheft 4 der Mitteilungen des Instituts für Handelsforschung an der Universität Köln, Köln 1954.
- 22 Ebda.
- 23 Institut für Demoskopie, Allensbach, Wunsch und Besitz, 1958 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-707). Eine zeitgleiche Erhebung des Frankfurter DIVO-Instituts kommt auf 11% Fernsehbesitzer in Westdeutschland, s. Der westdeutsche Markt in Zahlen. Ein Handbuch für Forschung, Werbung und Verkauf, herausgegeben vom DIVO-Institut, Frankfurt am Main 1958.
- 24 Ebda.
- 25 Statistisches Bundesamt, Fachserie M, Reihe 18: Ausstattung der privaten Haushalte mit ausgewählten langlebigen Gebrauchsgütern 1962/63, Stuttgart/Mainz 1964 sowie Tabelle 25 im Anhang.
- 26 Interview mit Frau H. am 12.1.1990.
- 27 Ebda.

3. Kapitel

- 1 Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen), Reihe 13, Wirtschaftsrechnungen, Stuttgart 1949 ff.
Die Zahl der erfaßten Haushalte betrug:
- | | |
|------|-----|
| 1950 | 224 |
| 1951 | 240 |
| 1952 | 259 |
| 1953 | 272 |
| 1954 | 282 |
| 1955 | 267 |
| 1956 | 268 |
| 1957 | 269 |
| 1958 | 275 |
| 1959 | 280 |
| 1960 | 273 |
- Quelle: Wirtschaft und Statistik, 13. Jg. N.F. 1961, Statistischer Teil, S. 257.
Ein spezifischer Schlüssel zwischen den Bundesländern regelte die regionale Verteilung.
- 2 Zum statistischen Profil dieser Haushalte siehe Hannelore Reddies, Das Verfahren der laufenden Wirtschaftsrechnungen von 1950 bis 1964 und ab 1965, in: Wirtschaft und Statistik, 1965, S. 496-500; sowie Peter Deneffe, Die Wirtschaftsrechnungen als Quelle der statistischen Erfassung des »Privaten Verbrauchs«, in: Wirtschaft und Statistik, 1956, S. 114-117.
- 3 Das Statistische Bundesamt hat das Problem der eigenen Bewirtschaftung dadurch gelöst, daß Sachzugänge aus Gärten und Kleintierhaltungen sowie Sachgeschenke von Dritten in die Rechnung einbezogen wurden, also in Geldwert umgerechnet sowohl auf der Einnahmen- als auch auf der jeweiligen Ausgabenseite erschienen. Ab 1964 ging das Statistische Bundesamt vom strikten Marktentnahmekonzept aus, d. h. es wurden nur noch die Güter und Dienstleistungen aufgenommen, die tatsächlich gekauft worden waren. Ratenkäufe, die bis dahin zu den jeweiligen Zeitpunkten der tatsächlichen Zahlung notiert werden mußten, sollten nun mit ihrem ganzen Kaufpreis zum Zeitpunkt der Marktentnahme nachgewiesen werden; siehe Reddies, Das Verfahren der laufenden Wirtschaftsrechnungen, S. 498-500. Diese statistische Umstellung der Haushaltsrechnungen 1964 war für mich ebenfalls ein Grund, das Ende meines Untersuchungszeitraums auf das Jahr 1963 festzulegen.
- 4 1955: 375 bis 500 DM; 1957: 420 bis 620 DM; 1961: 550 bis 750 DM; 1962: 630 bis

- 850 DM. Siehe Reddies, Das Verfahren der laufenden Wirtschaftsrechnungen, S. 497.
- 5 Ab 1965 wurden deshalb die Haushalte, die für das Statistische Bundesamt Buch führten, nach ihrem Einkommen differenziert.
 - 6 Der Anteil der Beamten unter den Haushaltsvorständen betrug 1950 insgesamt 0,7%, bei den 4-Personen-Haushalten 6,6%; der Anteil der Angestellten betrug 16,7%, bei den 4-Personen-Haushalten 15,3%, der Anteil der Arbeiter 49,3%, bei den 4-Personen-Haushalten 51%; siehe Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1952, hg. vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart 1952.
 - 7 Josef Mooser, Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970, Frankfurt am Main 1984, S. 86.
 - 8 Zu den ländlichen Lebensverhältnissen in den fünfziger Jahren, auf die ich im Rahmen dieser Studie nur am Rande eingehen kann, siehe Bernd van Deenen, Die ländliche Familie unter dem Einfluß von Industrienähe und Industrierferne, Berlin 1961; Constan-tin v. Dietze/Max Rolfes/Georg Weippert, Lebensverhältnisse in kleinbäuerlichen Dörfern, Hamburg 1953; Horst Keil, Verbrauchsstruktur und Verbrauchsverhalten der landwirtschaftlichen Haushalte, München (Diss.) 1969; Herbert Kötter, Landbevölkerung im sozialen Wandel, Düsseldorf/Köln 1958; Gerhard Preuschen, Der Haushalt heute. Lebensform und Arbeitsweise im Haushalt auf dem Lande, Hamburg 1965; und auch die Autobiographie von Maria Wimmer, Die Kindheit auf dem Lande, Reinbek 1978.
 - 9 Walther G. Hoffmann, Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin/Heidelberg/New York 1965, S. 91.
 - 10 Rainer Skiba, Das westdeutsche Lohnniveau zwischen den beiden Weltkriegen und nach der Währungsreform, Köln 1974, S. 130-134.
 - 11 Siehe dazu Werner Abelshauser, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland (1945-1980), Frankfurt am Main 1983, sowie Knut Borchardt, Die Bundesrepublik in den säkularen Trends der wirtschaftlichen Entwicklung, in: Ders., Wachstum, Krisen, Handlungsspielräume der Wirtschaftspolitik. Studien zur Wirtschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 1982, S. 125-150.
 - 12 Skiba, Das westdeutsche Lohnniveau, S. 134-136.
 - 13 Ebda., S. 138-142. Siehe ebenfalls Erich Wiegand, Zur historischen Entwicklung der Löhne und Lebenshaltungskosten in Deutschland, in: Erich Wiegand/Wolfgang Zapf (Hg.), Wandel der Lebensbedingungen in Deutschland, Frankfurt/New York 1982, S. 65-153.
Dieser enorme Zuwachs führte jedoch keineswegs dazu, die geschlechtsspezifischen Unterschiede auszugleichen. Zwar verdoppelten sich auch die Bruttoverdienste der Arbeiterinnen in der Industrie, aber gemessen in Prozent des Verdienstes ihrer männlichen Kollegen stieg ihr Anteil von 1950 bis 1961 nur unwesentlich von 58,8% auf 62,3%, s. Martin Osterland u. a., Materialien zur Lebens- und Arbeitssituation der Industrie-arbeiter in der BRD. Ein Forschungsbericht, Frankfurt am Main 1973, Tabelle 70.
 - 14 Die mit arabischen Ziffern bezeichneten Tabellen befinden sich im Anhang.
 - 15 Die Gesamtfläche der Haus- und Kleingärten in der Bundesrepublik verringerte sich in den fünfziger Jahren mit 390.000 ha 1951, 381.000 ha 1955 und 367.000 ha 1960 nur geringfügig. Ihr Anteil an der landwirtschaftlichen Nutzfläche betrug jeweils 2,8%, 2,7% und 2,6%. Siehe Statistik der Bundesrepublik Deutschland, Band 263: Gartenbau und Weimbau 1960, hg. vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart 1961; sowie Statistisches Jahrbuch über Ernährung, Landwirtschaft und Forsten der Bundesrepublik Deutschland 1965, hg. vom Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Hamburg/Berlin 1966.
 - 16 Interview mit Frau C. am 21.3.1990.
 - 17 Interview mit Frau G. am 28.2.1990.
 - 18 Ebda.
 - 19 Reinhold Exo, Die Entwicklung der sozialen und ökonomischen Struktur der Ersparnisbildung, Berlin 1967, Tabelle 57, S. 336. Siehe ebenfalls Karl M. Maier, Der Sparprozeß in der Bundesrepublik Deutschland. Eine empirische Analyse des Sparverhaltens der privaten Haushalte seit 1950, Frankfurt/Bern/New York 1983.
 - 20 Exo, Ersparnisbildung, S. 38.
 - 21 Ebda., S. 45.
 - 22 Ebda., S. 46-48.
 - 23 Ebda., S. 49.

- 24 Ebda., S. 51.
- 25 Elisabeth Noelle/Erich Peter Neumann (Hg.), Jahrbuch der öffentlichen Meinung, 1965-1967, Allensbach 1967. S. 279.
- 26 Karl G. Specht, Der Haushalt als Stätte des Verbrauchs, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, Heft 1, 1958, S. 23-28.
- 27 George Katona, Der Massenkonsum, Düsseldorf 1965, S. 284.
Walter Sprenger verweist auf den Firmenbericht von Sears, Roebuck & Co. (einer Firma, die 1955 23% aller Konsumentenkredite in den USA tätigte), nach dem 1955 41% ihrer gesamten Verkäufe auf der Basis von Teilzahlungskrediten abgewickelt wurden, während dieser Anteil 1929 noch 5% und 1941 28% betrug. Walter Sprenger, Der Bedarf an langlebigen Konsumgütern. Eine Marktstudie unter besonderer Berücksichtigung amerikanischer Verhältnisse, Nürnberg (Diss.) 1963, S. 195.
- 28 George Katona, Die Macht des Verbrauchers, Düsseldorf/Wien 1962, S. 136-137.
- 29 Die Teilzahlungswirtschaft, Heft 2, 1954, S. 52. Zum Teilzahlungsgeschäft in den fünfziger Jahren siehe Waldemar Koch, Die Entwicklung der deutschen Teilzahlungswirtschaft seit 1945, Berlin 1956; Franz Effer, Die Bedeutung des Konsumentenkredits für den deutschen Einzelhandel, in: F. Schneider (Hg.), Die Finanzen des privaten Haushalts, Frankfurt am Main 1969, S. 95-104; sowie Fritz Weiss, Die Entwicklung und Bedeutung der Teilzahlungskreditwirtschaft in der Bundesrepublik Deutschland, in: ebda., S. 105-120. Zum Ratenkauf siehe jetzt auch Peter Horvath, Die Teilzahlungskredite als Begleiterscheinung des westdeutschen »Wirtschaftswunders« (1948-1960), in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Heft 1, 1992, S. 19-55.
- 30 Institut für Demoskopie, Allensbach, Umgang mit Geld, Allensbach 1960 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132 - 829); zum größten Teil veröffentlicht in: Günter Schmolders/Gerhard Scherhorn/Gerhard Schmidtchen, Der Umgang mit Geld im privaten Haushalt, Berlin 1969, hier: S. 61.
- 31 Institut für Demoskopie, Umgang mit Geld, 1960.
- 32 George Katona/Burkhard Strümpel/Ernest Zahn, Zwei Wege zur Prosperität, Düsseldorf/Wien 1971, insbesondere S. 115-134, hier: S. 134.
- 33 Institut für Demoskopie, Umgang mit Geld, 1960.
- 34 Schmolders, Umgang mit Geld, S. 133.
- 35 Ebda.
- 36 Interview mit Frau S. am 7.2.1990.
- 37 Dennoch steckt eine geschlechtsspezifische Analyse des Konsums erst in den Anfängen. Eine interessante Studie legt dazu jetzt Gabriele Sonnenschein vor, in der sie die beharrliche Weigerung der IG Metall in Bayern Ende der fünfziger Jahre, den Lohn bargeldlos auszahlen zu lassen, als Befürchtung der Männer deutet, ihre Rolle als »Ernährer« und Herr über das Familienbudget aufgeben zu müssen; s. Gabriele Sonnenschein, Der lange Abschied von der Lohntüte, in WerkstattGeschichte 6, 1993 (i.E.).
- 38 Schmolders, Umgang mit Geld, S. 26.
- 39 Ebda., S. 28.
- 40 Helga Schmucker, Zur methodischen Entwicklung der empirischen Nachfrageanalyse in den 20er Jahren, in: Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 80, 1958, S. 1-89.
- 41 Wirtschaft und Statistik, 13. Jg. 1961 N.F., S. 259-265 sowie Sonderbeilage zu den WWI-Mitteilungen, 4/5, 1949, S. 4.
- 42 Zu bedenken ist weiterhin, daß der Bereich des »starrten Bedarfs« selbst Veränderungen unterliegt. »Elastisch«, im Sinne von verfügbar, wurden auch die Ausgaben für den »starrten Bedarf«, wenn die Verbraucher zwischen verschiedenen substituierbaren Angeboten wählen konnten, die Anzahl der Produkte und Produktvarianten zunahm. Siehe Gerhard Scherhorn, Konsum, in: Handbuch der empirischen Sozialforschung, hg. von R. König, Bd. 11, Stuttgart 1977, S. 193-265, hier S. 237-238.
- 43 Klaus Hesse, Das diskretionäre Einkommen, seine Bestimmung und Verwendung, Berlin 1974, S. 129.
- 44 Wenn nicht anders vermerkt, sind die angegebenen Ausgaben, entsprechend den Berechnungen des Statistischen Bundesamtes, zu konstanten Preisen von 1950 angegeben, damit die tatsächlichen Mehrausgaben für die jeweiligen Ausgabenbereiche, und nicht nur die inflationär bedingten, erkennbar werden.
- 45 Zum Vergleich: 1970 nahmen die Ausgaben für Nahrungsmittel 30% ein, 1985 20,7%, 1990 16%; s. Statistische Jahrbücher für die Bundesrepublik Deutschland, herausgegeben vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart 1975, 1988 und 1991.

- 46 Von den 16,48 DM, die ein Arbeitnehmerhaushalt 1950 für Genußmittel ausgab, kaufte er für 7,85 DM, also nahezu für die Hälfte, Tabakwaren. Alkoholika machten 1950 rund 30% des Genußmitteletats aus, 1954 waren es über 38% und 1960 knapp 43%. Für 1950 waren es monatlich 2,20 DM, 1960 9,43 DM (zu jeweiligen Preisen). Das entsprach einer Verbrauchssteigerung von 1,66 Liter auf knapp 8 Liter. Spirituosen umfaßten 1950 monatlich 1,32 DM, 1960 4,74 DM (zu jeweiligen Preisen). Das entsprach einer Steigerung von 8% auf 11,3% der gesamten Genußmittelausgaben. Dagegen blieb der relative Anteil von Wein und Most in diesen Haushalten stabil. Gut 9% der Ausgaben für Genußmittel gingen in den Kauf von Wein und Most. Für Kaffee wendeten die Arbeitnehmerhaushalte 1950 im Bundesdurchschnitt jeweils 2,41 DM auf, das entsprach 15% der Gesamtsumme ihrer Ausgaben für Genußmittel, 1960 betrug dieser Anteil 21% (Tabellen 1 und 2).
- 47 Helga Schmucker, Nachholbedarf und Lebensstandard in Westdeutschland, in: Allgemeines Statistisches Archiv, 35. Band (1951), S. 97-114, besonders S. 107-108. Demgegenüber traten die Anteile von Unterbekleidung und Schuhen im Laufe der fünfziger Jahre zurück. 1950 kauften die Arbeitnehmerhaushalte im Bundesdurchschnitt jeweils für 8,95 DM Unterwäsche im Monat und für 10,37 DM Schuhe. Das entsprach 23% bzw. 27% sämtlicher Ausgaben für Kleidung. 1960 gaben diese Familien im Monat 18,81 DM bzw. 23% - also im selben Verhältnis -, für Unterbekleidung und 15,05 DM bzw. 18% - deutlich weniger als 1950 - monatlich für Schuhe aus (Tabelle 3).
- 48 Reinhard Wittkamp, Privater Verbrauch und Binnenangebot von textilen Fertigwaren in der Bundesrepublik 1953 bis 1960, in: Mitteilungen des Rheinisch-Westfälischen Instituts für Wirtschaftsforschung, Heft 10/11, 1961, S. 197-213.
- 49 Für das Statistische Bundesamt bestanden bis 1963 die Aufwendungen für die Wohnung aus den Ausgaben für Miete, Nebenkosten und Reparaturen, wobei die Ausgaben für die Miete rund 95% der gesamten Ausgaben für die Wohnung ausmachten. Vermindert wurden die Wohnungsausgaben um die Einnahmen aus Untervermietung. Nach 1964 wurden die Einnahmen aus Untervermietung als Posten auf der Einnahmenseite gebucht und die Aufwendungen für die Wohnung in voller Höhe verzeichnet. Daraus ergeben sich auch geringfügige Differenzen in den Tabellen des Statistischen Bundesamtes vor und nach 1964.
- 50 Der Mietkostenanteil wuchs in den folgenden Jahrzehnten immens an. 1970 lag er bei 15,5%, 1985 bei 19,7% und 1990 bei 21,6%; s. Statistische Jahrbücher für die Bundesrepublik Deutschland, herausgegeben vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart 1975, 1988 und 1991.
- 51 Noch 1960 entsprachen die 11,30 DM im Monat für Kohle über 39% sämtlicher Ausgaben für Heizung und Beleuchtung (Tabelle 1 und 2).
- 52 Sie sind in der Statistik erstmals 1952 eigens ausgewiesen, für 1950 und 1951 sind deren Kosten in dem Posten Haus-, Küchen- und Gartengeräte enthalten.
- 53 Zur Entwicklung der Ausgaben für Hausrat und langlebige Gebrauchsgüter S. Michael Wildt, Das Ende der Bescheidenheit. Wirtschaftsrechnungen von Arbeitnehmerhaushalten in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1963, in: K. Tenfelde (Hg.), Arbeiter im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 573-610, besonders S. 601-608.
- 54 Siehe dazu auch S. 131
- 55 Jörg Jedamski/Holger Kiehne, Das Verhältnis von Konsum und Werbung in den späten 50er Jahren (Masch.), Hamburg 1987.
- 56 Die Ausgaben für die Fernseh- und Radiogeräte selbst wurden erst ab 1965 zu den Ausgaben für Bildung/Unterhaltung gezählt, bis dahin fielen sie unter den Bereich Möbel/Einrichtungsgegenstände.
- 57 Die Geschichte der beruflichen Bildung in der Bundesrepublik Deutschland ist bislang noch nicht erforscht worden; S. als Überblick Hellmut Becker, Bildungspolitik, in: Wolfgang Benz (Hg.), Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 4 Bände, Frankfurt am Main 1989 (aktualisierte Neuauflage), Bd. 1, S. 324-353, bes. S. 343-346.
- 58 Claus Eurich/Gerd Würzburg, 30 Jahre Fernsehtag. Wie das Fernsehen unser Leben verändert hat, Reinbek bei Hamburg 1983, S. 140.
- 59 Der Spiegel, 11. Jg. 1957, Heft 51, S. 54.
- 60 Eurich/Würzburg, 30 Jahre Fernsehtag, S. 140.
- 61 Günther Anders, Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 1, München 1980, S. 101.
- 62 Die sozialgeschichtliche Erforschung des Fernsehens und des Fernsehkonsums steckt noch in den Anfängen; S. neben dem Buch von Claus Eurich den Überblicksartikel von Norbert Frei, Hörfunk und Fernsehen, in: Wolfgang Benz (Hg.), Die Geschichte der

- Bundesrepublik Deutschland, 4 Bände, Frankfurt am Main 1989 (aktualisierte Neuauflage), Bd. 4, S. 427-463; sowie jetzt den Aufsatz von Knut Hickethier, Der Fernseher. Zwischen Teilhabe und Medienkonsum, in: W. Ruppert (Hg.), Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, Frankfurt am Main 1993, S. 162-187. Demnächst ist eine ausführliche Monographie zum Radio und Fernsehen in den fünfziger Jahren von Axel Schildt zu erwarten.
- 63 1970 machten die Ausgaben für Verkehr(und Nachrichten) einen Anteil von 10,9%, 1985 von 14,8% und 1990 von 15,9% aus; S. Statistische Jahrbücher der Bundesrepublik Deutschland, herausgegeben vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart 1975, 1988 und 1991. Vgl. dazu Thomas Südbeck, Motorisierung, Verkehrsentwicklung und Verkehrspolitik in der Bundesrepublik Deutschland der 1950er Jahre, Hamburg (Diss.) 1992, bes. S. 32-61; sowie Dietmar Klenke, Bundesdeutsche Verkehrspolitik und Motorisierung. Konfliktreiche Weichenstellungen in den Jahren des Wiederaufstiegs, Stuttgart 1993.
- 64 Josef Bennemann, Verbrauch und Verbrauchswandlungen, Nürnberg (Diss.) 1962, S. 59.
- 65 Walter Timm, Wandlungen und Gewohnheiten des Verbrauchs, in: J. Bock/G. Specht, Verbraucherpolitik, Köln/Opladen 1958, S. 243-273.
- 66 Wolfgang Zapf, Die Wohlfahrtsentwicklung in Deutschland seit Mitte des 19. Jahrhunderts, in: W. Conze/R. M. Lepsius (Hg.), Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1983, S. 46-56, hier: S. 61.
- 67 Werner Abelshauser, Die Langen Fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland 1949-1966, Düsseldorf 1987, S. 56-60.
- 68 Fokion Fotiadis/Jürgen W. Hutzel/Susanne Wied-Nebbling, Konsum- und Investitionsverhalten in der Bundesrepublik Deutschland, Band I. Bestimmungsgründe des Konsumverhaltens, Berlin 1980, besonders S. 115-120.
- 69 Ebda.
- 70 Renate Wald, Erfahrungen über die Lebensformen jugendlicher Arbeiterinnen, in: Gerhard Wurzbacher u. a., Die junge Arbeiterin, München 1958, S. 332.
- 71 Strukturveränderungen im privaten Verbrauch, in: WWI-Mitteilungen, 1962, S. 193.
- 72 Wirtschaft und Statistik, 1961, S. 265.
- 73 Abelshauser, Die Langen Fünfziger Jahre, 1987, S. 15. Damit soll jedoch nicht generell die Möglichkeit einer solchen Periodisierung in Zweifel gezogen werden, da etliche makroökonomische Daten für eine Zäsur 1966/67 sprechen. Siehe dazu jüngst Knut Borchardt, Zäsuren in der wirtschaftlichen Entwicklung. Zwei, drei oder vier Perioden, in: Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte. Herausgegeben von Martin Broszat, München 1990, S. 21-33.
- 74 Abelshauser, Die Langen Fünfziger Jahre, 1987, S. 59. Abelshauser läßt folgerichtig den Topos von der »Demokratisierung des Konsums« wieder aufleben; siehe ebda. S. 57.
- 75 Auch Abelshausers zweite Überlegung, daß sich die westdeutsche Gesellschaft der fünfziger Jahre eher als »Arbeitsgesellschaft« denn als »Wohlstandsgesellschaft« charakterisieren ließe, unterstellt, obgleich seine Kritik an euphemistischen Beschreibungen der Konsumententwicklung in den fünfziger Jahren unstrittig ist, eine homogene historische Phase, die sich auf *einen* Begriff bringen ließe; siehe ebda., S. 30.

4. Kapitel

- 1 Harald Winkel, Vom Gourmand zum Gourmet, in: Wolfgang Protzner (Hg.), Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1987, S. 31-48, hier: S. 33-34.
- 2 Statistisches Jahrbuch über Ernährung, Landwirtschaft und Forsten der Bundesrepublik Deutschland 1957 ff., hg. vom Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Hamburg/Berlin 1958 ff.
- 3 Ebda.
- 4 1937 hatte das Statistische Reichsamt die mit rund 3.000 buchführenden Haushalten bis dahin größte Untersuchung der Einnahmen und Ausgaben von Arbeitnehmerhaushalten mit niedrigem und mittlerem Einkommen unternommen, deren Auswertung jedoch durch den Zweiten Weltkrieg unterbrochen wurde. Lediglich zu 350 Haushalten

wurde 1939 eine Reihe von Daten in »Wirtschaft und Statistik« veröffentlicht, weitere Auszüge finden sich im Statistischen Jahrbuch 1941/42. Ein großer Teil der Einzelunterlagen hat den Krieg unversehrt überstanden, so daß das Statistische Bundesamt in den fünfziger Jahren mit der ausführlicheren Dokumentation dieser Daten der Wirtschaftsrechnungen von 1937 beginnen konnte. Erstmals im Statistischen Jahrbuch 1956 wurden die Ergebnisse für 706 Haushalte, die 1937 auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik ansässig waren, veröffentlicht; S. Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1956, Wiesbaden/Stuttgart 1956, S. 512-515. Schließlich dokumentierte das Statistische Bundesamt 1.509 Einzelbudgets in einem Sonderheft: Statistisches Bundesamt Wiesbaden, Fachserie Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen, Reihe 13 Wirtschaftsrechnungen, Sonderheft 4: Verbrauch in Arbeiterhaushalten 1937, Teil I: Einzelhaushalte, Stuttgart/Mainz 1960.

Zur gesamten Editions-geschichte dieser Erhebung von Wirtschaftsrechnungen aus dem Jahr 1937 S. Sieben Jahrzehnte Wirtschaftsrechnungen in der amtlichen Statistik. Zur Neubearbeitung der Ergebnisse der Wirtschaftsrechnungen 1937, in: Wirtschaft und Statistik, 21. Jg. 1969, S. 592-595. Zur Auswertung dieser Erhebung S. Armin Triebel, Zwei Klassen und die Vielfalt des Konsums. Haushaltsbudgetierung bei abhängig Erwerbstätigen in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts (Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 41, hg. vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung), Berlin 1991.

- 5 Siehe Hans Jürgen Teuteberg, Der Verzehr von Lebensmitteln in Deutschland pro Kopf und Jahr seit Beginn der Industrialisierung (1850-1975), in: Archiv für Sozialgeschichte 19, 1979, S. 331-388, aufgenommen in den Sammelband: Hans Jürgen Teuteberg/Günter Wiegelmann, Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Analyse, Münster 1986, S. 225-279, nach dem im folgenden zitiert wird.

Einen ausführlichen Literaturüberblick gibt Günter Wiegelmann, Das tägliche Brot, in: Atlas der deutschen Volkskunde, Neue Folge, hg. von Matthias Zender, Marburg 1981, S. 251-275.

- 6 Hans Jürgen Teuteberg, Wie ernährten sich die Arbeiter im Kaiserreich? in: Arbeiterexistenz im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von W. Conze und U. Engelhardt, Stuttgart 1981, S. 57-73, hier: S. 62.

- 7 Ebda., S. 62-63.

- 8 Karl Bernhard Hillen/Hildegard Schnelle, Verbrauchergewohnheiten auf dem Gebiet der Ernährung. Bericht über eine im Auftrag des Bundesministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten durchgeführte Untersuchung, hg. vom Institut für angewandte Verbrauchsforschung e.V., o.O. (Köln) 1968 (Masch.), S. 64.

- 9 Siehe dazu das 16. Kapitel: »Gesunde Ernährung« und »schlanke Linie«, S.240-253.

- 10 Werner Steller, Die Veränderungen in der Einstellung des deutschen Verbrauchers zum Brot. Repräsentativerhebung 1968/69 (Sonderheft der Informationen Getreide-Erzeugnisse, herausgegeben von der Mühlenstelle Bonn), Bonn 1969 (Masch.), Tabellen 1-2.

- 11 Ebda.

- 12 Interview mit Frau B. am 23.3.1990.

- 13 Vgl. dazu auch Alf Lüdtke, Feingebäck und Heißhunger auf Backwaren. Bemerkungen zum süßen Genuß im deutschen Faschismus, in: Zuckerhistorische Beiträge aus der Alten und der Neuen Welt (Schriften aus dem Zucker-Museum, Heft 25), Berlin 1988, S. 399-426.

- 14 August Oetker, gelernter Apotheker und Firmengründer, erwarb 1891 die Aschoff'sche Apotheke in Bielefeld und experimentierte dort mit Backpulver. Das Erfolgsgeheimnis seines »Backin« war die exakt für ein bestimmtes Quantum Mehl abgefüllte Menge Backpulver in einem Tütchen. Ebenso wie Julius Maggi und Hermann Bahlsen setzte August Oetker frühzeitig auf die Werbung. Aus seinem Werbeslogan von 1899 »Ein kluger Kopf verwendet nur Dr. Oetker-Erzeugnisse« entstand das Markenzeichen, der »Hellkopf«. Steigende Nachfrage verwandelte den handwerklichen Apothekenbetrieb in eine Fabrik; Spezialmaschinen für Dosierung der Zutaten, Abfüllung und Verpackung steigerten die Produktion Anfang des 20. Jahrhunderts auf jährlich rund 50 Millionen Päckchen Backin. Das Unternehmen Oetker, das ab 1943 vom Enkel des Gründers, Rudolf August Oetker, geleitet wurde, entwickelte sich zu einem Großbetrieb der Lebensmittelindustrie, ein »wendiger David unter den internationalen Großkonzernen«, wie ihn das Handelsblatt 1966 bezeichnete; zit. nach Max Eli, Die Nachfragekonzentration im Nahrungsmittelhandel, Berlin/München 1968, S. 32.

Zur Geschichte Oetkers: Willi Bongard, Oetker: Davor steht immer ein heller Kopf, in:

- Ders., Fetische des Konsums. Portraits klassischer Markenartikel, Hamburg 1964, S. 51-59; Dr. August Oetker, Bielefeld, Information für die Presse, Bielefeld 1985 (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld, P1-176).
- 15 Der Absatz von Backin, der 1938 218,5 Mio. Päckchen betragen hatte, betrug 1951 370,4 Mio. Päckchen, 1955 266,8 Mio., 1960 231,4 Mio. und 1965 216,7 Mio. Päckchen. Siehe Berichte der Verkaufsabteilung 1951 ff. (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld, P1/431)
 - 16 Jahresbericht der Verkaufsabteilung, 1955 (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld, P1/431).
 - 17 Werner Luckey, Zwei Jahrzehnte Dr. Oetker Verkauf 1946-1967, o.O. o.J. (Bielefeld 1967; Firmenarchiv Oetker, Bielefeld), 2 Bände, masch., hier: Band 2, S. 169.
 - 18 Agar-Agar ist ein durch Auskochen von ostindischen blaugrünen Gallertalgen gewonnener Gelatine-Ersatz; siehe Dr. August Oetker's Warenkunde, neu bearbeitet von Fritz Schischke, Bielefeld 1939, S. 6.
 - 19 Tapioka ist das Mehl der Maniok-Pflanze; S. ebda., S. 207.
 - 20 Gegen Ende der fünfziger Jahre glaubte die Oetker-Verkaufsabteilung, »daß der Tiefstand der Hausbäckerei überwunden wäre.« S. Jahresbericht der Verkaufsabteilung 1959 (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld, P1/431). Tatsächlich fand das Attwood-Institut Anfang der sechziger Jahre in einer Umfrage heraus, daß wieder mehr gebacken wurde. Die Zahl der Haushalte, die regelmäßig jede Woche backten, stagnierte zwar (1958 45% und 1965 44%), aber die Zahl derjenigen, die unregelmäßig, aber mehrmals im Monat backten, erhöhte sich von 30% auf 33%, und derjenigen, die gar nicht backten, sank von 8% auf 6%; S. Jahresbericht der Verkaufsabteilung 1965 (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld, P1/431). Ende der sechziger Jahre äußerten junge Hausfrauen (bis 34 Jahre) zu 81% eine grundsätzlich positive Einstellung zum »Selbstbacken«, wobei vor allem die Argumente »billiger« und »schmackhafter« ausschlaggebend waren; S. Jürgen G. Baum, Hauswirtschaft und Hausfrau. Ergebnisse und Erläuterungen einer Befragung (Schriftenreihe Verbraucherdienst, Heft 12, hg. vom Bundesausschuß für volkswirtschaftliche Aufklärung e.V., Köln) Köln 1968, S. 9.
 - 21 In ähnlicher Weise argumentierte Ernest Dichter, einer der erfolgreichsten Werbefachleute in den USA in den fünfziger Jahren. Er warnte, daß die Hausfrauen keineswegs von der Industrie hören wollten: »Wir produzieren die besten Kuchen-Fertigmischungen, die es auf der Welt gibt«, sondern sie möchten angesprochen werden: »Du bist eine ganz prima Köchin. Unsere Kuchenmischung wird dir die Möglichkeit bieten, dein Talent ohne jede Mühe einzusetzen. Du bist es, die eine bemerkenswerte Leistung vollbringst, wie liefern dir ja nur die Mittel dazu.« Ernest Dichter, Strategie im Reich der Wünsche, Düsseldorf 1961, S. 216-218.
 - 22 Hans Jürgen Teuteberg/Günter Wiegelmann, Einführung und Nutzung der Kartoffel in Deutschland, in: Dies., Unsere tägliche Kost, S. 93-134.
 - 23 Teuteberg, Verzehr von Nahrungsmitteln, S. 256.
 - 24 Ebda., S. 236-237.
 - 25 Das Große Kiehnle Kochbuch, Weil 1960, Rezepte Nr. 975-1007.
 - 26 aus: Der Stern, Heft 3 vom 22.1.1956.
 - 27 Ebda., Heft 35 vom 1.9.1956.
 - 28 Nach dem Krieg war Flessner mit einem Architektur- und Bauunternehmen für amerikanische Stellen tätig gewesen. Durch diesen Kontakt lernte er Kartoffelchips kennen und übernahm 1951 aus einem Konkurs ein Nahrungsmittel-Unternehmen, das er gebaut hatte. Der Flessner-Vertrieb wurde 1964 von Bahlsen übernommen, die im selben Jahr unter Flessners Firmendach mit zwei neuen Kartoffelchip-Sorten, »Kati« und »Peppi« (mit Paprika), auf den Markt kam. Siehe 30 Jahre Kundendienst, Hannover o.J., S. 162 (Firmenarchiv Bahlsen, Hannover), sowie Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 24. Mai 1991, S. 20 »Personalien«.
 - 29 Bernd Wirthgen, Die kartoffelverarbeitende Ernährungsindustrie in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen (Diss.) 1968, S. 19-21.
 - 30 Das Verfahren zur Herstellung von Trockenkartoffeln war bereits im Ersten Weltkrieg entwickelt worden, anschließend kamen die »Pfanni«-Kartoffelpuffer auf den Markt; S. Hans Jürgen Teuteberg/Günter Wiegelmann, Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung, Göttingen 1972, S. 84-85.
 - 31 Wirthgen, Die kartoffelverarbeitende Ernährungsindustrie, S. 4. Das Kloßmehl hielt mit über 80% 1959 und rund 60% 1966/67 unter den Veredelungsprodukten den höchsten Anteil.
 - 32 Institut für Demoskopie, Allensbach, Kartoffel-Fertigmehl. Eine Marktanalyse, 1955

(masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-396) und Institut für Demoskopie, Allensbach, Kartoffel-Fertigmehl. Marktanalyse, 1959 (masch.) (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-716).

Auch Wirthgen beobachtete eine Nord-Süd-Differenz: Während im Norden erheblich mehr Frischkartoffeln als in Süddeutschland verbraucht wurden, lag umgekehrt dort, besonders in Bayern, der Verbrauch von Kartoffel-Trockenprodukten höher als im Norden. Die Mengen, die monatlich von einer Arbeitnehmerfamilie pro Kopf eingekauft wurden, lagen in den selben Jahren in Bayern mit 713 g erheblich höher als in Hamburg und Schleswig-Holstein mit 171 g, Niedersachsen und Bremen 191 g, Nordrhein-Westfalen 309 g oder in Baden-Württemberg 243 g; S. Wirthgen, Die kartoffelverarbeitende Ernährungsindustrie, S. 13-17.

- 33 Nur aus frischen Kartoffeln stellten 1954 68% und 1959 60% der Befragten ihre Kartoffelgerichte her, und ausschließlich Fertigmehl verwandten 4% der Befragten bzw. 6% 1959. Dagegen erhöhte sich der Anteil derjenigen, die Kartoffelgerichte mal so und mal so kochten, von 11% auf 15%; S. Institut für Demoskopie, Kartoffel-Fertigmehl, 1955 und 1959.
- 34 Ebda.
- 35 Die monatlichen Ausgaben für Hülsenfrüchte waren so gering, daß der bundesdeutsche Statistiker Eberhard Bittermann Ende der sechziger Jahre vorschlug, Hülsenfrüchte in der Statistik »mit den Getreideerzeugnissen zusammenzufassen; als besondere Gruppe eiweißreicher pflanzlicher Nahrungsmittel blieben sie ohne jedes Gewicht.« Eberhard Bittermann/Ulrich Koester, Theoretische und empirische Analyse der Nachfrage nach Nahrungs- und Genußmitteln auf der Verbraucher- und Erzeugerstufe. Bundesrepublik Deutschland 1950/51-1965/66. Band II: Analyse der Nachfrage nach einzelnen Produktgruppen und Produkten, von Eberhard Bittermann, Hannover 1969, S. 39.
- 36 Gesellschaft für Konsumforschung, Der Haferflockenverbrauch im Haushalt. Teilauswertung der Untersuchung »Rund um den Frühstückstisch«, Nürnberg, Dezember 1955 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg).
- 37 Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1982, S. 45.
- 38 Teuteberg, Verzehr von Nahrungsmitteln, S. 237. Der Reis verlor im 19. Jahrhundert seinen Charakter als süße Festtagsspeise, weil der koloniale Anbau und die Verbilligung der Schiffstransporte, sowie nicht zuletzt die Errichtung großer Schälmühlen zum Beispiel in Bremen, den Reis zu einem Werktagsgessen auch für Arbeiterhaushalte machte. Um die Jahrhundertwende hatte sich der Reisverzehr gegenüber 1850 pro Kopf der deutschen Bevölkerung auf das Sechzehnfache gesteigert. Der geschälte Reis wurde nun als Suppeneinlage oder zu Fleisch und Fisch gegessen. Allein der süße Milchreis erinnert an die mittelalterliche und frühneuzeitliche Art, Reisbrei zu essen. Allerdings sank der Reisverbrauch von dem hohen Niveau, das er um 1900 innehatte, und erreichte Mitte der sechziger Jahre wieder den Wert von 1893; siehe Günter Wiegmann, Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung, Marburg 1967.
- 39 Institut für Demoskopie, Allensbach, Der Reisverbrauch. Eine Umfrage über Einstellung, Zubereitungsarten und Sortenwahl, 1956 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-501); Dass., Der Reisverbrauch (II), 1959 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-742); Dass., Der Reisverbrauch 1961, 1961 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-888).
- 40 Allerdings wurde in Süddeutschland nicht mehr Reis als in Norddeutschland gegessen, sondern dort kam noch ein stattlicher Prozentsatz derjenigen hinzu, die zu ihrem Braten Teigwaren bestellten; ebda.
- 41 Die Antworten differierten regional: Während Reispudding in Nord- und Westdeutschland gekocht wurde, war der Reisauflauf vornehmlich in Süddeutschland verbreitet; ebda.
- 42 Klaus Thomas, Küchenerfolge im Beutel, in: Die Absatzwirtschaft, Juli/August 1962, S. 405-406.
- 43 Institut für Demoskopie, Der Reisverbrauch, 1959, ((Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-742); Dass., Der Reisverbrauch, 1961, (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-888).
- 44 Institut für Demoskopie, Allensbach, Das Image des Schnellreis. Ergebnisse eines Assoziations-Wahltests, 1961 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132 - 888).
- 45 Wilhelm Treue, Das Aufkommen der Ernährungsindustrie, in: Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert. Hg. von E. Heischkel-Artelt, Göttingen 1976, S. 99-116.

- 46 Teuteberg, Verzehr von Lebensmitteln, S. 236-237 und 261-264.
- 47 Im selben Zeitraum von 1951/56 bis 1956/60 reduzierte sich bei Birnen der Versorgungsanteil aus deutscher Produktion von 85,6% auf 74,4%, bei Erdbeeren von 76,1% auf 57,5% und bei Pfirsichen gar von 47,6% auf 14,6%. Wilhelm Busch/Dieter Link/Hans Diedrich Ostendorf, Marktstruktur, Preisbildung und Handelsspannen bei Obst und Gemüse, hg. von der Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und -soziologie e.V., Bonn 1966 (Masch.), S. 306, Tabelle 2.
- 48 Ebda., S. 39, Schaubild 9.
- 49 Elisabeth Paetzmann-Dulon, Der Verbrauch von Gemüse und Obst in Nordwesteuropa, Kiel 1961, S. 175.
- 50 Der Verbrauch im Deutschen Reich lag 1900 bei 2 kg pro Kopf und Jahr, betrug in der Zwischenkriegszeit zwischen 5 und 6 kg und stieg dann in den fünfziger Jahren stark an. Siehe Teuteberg, Verzehr von Lebensmitteln, 1986, S. 236-237.
- 51 Siehe zum Vergleich S.42-43.
- 52 Interview mit Frau B. am 23.3.1990.
- 53 Paetzmann-Dulon, Verbrauch von Gemüse und Obst, S. 177.
- 54 Spaniens Importanteil an Orangen und Mandarinen lag 1952/54 bei 68,9% und 1957/59 53,8%, ihm folgte Italien; ebda., S. 187.
- 55 Ebda., S. 96.
- 56 Busch u. a., Marktstruktur, S. 21. Der Inlandsbeitrag zur Marktversorgung, der 1950/56 noch über 72% ausmachte, lag 1963/64 bei rund 60%; ebda., S. 24.
- 57 Paetzmann-Dulon, Verbrauch von Gemüse und Obst, S. 136-137.
- 58 Claus-Dieter Rath, Reste der Tafelrunde. Das Abenteuer der Eßkultur, Reinbek bei Hamburg 1984, S. 120-130.
- 59 Paetzmann-Dulon, Verbrauch von Gemüse und Obst, S. 113-114. »Bei Einsetzen der niederländischen Lieferungen,« stellte Elisabeth Paetzmann-Dulon fest, »steigt der Verbrauch regelmäßig steil an, obgleich die Preise dieser Tomaten die übrigen oft um das doppelte übertreffen.« Ebda., S. 117.
- 60 Michael Wildt, Die Zeichen des Geschmacks, in: Geschichtswerkstatt 12, 1987, S. 43-48, hier: S. 47.
- 61 Diese Vielseitigkeit machen Tomaten nicht zuletzt bei den Fast-Food-Produzenten so überaus beliebt; S. Christian Grefe/Peter Heller/Martin Herbst/Siegfried Peter, Das Brot des Siegers. Das Hackfleisch-Imperium, Bornheim-Merten 1985, besonders: S. 23-70.
- 62 Paetzmann-Dulon, Verbrauch von Gemüse und Obst, 1961, S. 123-125.
- 63 Interview mit Frau H. am 12.1.1990.
- 64 G. H. und P. J. Pelto prägten für diesen Prozeß den Begriff delocalisation, Dies., Diet and Delocalisation: Dietary Changes since 1750, in: R. I. Rotberg/Th. K. Rabb (Hg.), Hunger and History. The Impact of Changing Food Production and Consumption Patterns on Society, Cambridge 1985.
- 65 Institut für Demoskopie, Allensbach, Die soziale Wirklichkeit, 1955 (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132 - 449).
- 66 Institut für Demoskopie, Allensbach, Die Stimmung im Bundesgebiet (Bundesarchiv Koblenz B 145/4224-124).
- 67 Wilhelm Abel, Stufen der Ernährung, Göttingen 1981, S. 13. Siehe dazu jetzt auch die kritische Diskussion bei Massimo Montanari, Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa, München 1993, S. 91-95.
- 68 Allerdings darf keinesfalls außer acht gelassen werden, daß sich die Fleischsorten, die im 14. Jahrhundert gegessen wurden, also z. B. viel Innereien, sich erheblich von denen des 20. Jahrhunderts unterscheiden, der Vergleich der beiden Mengen also allenfalls ein Schlaglicht auf den historisch unterschiedlichen Konsum von Fleisch werfen kann.
- 69 Teuteberg, Verzehr von Nahrungsmitteln, S. 268.
- 70 Preise nach Statistischen Jahrbüchern für die Bundesrepublik Deutschland, hg. vom Statistischen Bundesamt, Stuttgart 1960 und 1965.
- 71 Siehe »Aktion Schweineberg«, Bundesarchiv Koblenz, Bestand Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft BML B 116-7704.
- 72 Die Zeitungsausschnitte befinden sich ebda.
- 73 Zum Problem der Nahrungsmitteltabus siehe jüngst Marvin Harris, Wohlgeschmack und Widerwillen. Die Rätsel der Nahrungstabus, Stuttgart 1988; aber auch Marshall Sahlins, Kultur und praktische Vernunft, Frankfurt am Main 1981, S. 242-253, der

- nachhaltig jene eurozentrische Perspektive kritisiert, die einerseits die Ablehnung von Pferde- und Hundefleisch in der US-amerikanischen Gesellschaft als normal ansieht und andererseits als Beispiel für ein Nahrungstabu immer nur die heiligen Kühe in Indien zu nennen weiß.
- 74 Edeka, Jahresbericht 1955, S. 30 (Archiv der Edeka, Hamburg).
- 75 Edeka, Jahresbericht 1957, S. 31 (Archiv der Edeka, Hamburg). Siehe auch den Abschnitt »Tiefkühlkost«, S.169-171.
- 76 Preise nach Statistischen Jahrbüchern für die Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1960 und 1965.
- 77 Ewald Böckenhoff, Marktstruktur und Preisbildung bei Schlachtvieh und Fleisch in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1966, S. 61-63.
- 78 Die Importe aus den EWG-Ländern betragen 1962/63 76.900 t, aus den USA 57.100 t, insgesamt 192.300 t; ebda., S. 20.
- 79 Hillen/Schnelle, Verbrauchergewohnheiten, S. 47.
- 80 Institut für Demoskopie, Allensbach, Die Stimmung im Bundesgebiet, Allensbach 1953 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz B 145/4224-124).
- 81 Institut für Demoskopie, Allensbach, Die soziale Wirklichkeit, Sommer 1955, (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSG 132 - 449).
- 82 Zum Butterverbrauch siehe auch Heinz Gollnick, Die Nachfrage nach Butter. Eine ökonomische Analyse, in: Weltwirtschaftliches Archiv, Band 74, 1955, S. 81-106; Walter Wichmann, Die Substitutionskonkurrenz zwischen den Speisefetten, Bonn (Diss.) 1956.
- 83 Edeka, Jahresbericht 1957, S. 30 (Archiv der Edeka, Hamburg).
- 84 Siehe Jahresberichte der Edeka 1959, S. 32, und 1960, S. 32. 1964 verzeichnete die Edeka erstmals wieder einen Verbrauchsanstieg bei Margarine und ein Umsatzplus von 5,7% (Jahresbericht 1964, S. 57).
- Manfred Hesse machte in seiner Untersuchung eine ähnliche Beobachtung: »Will man die Ursachen für die Veränderungen des Butterverbrauchs ermitteln, so ist es auch von Interesse zu wissen, wie sich der Gesamtverbrauch an Speisefetten entwickelt hat, und in welcher Weise sich die Anteile der einzelnen Fettarten am Gesamtverbrauch verändert haben. Es zeigt sich, daß im Jahre 1955/56 der Verbrauch an »sichtbaren Fetten« (dazu zählen: Butter, Margarine, Speiseöl etc., jedoch nicht die Fette, die in Nahrungsmitteln wie z. B. Fleisch, Wurst, Eiern etc. enthalten sind) die Sättigungsgrenze erreicht hat. Seit dieser Zeit bewegt sich der Reinfettverbrauch je Kopf (»sichtbare«) Fette ungefähr auf dem gleichen Niveau. Vom gleichen Zeitpunkt an läßt sich auch deutlicher eine Umschichtung innerhalb der verbrauchten Fettarten erkennen, d. h. der Margarineverbrauch ging bei gleichzeitig steigendem Butterverbrauch zurück. Diese Umschichtung erklärt sich dadurch, daß der Verbraucher bei steigendem Einkommen zunächst seinen Fettbedarf deckt und erst dann die billigen Fette (Margarine) durch teure Fette mit hohen Präferenzen (Butter) ersetzt. Dieser Umschichtungsprozeß dürfte etwa im Jahr 1954 begonnen haben und hielt bis zum Jahr 1963/64 an.« Hesse, Elastizitäten, S. 27
- 85 Siehe S.208-209.
- 86 Gesellschaft für Konsumforschung, Haushalt und Speisefett. Eine Befragung von 2.040 Haushaltungen/Hausfrauen im September 1962, Nürnberg 1962 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 761 b).
- 87 In der Tat verlor das Schmalz auch in der Küche der Arbeitnehmerhaushalte seine noch 1950 nicht unwesentliche Rolle: 1.054 g wurden in diesem Jahr monatlich verbraucht, 1963 war es nur noch ein Viertel dieses Wertes (Tabelle 28 und 29).
- 88 Noch Ende der sechziger Jahre stellte das Institut für Verbrauchsforschung in einer repräsentativen Befragung von Hausfrauen fest, daß die meisten von ihnen Margarine wegen des Preisvorteils kauften, wohingegen bei der Butter der Geschmack und die Gesundheit als Gründe für den Kauf genannt wurden. Mehr als die Hälfte der befragten Hausfrauen, vor allem aber Hausfrauen aus Familien mit niedrigem Einkommen waren der Meinung, daß Butter gesünder sei als Margarine; siehe Hillen/Schnelle, Verbrauchergewohnheiten, S. 10-11 sowie 15-17.
- 89 GfK, Haushalt und Speisefett, 1962.
- 90 Siehe dazu auch das 16. Kapitel »Gesunde Ernährung« und »schlanke Linie«, S. 240-253.
- 91 Gesellschaft für Konsumforschung, Die Einstellung der Frauen zu Käse und Honig, Nürnberg 1959 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 520).

- 92 Auf die Frage, nach welchen Gesichtspunkten die Qualität beim Käse beurteilt wurde, nannten 55% der befragten Hausfrauen den Fettgehalt, 48% den Geschmack, nur 25% den Preis und 17% die Marke; ebda.
- 93 Der Verbrauch von Käse lag in einem vierköpfigen Arbeiterhaushalt vor dem Krieg, 1937, bei 1.108 g monatlich (Tabelle 27). 1950 verzehrte ein 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt durchschnittlich 1.276 g Käse im Monat, 1963 2.081 g monatlich. (Tabelle 28).
- 94 Hesse beobachtete ebenfalls, daß die Verbraucher mit steigendem Einkommen zu den fetteren Sorten übergingen; siehe Hesse, Elastizitäten, S. 107; sowie Bittermann/Koester, Analyse der Nachfrage, Bd. II, 1969, S. 84-88.
- 95 Institut für Demoskopie, Allensbach, Velveta, Juli 1952 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132 - 176 I, II).
- 96 Nach Camembert und Schmelzkäse folgten Quark, Schweizer Käse, Harzer, Limburger, Tilsiter und Edamer Käse; ebda.
- 97 Dr. August Oetker's Warenkunde, 1939, S. 146 und 149; sowie Kahrs-Leifer, Warenkunde des Lebensmittelhandels in 2 Bänden, Band 1: Nahrungsmittel, bearbeitet von Herbert Leifer, Köln-Braunsfeld 1958 (17. ergänzte Auflage), S. 136-138. Der Begriff »Schmelzkäse« trat aufgrund der Käse-Verordnung vom Februar 1934 an die bis dahin verwendeten Ausdrücke »Käse ohne Rinde«, »Konservenkäse« u. a.; ebda.
- 98 Dr. August Oetker's Warenkunde, 1939, S. 146 und 149. Bei einer inländischen Käseproduktion im Jahr 1936 von 290.000 Tonnen insgesamt nahmen sich die 30.286 Tonnen Schmelzkäse im selben Jahr nicht unbeträchtlich aus; ebda.
- 99 Kahrs-Leifer, Warenkunde, S. 136-138.
- 100 Ebda.
- 101 Institut für Demoskopie, Allensbach, Velveta, 1952).
- 102 Gesellschaft für Konsumforschung, Die Bezeichnung Schmelzkäse in der Vorstellungswelt der Konsumenten, Januar 1961 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, o.Nr.).
- 103 Das lag sicher in den jeweiligen Produktionsstandorten der Marken begründet. Milkana wurde von der Margarine-Union in Hamburg hergestellt, Velveta von der Fa. Kraft im Allgäu.
- 104 Alle Anzeigenzitate stammen aus der Edeka-Kundenzeitschrift »Die kluge Hausfrau«, passim.
- 105 Günter Friedrichs, Verkaufswerbung - ihre Technik, Psychologie und Ökonomie, Berlin 1958, S. 69.
- 106 Ruth Römer, Die Sprache der Anzeigenwerbung, Düsseldorf 1968, S. 138.
- 107 Siehe S. 208-209.
- 108 Hans Jürgen Teuteberg, Anfänge des modernen Milchzeitalters in Deutschland, in: Unsere tägliche Kost, S. 163-184.
- 109 Hesse, Elastizitäten, S. 81. Hesse untersuchte darüberhinaus, wie sich die Entwicklung der Einzelhandelspreise für Milch zu den Ausgaben der 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalte für Milch verhielt, und stellte fest, daß diese Haushalte in zunehmendem Maße verpackte Milch und bessere Milchqualitäten gekauft haben. Insgesamt betrug der Anteil der verpackten Milch am Gesamtabsatz von frischer Trinkmilch 1952 nur 10,5% und erhöhte sich bis 1964 auf 45,3%. Ebda., S. 71.
- 110 Dr. August Oetker's Warenkunde, 1939, S. 222-223.
- 111 Glücksklee war ein Produkt der Glücksklee Milchgesellschaft mbH, Hamburg, die sich im Besitz der Carnation Co., Los Angeles, befand; Libby's wurde von der Deutschen Libby's produziert, die sich ebenfalls in US-Besitz befand; die Deutsche Nestlé AG, Lindau, war eine Tochtergesellschaft des Schweizer Konzerns in Vevey, und die Allgäuer Alpenmilch AG in München, die die Bärenmarke produzierte, wurde zugleich von einem Schweizer Unternehmen, der Ursina AG, kontrolliert; S. Max Eli, Die Nachfragekonzentration im Nahrungsmittelhandel, Berlin/München 1968, S. 30-32.
- 112 Gesellschaft für Konsumforschung, Die Stellung der Hausfrau zur Milchkonserve, Nürnberg 1952 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 148).
- 113 Institut für Demoskopie, Allensbach, Condensed Milk, October 1950 (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-88); Dass., Der Dosenmilchverbrauch, Februar 1952 (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-165 I, II); Dass., Der Dosenmilchverbrauch, November 1953 (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-280); Dass., Der Dosenmilch-Verbrauch, März 1955 (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-392); Dass., Kondensierte Milch, Marktanalyse 1955 (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-465); Dass., Der Dosenmilch-Verbrauch, März 1958

- (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-630).
- 114 Diese und die folgenden Daten sind, soweit nicht anders angegeben, den Umfrageergebnissen des Instituts für Demoskopie, Allensbach entnommen (Anm. 113).
 - 115 GfK, Die Stellung der Hausfrau zur Milchkonserve, 1952.
 - 116 Zu einem ähnlichen Ergebnis kam auch die GfK in ihrer Untersuchung aus dem Jahr 1952. Daraus geht hervor, daß die Hausfrauen die Dosenmilch als Ergänzung zur Frischmilch ansahen. 85% der befragten Frauen verwendeten Frischmilch neben der Dosenmilch. Entsprechend korrelierte der Frischmilchverbrauch mit dem Verbrauch von Dosenmilch. In Haushalten, die bis zu 3 Litern Frischmilch in der Woche konsumierten, war der Verbrauch von 3-4 Dosen Kondensmilch in der Woche mit 22,8% der Befragten besonders häufig. Von den Haushalten, die mehr als 3 Liter Frischmilch in der Woche verbrauchten, kaufte knapp die Hälfte (45%) nicht mehr als 2 Dosen Kondensmilch wöchentlich. In der Frage nach den Unterschieden von Dosenmilch gegenüber der Frischmilch hielten sich die Antworten »besser« und »ebensogut« mit jeweils rund 40% die Waage. Siehe GfK, Die Stellung der Hausfrau zur Milchkonserve, 1952.
 - 117 Die Beispiele stammen aus den Libby's-Anzeigen in der Edeka-Kundenzeitschrift »Die kluge Hausfrau« aus den Jahren 1950 bis 1952.
 - 118 Gesellschaft für Konsumforschung, Dosenmilch im Urteil der Verbraucher und Händler, Nürnberg 1955 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 304).
 - 119 Umfragen des Instituts für Demoskopie, Allensbach (Anm. 113)
 - 120 GfK, Dosenmilch im Urteil der Verbraucher, 1955.
 - 121 Hanns W. Brose, Die Entdeckung des Verbrauchers. Ein Leben für die Werbung, Düsseldorf 1958, S. 105-107.
 - 122 Fernsehwerbung kritisch betrachtet, in: Die Absatzwirtschaft, Juni 1963, S. 448.
 - 123 GfK, Dosenmilch im Urteil der Verbraucher, 1955.
 - 124 Ebda.
 - 125 Ebda.
 - 126 Sidney W. Mintz, Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers, Frankfurt/New York 1987, S. 250 und S. 219, (Hervorhebungen im Original, m.w.).
 - 127 Hans Jürgen Teuteberg, Der Beitrag des Rübenzuckers zur »Ernährungsrevolution« des 19. Jahrhunderts, in: Unsere tägliche Kost, S. 153-162, sowie Günter Wiegelmann, Zucker und Süßwaren im Zivilisationsprozeß, in: ebda., S. 135-152.
 - 128 Allein im Jahrzehnt 1950-1960 stieg der Nettoproduktionswert der bundesdeutschen Zuckerindustrie von 670 Mio. DM auf 1.114 Mio. DM; S. Dieter Mertens, Veränderungen der industriellen Branchenstruktur in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1960, in: H. König (Hg.), Wandlungen der Wirtschaftsstruktur in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1962, S. 439-468, hier S. 443.
 - 129 Institut für Demoskopie, Allensbach, Der Markt für Pralinen und Tafel-Schokoladen, Allensbach 1957 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-597/I).
 - 130 Herbert Morgenbesser, Die westdeutsche Schokoladenindustrie, in: Wirtschaftsdienst, Heft 11, 1960, S. 636-640.
 - 131 Selbstverständlich bezieht sich hier der Begriff des »gerechten Preises« auf E. P. Thompson's »moral economy«, ohne jedoch damit die fünfziger Jahre mit der Frühzeit des Kapitalismus ineins setzen zu wollen. Allerdings tauchen selbst im späten 20. Jahrhundert immer wieder Fälle von massenhaften Konsumentenprotesten auf – wie zum Beispiel beim Versuch des Kaffeekonzerns Tchibo Anfang 1984, die Ein-Pfund-Packung zu verändern –, die darauf hindeuten, daß unterhalb der Oberfläche eines scheinbar alles durchdringenden und alles beherrschenden Marktes sich durchaus Vorstellungen über »gerechte« Preise und »gerechte« Mengen halten, die, falls sie verletzt werden, eine heftige Gegenwehr auslösen können; vgl. dazu Der Spiegel, Nr. 2, 1984, S. 82 und Nr. 11, 1984, S. 128-129.
 - 132 Jahresberichte der Verkaufsabteilung, 1955 ff., (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld, P1/431).
 - 133 Wolfgang Schivelbusch, Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel, Frankfurt am Main 1983 (Taschenbuchausgabe, Erstausgabe: München 1980), S. 90.
 - 134 Auf eine entsprechende Frage des Allensbacher Instituts im Sommer 1954 antworteten 41% der Befragten, daß sie Bohnenkaffee am Werktag, und 55%, daß sie ihn sonntags tranken. Umgedreht tranken mehr (37%) Kaffeersatz bzw. Malzkaffee werktags als sonntags (28%); S. Institut für Demoskopie, Allensbach, Das Kaffee-Getränk, Allens-

- bach 1954 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-305 I).
Tee wurde in den »4-Personen-Arbeitnehmerhaushalten« im Bundesdurchschnitt wenig
getrunken: 16 g waren es 1950 und 32 g im Jahr 1963 (Tabelle 9).
- 135 EMNID-Informationen, Nr. 9/1958 v. 1.3.1958, S. 4.
- 136 Aber auch nach der Steuerermäßigung war die fiskalische Belastung des Kaffees mit rund
einem Drittel des Einzelhandelspreises immer noch die höchste in der westlichen Welt;
S. Otto Amonn, Kaffee, Tee und Kakao (Veröffentlichungen des Ifo-Instituts für Wirt-
schaftsforschung) Berlin/München 1954, S. 33-35.
- 137 WWI-Mitteilungen, Jg. 1962, S. 55.
Zur Geschichte des Alkoholkonsums s. jetzt die Studie von Hasso Spode, Die Macht
der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschlands, Opladen
1993.
- 138 Interview mit Frau H. am 12.1.1990.
- 139 Reinhard Hellex, Geht der Trend vom Faß- zum Flaschenbier?, in: Die Absatzwirt-
schaft, 1959, S. 200-203.
- 140 Die Absatzwirtschaft, 1959, S. 22-23.
- 141 Im jährlichen Pro-Kopf-Verbrauch stieg der Sektkonsum, der auf das Bundesgebiet um-
gerechnet 1935/38 0,33 Liter betragen hatte, von 0,11 Litern 1950/51 auf 0,34 Liter
1954/55 und knapp einem Liter 1960/61; S. Statistisches Jahrbuch über Ernährung,
Landwirtschaft und Forsten der Bundesrepublik Deutschland 1957 ff., hg. vom Bun-
desministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Hamburg/Berlin 1958 ff.;
sowie Willi Igelsbach, Sektabsatz im Auf und Nieder der Wirtschaftsentwicklung, in:
Die Absatzwirtschaft, 1959, S. 204-206.
- 142 Die Preisentwicklung für alkoholfreie Getränke hielt sich im Rahmen der allgemeinen
Lebenshaltungskosten. Für eine Flasche Mineralwasser, die 1950 0,26 DM kostete,
mußte man 1963 0,36 DM bezahlen; siehe Statistisches Jahrbuch über Ernährung,
Landwirtschaft und Forsten der Bundesrepublik Deutschland 1957 ff., hg. vom Bun-
desministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Hamburg/Berlin 1958 ff.
- 143 Statistisches Bundesamt Wiesbaden, Fachserie M Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnun-
gen, Reihe 13 Wirtschaftsrechnungen, Verbrauch in Arbeitnehmerhaushalten 4. Vier-
teljahr und Jahr 1963, Stuttgart/Mainz 1964.
- 144 Konrad Ditzes, Jedes Getränk hat seine Stunde. Zur Absatzentwicklung der alko-
holfreien Erfrischungsgetränke, in: Die Absatzwirtschaft, 1959, S. 207-208, hier:
S. 208.
- 145 Siehe dazu Ulf Biedermann, Ein amerikanischer Traum. Coca-Cola: Die unglaubliche
Geschichte eines 100jährigen Erfolges, Hamburg 1985; Helmut Fritz, Das Evangelium
der Erfrischung. Coca-Colas Weltmission, Reinbek bei Hamburg 1985.
- 146 Biedermann, Ein amerikanischer Traum, S. 54-62.
- 147 Hans Dieter Schäfer, Das gespaltene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebens-
wirklichkeit 1933-1945, Berlin 1981, S. 151.
- 148 Biedermann, Ein amerikanischer Traum, S. 62.
- 149 Schäfer, Das gespaltene Bewußtsein, S. 152.
- 150 Ebda.
- 151 Zit. nach Fritz, Evangelium der Erfrischung, S. 73.
- 152 Willi Bongard, Coca-Cola: Das große Geschäft mit der kleinen Pause, in: Ders., Feti-
sche des Konsums. Portraits klassischer Markenartikel, Hamburg 1964, S. 80-89.
- 153 Biedermann, Ein amerikanischer Traum, S. 126.

5. Kapitel

- 1 1949/50 wurden auf hamburgische Initiative die Wirtschaftsrechnungen von 135 Haus-
halten erhoben, von 1950 an erfüllte das Statistische Landesamt die Quote, die ihm das
Statistische Bundesamt zugeteilt hatte: 1950 waren es 14, 1951 und 1952 20 und spä-
ter rund 10 Haushalte. Siehe Statistik des Hamburgischen Staates, hg. vom Statistischen
Landesamt der Freien und Hansestadt Hamburg. Heft 48 Erhebungen von Wirt-
schaftsrechnungen 1949 bis 1957, Hamburg 1958, und Heft 88 Erhebungen von Wirt-
schaftsrechnungen 1958 bis 1966, Hamburg 1968.
- 2 An diesem Fall wird deutlich, mit welcher Vorläufigkeit mit dieser Unterteilung in
»starr« und »elastischen« Bedarf umgegangen werden muß. Denn die Ausgaben für

- die Wohnung waren ja nicht »starr«, sondern die Buchhalterfamilie leistete sich bewußt eine bessere, teurere Wohnung. Andererseits war diese Familie durchaus in der Lage, die Ausgaben für Nahrungsmittel für eine Weile »elastisch« zu reduzieren, wenn größere Anschaffungen für den Hausrat gemacht werden sollten.
- 3 Die Ausgaben der Hamburger Arbeitnehmerhaushalte wurden vom Statistischen Landesamt zu den jeweiligen Preisen erfaßt. Die Zahlen enthalten also die Teuerungsrate dieser Jahre und sind daher nicht einfach mit den Bundes-Daten kompatibel. Allerdings können die Ausgaben der drei Hamburger Haushalte untereinander und - bei aller Vorsicht - die relativen Entwicklungen in Hamburg und im Bundesdurchschnitt durchaus miteinander verglichen werden.
 - 4 Vgl. dazu Hans Jürgen Teuteberg, *Wie ernährten sich die Arbeiter im Kaiserreich? in: Arbeiterexistenz im 19. Jahrhundert*. Herausgegeben von Werner Conze und Ulrich Engelhardt, Stuttgart 1981, S. 57-73.

6. Kapitel

- 1 Georg Simmel, *Soziologie der Mahlzeit*, in: Ders., *Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft*, Stuttgart 1957, S. 243-250, hier: S. 250.
- 2 Horst-Volker Krumrey hat ermittelt, daß sich für die fünfziger Jahre eine »Etikettenschwemme« feststellen läßt. Zwischen 1950 und 1960 sind 128 Anstandsbücher neu erschienen bzw. neu aufgelegt worden; S. Horst-Volker Krumrey, *Entwicklungsstrukturen von Verhaltensstandarden. Eine soziologische Prozeßanalyse auf der Grundlage deutscher Anstands- und Manierenbücher von 1870 bis 1970*, Frankfurt am Main 1984, S. 25-27.
- 3 Grete Borgmann, *So wohnt sich's gut. Mensch und Heim im technischen Zeitalter*, Freiburg/Br. 1957, S. 91-92.
- 4 Bundesausschuß für volkswirtschaftliche Aufklärung e.V., *Frühstück Zwischenmahlzeiten Abendessen*, Köln 1967.
- 5 Borgmann, *So wohnt sich's gut*, S. 90 und 93.
- 6 Bundesausschuß für volkswirtschaftliche Aufklärung e.V., *Frühstück*, 1967.
- 7 In fast allen Fällen wurde dabei die Hausfrau interviewt, die aber nicht nur für sich, sondern für jedes einzelne Familienmitglied die Frühstücksgewohnheiten angeben sollte. Damit wurden - so die GfK - insgesamt 7.481 Personen erfaßt und einzeln ausgewertet. Siehe Gesellschaft für Konsumforschung e.V., *Rund um den Frühstückstisch*, Dezember 1955 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 323 und 344).
- 8 Vgl. dazu auch Gertrud Herrig, *Ländliche Nahrung im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts, Meisenheim am Glan 1974*, S. 143-194.
- 9 Institut für Demoskopie, Allensbach, *Die Suppe in Familienhaushalten, 1955* (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132 - 442 I). Siehe die gleichlautenden Ergebnisse (71% der Befragten antworteten, daß das Mittagessen die Hauptmahlzeit sei) der Allensbacher Umfrage aus demselben Jahr: Institut für Demoskopie, Allensbach, *Die soziale Wirklichkeit, 1955* (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-449). Zum Teil sind die Ergebnisse dieser Umfrage veröffentlicht in: Otto Lenz, *Die soziale Wirklichkeit*, Allensbach 1956.
- 10 Herrig, *Ländliche Nahrung*, S. 217.
- 11 Vgl. dazu Herbert Kötter, *Die Landwirtschaft*, in: W. Conze/R. M. Lepsius (Hg.), *Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart 1983, S. 115-142.
- 12 Thomas Südbek, *Motorisierung, Verkehrsentwicklung und Verkehrspolitik in der Bundesrepublik Deutschland der 1950er Jahre*, Hamburg (Diss.) 1992, S. 81.
- 13 GfK, *Rund um den Frühstückstisch, 1955*.
- 14 Über 30% der Arbeiter aßen im Betrieb und knapp 12% von ihnen entweder in der Kantine oder auswärts. Von den Angestellten aßen 19% in einer Kantine oder auswärts, und 23% nahmen ein mitgebrachtes Mittagbrot in der Firma ein; ebda.
- 15 Interview mit Frau G. am 28.2.1990.
- 16 In Süddeutschland gab es eine warme Abendmahlzeit immer noch häufiger als in den übrigen Teilen der Bundesrepublik; siehe Steller, *Veränderungen in der Einstellung des deutschen Verbrauchers zum Brot, 1969*, Tabellen II-IV.
- 17 Ebda.
- 18 Interview mit Frau G. am 28.2.1990.

- 19 Mit dem dritten angebotenen Begriff der »feinen Küche« umschrieben nur 4% das letzte Sonntagessen; S. GfK, Rund um den Frühstückstisch, 1955 (Anm. 7).
- 20 GfK, Die Einstellung der Frauen zu Käse und Honig, 1959 (Archiv der GfK, Nürnberg, U 520).
- 21 Ebda.
- 22 Institut für Demoskopie, Allensbach, Ernährungsgewohnheiten in Nordrhein-Westfalen, Repräsentativ-Umfrage bei Hausfrauen, 1961 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-1043).
- 23 Rolf Fröhner/Maria v. Stackelberg/Wolfgang Eser, Familie und Ehe. Probleme in den deutschen Familien der Gegenwart, Bielefeld 1956, S. 367, Tabellen 48, 49, 50.
- 24 1961 untersuchte das Institut für Demoskopie, Allensbach im Auftrag des Landesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten die Ernährungsgewohnheiten in Nordrhein-Westfalen. 52% der Familien nahmen ihr Abend- und Mittagessen in der Küche ein, 19% aßen entweder mittags oder abends in der Küche und bei 26% wurde gar nicht in der Küche gegessen; siehe Institut für Demoskopie, Allensbach, Ernährungsgewohnheiten in Nordrhein-Westfalen, Repräsentativ-Umfrage bei Hausfrauen, 1961 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-1043).
- 25 Fröhner u. a., Familie und Ehe, S. 144.
- 26 Ebda., S. 368, Tabelle 52.
- 27 Ebda., S. 145.
- 28 Siehe S. 49.
- 29 Ruth Andreas-Friedrich, Ein reizender Abend. Tausend Tips für frohe Feste, Heidelberg 1957, S. 9.
- 30 Martha Bertina, Gute Manieren, Hamburg 1956, S. 126.
- 31 Andreas-Friedrich, Ein reizender Abend, Heidelberg 1957, S. 47.
- 32 Interview mit Frau H. am 12.1.1990.
- 33 Manche Äußerungen, die E. Pfeil notiert hatte, bezeugten andererseits auch den positiven Wert, der dem Fernsehen zu Beginn zugemessen wurde: Das Fernsehen führe die Familie zusammen, die Kinder rennen nicht mehr aus dem Haus, die Sendungen seien anregend und belebend und man wisse, was man nachher und am nächsten Tag beim Essen erzählen könne. Siehe Elisabeth Pfeil, Die Berufstätigkeit von Müttern, Tübingen 1961, S. 309.
- 34 Günter Anders, Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 1, München 1988 (Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1956), S. 105-106.

7. Kapitel

- 1 Grete Borgmann, So wohnt sich's gut. Mensch und Heim im technischen Zeitalter, Freiburg/Br. 1957, S. 56.
- 2 Vgl. Angela Delille/Andrea Grohn, Blick zurück aufs Glück. Frauenleben und Familienpolitik in den fünfziger Jahren, Berlin 1985; Dies. (Hg.), Perlonzeit. Wie die Frauen ihr Wirtschaftswunder erlebten, Berlin 1985.
- 3 Vgl. Ina Merkel, ...und Du, Frau an der Werkbank. Die DDR in den fünfziger Jahren, Berlin 1990.
- 4 Daß die ungleiche, Frauen diskriminierende Verteilung und Bewertung von Arbeit historisch mit der Entwicklung der industriellen Gesellschaft zusammenfiel, in der sich nicht allein eine neue gesellschaftliche Arbeitsorganisation, sondern damit einhergehend eine neue geschlechtsspezifische Rollenverteilung durchsetzte, haben u. a. Gisela Bock und Barbara Duden analysiert: »In dem Maße, wie sich die Erwartungen an ein persönliches Glück in der Familie, die bürgerliche Familienideologie durchsetzten, verschwanden die Kategorien von Arbeit. Hausarbeit wurde fortan als Erscheinungsform von Liebe definiert, gegenüber der außerhäuslichen, Gehalt einbringenden Arbeit des Mannes.« Gisela Bock/Barbara Duden, Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität, Berlin 1977, S. 118-199., hier: S. 151.
- 5 Neben Arbeiten aus den USA und Großbritannien wie Ann Oakley, Woman's Work: The Housewife, Past and Present, New York 1974, Dies., The Sociology of Housework, Bath (Great Britain) 1974, Joann Vanek, Time Spent in Housework, United States 1920-1970, University of Michigan (Diss.) 1974, war für die westdeutsche Diskussion die Studie von Gisela Bock und Barbara Duden wichtig, die beide auf der Sommeruni-

versität 1976 in Berlin vorstellten; vgl. Anm. 4.

Daran anschließend erschienen eine Fülle von Arbeiten wie Ilona Ostner, *Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1978; Silvia Kontos/Karin Walsler, »...weil nur zählt, was Geld einbringt«. Probleme der Hausfrauenarbeit, Gelnhausen 1979; Gertraude Kittler, *Hausarbeit. Die Geschichte einer »Naturressource«*, München 1980; Irmhild Ketttschau, *Wieviel Arbeit macht ein Familienhaushalt?* Dortmund (Diss.) 1981; Sibylle Meyer, *Das Theater mit der Hausarbeit*, Frankfurt/New York 1982; Claudia von Werlhof/Maria Mies/Veronika Bennholdt-Thomsen, *Frauen, die letzte Kolonie*, Reinbek 1983 oder Barbara Sichtermann, *Frauenarbeit*, Berlin 1987. Verwiesen sei auch auf zwei jüngst erschienene Sammelbände, die sich dem Thema Hausarbeit widmen: Hildegard Rapin (Hg.), *Frauenforschung und Hausarbeit*, Frankfurt/New York 1988, und *Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit*, herausgegeben von Gerda Tornieporth, Berlin 1988.

- 6 Ilona Ostner, *Phantom Hausarbeit*, in: *Arbeitsplatz Haushalt*, 1988, S. 86-97; kritisch die Perspektive seiner Fachrichtung bewertend: Hans-Günter Krüsselberg, *Die wertschaffende Leistung der Frau im Haus*, in: Rapin (Hg.), *Frauenforschung und Hausarbeit*, S. 105-122.
- 7 Erich Egner, *Der Haushalt. Eine Darstellung seiner volkswirtschaftlichen Gestalt*, Berlin 1952.
- 8 Diese Kompetenz der weiblichen Hausarbeit gegenüber der starren, taylorisierten und bürokratisierten Lohnarbeit ist es, die Claudia v. Werlhof von einer drohenden »Hausfrauisierung« der künftigen Arbeit im Kapitalismus sprechen läßt, S. Claudia von Werlhof, *Der Proletarier ist tot. Es lebe die Hausfrau?*, in: Dies./Maria Mies/Veronika Bennholdt-Thomsen, *Frauen, die letzte Kolonie*, Reinbek 1983, S. 113-136.
- 9 Vgl. dazu die Einleitung von Karen Hagemann, *Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik*, Bonn 1990, S. 11-22; sowie den Aufsatz von Dorothee Wierling, *Alltagsgeschichte und Geschichte der Geschlechterbeziehungen*, in: Alf Lüdtke (Hg.), *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt/New York 1989, S. 169-190.
- 10 Catherine E. Beecher/Hariet Beecher Stowe, *The American Womans's House*, New York 1869, zit. nach Siegfried Giedion, *Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte*, Frankfurt am Main (Sonderausgabe) 1987, S. 560.
- 11 Zit. nach ebda., S. 562.
- 12 Zit. nach Hiltraud Schmidt-Waldherr, *Rationalisierung der Hausarbeit in den zwanziger Jahren*, in: *Arbeitsplatz Haushalt*, 1988, S. 32-54, hier: S. 32.
- 13 Walter Müller/Angelika Willms/Johann Handl, *Strukturwandel der Frauenarbeit 1880-1980*, Frankfurt/New York 1983, S. 35.
- 14 Ebda., S. 176. Familiäre Erwerbsformen verloren ebenfalls zunehmend an Bedeutung; der Anteil der mithelfenden Ehefrauen an allen Ehefrauen verminderte sich von 20,6% 1939, 15,4% 1950, auf 12,7% 1960 und 4,7% 1980; ebda., S. 35.
- 15 Ebda., S. 128. In der langfristigen Betrachtung vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1980 stellt sich eine erstaunliche Stabilität der Erwerbsbeteiligung beider Geschlechter heraus: je die Hälfte der Frauen und neun Zehntel der Männer waren erwerbstätig. Die hohen Zuwachsraten der Erwerbsbeteiligung von Ehefrauen in den fünfziger Jahren hatte auch eine statistische Ursache, da die Zahlen von 1950 unter denen von 1939 lagen, und somit die Steigerungsraten von einem besonders niedrigen Ausgangsniveau gemessen wurden; ebda., S. 43.
- 16 Elisabeth Pfeil, *Die Berufstätigkeit von Müttern*, Tübingen 1961, S. 301-310. Siehe ebenfalls Alva Myrdal/Viola Klein, *Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf*, Köln/Berlin 1971; Carola Pust/Petra Reichert/Anne Wenzel u. a., *Frauen in der BRD. Beruf, Familie, Gewerkschaften, Frauenbewegung*, Hamburg 1983.
- 17 Pfeil, *Berufstätigkeit*, S. 286.
- 18 Ebda., S. 303.
- 19 Ebda., S. 305.
- 20 Ebda.
- 21 Ebda., S. 310.
- 22 Ebda., S. 321-324.
- 23 Das Deutsche Institut für technische Arbeitsschulung bot in den zwanziger Jahren Kurse für rationelle Hauswirtschaft an, das Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit

(RKW) bildete eine eigene Abteilung Hauswirtschaft, das Institut für Hauswirtschaftswissenschaft in Berlin setzte sich dafür ein, die Hausfrauenausbildung zu verwissenschaftlichen. 1928 begann das neue Institut für Haushaltswissenschaft im Preußischen Landwirtschaftsministerium damit, Arbeitsplatzuntersuchungen im Haushalt entsprechend den Grundsätzen einer rationellen Betriebsführung durchzuführen; S. Schmidt-Waldherr, Rationalisierung der Hausarbeit, S. 32-54. Ausführlich beschreibt Karen Hagemann den Hamburger Hauswirtschaftsunterricht in der Weimarer Republik; S. Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik, S. 118-127.

- 24 Ursula Schroth-Pritzel, Der Arbeitszeitaufwand im städtischen Haushalt, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, 1958, Heft 1, S. 7-22; Ernst Zander, Arbeitszeitaufwand in städtischen Haushalten, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, 1967, Heft 2, S. 71-81.
- 25 Heinrich Kraut/Rolf Schneiderhöhn/Ludwig Wildemann, Die Arbeitsbelastung der Hausfrau, in: Internationale Zeitschrift für angewandte Physiologie, Bd. 16, 1956, S. 275-302.
1953 führten 350 Hausfrauen im Auftrag der Bundesforschungsanstalt für Hauswirtschaft einen Monat lang ein Arbeits-Strichtagebuch, um den Arbeitszeitaufwand in einem städtischen Haushalt zu messen. Die Gesamtarbeitszeit betrug bei den nichterwerbstätigen Hausfrauen 69,8 Stunden in der Woche; bei den vollberufstätigen Frauen erhöhte sich die berufliche Arbeitszeit von 41 Wochenstunden um die zusätzliche Hausarbeitszeit von 44,1 Stunden wöchentlich auf eine Gesamtarbeitszeit pro Woche von 85,1 Stunden, das waren durchschnittlich 12,2 Stunden täglich. Die teilerwerbstätigen Frauen arbeiteten im Haushalt 60,9 Stunden, im Beruf 12,6 Stunden, kamen also auf eine Gesamtarbeitszeit von 73,5 Stunden in der Woche; Schroth-Pritzel, Arbeitszeitaufwand, S. 7-10.
- 26 Ebda., S. 11.
- 27 Ebda., S. 17.
- 28 Voll berufstätige Frauen brachten am Samstag sogar ein Drittel ihrer wöchentlichen Einkaufszeit auf; ebda., S. 21-22.
- 29 Ebda., S. 13.
- 30 Ebda., S. 11.
- 31 Reinhold Junker, Die Lage der Mütter in der Bundesrepublik Deutschland, 4 Bände, Frankfurt am Main 1965, Bd. 4, S. 359 Tabelle 039a.
- 32 Ebda., S. 364 Tabelle 041a, Tabelle 041b, und S. 365 Tabelle 042.
- 33 Siehe dazu das Heft »Technik im Haushalt«, Wechselwirkung, 5. Jg., Mai 1983 sowie jetzt auch den Ausstellungskatalog: »Das Paradies kommt wieder...« Zur Kulturgeschichte und Ökologie von Herd, Kühlschrank und Waschmaschine. Herausgegeben vom Museum der Arbeit, Hamburg 1993.
- 34 Zur Sozialgeschichte der Hauswäscherei siehe neben dem Aufsatz von Karin Hausen, Große Wäsche, in: Geschichte und Gesellschaft, 1987, S. 273-303; und der Studie von Gudrun Silberzahn-Jandt, Wasch-Maschine. Zum Wandel von Hausarbeit im Haushalt, Marburg 1991; jetzt vor allem Barbara Orland, Wäsche waschen. Technik- und Sozialgeschichte der häuslichen Wäschepflege, Reinbek bei Hamburg 1991.
- 35 Betty Friedan, Der Weiblichkeitswahn, Reinbek bei Hamburg 1970, S. 158.
Vgl. ebenfalls Irmhild Ketschau, Wieviel Arbeit macht ein Familienhaushalt? - Zur Analyse von Inhalt, Umfang und Verteilung der Hausarbeit heute, Dortmund (Diss.) 1981; Barbara Methfessel, Rationalisierung und Technisierung - ein Mittel zur Befreiung der Hausarbeit? in: Arbeitsgemeinschaft Hauswirtschaft/Stiftung Verbraucherinstitut (Hg.), Technisierung und Rationalisierung - überholte Zielsetzungen für den privaten Haushalt? Berlin/Bonn 1987.

8. Kapitel

- 1 August Bebel, Die Frau und der Sozialismus, Stuttgart/Berlin 1922, S. 469 (erstmalig Leipzig 1879 erschienen).
- 2 Ebda.
- 3 Ebda., S. 470.
- 4 Lily Braun, Frauenarbeit und Hauswirtschaft, Berlin 1901, S. 21-22.
- 5 Ebda., S. 26-27.
- 6 Ebda., S. 27-31.

- 7 Günther Uhlig, Kollektivmodell »Einküchenhaus«. Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus, 1900-1933, Gießen 1981.
- 8 Ebda., S. 31-32.
- 9 Zit. nach Hiltraud Schmidt-Waldherr, Rationalisierung der Hausarbeit in den zwanziger Jahren, in: Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Herausgegeben von Gerda Tornieporth, Berlin 1988, S. 32-54, hier: S. 37. Zur Diskussion des genossenschaftlichen Großhaushaltes in der Sozialdemokratie siehe Uhlig, Einküchenhaus, S. 56-70, sowie Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990, S. 106-114.
- 10 Darin liegt der grundlegende Irrtum der sozialistischen Haushaltsmodernisierer wie August Bebel und Lily Braun (aber auch derer, die wie Günther Uhlig oder Karen Hagemann der gesellschaftlichen Niederlage des Genossenschaftsmodells ein wenig nachtrauern), daß sie die komplexe Praxis der Zubereitung ähnlich den »Tayloristen« vornehmlich als mathematisierbare Größe begreifen, die, wenn auch nicht unter kapitalistischen, so doch zu sozialistischen, genossenschaftlichen Bedingungen »rationalisiert« werden könne. Gegen einen solch engen Arbeitsbegriff steht eine Praxis, wie Barbara Methfessel betont, die sogar die »Verschwendung« von Zeit und Kraft einschließt, also höchst »ineffizient« ist. Siehe dazu Barbara Methfessel, ...entscheidend bleibt die Arbeitskraft der Frau, in: Arbeitsplatz Haushalt, 1988, S. 55-85.
- 11 Heinz Hirdina, Rationalisierte Hausarbeit. Die Küche im Neuen Bauen, in: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte, 1983, S. 44-80; und Barbara Orland, Wäsche waschen. Technik- und Sozialgeschichte der häuslichen Wäschepflege, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 224-229. Zur Rationalisierung der Hausarbeit in der Weimarer Republik siehe neben Schmidt-Waldherr, Rationalisierung der Hausarbeit, die Studie von Barbara Orland, Effizienz im Heim. Die Rationalisierungsdebatte zur Reform der Hausarbeit in der Weimarer Republik, in: Kultur und Technik, Heft 4 (1983), S. 221-227; sowie jüngst: Hagemann, Frauenalltag, S. 99-117.
- 12 Frederic W. Taylor, Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung, Berlin 1913, S. 5.
- 13 Christine Frederick, Die rationelle Haushaltsführung. Betriebswissenschaftliche Studien, übersetzt von Irene Witte, Berlin 1921. (Der Titel des amerikanischen Originals lautete: The New Housekeeping. Efficiency Studies In Home Management, erschienen 1913).
- 14 Siehe S. 136-137.
- 15 Erna Meyer, Der neue Haushalt. Ein Wegweiser zu wirtschaftlicher Hausführung, Stuttgart 1926.
- 16 Zum Zusammenwirken der Planer des »Neuen Bauens« mit der Sozialdemokratie vgl. Adelheid von Saldern, Sozialdemokratie und kommunale Wohnungsbaupolitik in den 20er Jahren - am Beispiel Hamburg und Wien, in: Archiv für Sozialgeschichte 25, 1985, S. 183-237.
- 17 Georg Muche, Das Versuchshaus des Bauhauses, in: Ein Versuchshaus des Bauhauses in Weimar. Zusammengestellt von Adolf Meyer, München 1925, S. 15-23, hier: S. 15-16.
- 18 Meyer, Der neue Haushalt, S. 17 (Hervorhebungen im Original, m.w.).
- 19 Bruno Taut, Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin, Leipzig 1924, S. 104.
- 20 Zur Technik und Technikbegeisterung in den zwanziger Jahren siehe jüngst Joachim Radkau, Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Frankfurt am Main 1989, insbesondere S. 269-284.
- 21 Taut, Die neue Wohnung, S. 66. Tauts Buch wurde von Frauenzeitschriften und Haushaltsratgebern der zwanziger Jahre breit rezipiert; siehe Hagemann, Frauenalltag, S. 102.
- 22 Hirdina, Rationalisierte Hausarbeit, S. 55.
- 23 Zum Wohnungsbau in den zwanziger Jahren siehe Adelheid von Saldern, Neues Wohnen. Wohnverhältnisse und Wohnverhalten in Großanlagen der 20er Jahre, in: A. Schildt/A. Sywottek (Hg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/New York 1988, S. 201-221.
- 24 Hirdina, Rationalisierte Hausarbeit, S. 56-69.
- 25 Interview mit Grete Schütze-Lihotzky, gesendet vom Norddeutschen Rundfunk, 3. Programm, am 4. Juni 1989.

- 26 Fips, Wir lassen uns überholen - und stellen uns um auf neue Sachlichkeit, in: Frankfurter Generalanzeiger vom 7.4.1928, zit. nach Hirdina, Rationalisierte Hausarbeit, S. 64.
- 27 Ebda., S. 62.
- 28 Ebda., S. 65.
- 29 Siehe Elke Pahl-Weber/Dirk Schubert, Die Volksgemeinschaft unter steilem Dach? Ein ideologiekritischer Beitrag zum Wohnungs- und Städtebau der Zeit zwischen 1933 und 1945 in Hamburg, in: A. Schildt/A. Sywottek (Hg.), Massenwohnung und Eigenheim. S. 306-325; sowie Tilman Harlander/Gerhard Fehl (Hg.), Hitlers Sozialer Wohnungsbau 1940-1945, Hamburg 1986.
- 30 Meinhard Wagner, Küche und Bad in der Sozialwohnung, Aachen (Diss.) 1956, S. 21-32.
- 31 Vgl. u. a. The Labor Saving Kitchen, University of Missouri College of Agriculture Extension Service Circular 602, Columbia, Mo. Sept. 1951, oder Planning Step-Saving Kitchens, University of Minnesota Agricultural Extension Service, Extension Bulletin 246, Reprinted June 1946, oder Planning the Efficient Kitchen, Extension Service Institute of Agricultural Sciences The State College of Washington Pullman, Washington, Extension Bulletin 247, January 1946, zitiert nach: Hauswirtschaft und Wissenschaft, Heft 1, 1953, S. 50.
- 32 Ebda., S. 50-51.
- 33 Siehe neben Meinhard Wagner, Küche und Bad, die Bücher von Erika Brödner, Moderne Küchen, München 1950; Christa Müller, Zweckmäßigkeit der Küchentypen an Hand der Neubauten in Hamburg, Hamburg (Diss.) 1955; Max Hauschild, Einbauküchen im sozialen Wohnungsbau, Köln 1953; sowie jüngst die Fallstudie von Axel Schildt, Die Grindelohhäuser. Eine Sozialgeschichte der ersten deutschen Wohnhochhausanlage Hamburg-Grindelberg 1945-1956, Hamburg 1988, insbesondere S. 141-165.
- 34 Helmut Schönefeld, Die Küche im sozialen Wohnungsbau, in: Baurundschau, 41.Jg. 1951, Heft 11, S. 427-432. Zu ähnlichen Werten kam die Bundesforschungsanstalt für Hauswirtschaft 1955, die in zwei arbeitstechnischen Untersuchungen für einen Haushalt mit drei bis höchstens vier Personen eine Grundfläche von 6,3 qm für die Arbeitsküche errechnete. Familien mit vier bis sechs Personen benötigten entsprechend größere Küchen zu 8,3 qm; siehe Sabine Scherrinsky, Erprobung der Arbeitsküche auf ihre praktische Anwendbarkeit (Fortschritte und Forschungen im Bauwesen, Reihe D, Heft 21), Stuttgart 1955. Ebenfalls untersuchte das Institut für Bauforschung in Hannover zu Beginn der fünfziger Jahre die Arbeitsabläufe in der Küche und konnte dabei auf Analysen der Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen von 1928 aufbauen: 6 qm wurden dabei als arbeitsgünstige Küchenfläche für eine drei- bis vierköpfige Familie ermittelt; siehe Margarete Müller, Rationelle Küchen (Fortschritte und Forschungen im Bauwesen, Reihe D, Heft 14), Stuttgart 1953.
- 35 Hans Stolper, Zu den Richtlinien für Küche und Bad im sozialen Wohnungsbau. Entwurf DIN 18022, in: Baumeister, 1954, Heft 11, S. 725-728, hier: S. 726.
- 36 Eine zweizeilige Arbeitsküche (7,3 qm), ein Kochabteil (5 qm), eine Eßküche in L-Form (8,8 qm), eine Arbeitsküche in U-Form (6,2 qm), eine Eßküche parallel zur Außenwand (8,5 qm) sowie eine zweizeilige Arbeitsküche (7 qm); siehe Elfriede Stübler/Grete Uhlend/Hilde Deist, Untersuchungen über die Einrichtungen von Küchen für den Sozialen Wohnungsbau, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, Heft 1, 1957, S. 8-15.
- 37 Ebda.
- 38 Elke Osterloh, Frauenwünsche zum Wohnungsbau (Bautechnische Merkhefte für den Wohnungsbau, Heft 2), Berlin 1951, S. 18.
- 39 Ebda., S. 18 und 22.
- 40 Die alte Wohnküche, gegen deren »unhygienischen« Zustände die Planer des »Neuen Bauens« die strikte Trennung zwischen Küchenarbeit und Wohnen gesetzt hatten, kehrte in einer amerikanischen Variante als »work center« wieder. In diesem Modell stand die Küchenzeile inmitten eines großen Raumes, der zugleich zum Essen und Wohnen genutzt werden konnte. Gegen die Isolation der Hausfrau stellte dieser Entwurf die kommunikativen und sozialen Bedürfnisse wieder in den Vordergrund. Daß die Isolation in der Arbeitsküche allerdings auch als Konzentration, als Distanz von dem lärmenden Geschehen in der übrigen Familie erlebt werden konnte, betonte Erika Brödner: »Gegen die verschiedenen Geräusche in einem so vielseitigen Raum kann man sich

- nicht schützen. Wo gibt es dort eine Zuflucht vor dem ständig angestellten Radio, vor dem Klappern mit Tellern und Töpfen in der Küche, dem Schreien der Kinder, dem Schimpfen der Mutter, dem Pfeifen des Vaters?» Brödner, *Moderne Küchen*, S. 13.
- 41 Gesellschaft für Konsumforschung, Nürnberg, Rund um die Küche. Eine Basis-Untersuchung der GfK, Juli/August 1951 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 129); siehe dazu in einer ersten Auswertung dieser Erhebung: Inge Oestreicher, *Küchenmöbel und Verbraucherhaltung*, Nürnberg (Diss.) 1953. Zum Wohnen in der Bundesrepublik S. als Überblicksdarstellung: Hanna Brunhöber, *Wohnen*, in: *Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*. Herausgegeben von Wolfgang Benz, Band 3: *Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1989 (aktualisierte Neuauflage), S. 245-273; sowie als zeitgenössische Studie: Alfons Silbermann, *Vom Wohnen der Deutschen - Eine soziologische Studie über das Wohnerlebnis*, Köln/Opladen 1963.
- 42 Neue Heimat (Hg.), »So möchte ich wohnen!« Ergebnisse einer wohnungswirtschaftlichen Befragung, Hamburg 1955 (2 Bde.), Bd. II, S. 226.
- 43 51% der Befragten in Norddeutschland und 58% in Süddeutschland; nach sozialen Gruppen differenziert war dieser Wunsch besonders bei Arbeiterfamilien vorhanden, während die Angestellten lieber eine Einbauküche wollten, S. ebda., Bd. I, S. 91, sowie Bd. II, S. 63 und 225.
- 44 GfK, Rund um die Küche, 1951). Die GfK räumte selbst ein, daß, bezogen auf die Berufe des Haushaltsvorstandes, die Arbeiter und Landwirte in ihrem Sample zu gering vertreten seien. Daraus ergäben sich die abweichenden Daten zur Erhebung der »Neuen Heimat«, da vor allem Arbeiter- und Landwirtsfamilien Wohnküchen hatten.
- 45 Nach Küchenarten geordnet ergab sich folgendes Bild:
- | | zufrieden | unzufrieden | unbeantwortet |
|--------------|-----------|-------------|---------------|
| Kochnische | 28,6 % | 71,4 % | - |
| Wohnküche | 42,1 % | 57,0 % | 0,9 % |
| Arbeitsküche | 43,8 % | 55,2 % | 1,0 % |
| Einbauküche | 77,8 % | 22,2 % | - |
- Oestreicher, *Küchenmöbel*, 1953, S. 67.
- 46 GfK, Rund um die Küche, 1951.
- 47 Ebda.
- 48 Gerhard Baumert/Edith Hünninger, *Deutsche Familien nach dem Kriege*, Darmstadt 1954, S. 116.
- 49 Ebda., S 116-177.
- 50 Ebda., S. 117.
- 51 Vgl. dazu auch Schildt, *Grindelhochhäuser*, bes. S. 151-156.
- 52 Interview mit Frau L. am 9.2.1990.
- 53 Es gab Anfang der fünfziger Jahre etliche solcher Ausstellungen, von denen Meinhard Wagner u. a. folgende aufzählt: die Ausstellung des Deutschen Werkbundes 1949 in Köln, die Wanderausstellungen des Landesbaupflegeamtes Westfalen, die Constructa-Bauausstellung 1951, die Ausstellungen »Die Küche der modernen Frau« in Dortmund 1952 oder »Wir bauen für Dich« 1952 in Recklinghausen; siehe Wagner, *Küche und Bad*, S. 60.
- 54 Gesellschaft für Konsumforschung e.V., Nürnberg, »Gute Küchen - wenig Arbeit«. Eine Befragung der Ausstellungsbesucher, November 1954 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 229).
Insgesamt wurden 2.162 Besucherinnen und Besucher befragt, die überwiegend aus Stuttgart und Umgebung kamen, zu über 60% Frauen waren und vor allem der jüngeren Generation unter 45 Jahren angehörten. Personen aus Haushalten mit vier und mehr Personen waren überdurchschnittlich mit 43,3% vertreten. Jeweils 30% der befragten Personen waren Hausfrauen und Angestellte. Arbeiter und Beamte waren nur zu je rund 7% vertreten. Nach dem Beruf des Haushaltsvorstandes befragt dominierten mit 36,3% die Angestellten (Arbeiter 11,3%, Beamte 15,3%).
- 55 Ebda.

9. Kapitel

- 1 Siegfried Giedion, *Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte*, Frankfurt am Main (Sonderausgabe) 1987, S. 588-589.

- 2 Ebda.
- 3 Wilhelm Coulon, Die Anfänge des elektrischen Kochens - wie ich sie sah, in: Elektrowärme-Jahrbuch 1931, hg. von G. Dettmar, Berlin 1931, S. 96-99, hier: S. 96-97.
- 4 Dorothee Wierling, Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Berlin/Bonn 1987, S. 106.
- 5 Johanna Naegele, Technik und Organisation im Dienste der Hausfrau, Breslau (Diss.) 1918, S. 110.
- 6 Coulon, Anfänge, 1931, S. 96-99. Daß die technische Entwicklung von elektrischen Haushaltsgeräten deshalb nicht mit ihrem Verbreitungsgrad gleichgesetzt werden darf, und die Zeitspannen zwischen Entwicklung, Produktion und Einsatz im Haushalt sehr unterschiedlich waren, betonen Herrad Ulrike Bussemer/Sibylle Meyer/Barbara Orland/Eva Schulze, Zur technischen Entwicklung von Haushaltsgeräten und deren Auswirkungen auf die Familie, in: Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Herausgegeben von Gerda Tornieporth, Berlin 1988, S. 116-127.
Die Autorinnen haben ihre Untersuchungen im Rahmen eines Forschungsprojekts am Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung in Berlin/West vorgenommen, das von Oktober 1984 an mit Mitteln der Stiftung Volkswagenwerk gefördert wurde, dessen Ergebnisse bislang jedoch noch nicht vollständig veröffentlicht sind. Ich danke daher Herrad Ulrike Bussemer herzlich für die Einsichtnahme in den zweiten Forschungsbericht des Projekts »Zur Sozialgeschichte der Haushaltstechnik mit Schwerpunkt im 20. Jahrhundert« vom April 1987.
- 7 Gerold Ambrosius, Die wirtschaftliche Entwicklung von Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerken, in: H. Pohl (Hg.), Kommunale Unternehmen. Geschichte und Gegenwart, Stuttgart 1987, S. 125-153.
- 8 Erich Schäfer, Die Verbreitung von Elektro- und Gasapparaten. Eine marktanalytische Studie über die Absatzbedingungen in den 20 Verwaltungsbezirken Groß-Berlins, Stuttgart 1993, S. 12.
- 9 Lothar Reissmüller, Die Interessen öffentlicher Elektrizitätswerke an der Bedarfsweckung und -deckung elektrotechnischer Erzeugnisse, Berlin (Diss.) 1935, S. 9.
Eine Sammlung von Erinnerungen an die Elektrifizierung in Österreich bietet Viktoria Arnold (Hg.), »Als das Licht kam«. Erinnerungen an die Elektrifizierung, Wien/Köln/Graz 1986.
- 10 Theodor Krückels, Konstruieren nach marktgerichteten Gesichtspunkten (Unter besonderer Berücksichtigung der ländlichen Absatzverhältnisse für Elektrogeräte), Würzburg 1935, S. 26.
Evident waren die sozialen Abstufungen im Besitz von Elektrogeräten. Während nahezu jeder Haushalt der Gruppe 1, zu denen Krückels Lehrer, Pfarrer, Ärzte, Rechtsanwälte, Fabrikanten und höhere Beamte zählte, ein Bügeleisen und 62% von ihnen einen Rundfunkempfänger besaßen, waren in nur 58% der Arbeiterhaushalte ein Bügeleisen, bzw. nur in 7% ein Radio vorhanden. Die gleiche soziale Diskrepanz gilt für die Ausstattung mit Staubsaugern, Waschmaschinen, elektrischen Herden oder Kaffeemaschinen.
- 11 Krückels, Konstruieren, S. 27-28.
- 12 Kochen, Braten, Backen in der elektrischen Haushaltsküche, bearbeitet von W. Hensel. Herausgegeben von der Hauptberatungsstelle für Elektrizitätsanwendung e.V. und der Rationalisierungs-Gemeinschaft Elektrizitätsanwendung beim RKW, Frankfurt 1958.
- 13 Hans Vogt, Die Gerätesättigung im Haushalt, Berlin 1940, S. 9.
- 14 Krückels, Konstruieren, S. 35.
- 15 Ebda., S. 29.
- 16 Eine »Erste Ausstellung neuzeitlicher Gebrauchsgeräte aus USA« fand in Stuttgart vom 20. März bis 25. April 1951 statt. Sie wurde vom Museum of Modern Art in New York zusammengestellt und mit Hilfe amerikanischer ECA-Behörden als Wanderausstellung in Deutschland und Europa gezeigt; S. den Katalog: Landesgewerbeamt Stuttgart (Hg.), Industrie und Handwerk schaffen neues Hausgerät in USA (Katalog zur Ausstellung), Stuttgart 1951.
- 17 Institut für Demoskopie, Allensbach, Kochgeräte. Bestand und Bedarf in Westdeutschland, Juli 1950 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSG 132 - 81).
Allerdings verfügten viele Haushalte über eine Kombination von Kohle- und Gasöfen. Laut einer Umfrage der »Neuen Heimat« aus dem Frühjahr 1954 kochten in Norddeutschland fast die Hälfte der Haushalte mit Gas bzw. einer Gas/Kohlekombination,

in Süddeutschland knapp ein Drittel der Haushalte auf Kohleherden, ein Viertel mit Gas bzw. mit einer Gas/Kohle-Kombination. Einen elektrischen Herd besaßen nur 11% der Haushalte im Norden und 8% in Süddeutschland. Befragt nach ihren Wünschen wollten nur wenige in Zukunft allein mit einem Kohleherd kochen. Vielmehr stand der Gasherd an der Spitze der Wunschliste bzw. eine Kombination von Kohle und Gas. Das starke Votum für eine kombinierte Energieversorgung führte die »Neue Heimat« auf die Kriegserfahrung zurück, also auf die Gewißheit, im Notfall auf Kohle zurückgreifen zu können. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß der Kohleofen in der Küche zugleich deren Heizung war; S. Neue Heimat (Hg.), »So möchte ich wohnen!« Ergebnisse einer wohnungswirtschaftlichen Befragung, Hamburg 1955 (2 Bde.), Bd. I, S. 90-91, und Bd. II, S. 69 und 229/231.

- 18 Überdurchschnittlich waren Haushalte von Freiberuflern und Selbständigen vertreten, wohingegen die Haushalte von an- und ungelernten Arbeitern und Rentnern unter dem Durchschnitt lagen; S. Der westdeutsche Markt in Zahlen. Ein Handbuch für Forschung, Werbung und Verkauf. Herausgegeben vom DIVO-Institut, Frankfurt am Main 1958, S. 110.

Aber noch 82% aller Haushalte hatten kein fließendes Warmwasser, sondern mußten sich das heiße Wasser im Boiler oder auf dem Herd selbst zubereiten; ebd., S. 103. 1962 hatten immerhin 48% der Befragten einen Kohlenherd, aber fließendes Warmwasser gab es erst in 22% der Haushalte. Diese Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage des Instituts für Absatzforschung Andreas Ketels (IFAK) in Wiesbaden sind veröffentlicht in: Helmut Ehrmann (Hg.), Die Frau und ihre Küche. Eine Präsentation aus dem REVUE-Haus, München 1962.

- 19 Institut für Demoskopie, Allensbach, Die soziale Wirklichkeit, 1955 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz Zsg 132-449).

- 20 Der westdeutsche Markt in Zahlen. Ein Handbuch für Forschung, Werbung und Verkauf, herausgegeben vom DIVO-Institut, Frankfurt am Main 1958; sowie Der westdeutsche Markt in Zahlen. Ein Handbuch für Forschung, Werbung und Verkauf (Neubearbeitung 1962), herausgegeben vom DIVO-Institut, Frankfurt am Main 1962.

- 21 Erstmals 1962/63 führte das Statistische Bundesamt in über 170.000 Haushalten eine umfassende Stichprobe zu Einkommen und Verbrauch privater Haushalte in der Bundesrepublik Deutschland durch, die 1969, 1973, 1978 und 1983 wiederholt wurde. Zur Methodik dieser Erhebung siehe Arnim Sobotschinski, Die Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 1962/63. Zur Einführung in die Ergebnisse über die Marktentnahme privater Haushalte für den Verbrauch, in: Wirtschaft und Statistik, 1965, S. 483-487.

Im Rahmen dieser Stichprobe wurde ebenfalls nach der Ausstattung der Haushalte mit langlebigen Gebrauchsgütern gefragt, deren Ergebnisse gesondert publiziert wurden: Statistisches Bundesamt, Fachserie M, Reihe 18: Ausstattung der privaten Haushalte mit ausgewählten langlebigen Gebrauchsgütern 1962/63, Stuttgart/Mainz 1964. Siehe dazu Helga Schmucker, Die Technisierung des Haushalts bei steigendem Wohlstand; seine arbeitswirtschaftlichen und geldwirtschaftlichen Probleme, in: Ergebnisse landwirtschaftlicher Forschung X (1968), S. 283-309.

- 22 Differenziert nach Einkommensklassen der 4-Personenhaushalte besaß ein Drittel der Selbständigenhaushalte in der Einkommensklasse zwischen 800 und 1200 DM elektrische Küchenmaschinen, aber nur knapp 12% der Arbeiterhaushalte mit demselben Einkommen. Ein elektrischer Mixer stand in dieser Einkommensklasse in nahezu einem Viertel aller Selbständigen-, Beamten- und Angestelltenhaushalte, hingegen in 17% der Arbeiterhaushalte, und eine elektrische Kaffeemaschine war zu Beginn der sechziger Jahre nur in der höchsten Einkommensklasse ab 1200 DM in einer nennenswerten Anzahl vorhanden.

Auch bei der Anschaffung dieser Geräte traten soziale Unterschiede hervor: Während ein Drittel der Haushalte von Selbständigen schon in den Jahren 1953-57 ihre Küchenmaschine gekauft hatten, waren es bei den Beamten, Angestellten und Arbeitern ein Fünftel. Nahezu 60% der Küchenmaschinen und elektrischen Mixer waren in den Jahren 1958 bis 1961 angeschafft worden; S. Statistisches Bundesamt, Fachserie M, Reihe 18: Ausstattung der privaten Haushalte mit ausgewählten langlebigen Gebrauchsgütern 1962/63.

- 23 Giedion, Herrschaft der Mechanisierung, S. 650-651.

- 24 Ullrich Hellmann, Höchst unauffällig. Der Aufstieg des Kühlschranks zur Unabdingbarkeit, in: Unter Null. Kunst, Kälte und Kultur. Konzipiert von Hans-Christian Täubrich und Jutta Tschöcke. Herausgegeben vom Centrum Industriekultur Nürnberg

- und dem Münchener Stadtmuseum, München 1991, S. 143-155.
- 25 Hans-Luidger Dienel, Eis mit Stil. Die Eigenarten deutscher und amerikanischer Kältetechnik, in: ebda., S. 100-111.
- 26 Der Volkswirt, Nr. 33 (1953), S. 17.
- 27 Gertrud Altmann-Gädke, Erprobtes Haushalten. Handbuch der Hausfrauenarbeit, Hamburg 1950, S. 9.
- 28 Institut für Demoskopie, Allensbach, Die soziale Wirklichkeit, 1955 (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-449).
- 29 Institut für Demoskopie, Allensbach, Wunsch und Besitz, 1958 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-707).
- 30 Statistisches Bundesamt, Fachserie M, Reihe 18: Ausstattung der privaten Haushalte mit ausgewählten langlebigen Gebrauchsgütern 1962/63, Stuttgart/Mainz 1964.
- 31 Ebda.
- 32 Ebda.
- 33 Neckermann-Katalog Nr. 150, Frühjahr/Sommer 1956, S. 186 (Archiv der Neckermann KG, Frankfurt am Main).
- 34 Neckermann-Katalog Nr. 154, Frühjahr/Sommer 1958, S. 314-316 (Archiv der Neckermann KG, Frankfurt am Main).
- 35 Eine elektrische Küchenmaschine stand an neunter Stelle der Wunschliste; s. Institut für Demoskopie, Die soziale Wirklichkeit, 1955.
- 36 Mittlerweile war die Küchenmaschine nach der Waschmaschine und dem Fernseher an die vierte Stelle gerückt; S. Institut für Demoskopie, Wunsch und Besitz, 1958.
- 37 Ebda.
- 38 Interview mit Frau H. am 12.1.1990.
- 39 Ebda.
- 40 Gesellschaft für Konsumforschung e.V., Nürnberg, »Kühlschränke«. Eine Stich-Enquête, Dezember 1949/Januar 1950 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 239).
- 41 Die Beschaffungswege der Konsumenten bei Großartikeln des Hausrats. Sonderheft 4 der Mitteilungen des Instituts für Handelsforschung an der Universität Köln, Köln 1954, sowie Paul W. Meyer/Robert Radler, Einkaufswege für langlebige Gebrauchsgüter. Eine Untersuchung der GfK, in: Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung, 1969, S. 240-271.
- 42 Ebda.
- 43 Ebda.
- 44 Vgl. S. 62-64.
- 45 Vgl. S. 9-10.
- 46 Hans Magnus Enzensberger, Das Plebiszit der Verbraucher, in: Ders., Einzelheiten I. Bewußtseins-Industrie, Frankfurt am Main 1964, S. 167-178, hier: S. 168.
- 47 Ich beschränke mich im folgenden auf das Angebot der Haus- und Küchengeräte. Damit entfallen in diesem Abschnitt elektrische Unterhaltungsgeräte wie Plattenspieler, aber auch Waschmaschinen. Auf die Kühlschränke, die in den fünfziger Jahren eine herausragende Rolle spielten, komme ich weiter unten zurück. In die Auswertung konnten die Neckermann-Kataloge Nr. 150 Frühling/Sommer 1956 bis Nr. 165 Herbst/Winter 1963/64 einbezogen werden. Ich möchte deshalb nicht versäumen, an dieser Stelle für die bereitwillige Hilfe zu danken, mit der mir die Archivabteilung der Neckermann KG diese Kataloge zur Verfügung gestellt hat.
- 48 Neckermann-Katalog Nr. 150 Frühling/Sommer 1956.
- 49 Neckermann-Katalog Nr. 152 Frühling/Sommer 1957. Der Preis der Kaffeemühle wurde allerdings schon ein halbes Jahr später um fast zehn DM auf 34,50 DM gesenkt; siehe Neckermann-Katalog Nr. 153 Herbst/Winter 1957/58.
- 50 Neckermann-Katalog Nr. 152 Frühling/Sommer 1957, S. 225.
- 51 Neckermann-Katalog Nr. 156 Frühling/Sommer 1959, S. 304.
- 52 Neckermann-Katalog Nr. 158 Frühling/Sommer 1960, S. 344.
- 53 Ebda.
- 54 Vgl. dazu auch das 15. Kapitel »Rhetorik des Essens«.
- 55 Neckermann-Katalog Nr. 165 Herbst/Winter 1963/64.
- 56 Interview mit Frau G. am 28.2.1990.
- 57 Vgl. dazu Bernward Joerges, Technik im Alltag, Frankfurt am Main 1988, insbesondere

- re den Aufsatz von Kar. H. Hörning, Technik im Alltag und die Widersprüche des Alltäglichen, in: ebda., S. 51-94.
- 58 Gesellschaft für Konsumforschung e.V., Hausfrauenbefragung über Küchenmaschinen, 1962 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 778).
Als zeitgenössische, in erster Linie technikorientierte Studie S. Elfriede Stübler/Gabriele Hübscher/Anneliese Einelberg, Küchenmaschinen, Frankfurt am Main 1958.
- 59 15% besaßen zusätzlich einen Entsafter, 11% ein Handgerät und 4% einen Mixer als Einzellgeräte. Als Zusatzteile zur Küchenmaschine waren ein Mixer und ein Rühr- und Knetwerk in fast allen Haushalten vorhanden. 75% besaßen noch ein Schneide- und Schnitzelgerät, mehr als ein Drittel hatte eine Kaffeemühle, eine Saftzentrifuge oder einen Fleischhacker. Passiergeräte als Zusatzteil gab es in 25% der Haushalte, eine Zitruspresse in 14% und ein Kartoffelschälgerät nur noch in 5% der befragten Haushalte. Für das elektrische Handgerät gab es in den Haushalten, in denen es vorhanden war, zu fast 80% einen Schneebesen und für über die Hälfte Knethaken als Einzelteile. In über 30% der Haushalte waren noch Messersterne, Schlagscheiben und Zusätze für das Kaffeemahlen vorhanden; S. GfK, Hausfrauenbefragung über Küchenmaschinen, 1962.
- 60 Ebda.
- 61 Ebda.
- 62 Jakob Tanner, Grassroots-History und Fast Food, in: Geschichtswerkstatt 12, 1987, S. 49-54, hier: S. 52.
- 63 Die Kategorie der Effizienz, die mit der Technik auf das Engste verknüpft ist, vermag nur einen Teil der Hausarbeit zu erfassen, und es ist nur folgerichtig, wenn Barbara Methfessel von der Existenz einer »eigenen Ökonomie« der Hausarbeit spricht. Siehe Barbara Methfessel, ... entscheidend bleibt die Arbeitskraft der Frau, in: Arbeitsplatz Haushalt, 1988, S. 55-85. Daß es in direktem Gegensatz zur Rationalitätslogik der Effizienz auch eine Logik, eine Ökonomie der »Verschwendung« gibt, hat u. a. Hans Medick analysiert: Ders., Plebejische Kultur, plebejische Öffentlichkeit, plebejische Ökonomie. Über Erfahrungen und Verhaltensweisen Besitzarmer und Besitzloser in der Übergangsphase zum Kapitalismus, in: Berdahl u. a., Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung, Frankfurt am Main 1982, S. 157-204.

10. Kapitel

- 1 Einen Überblick über die Geschichte der Konservierung geben Hans Jürgen Teuteberg/Günter Wiegelmann, Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung, Göttingen 1972, S. 78-85; Jack Goody, Cooking, Cuisine and Class. A Study in Comparative Sociology, Cambridge 1982, S. 157-161.
- 2 Ebda.
- 3 Wilhelm Treue, Das Aufkommen der Ernährungsindustrie, in: Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert. Hg. von E. Heischkel-Artelt, Göttingen 1976, S. 99-116.
- 4 Ebda., S. 103.
- 5 Ebda., S. 100-101.
- 6 Ebda., S. 112-113. Siehe auch Wolfgang Seidel, Die deutsche Gemüsekonservenindustrie, Köln (Diss.) 1926.
- 7 Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1956, hg. vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden, Stuttgart 1957, S. 512-515.
- 8 Wilhelm Busch/Dieter Link/Hans Diedrich Ostendorf, Marktstruktur, Preisbildung und Handelsspannen bei Obst und Gemüse, hg. von der Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und -soziologie e.V., Bonn 1966 (masch.), S. 38-43.
- 9 Institut für Demoskopie, Allensbach, Gemüse- und Obstkonserven. Marktanalyse 1956, 1956 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-544 I).
- 10 Elisabeth Pfeil, Die Berufstätigkeit von Müttern, Tübingen 1961, S. 290-291.
- 11 Institut für Demoskopie, Allensbach, Gemüse- und Obstkonserven, 1956.
- 12 Ebda.
- 13 Anfang der siebziger Jahre ermittelte das Infratest-Institut im Auftrag der Centralen Marketinggesellschaft der deutschen Agrarwirtschaft CMA, daß 37% der Haushalte

wenigstens einmal in der Woche Obstkonserven und 36% mindestens einmal Gemüsekonserven verwendeten. Die Gründe lagen für die befragten Hausfrauen vor allem in der Bequemlichkeit. So müsse das Gemüse nicht mehr geputzt, das Obst geschält werden und es blieben keine Abfälle übrig. Der zweite Vorteil bestehe in der Lagerfähigkeit und der Vorratshaltung sowie der Saisonunabhängigkeit. Bemängelt wurden der geringere Vitamingehalt im Vergleich zu frischem Obst und Gemüse sowie der »Dosengeschmack«. Die Skespis, daß für Konserven, vor allem bei ausländischen Fabrikaten, schlechtere Rohprodukte verwendet würden, hielt sich auch noch Anfang der siebziger Jahre, so daß die Glas- gegenüber der Blechkonserve einen deutlichen Pluspunkt besaß. Andererseits bevorzugten die Hausfrauen deutsche Konserven, die das Image der »deutschen Wertarbeit« und die Gewißheit, dieses Obst und Gemüse sei »hier gewachsen« gegenüber ausländischen Konserven für sich nutzen konnten. Gekauft wurde allerdings nach dem Preis – und wenn es entsprechende Sonderangebote gab, griffen die Hausfrauen gleichfalls zu Konserven aus dem Ausland; S. Hermann Frohn, Verwendungsgewohnheiten – Verwendungsmotive bei Obst- und Gemüsekonserven, in: Ernährungswirtschaft, 19. Jg. 1972, A 223-224.

- 14 Interview mit Frau H. am 12.1.1990.
- 15 Ebda.
- 16 Institut für Demoskopie, Allensbach, Gemüse- und Obstkonserven, 1956.
- 17 Ebda.
- 18 Werner Luckey, Zwei Jahrzehnte Dr. Oetker Verkauf 1946-1967, o.O. o.J. (Bielefeld 1967), 2 Bände, masch., (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld), hier Band 2, S. 186-187.
- 19 Jahresberichte der Verkaufsabteilung, 1955 ff. (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld, P1/431).
- 20 Institut für Demoskopie, Allensbach, Das Einmachen, 1953/4 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-284 III) sowie Dass., Das Einkochen. Gründe, Gewohnheit, Gläser-typen, Bestand, Marken, 1955 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-388).
- 21 Ebda.
- 22 Das Verhältnis verschob sich natürlich in der Stadt/Land-Relation. Während auf den Dörfern 58% der Haushalte, die einkochten, einen Garten besaßen, waren es in den Großstädten 34%; ebda.
- 23 Die Haushalte der Alleinstehenden machten in der Regel 47 Gläser ein, die großen Haushalte mit vier Personen und mehr 81 Gläser; ebda.
- 24 Ebda.
- 25 Die Hausfrauen zwischen 30 und 44 Jahren standen mit 51%, die zwischen 45 bis 59 Jahren mit 47% den Obst- und Gemüsekonserven generell positiv gegenüber; siehe Institut für Demoskopie, Allensbach, Gemüse- und Obstkonserven, 1956).
- 26 Interview mit Frau G. am 28.2.90.
- 27 Anne-Katrin Einfeld, Zwischen alten Werten und neuen Chancen. Häusliche Arbeit von Bergarbeiterfrauen in den fünfziger Jahren, in: Lutz Niethammer (Hg.), »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist«. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930, Band 2, Berlin/Bonn 1983, S. 149-190, hier: S. 161.
- 28 Keine Angst vor der Küchenmaschine. Herausgegeben von der Bundesforschungsanstalt für Hauswirtschaft, Stuttgart, Frankfurt am Main 1959, S. 7.
- 29 Siehe die Untersuchung zum Hauswirtschaftsunterricht von Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990, S. 117-132.
- 30 Einfeld, Zwischen alten Werten und neuen Chancen, S. 182.

11. Kapitel

- 1 Werner Luckey, Zwei Jahrzehnte Dr. Oetker Verkauf 1946-1967, o.O. o.J. (Bielefeld 1967), 2 Bände, masch., hier: Band 2, S. 156.
- 2 Jahresberichte der Verkaufsabteilung 1955 ff. (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld, P1/431).
- 3 Luckey, Zwei Jahrzehnte, Bd. 2, S. 178-179.
- 4 Jahresbericht der Verkaufsabteilung 1956 (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld, P1/431).
- 5 Luckey, Zwei Jahrzehnte, Bd. 2, S. 179.
- 6 Jahresbericht der Verkaufsabteilung 1959 (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld, P1/431).

- 7 Luckey, Zwei Jahrzehnte, Bd. 2, S. 173-174.
- 8 Ebda., S. 179-180.
- 9 1947 übernahm die Nestlé AG in Vevey/Schweiz das Unternehmen. Zur Geschichte Maggis siehe Susanne B. Schmidt, »Julius Maggi - Singens würziger Weg zur Industriestadt«, in: A. G. Frei (Hg.), Habermus und Suppenwürze, Konstanz 1987, S. 111-143; Willy Buschak, Die Geschichte der Maggi-Arbeiterschaft, Hamburg 1989.
- 10 Gertrud Herrig berichtet in ihrer Untersuchung über die Veränderungen des Essens auf dem Lande, daß sich die Alltagskost bis kurz nach dem Zweiten Weltkrieg kaum änderte. »Dagegen vollzog sich durch die Anwendung eines neuen Würzmittels eine ganz große Veränderung im Hinblick auf den Wohlgeschmack, besonders der Suppen. Einige Jahre nach dem 1. Weltkrieg konnte man in Bitburg erstmals Maggi kaufen. Obwohl ziemlich teuer, setzte sich Maggi bald überall durch und war auch im Dorfladen erhältlich.« Gertrud Herrig, Ländliche Nahrung im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts, Meisenheim am Glan 1974, S. 155.
- 11 Für 81% der Hausfrauen hatte sich der Name Maggi für die Suppenwürze als Synonym durchgesetzt, obgleich über die Hälfte wußte, daß am Markt durchaus mehrere Marken existierten; siehe Institut für Demoskopie, Allensbach, MAGGI - Die Resonanz einer Marke, März 1953 (masch.), (BA Koblenz ZSg 132-233); Dass., Maggi-Würze. Das Verhältnis zum Produkt, zur Marke und zur Aufmachung, Juli 1954 (masch.), (BA Koblenz ZSg 132 - 344).
- 12 Vgl. »Einführungsdaten verschiedener Produkte«, Übersicht der Nestlé Maggi GmbH 1960, Verfasser: Leiber; Merkantil-Erzeugnisse. Übersicht über das gegenwärtige Sortiment, vom 12. Mai 1969, mit Einführungsdaten; Preislisten für Wiederverkäufer, verschiedene Jahrgänge (sämtlich: Archiv des Maggi-Werks Singen).
- 13 Ernest Dichter, Strategie im Reich der Wünsche, Düsseldorf 1961, S. 172-173.
- 14 Diese und die folgenden Daten entstammen verschiedenen Untersuchungen des Instituts für Demoskopie, Allensbach über den Verbrauch von Suppen und kochfertigen Suppenerezeugnissen, die im Auftrag der Maggi in den Jahren 1950 bis 1954 durchgeführt worden sind (sämtlich im Bundesarchiv Koblenz unter den Signaturen: ZSg 132-82, -110, -131, -158, -173 III, -193, -204, -217 (I), -221, -228 (II), -263, -311, -343).
- 15 Ebda.
- 16 Zu den internationalen Verflechtungen siehe auch Jean Heer, Weltgeschehen 1866-1966. Ein Jahrhundert Nestlé, Rivaz/Schweiz 1966.
- 17 Institut für Demoskopie, Allensbach, Verbrauch von Suppen und kochfertigen Suppenerezeugnissen.
- 18 »Glutamat ist das Natriumsalz der Glutaminsäure (einer Aminosäure), wird gewonnen aus Weizenkleber, Sojamehl oder Rübenzuckermelasse durch Hydrolyse mit Salzsäure. Aus dem entstehenden Gemisch verschiedener Aminosäuren wird die Glutaminsäure abgetrennt und mit Natronlauge in Glutamat verwandelt.« Kahrs/Leifer, Warenkunde des Lebensmittelhandels, Band II Genussmittel, Würzmittel, Köln/Braunsfeld 1959, S. 238.
- 19 Die geschmacksbeeinflussende Eigenschaft von Seetalgen ist in Japan seit Jahrhunderten bekannt. Dort wird traditionsgemäß Seetalgenbrühe gekocht, die als Geschmacksverstärker vielen Speisen beigelegt wird. Seitdem zu Beginn dieses Jahrhunderts MSG als Ursache für diese Geschmacksverstärkung entdeckt wurde, begann Japan damit, Glutamat industriell zu produzieren, und ist bis heute der weltgrößte Produzent von MSG geblieben.
Zu MSG siehe: Joseph A. Maga, Flavor Potentiators, in: CRC Review in Nutrition and Food Sciences, Vol. 13, Issue 3, 1983, p. 231-312, sowie: Monosodium Glutamate (MSG). A Scientific Summary by the Institute of Food Technologists' Expert Panel on Food Safety & Nutrition and the Committee on Public Information, in: Food Technology, October 1980, p. 49-53. Für die Zusammenstellung dieser Materialien danke ich sehr herzlich Frau Dr. Daniela Schlettwein-Gsell, Basel.
- 20 Siehe Yojiro Kawamura, Morley R. Kare (Hg.), Umami: A Basic Taste. New York/Basel 1987.
- 21 So haben zwölf asiatische Konsumentenorganisationen in einer »Deklaration von Bangkok« zu einer Kampagne gegen den Mißbrauch von Glutamat aufgerufen. Siehe Test, Zeitschrift der Stiftung für Konsumentenschutz, Nr. 156, April 1987, S. 6.
Manchen ist aus eigener Erfahrung das sogenannte »China-Restaurant-Syndrom« bekannt, daß nach dem Genuß von chinesischem Essen, das reich an Glutamat ist, körperliche Müdigkeit, Erhitzung und ein Gefühl des Drucks auf der Brust auftreten kön-

- nen.
- 22 Maggi GmbH an das Badische Ministerium des Innern, 27.8.1951 (BA Koblenz, Bestand Gesundheitsministerium, B 142-1661).
 - 23 Zum Genehmigungsverfahren S. den Aktenbestand im Bundesarchiv Koblenz: Gesundheitsministerium B 142-1661.
 - 24 Institut für Demoskopie, Allensbach, Kennen die Hausfrauen Glutamat? August 1955 (masch.), (BA Koblenz ZSg 132-432).
 - 25 Institut für Demoskopie, Allensbach, Verbrauch von Suppen und kochfertigen Suppenzeugnissen.
 - 26 Gesellschaft für Konsumforschung, Nürnberg, Suppenverbrauch 1956, August 1956 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 379 d). Aber so traditionell festgefügt waren die ländlichen Ernährungsgewohnheiten nicht, daß in Zeiten großen Arbeitsanfalles bei der Ernte oder der Aussaat nicht doch kochfertige Suppen gegessen wurden, weil ihre Zubereitung eben wenig Zeit in Anspruch nahm.
 - 27 Ebda.
 - 28 Ebda.
 - 29 Ottokar Wolf, Testmarkt für ein Fertiggericht, in: Die Absatzwirtschaft, Dezember 1962, S. 864-868.
 - 30 Ebda.
 - 31 Der Zeitpunkt war mit Absicht gewählt worden, um das Camping-Saisongeschäft, von dem das Unternehmen eine besonders hohe Nachfrage nach Fertiggerichten erwartete und damit verzerrte Zahlen gebracht hätte, auszuschließen; ebda.
 - 32 Ebda.
 - 33 Gesellschaft für Konsumforschung, Der Markt für Ravioli, Januar 1962 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 718).
 - 34 Allerdings stand Anfang der sechziger Jahre die italienische Küche in der Wertschätzung der Frauen keineswegs obenan. Auf die Frage, wo man als Deutscher am besten, am zweitbesten usw. essen könnte, erhielt Frankreich, das »klassische« Land der Feinschmecker, die meisten Nennungen, und Italien nahm nach Holland, Österreich und Schweden den fünften Rang ein, gefolgt von Amerika und Spanien; ebda.
 - 35 Zum Vergleich: In den USA kamen Anfang der fünfziger Jahre bereits die ersten Tiefkühlmahlzeiten auf den Markt, die als »Frozen TV Dinners« bewußt als abendliche Mahlzeit vor dem Fernseher konzipiert worden waren; s. Norge W. Jerome, Frozen (TV) Dinners – The Staple Emergency Meals of a Changing Modern Society, in: A. Fenton/T. M. Owen (Hg.), Food in Perspective. Proceedings of the Third International Conference of Ethnological Food Research, Cardiff, Wales, 1977, Edinburgh 1981, S. 145-156.
 - 36 Vgl. dazu Ullrich Hellmann, Künstliche Kälte. Die Geschichte der Kühlung im Haushalt, Berlin 1990.
 - 37 Siegfried Giedion, Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte, Frankfurt am Main 1987 (Sonderausgabe), S. 647-650.
 - 38 Jutta Tschoeke, Frostige Glieder, Aspekte der Kühlkette, in: Unter Null. Kunsteis, Kälte und Kultur. Konzipiert von Hans-Christian Täubrich und Jutta Tschoeke. Herausgegeben vom Centrum Industriekultur Nürnberg und dem Münchener Stadtmuseum, München 1991, S. 128-142, hier: S. 133.
 - 39 Erwin Hilck/Rudolf Auf dem Hövel, Jenseits von minus Null. Die Geschichte der deutschen Tiefkühlwirtschaft, herausgegeben vom Deutschen Tiefkühlinstitut, Köln, Hamburg 1979, S. 14. Siehe auch Hans Mosolf (Hg.), Der Aufbau der deutschen Gefrierindustrie, Hamburg 1941.
 - 40 Hilck/Auf dem Hövel, Jenseits von minus Null, S. 21.
 - 41 Es gibt keine genauen Zahlen über den Umfang der damaligen Produktion, die ausschließlich für die Armee bestimmt war; man kann aber eine Menge von 100 - 150.000 t für 1942 ansetzen und für 1943 mit rund 200.000 t rechnen - eine Menge, die nach dem Krieg erst wieder um 1970 erreicht worden ist; ebda., S. 43-44.
- Wie aufmerksam noch während des Kriegs die ausländische Forschung beobachtet worden ist, zeigt eine Sammlung von Berichten und Aufsätzen vor allem aus US-amerikanischen, englischen und schwedischen Quellen zu neuen Verfahren in der Gefrierwirtschaft, die das Institut für Wirtschaftsbeobachtung der deutschen Fertigware 1944 anlegte; S. Gefrierwirtschaft. Berichte und Veröffentlichungen aus Wissenschaft und Praxis. Berichterstattung im Auftrage der Gesellschaft für Konsumforschung e.V. vom In-

- stitut für Wirtschaftsbeobachtung der deutschen Fertigware, Nürnberg, Nürnberg o.J. (1944) (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 71).
- 42 ANUGA-Rundschau, Heft 3, Jg. 1956, S. 32. Die »Absatzwirtschaft« bezeichnete den Winter 1956/57 als den Beginn des »neuen Tiefkühlrends.« Siehe Gernot Döring, Tiefkühlmarkt zwischen gestern und morgen, in: Die Absatzwirtschaft, November 1960, S. 589-590.
- 43 ANUGA-Rundschau, Heft 3, Jg. 1956, S. 32.
- 44 ANUGA-Rundschau, Heft 4, Jg. 1957, S. 19.
- 45 Wolfgang K. A. Disch, Der Groß- und Einzelhandel in der Bundesrepublik, Köln/Op-laden 1966, S. 75.
- An diesem raschen Ausbau der Tiefkühlkette war die Edeka nicht unbeträchtlich be-teiligt. Im Herbst 1955 nahm eine eigene Abteilung zum Bereich Tiefkühlkost bei der Edeka ihre Arbeit auf. Im folgenden Jahr beteiligte sich die Edeka an dem rheinländi-schen Großtest und bezeichnete selbst das Jahr 1956 als »das Geburtsjahr der deut-schen Tiefkühlwirtschaft« (Jahresbericht der Edeka 1955, S. 34). 1959 standen von et-wa 26.000 Tiefkühltruhen im westdeutschen Lebensmitteleinzelhandel rund 8.000 Tiefkühltruhen in Edeka-Geschäften. 1963 war deren Zahl auf 25.000 gestiegen. Siehe die Jahresberichte der Edeka 1958 bis 1963 (Archiv der Edeka, Hamburg).
- 46 Bruno Groner, Sortimentsentwicklung der Selbstbedienungsgeschäfte 1957-1982, in: Dynamik im Handel, Heft 3, 1982, »25 Jahre ISB, Köln«, herausgegeben vom Institut für Selbstbedienung, S. 30-59, hier S. 36. Tiefgekühlte Fertigerichte spielten zu diesem Zeitpunkt noch keine Rolle.
- 47 Winfried Lambertz, Selbstbedienung forcierte Wachstum der Sortimente, in: Dynamik im Handel. Sonderausgabe »50 Jahre Selbstbedienung«, Oktober 1988, herausgegeben vom Institut für Selbstbedienung, Köln, S. 126-136, hier S. 129. 1988 verzeichneten die SB-Geschäfte und Supermärkte im Durchschnitt 301 Tiefkühlartikel, die Großbetriebsformen wie SB-Center und SB-Warenhäuser sogar 356 bzw. 399 Artikel; ebda.
- 48 Ingeborg v. Poser und Groß-Naedlitz, Wandlungen der Vorratswirtschaft der Familien-haushalte, in: Erich Egner (Hg.), Aspekte des hauswirtschaftlichen Strukturwandels, Berlin 1967, S. 137-166, hier: S. 150.
- 49 Institut für Demoskopie, Allensbach, Ursachen der Saison. Schwankungen im Ver-brauch von Frischfisch. Ergebnis einer Motiv-Analyse, 1961 (masch.) (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-865 I).
- 50 Hilck/Hövel, Jenseit von minus Null, S. 66.
- 51 Jahresbericht der Edeka 1965, S. 60 (Archiv der Edeka, Hamburg).
- 52 Ebda.
- 53 Max Horkheimer, Notizen 1950 bis 1969, Hg. von Werner Brede, Frankfurt am Main 1974, S. 42-43.

12. Kapitel

- 1 In den USA wurden bereits vor dem Ersten Weltkrieg mit »Humpty-Dumpty«-Stores in Kalifornien oder den »Pickly-Wickly«-Stores die ersten Versuche mit Selbstbedie-nungsläden gemacht; siehe Hans-Viktor Schulz-Klingauf, Selbstbedienung. Der neue Weg zum Kunden, Düsseldorf 1960, S. 277-279.
- 2 Robert Nieschlag, Binnenhandel und Binnenhandelspolitik, 2. neu bearb. Auflage, Ber-lin 1972, S. 217.
- 3 Karl H. Henssmeier, 50 Jahre Selbstbedienung -- ein Rückblick, in: Dynamik im Han-del. Sonderausgabe »50 Jahre Selbstbedienung«, Oktober 1988, herausgegeben vom Institut für Selbstbedienung, Köln, S. 10-38, hier: S. 10-11.
- 4 In einer der ersten wirtschaftswissenschaftlichen Studien in Deutschland zum Thema Selbstbedienung überhaupt stellte Walter Riethmüller 1952 die neue Einkaufsform vor: Walter Riethmüller, Selbstbedienung, München (Diss.) 1952.
- 5 Werner Lichey, Strukturwandel der Absatzwirtschaft in den USA. Eindrücke von einer Studienreise, in: Wirtschaftsdienst, Heft 7, 1957, S. 379-392, hier: S. 379. Noch An-fang der sechziger Jahre klärten solche Reiseberichte das westdeutsche Händlerpubli-kum über die Strukturwandlungen im Lebensmittelhandel der USA auf, S. zum Beispiel: Fritz Brandes, Ist in Amerika alles anders? Das wirtschaftliche Leben in den USA - Er-gebnisse einer Studienreise, Frankfurt am Main 1962; oder Dietrich Meseberg, Zum Nahrungsmittel-Absatz in den USA, in: Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsfor-

- schung, 7.Jg. 1961, S. 396-404.
- 6 Werner Luckey, Zwei Jahrzehnte Dr. Oetker Verkauf 1946 - 1967, o.O. o.J. (Bielefeld 1967), 2 Bände, masch., (Firmenarchiv Oetker, Bielefeld), hier Band 2, S. 143.
 - 7 Ernst Guth, Zum Besuch amerikanischer Einzelhandels-Fachleute in Nürnberg, in: Die Absatzwirtschaft, Heft 3, 1954, S. 30-32, hier: S. 31.
 - 8 Henksmeier, 50 Jahre Selbstbedienung, S. 16.
 - 9 Schreiben der Edeka vom 18.1.1952 an Walter Riethmüller; siehe Riethmüller, Selbstbedienung, 1952, S. 29.
 - 10 Karl H. Henksmeier, Selbstbedienung und wirtschaftliche Entwicklung 1957-1982, in: Dynamik im Handel, Heft 3, »25 Jahre ISB, Köln«, 1982, herausgegeben vom Institut für Selbstbedienung, S. 6-29, hier: S. 6.
 - 11 Diese Untersuchung »Leistungen und Kosten der Selbstbedienungsläden« wurde von Karl H. Henksmeier, Oskar Martin und Friedrich Priess im Auftrag der Rationalisierungsgemeinschaft des Handels RGH unternommen; S. Henksmeier, 50 Jahre Selbstbedienung, S. 13-14.
 - 12 Beilage »Einzelhandel« zum Volkswirt, Nr. 42, 1954.
 - 13 Fritz Schucht, Die Umstellung von Einzelläden des Lebensmittelhandels auf Selbstbedienung (Mittelteilungen des Instituts für Handelsforschung an der Universität Köln, Sonderheft 8), Köln (masch.) 1956, S. 29.
 - 14 Schulz-Klingauf, Selbstbedienung, S. 328.
 - 15 ANUGA-Rundschau, Heft 5, 1957, S. 4 (Archiv der Hauptgemeinschaft des Deutschen Lebensmitteleinzelhandels, Bonn).
 - 16 Gesellschaft für Marktforschung, ANUGA-Test 1957, Köln (masch.) 1957, (Archiv der Hauptgemeinschaft des Deutschen Lebensmitteleinzelhandels, Bonn).
 - 17 Walter G. R. Maschmeyer, Konjunkturelle Lage der Gesamtwirtschaft und des Lebensmittel-Einzelhandels, in: Frankfurter Programm 1958. Referate, Arbeitsberichte und Entschlüsse anlässlich der Jahreshauptversammlung 1958, hg. vom Hauptverband des Deutschen Lebensmittel-Einzelhandels, Wiesbaden 1958, S. 19 (Archiv des Hauptverbandes des Deutschen Lebensmittel-Einzelhandels, Bonn).
 - 18 Wolfgang K. A. Disch, Der Groß- und Einzelhandel in der Bundesrepublik, Köln/Op-laden 1966, S. 60.
 - 19 Dynamik im Handel, Heft 3, »25 Jahre ISB, Köln«, 1982, herausgegeben vom Institut für Selbstbedienung, S. 27.
 - 20 Robert Nieschlag, Strukturwandlungen im Handel, in: H. König (Hg.), Wandlungen der Wirtschaftsstruktur in der Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1962, S. 493-524, hier: S. 494. Vgl. ebenfalls Bruno Tietz, Konsument und Einzelhandel. Strukturwandlung in der Bundesrepublik Deutschland von 1950 bis 1975, Frankfurt am Main 1966.
 - 21 Zit. nach Max Eli, Die Nachfragekonzentration im Nahrungsmittelhandel, Berlin/München 1968, S. 49, Anm. 50.

Der erste westdeutsche Supermarkt wurde erst 1957 in Köln eröffnet; wieder war Eklöh der Pionier. Während sich allerdings in den USA in dieser Zeit der Anteil der Supermärkte an den Gesamtumsätzen des Lebensmitteleinzelhandels von 43% 1952 auf 68% 1958 vergrößerte, ermittelte das Institut für Selbstbedienung für das Jahr 1964 nur eine Zahl von 719 Supermärkten in der Bundesrepublik, die fast ausschließlich von Warenhäusern und Filialbetrieben unterhalten wurden; siehe Schulz-Klingauf, Selbstbedienung, S. 280-311, sowie Disch, Groß- und Einzelhandel, S. 66-68.

Die ersten shopping center, d. h. Einkaufszentren, deren jeweilige Einheiten an unabhängige Handels- und Dienstleistungsbetriebe vermietet werden, entstanden in den USA in den zwanziger Jahren. In der Bundesrepublik Deutschland war die Entwicklung von Einkaufszentren eine Angelegenheit der sechziger Jahre. Das bedeutendste shopping center der damaligen Zeit, das Main-Taunus-Zentrum wurde im Mai 1964 eröffnet, im November desselben Jahres entstand das Ruhrpark-Zentrum bei Bochum, das Berliner Europa-Center 1965 und das Elbe-Einkaufszentrum in Hamburg im Frühjahr 1966; siehe Athanasios J. Aravantinos, Großstädtische Einkaufszentren, Essen 1963; Thomas Peter Gasser, Das Shopping Center in Amerika - Einkaufszentren in Europa, St.Gallen (Diss.) 1960; Erich Greipl, Einkaufszentren in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin/München 1972; Peter Rüngeler: Die Grosstadt als Bedarfs- und Absatzzentrum Erlangen-Nürnberg (Diss.) 1963.

Ebenso begann die Gründungswelle der Discount-Häuser, d. h. Großhandlungen, die

- ohne Kundendienst und Garantie direkt an die Verbraucher verkaufen, in der Bundesrepublik erst Anfang der sechziger Jahre; siehe Klaus Rehmann, *Das Discount-Prinzip und seine Anwendung im deutschen Discount-Haus, München (Diss.) 1966.*
- 22 Unter freiwilligen Zusammenschlüssen versteht man den Zusammenschluß eines oder mehrerer Großhändler mit einer Anzahl selbständiger Einzelhändler zu einer freiwilligen Handelskette. Neben die enge wirtschaftliche Zusammenarbeit trat die »ideelle Bindung« (Eli), indem die Geschäfte verpflichtet waren, einen gemeinsamen Namen zu tragen (z. B. A & O, Vivo, Spar), eine gewisse Zahl von Eigenmarken zu führen und eine gemeinsame Werbung zu betreiben. Siehe Eli, *Nachfragekonzentration*, S. 87-89; Hans Oertel, *Die freiwilligen Zusammenschlüsse im Lebensmittelhandel, Nürnberg (Diss.) 1960*; sowie Renate Aengenendt, *Die freiwilligen Handelsketten in der Bundesrepublik Deutschland, Köln/Opladen 1962.*
 - 23 Die Strategie der Unternehmen, die Zahl der Filialen zu erhöhen, galt bis ungefähr 1960. Von da an stand die Rationalisierung im Vordergrund, indem kleine, unrentabel wirtschaftende Verkaufsstellen geschlossen bzw. zu größeren Einheiten mit mehr Verkaufsfläche zusammengefaßt wurden. Dieser Aufschwung der Filialbetriebe zur Mitte der fünfziger Jahre und deren folgende Stagnation spiegelte sich in ihrem Marktanteil deutlich wider: 1950 betrug er 5,1%, vergrößerte sich auf 10,1% 1955, blieb bei diesem Wert (11,9% 1958) und stieg erst wieder in den sechziger Jahren (12,7% 1960, 1964 13,1%). 1952 belief sich der Umsatzanteil der SB-Läden am gesamten Umsatz der Lebensmittelfilialbetriebe erst auf 3%, 1956 waren es 25% und 1964 wurde nahezu der gesamte Umsatz (87%) in Filialen mit Selbstbedienung erzielt; siehe dazu Artur Woll, *Der Wettbewerb im Einzelhandel. Zur Dynamik der modernen Betriebsformen, Berlin 1964*, S. 161, sowie Erich Batzer/Richard Geml/Erich Greipl, *Die Nahrungsmitteldistribution in Westeuropa, 1. Teilband, Berlin/München 1971*, S. 38-39.
 - 24 Oertel, *Die freiwilligen Zusammenschlüsse*, S. 32-33.
 - 25 Die Zahl ihrer Beschäftigten hatte von 1949 bis 1956 um rund 20.000 auf 229.573 zugenommen und sank bis 1963 auf 210.815. Statistisches Jahrbuch über Ernährung, Landwirtschaft und Forsten der Bundesrepublik Deutschland 1960, herausgegeben vom Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, Hamburg/Berlin 1961; sowie Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1965, herausgegeben vom Statistischen Bundesamt, Stuttgart 1965.
 - 26 1949 gab es in Westdeutschland 38.482 Fleischereien, 1956 42.567. Die Zahl der Beschäftigten stieg von 121.099 1949 auf 204.671 1963; ebda.
Siehe dazu ebenfalls Egon Tuchfeldt, *Strukturwandlungen im Handwerk*, in: H. König (Hg.), *Wandlungen der Wirtschaftsstruktur in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1962*, S. 469-491.
 - 27 Eli, *Nachfragekonzentration*, S. 106-107.
 - 28 Ebda., S. 106. Zum Vergleich: Vom Gesamtumsatz des Handwerks in der Bundesrepublik (ohne Saarland, mit West-Berlin) 1964 in Höhe von 111,206 Mrd. DM entfielen auf den reinen Handwerksumsatz 73,4% und auf den Handelsumsatz 26,6%; siehe Disch, *Groß- und Einzelhandel*, S. 143.
 - 29 Die ersten Einkaufsgenossenschaften des Lebensmittelhandels wurden Ende des vorigen Jahrhunderts gegründet. Die Edeka, die »Einkaufszentrale der Kolonialwarenhändler«, entstand 1907, die zweite für die Bundesrepublik relevante Einkaufsgenossenschaft, die Rewe-Gruppe, wurde 1920 gegründet. Gemeinsam hielten sie einen Marktanteil bei Nahrungs- und Genußmitteln von 25,0% 1957 und 26,7% 1964. Zur Edeka siehe Herbert Gauditz, *Unsere Edeka, Hamburg 1952*, zur Rewe: Bernhard Menzel, *Die Rewe-Gruppe. Auftrag der Gegenwart, Köln 1962.*
 - 30 Jahresbericht der Edeka 1955 (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
 - 31 Jahresbericht der Edeka 1957 (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
 - 32 Jahresbericht der Edeka 1958 (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
 - 33 Jahresberichte der Edeka 1958 bis 1963 (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
 - 34 Jahresbericht der Edeka 1957 (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
 - 35 Jahresbericht der Edeka 1959 und 1961 (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
 - 36 Jahresbericht der Edeka 1956 (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
 - 37 Jahresbericht der Edeka 1958 (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
 - 38 Ebda.
 - 39 Die Konsumgenossenschaften hatten die neue Verkaufsform auf dem Umweg über Großbritannien kennengelernt. Dabei spielten die engen Verbindungen zwischen deut-

schen Gewerkschaftern und Sozialdemokraten zur Labour-Bewegung sicher eine entscheidende Rolle. Der Berater für das Genossenschaftswesen bei der britischen Militärregierung, Middleton, schrieb, »daß die Konsumgenossenschaften in Großbritannien durch die Umwandlung vieler ihrer Verteilungsstellen in Selbstbedienungsläden zu Pionieren einer großen Umwälzung im Verteilungswesen ihres Landes geworden seien.« Konsumgenossenschaftliche Rundschau, Nr. 37, 10.9.1949, S. 321.

- 40 Ebda., S. 322.
- 41 Konsumgenossenschaftliche Rundschau, Nr. 11, 18.3.1950, S. 82.
- 42 Josef Biesinger, Sind Selbstbedienungsläden schon überall angebracht?, in: Der Verbraucher, Nr. 5, 2.2.1952, S. 50; siehe auch Annemarie Bochenek, Die Sonderproblematik in der Bildung des konsumgenossenschaftlichen Warenangebots, Köln (Diss.) 1958.
- 43 Bernhard Priess, Erprobte Schnellbedienung, in: Der Verbraucher, Nr. 42, 18.10.1952, S. 513.
- 44 Erwin Hasselmann, Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften, Frankfurt am Main 1971, S. 645-646. Es ist bezeichnend, daß die Konsumgenossenschaften Anfang der sechziger Jahre immer noch den Ausdruck »Normalbedienung« für ihre Bedienungsläden benutzten, obwohl die Selbstbedienung mittlerweile das »Normale« geworden war.
- 45 Probleme um den »S«-Laden, in: Konsum-Praxis, Nr. 3/4, Februar/März 1957, S. 6.
- 46 Zur Problematik des am 21. Juli 1954 in Kraft getretene »Gesetz zur Änderung von Vorschriften des Gesetzes betreffend die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften und des Rabattgesetzes« siehe Eli, Nachfragekonzentration, S. 57.
- 47 Siehe dazu jetzt auch Michael Prinz, Das Ende der Konsumvereine in der Bundesrepublik Deutschland. Traditionelle Konsumentenorganisation in der historischen Kontinuität, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 1993/2, S. 159-188.

13. Kapitel

- 1 Einfluß der Verpackung auf den rationellen Verkauf. Ein Interview mit Carl Schrader, in: Dynamik im Handel. Sonderausgabe »50 Jahre Selbstbedienung«, Oktober 1988, S. 170-171.
- 2 Gesellschaft für Konsumforschung, Einkaufsgewohnheiten der Verbraucher auf dem Lande, Berlin 1940 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 17).
- 3 Ebda.
- 4 Interview mit Frau H. am 12.1.1990.
- 5 Unter Leitung von Prof. Rudolf Seyffert führten Studenten der Universität Köln im Sommersemester 1953 eine breit angelegte Umfrage unter Kölner Haushaltungen über die Einkaufsgewohnheiten von Lebensmitteln durch. 2.457 Fragebogen, i.e. 1,3% der Kölner Familienhaushalte, wurden ausgewertet und damit der Standard einer repräsentativen Umfrage erreicht. Interessant ist darüberhinaus, daß diese Ergebnisse des Jahres 1953 mit einer Umfrage von 1932 in Köln verknüpft wurden, die seinerzeit von R. Seyffert in 1.464 Haushaltungen unternommen worden war; S. Die Bedeutung der Einzelhandelsbetriebsformen für den Lebensmitteleinkauf durch Kölner Haushaltungen. Sonderheft 5 der Mitteilungen des Instituts für Handelsforschung an der Universität Köln, Köln 1954; sowie Rudolf Seyffert, Die Bedeutung der Einzelhandelsbetriebsformen für den Lebensmitteleinkauf durch Kölner Haushaltungen. Ein Beitrag zur Statistik der Konsumtionsmarktversorgung, in: Die Betriebswirtschaft, 26. Jg. 1933, Nr. 5, S. 117-122.
- 6 Noch Mitte der sechziger Jahre kauften zwei Drittel aller Hausfrauen in Städten auf dem Wochenmarkt ein, weil die Waren dort »besonders frisch« seien, man eine »größere Auswahl« habe und die Waren in der Regel »billiger als im Geschäft seien«. In erster Linie gingen die Frauen wegen Gemüse, Salate, Obst und Südfrüchte auf den Wochenmarkt, aber auch Eier, Käse, Butter oder Quark wurde dort gekauft; S. Karl Bernhard Hillen/Hildegard Schnelle, Verbrauchergewohnheiten auf dem Gebiet der Ernährung. Bericht über eine im Auftrag des Bundesministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten durchgeführte Untersuchung, hg. vom Institut für angewandte Verbrauchsforschung e.V., o.O. (Köln) 1968 (masch.), S. 95.
- 7 Die Bedeutung der Einzelhandelsbetriebsformen für den Lebensmitteleinkauf, (1954).
- 8 Interview mit Frau H. am 12.1.1990.

- 9 Walter Riethmüller, Selbstbedienung, München (Diss.) 1952, S. 16.
- 10 Ulrich Schoel, Zeitgemäße Ladengestaltung, Hamburg (Edeka Verlagsgesellschaft) 1955, S. 21; siehe auch Broschüren der Edeka wie Morgen zu spät, o.O. (Hamburg, Edeka Verlagsgesellschaft) o.J., gesammelte, gebundene Beilagen der »Edeka-Rundschau« zum Thema »Der zeitgemäße Laden« von Ulrich Schoel, (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg) oder Blick in die Zukunft, o.O. (Edeka Verlagsgesellschaft, Hamburg) o.J. (Beilagen »Der zeitgemäße Laden« zur »Edeka Rundschau«), (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
- 11 Blick in die Zukunft, Januar 1961.
- 12 Ebda., S. 56.
- 13 Ebda., S. 40.
- 14 Ebda.
- 15 Winfried Lambertz, Selbstbedienung forcierte Wachstum der Sortimente, in: Dynamik im Handel. Sonderausgabe »50 Jahre Selbstbedienung«, Oktober 1988, S. 126-136, hier: S. 129.
- 16 Bruno Groner, Sortimentsentwicklung der Selbstbedienungsgeschäfte 1957-1982, in: Dynamik im Handel, Heft 3, »25 Jahre ISB, Köln«, 1982, S. 30-59, hier S. 41.
- 17 1988 umfaßte das durchschnittliche Gesamtsortiment von SB-Geschäften und Supermärkten 6.010 Artikel, worunter die Nahrungsmittel insgesamt mit 4.336 Waren 72,1% der Artikel und 89,1% des Umsatzes ausmachten. Die Frischwaren wiederum lagen bei 1.243 Artikeln, das entsprach 20,7 % der Artikelzahl, aber sie erzielten mehr als 51 % des Umsatzes insgesamt! Der Nonfood-Bereich umfaßte 1.674 Artikel bzw. 27,9% und erreichte 10,9% des Gesamtumsatzes. Siehe Lambertz, Selbstbedienung, S. 133.
- 18 Ebda., S. 129.
- 19 Riethmüller, Selbstbedienung, S. 155-156. Von 800 Fragebogen, die Riethmüller ausgegeben hatte, kamen 163 ausgefüllt zurück.
- 20 Ebda.
- 21 Wolfgang K. A. Disch, Der Groß- und Einzelhandel in der Bundesrepublik, Köln/Op-laden 1966, S. 60.
- 22 Gesellschaft für Konsumforschung, Einkaufsgewohnheiten in Deutschland, Nürnberg 1953 (masch.), (Archiv der GfK, Nürnberg, U 183).
Diese Umfrage wurde auf Wunsch des Zentralverbandes zusätzlich regional spezifiziert. So entstanden mehrere Einzelstudien, die in ihren Aussagen aber nicht grundsätzlich voneinander abwichen: GfK, Einkaufsgewohnheiten in Stuttgart, Nürnberg 1954 (Archiv der GfK, Nürnberg, U 217, im folgenden nur mit der Archiv-Nummer vermerkt); GfK, Einkaufsgewohnheiten in Wilhelmshaven und Oldenburg, Nürnberg 1954 (U 218); GfK, Einkaufsgewohnheiten in Bochum, Dortmund, Duisburg-Mülheim und Essen, Nürnberg 1954 (U 221).
- 23 GfK, Einkaufsgewohnheiten in Deutschland, 1953.
- 24 Ebda.
- 25 Ebda.
- 26 Gesellschaft für Konsumforschung, Einkaufsgewohnheiten in Baden-Württemberg, Nürnberg 1960 (masch.) (Archiv der GfK, Nürnberg, U 629).
- 27 Ebda.
1962 hatten, laut einer Repräsentativ-Umfrage des Instituts für Werbepsychologie und Markterkundung Frankfurt 83% der Befragten bereits in einem SB-Geschäft gekauft und 90% von ihnen kauften dort gern. Auf die Frage, welche Vorteile die Selbstbedienung biete, standen die Antworten: »Niedrige Preise«, »Große Auswahl« und »Geringer Zeitaufwand für den Kauf« bei den Befragten obenan. Bei den Punkten »Sauberkeit und Hygiene« sowie »Frische der Ware« sahen immerhin 37% bzw 43% mehr Vorteile bei den herkömmlichen Bedienungsläden, und nur in bezug auf »gute Qualität« besaßen die Befragten überwiegend, 57%, eine bessere Meinung von den Bedienungsgeschäften. Siehe Disch, Groß- und Einzelhandel, S. 65.
- 28 Albrecht Lehmann, Das Leben in einem Arbeiterdorf. Eine empirische Untersuchung über die Lebensverhältnisse von Arbeitern, Stuttgart 1976, S. 109-114.
- 29 Ebda.
- 30 Ein Problem für den Supermarktbesitzer war der Diebstahl, der bei ihm häufiger vorkam als in den kleinen Läden. Während dort der Raum klein war, eine viel engere Beziehung unter den Personen bestand und zudem die Kunden durch die Verkaufstheke

von den meisten Waren getrennt waren, waren die Käufer im Supermarkt mit der Ware allein. Dem Supermarktbesitzer war die Situation oftmals mindestens ebenso peinlich wie der ertappten Diebin, da er in den meisten Fällen die Person kannte und befürchten mußte, durch den Vorfall eine Kundin zu verlieren. Beide versicherten sich daher gegenseitig, daß es sich um ein Versehen handeln müsse, das schon einmal vorkommen könne, »wenn man mit den Gedanken bei etwas anderem gewesen ist.« Ebda., S. 114.

- 31 Ebda., S. 112.
- 32 Robert Hepp, *Selbstherrlichkeit und Selbstbedienung. Zur Dialektik der Emanzipation*, München 1971, S. 40-42
- 33 Ebda.
- 34 Walter Riethmüller, *Selbstbedienung*, München (Diss.) 1952, S. 17-18.

14. Kapitel

- 1 Der Edeka-Verlag veröffentlichte diese Liste teilweise im Juni 1982 in der »Handelsrundschau«. 1985 schickte Kurt Neumann seine Unterlagen an die Fa. Oetker, in deren Firmenarchiv ich schließlich auf die vollständige Liste gestoßen bin; siehe Oetker, Bielefeld (P1/1076).
- 2 Kurt Bußmann, *Name, Firma, Marke*, Berlin 1937, S. 6-9.
- 3 Fritz Hartl, *Handels- und Herstellermarken in der Lebensmittelbranche*, Köln/Opladen 1960, S. 11-12.
- 4 Konrad Mellerowicz, *Markenartikel - die ökonomischen Gesetze ihrer Preisbildung und Preisbindung*, München/Berlin 1955, S. 7. Eine zeitgenössische Übersicht über die umfassende Literatur über den Markenartikel bietet Georg Bergler, *Das Schrifttum über den Markenartikel* (Schriftenreihe der Gesellschaft für Konsumforschung Bd. 12), Nürnberg 1960.
- 5 Heute werden Markenartikel durch eine gleichbleibend hohe Qualität, eine Markierung, die die Herkunft des Erzeugnisses offenlegt und als Warenzeichen geschützt werden kann, sowie Ubiquität bestimmt. Damit unterscheiden sich Marken von Gütezeichen wie z. B. das Wollsiegel, die bestimmte Produktmerkmale garantieren, und von Handelsklassen, deren Gütenormen staatlicher Kontrolle unterliegen. Markenartikel werden dagegen nicht administrativ, sondern durch den Markt definiert, heute vor allem durch ein bestimmtes Image. Damit sind Markenartikel nicht mehr wie ehemals ein Bündel konkreter, objektiver Produkteigenschaften, sondern eine Art Absatzsystem geworden, das auf die Schaffung eines prägnanten Images und die Erlangung eines hohen Bekanntheitsgrades ausgerichtet ist; vgl. Erwin Dichtl/Hermann Diller, *Art. Markenartikel*, in: *Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaft*, 5. Band, Stuttgart/Tübingen/Göttingen 1980, S. 99-104; ebenfalls Wilfried R. Huber, *Markenpolitische Strategien des Konsumgüterherstellers*, Frankfurt/Bern/New York 1988; sowie Ludwig Schroeder, *Der Markenartikel. Entwicklung, Struktur, Aufgabe des Markenverbandes*, Wiesbaden 1983.
- 6 Auf dem Land betrug der Prozentsatz der Herstellermarken 1929 10%; S. Walter Herzberger, *Der Markenartikel in der Kolonialwarenbranche*, Stuttgart 1931, S. 25-70.
- 7 Ebda.
- 8 Ebda., S. 47.
- 9 *Der Markenartikel im Urteil des Verbrauchers. Eine Untersuchung der Gesellschaft für Konsumforschung e.V. Berlin, Dezember 1939 (masch.)*, (Archiv der GfK, Nürnberg, U 25 b).
- 10 Ebda.
- 11 *Der Markenartikel im Urteil des Verbrauchers. Eine Untersuchung der Gesellschaft für Konsumforschung e.V. Berlin, Dezember 1939 (masch.)*, (Archiv der GfK, Nürnberg, U 25 b).
- 12 Nur ein Fünftel der Befragten stellte den Aspekt der unnützen Verteuerung der Waren durch aufwendige Verpackungen, die der Verbraucher mitzubezahlen habe, in den Vordergrund; ebda.
- 13 Vgl. dazu die interessante Studie von Gerhard Voigt, *Goebbels als Markentechniker*, in: W. F. Haug (Hg.), *Warenästhetik. Beiträge zur Diskussion*, Frankfurt am Main 1975, S. 231-260.
- 14 Ein Portrait von Hans Domizlaff zeichnet Willi Bongard, *Männer machen Märkte*,

- Hamburg 1963, S. 235-252.
- 15 Ebda., S. 244.
 - 16 Hans Domizlaff, Die Gewinnung öffentlichen Vertrauens. Ein Lehrbuch der Markentechnik, Hamburg/Berlin 1939, S. X.
 - 17 Ebda., S. XI.
 - 18 Ebda., S. 92.
 - 19 Bongard, Männer, S. 248.
 - 20 Werner Suhr, Die verzauberte Marke. Roman, Stuttgart 1958.
 - 21 Robert Nieschlag, Strukturwandlungen im Handel, in: H. König (Hg.), Wandlungen der Wirtschaftsstruktur in der Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1962, S. 493-524, hier S. 506.
 - 22 Wolfgang K. A. Disch, Der Groß- und Einzelhandel in der Bundesrepublik, Köln/Op-laden 1966, S. 80. Vgl. ebenfalls Joachim Tiburtius, Die Handelsmarken im System der Absatzwirtschaft, in: Vierteljahrshäfte für Wirtschaftsforschung, 1967, S. 187-214.
 - 23 Hartl, Handels- und Herstellermarken, S. 48.
 - 24 Ebda., S. 50.
 - 25 Konrad Mellerowicz, Der Markenartikel als Vertriebsform und als Mittel zur Steigerung der Produktivität im Vertriebe, Freiburg/Br. 1959, S. 41.
 - 26 Gudrun Geile, Markentreue des Verbrauchers. Eine Erhebung der Gesellschaft für Konsumforschung, in: Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung, 2. Jg. 1956, S. 297-341, hier: S. 301.
 - 27 Ebda., S. 304.
 - 28 Ebda., S. 309.
 - 29 Ebda.
 - 30 Ebda.
 - 31 Institut für Demoskopie, Allensbach, Der Markenartikel im Urteil der Verbraucher, April 1959 (masch.), (BA Koblenz ZSg 132 - 711). Überwiegend veröffentlicht in: Elisabeth Noelle/Gerhard Schmidtchen/Herta Ludwig/Hans Schneller, Der Markenartikel im Urteil des Verbrauchers. Eine sozialpsychologische Untersuchung, Allensbach 1959.
 - 32 Freie Preise konnten sich diese Verbraucherinnen für SAFF-Apfelsinen, Goldpfeil-Produkte und zum Teil bei Jacobs-Kaffee und Sarotti-Schokolade vorstellen. An einer Preisbindung festhalten wollten die weitaus meisten bei Persil, Nivea-Creme, Oetker-Backpulver, Maggi-Brühwürfeln und Rama-Margarine. Institut für Demoskopie, Allensbach, Markenartikel und Preisbindung, Juni 1962 (masch.), (BA Koblenz BA ZSg 132 - 73).
 - 33 Elisabeth Noelle-Neumann/Gerhard Schmidtchen (Hg.), Verbraucher beim Einkauf. Eine wirtschaftssoziologische Studie über die Rolle des Markenartikels, Allensbach 1968, S. 11.
 - 34 Ebda., S. 36-37.
 - 35 Ebda., S. 37.
 - 36 Ebda., S. 317.
 - 37 Ebda., S. 316.
 - 38 Georg Bergler, Der Markenartikel als Ordnungs- und Rationalisierungsprinzip in der Absatzwirtschaft, in: Die Absatzwirtschaft, Heft 3, 1956, S. 1-12, hier: S. 3.
 - 39 So unterschieden Ökonomen und Werbefachleute zwischen Verpackung, die dem Schutz der Ware dienen soll, und der Packung, die Werbeträger ist, s. Helmut Bräuer, Die Verpackung als absatzwirtschaftliches Problem (Marktwirtschaft und Verbrauch, Schriftenreihe der Gesellschaft für Konsumforschung, Bd. 9), Nürnberg 1958, bes. S. 15-18. Ich werde den gebräuchlichen Begriff »Verpackung« benutzen, da im Zusammenhang dieses Abschnitts eine differenzierte Trennung von Packung und Verpackung nicht notwendig ist.
 - 40 Hanns F. J. Kropff, Neue Tendenzen der Packung, in: Die Absatzwirtschaft, Heft 6, 1954, S. 1-8, hier: S. 1, (Hervorhebungen im Original, m.w.).
 - 41 Jahresbericht der Edeka 1955 (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
 - 42 Jahresbericht der Edeka 1956 (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
 - 43 Jahresbericht der Edeka 1961 (Firmenarchiv der Edeka, Hamburg).
- Eine besondere Verpackung, mit der die Edeka 1957 bereits beste Erfahrungen machte, war der Ende der fünfziger Jahre aufkommende Tragebeutel. Die meisten Firmen (65%), so eine Untersuchung Anfang der sechziger Jahre in einer Großstadt des Rhein-

- Main-Gebietes, setzten Tragetaschen aus Rationalisierungsgründen ein, um die Wartezeiten erheblich zu verkürzen. Allerdings wurde eine Tragetasche nicht an jeden Kunden ausgegeben. So berichtete eine Verkäuferin eines Selbstbedienungsgeschäftes, daß sie mehrmals Streit mit Kundinnen bekommen hatte, weil sie die Tragetasche nicht allen, sondern nur solchen Kunden aushändigte, die über einen bestimmten Mindestbetrag hinaus eingekauft hatten. Siehe Richard Waldschmitt, *Prestige der Verpackung. Der Tragebeutel als Rationalisierungs- und Werbeobjekt*, in: *Die Absatzwirtschaft*, Februar 1961, S. 81-82.
- 44 Gunther A. Luedecke, *Verpackung ist Chefsache*, in: *Der Markenartikel. Verlagsbeilage zur Frankfurter Allgemeinen Zeitung v. 26.5.1987*, S. 10. Zum Thema *Verpackung in den fünfziger Jahren* siehe neben Bräuer, *Die Verpackung als absatzwirtschaftliches Problem*, ebenfalls Manfred Gebhardt, *Die Entwicklung der Verpackung für Konsumfertigwaren seit 1945*, Nürnberg (Diss.) 1957; sowie Adolf Männicke, *Die Warenverpackung als ein Faktor der betrieblichen Absatzpolitik*, Berlin 1957.
- 45 Vgl. dazu Wolfgang Glenz (Hg.), *Kunststoffe - ein Werkstoff macht Karriere*, München 1985.
- 46 Hans-Carl Strohmeyer, *Entwicklungstendenzen in der Verpackungswirtschaft*, in: *Wirtschaftsdienst*, Heft 5, 1950, S. 48-50, hier: S. 49.
- 47 *Über Verpackungsprobleme hauptsächlich bei Nahrungsmitteln in der Kriegszeit* (vorwiegend nach amerikanischen und englischen Quellen). Eine Untersuchung im Auftrag der Gesellschaft für Konsumforschung e.V., Berlin-Nürnberg. Bearbeitet vom Institut für Wirtschaftsforschung der deutschen Fertigware, Nürnberg (masch.) 1945, (Archiv der GfK, Nürnberg).
- 48 Während die Versuche, Blech durch synthetische Press-Stoffe zu ersetzen, offenbar nicht die gewünschten Erfolge zeitigten, brachten die Experimente mit Vinyl-Polymeren z. B. als Überzüge für Papierverpackungen bei Butter und Käse gute Ergebnisse; ebda.
- 49 Bräuer, *Verpackung*, S. 22.
- 50 Ebda., S. 126-127.
- 51 *Der Volkswirt*, Beilage »Glasindustrie« zu Nr. 5, 1952, S. 22.
- 52 Siehe dazu die anschaulichen, zeitgenössischen Muster in Gebhardt, *Entwicklung der Verpackung*.
- 53 *Plastik-Welten, aufgeschäumt von der Elefant Press und Sabine Weißler*, Berlin 1985, S. 43-59.
- 54 Ebda., S. 14-15.
Den Verbrauchern erspart geblieben sind die in Zellglasbeuteln verpackten Lebensmittel, die auf einem Fließband an einer Elektronenschleuder vorbeigeführt und mit Beta- oder gar Gammastrahlen beschossen wurden, um Mikroorganismen und fäulnisserregende Fermente zu vernichten; S. Gebhardt, *Entwicklung der Verpackung*, S. 11.
- 55 Institut für Demoskopie, Allensbach, Glashaut – Cellophan. Marktanalyse Juli 1950 (masch.), (BA Koblenz ZSg 132-67).
- 56 H. J. Kropff, *Neue Psychologie in der neuen Werbung*, Stuttgart 1951, S. 196-197.
- 57 Helmut Bräuer, *Die Verpackung als absatzwirtschaftliches Problem* (Marktwirtschaft und Verbrauch, Schriftenreihe der Gesellschaft für Konsumforschung, Bd. 9), Nürnberg 1958, S. 66-67.
- 58 Siehe als Beispiel die große Resonanz, die ein Mann wie Ernest Dichter weit über die USA hinaus fand. Ein Porträt Ernest Dichters zeichnet Willi Bongard, *Männer machen Märkte*, 1963, S. 27-34. Siehe ebenfalls das zeitgenössische Buch von Pierre Martineau, das diese Tendenzen propagiert: Pierre Martineau, *Kaufmotive. Neue Weichenstellung für Werbung und Kundenpflege*, Düsseldorf 1959.
- 59 Vgl. dazu jetzt auch die Studie: Michael Kriegeskorte, *Werbung in Deutschland 1945-1965. Die Nachkriegszeit im Spiegel ihrer Anzeigen*, Köln 1992, bes. die Passage S. 32-36, die am Beispiel der Seife »Luxor« die Ablösung der Bedeutung vom Gebrauch zeigt.
- 60 Dichter, *Strategie*, S. 108.
- 61 Zum Übergang zur »Lifestyle«-Werbung S. Kriegeskorte, *Werbung in Deutschland*, S. 153-164.
- 62 Bereits Ende der fünfziger Jahre begannen Anspielungen auf Sexualität, später offen sexuelle Darstellungen, das Bild der Werbung in Westdeutschland zu bestimmen. Siehe dazu Peter W. Rober, *Sex für Millionen. Erotik an der Werbetrommel*, Bonn 1963; Rosemary Pringle, *Frauen und Konsumgesetze*, in: *Das Argument* 156 (1986), S. 198-207,

- besonders: S. 204-205; Vance Packard, *Die geheimen Verführer*, Düsseldorf 1972, S. 63-73; sowie *Kriegeskorte, Werbung in Deutschland*, S. 115-125 bzw. 139-143.
- 63 Helmut Haese, *Konsumrevolution*, Stuttgart 1960, S. 54-61.
- 64 Zit. nach ebda., S. 60-61.
- 65 Institut für Demoskopie, Allensbach, Zöpfl. Untersuchung zur Verkehrsgeltung, Februar 1960, (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-776); Dass., Zöpfl, Juli 1960, (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-807); Dass., Zöpfl, April 1961 (masch.), (Bundesarchiv Koblenz ZSg 132-880).
- 66 Vgl. Willi Bongard, *Das Lächeln der Frau M. Vom vergeblichen Kampf gegen Vorurteile*, in: Ders., *Fetische des Konsums. Portraits klassischer Markenartikel*, Hamburg 1964, S. 130-138.
- 67 Führende Margarinehersteller waren in den zwanziger Jahren die Unternehmen Jurgens und Van den Bergh, deren Konkurrenzkampf 1929 dadurch beendet wurde, daß sich beide Firmen zur Margarine-Union vereinigten. Aus den beiden jeweiligen Spitzenmarken »Rama« und »Schwan im Blauband« wurde der einheitliche Markenartikel »Rama im Blauband«; siehe Herzberger, *Markenartikel*, S. 47.
- 68 Zur vielfachen Verwendung des Prädikats »Gold« und »golden« in der Werbung der fünfziger Jahre siehe Ruth Römer, *Die Sprache der Anzeigenwerbung*, Düsseldorf 1968, S. 138-139.
- 69 Bongard, *Das Lächeln der Frau M.*, S. 134.
- 70 Ebda., S. 132.
- 71 Karl Marx, *Das Kapital*, Marx-Engels-Werke (MEW), Band 23, Berlin 1962, S. 49.
- 72 Vgl. zum Beispiel Michael Schneiders Begriff vom »warenästhetischen Zwangsscharakter«, in: Michael Schneider, *Neurose und Klassenkampf. Materialistische Kritik und Versuch einer emanzipativen Neubegründung der Psychoanalyse*, Reinbek bei Hamburg 1973, S. 292.
- 73 Walter Benjamin, Charles Baudelaire. Ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus, Frankfurt/M. 1969, S. 58, zit. nach W. F. Haug, *Kritik der Warenästhetik*, Frankfurt am Main 1971, S. 26.
- 74 MEW, Bd. 23, S. 99.
- 75 Slavoj Žižek, *Das Subjekt vor der Subjektwerdung*, in: *Ein Denken an den Grenzen. Louis Althusser zum 70. Geburtstag*, KulturRevolution, Nr.20, 1988, S. 36-38, hier: S. 38.
- 76 Diese Überlegungen lehnen sich erkennbar an Wolfgang Fritz Haugs Arbeiten zur Warenästhetik an, wobei es mir jedoch weniger um die Neubestimmung der Wertform geht denn um die Zunahme von Bedeutungen, die Vervielfachung von Zeichen, die zu entziffern jetzt zur neuen Aufgabe für Konsumenten wurde, kurz: der Schwerpunkt meiner Analyse liegt auf dem Umgang mit semiotischen Idiomen, dem Erlernen bislang unbekannter Sprachen, deren Grammatik und Wortschatz durch die Aneignung nicht nur interpretiert, sondern auch verändert wurden.
- 77 Wolfgang Fritz Haug, *Kritik der Warenästhetik*, Frankfurt/M. 1971, S. 17. Haugs Buch hat zum Teil zu heftigen Kontroversen innerhalb der Linken geführt, obwohl es mit dem Primat der Produktion einer zentralen These marxistischer Orthodoxie verhaftet blieb. Eben diese Fixierung der Bedürfnisse, deren prinzipielle Offenheit die eingangs zitierte Passage aus Marx' »Kapital« bereits belegen sollte, auf materiale Waren kritisiert Rainer Paris und regt an, neben Status- wie Konsumbedürfnisse ebenso Bedürfnisse nach Kontakt, Kommunikation, solidarischen Lebensformen etc. einzubeziehen, s. Rainer Paris, *Kommentare zur Warenästhetik*, in: *Warenästhetik. Beiträge zur Diskussion, Weiterentwicklung und Vermittlung ihrer Kritik*, Frankfurt/M. 1975, S. 84-109.
- Dagegen macht W. F. Haug geltend, daß es ihm im Gegensatz zum Bild des Wirtschaftswunders und des integrierten Arbeiters darum ging, »nachzuweisen, daß in der Produktion und Konsumtion von Waren sowie in der Warenästhetik der Grundwiderspruch des Systems - trotz aller Schein-Lösungen - keineswegs aufgehoben war, sondern allenfalls die Erscheinungsformen, in denen er sich manifestierte, modifiziert waren. (...) Damals galt es, solchen Sprüchen gegenüber darauf hinzuweisen, daß selbst die bloße Bezogenheit von Arbeitern auf materiellen Konsum nichts ist, was der allgemeinen Bewegung entzogen wäre, daß auch Lohnforderungen und Lohnkämpfe ein Moment der Dialektik sind, auch wenn es in ihnen nur um Geld und mittels desselben um Waren und ihren Konsum zu gehen schien.« W. F. Haug, *Exkurs über ökonomische Ableitung und Widersprüchlichkeit von Warenästhetik*, in: ebda., S. 148.

15. Kapitel

- 1 Roland Barthes, Elemente der Semiologie, Frankfurt am Main 1983, S. 24; siehe ebenfalls seinen Aufsatz: Ders., Pour une pscho-sociologie de l'alimentation contemporaine, in: J. J. Hérmantier (ed.), Pour une histoire de l'alimentation, Paris 1970, S. 307-315.
- 2 Claude Lévi-Strauss, Das Rohe und das Gekochte (Mythologica I), Ders., Vom Honig zur Asche (Mythologica II), Ders., Der Ursprung der Tischsitten (Mythologica III), Frankfurt am Main 1971.
- 3 Mary Douglas, Deciphering a Meal, in: Daedalus, Winter 1972, S. 61-80.
- 4 Ulrich Tolksdorf, Strukturalistische Nahrungsforschung. Versuch eines generellen Ansatzes, in: Ethnologia Europaea 9 (1976), S. 65-112. Noch immer harren die innovativen Arbeiten Ulrich Tolksdorfs, der viel zu früh verstorben ist, ihrer Entdeckung.
- 5 Vgl. Alois Wierlacher, Vom Essen in der deutschen Literatur. Mahlzeiten in den Erzähltexten von Goethe bis Grass, Stuttgart 1987; oder Stefan Hardt, Tod und Eros beim Essen, Hamburg 1986.
- 6 Thomas Kleinspehn, Warum sind wir so unersättlich? Über den Bedeutungswandel des Essens, Frankfurt am Main 1987.
- 7 Siehe jetzt die Aufsätze von Klaus J. Matthein, Thomas Kleinspehn und Gerhard Neumann, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, Berlin 1993.
- 8 Peter Schöttler, Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse, in: J. Fohrmann/H. Müller, Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, Frankfurt am Main 1988, S. 159-199.
- 9 Leserinnenanalyse der »Klugen Hausfrau« 1963/64, durchgeführt vom DIVO-Institut, Frankfurt am Main 1964 (masch.), (Archiv der Edeka, Hamburg, V.-D-49).
- 10 Die Leserinnen und Leser der »Klugen Hausfrau« unterschieden sich nicht sehr von denen anderer Kundenzeitschriften. Eine DIVO-Studie Anfang der sechziger Jahre über die Leserschaften von Kundenzeitschriften stellte fest: »Rund zwei Drittel der erwachsenen Bevölkerung haben Kontakt mit Kundenzeitschriften, mehr als 50% haben innerhalb der letzten 4 Wochen mindestens eine Kundenzeitschrift gelesen, 30% bezeichnen sich als regelmäßige Leser.« Kundenzeitschriften der Lebensmittelbranche fanden die meisten Leser bzw. Leserinnen, vor allem aus kleineren und mittleren Städten. »Etwa ein Drittel betont, auf Kundenzeitschriften »großen Wert« zu legen; knapp 30% der weiblichen Leser lassen sich bei der Auswahl ihrer Einkaufsquelle von der Möglichkeit des Bezugs einer Kundenzeitschrift beeinflussen, etwa genau so hoch ist der Prozentsatz derer, die die Zeitschrift nach eigenen Angaben außerordentlich intensiv nutzen.« Das größte Interesse fanden praktische Ratschläge für den Haushalt sowie Küchenzettel und Rezepte. Zit. nach Horst Kerlikowsky, Die Kundenzeitschrift. Ein Public-Relations-Problem unter Berücksichtigung der Werk-, Haus- und Aktionärszeitschrift sowie der Gratis-Anzeiger, Berlin (Diss.) 1967, S. 227-240.
- 11 Im Frühjahr 1939 gab es im damaligen Reichsgebiet, also einschließlich des annektierten Österreichs und Sudetenlands, 126 Kundenzeitschriften mit einer Auflage von insgesamt 12,5 Millionen Exemplaren. Im Lebensmittelhandel lagen zu diesem Zeitpunkt insgesamt 35 Hausfrauenblätter mit einer Auflage von 5,5 Mio. Ex. und 13 Fachkundenzeitschriften mit einer Gesamtauflage von 1,2 Mio. Ex. aus. Unter den Hausfrauenzeitungen war vor dem Zweiten Weltkrieg die »Genossenschaftsfamilie«, die Zeitschrift der Konsumgenossenschaften, mit über 1,5 Mio. Ex. Auflage die größte. Es folgten »Das Magazin der Hausfrau« mit einer Auflage von über 1 Mio. Ex. wöchentlich und »Die kluge Hausfrau« der Edeka, die 1939 vierzehntägig mit einer Auflage von 716.000 Ex. erschien; S. Hans-Wilhelm Köppen, Die deutsche Kundenzeitschrift, Berlin (Diss.) 1941, S. 53a-c.
- 12 Siehe Institut für Publizistik der Freien Universität Berlin, Die deutsche Presse. Ein Handbuch, Berlin 1956; die Jahresberichte der Edeka 1955 ff., Hamburg (Archiv der Edeka, Hamburg) sowie zur Kundenzeitschrift in den fünfziger und sechziger Jahren allgemein: Kerlikowsky, Die Kundenzeitschrift, 1967.
Zur Entwicklung der »Frauenzeitschriften« und vor allem der »Constanze« siehe ausführlich: Sylvia Lott, Die Frauenzeitschriften von Hans Huffzky und John Jahr. Zur Geschichte der deutschen Frauenzeitschrift zwischen 1933 und 1970, Berlin 1985.
- 13 »Die kluge Hausfrau« (im folgenden KH abgekürzt), Nr. 6, 1952.
- 14 Zum semiotischen Verfahren siehe Umberto Eco, Einführung in die Semiotik, München 1972; sowie Ders., Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte, Frank-

- furt am Main 1977. In meiner Analyse stütze ich mich sehr auf die Arbeiten von Roland Barthes, insbesondere auf: Ders., *Mythen des Alltags*, Frankfurt am Main 1964; *Das Reich der Zeichen*, Frankfurt am Main 1981; *Elemente der Semiologie* Frankfurt am Main 1983; *Die Sprache der Mode*, Frankfurt am Main 1985; *Das semiologische Abenteuer*, Frankfurt am Main 1988.
- 15 Zum Begriff des Syntagma siehe Barthes, *Elemente der Semiologie*, S. 52-59.
- 16 Levi-Strauss, *Ursprung der Tischsitten*, S. 532.
- 17 KH, Nr. 2, 1949.
- 18 KH, Nr. 3, 1949.
- 19 KH, Nr. 6, 1958.
- 20 KH, Nr. 3, 1949.
- 21 KH, Nr. 7, 1949.
- 22 KH, Nr. 8, 1949.
- 23 Diese Rhetorik des »Es gibt wieder ...« beobachtete auch Michael Kriegeskorte; siehe Ders., *Werbung in Deutschland 1945-1965. Die Nachkriegszeit im Spiegel ihrer Anzeigen*, Köln 1992, S. 17.
- 24 KH, Nr. 15, 1950.
- 25 KH, Nr. 22, 1950.
- 26 KH, Nr. 25, 1950.
- 27 Ebda.
- 28 »Unser Küchenzettel für die Weihnachtstage ist einmal für Norddeutschland und einmal für Süddeutschland gedacht. Jedoch geben wir uns der stillen Hoffnung hin, daß gerade die norddeutsche Hausfrau dieses oder jenes süddeutsche Gericht zur Anregung nimmt, und es die süddeutsche mit den norddeutschen Rezepten genau so macht.« KH, Nr. 26, 1950.
- 29 Ebda.
- 30 Ebda.
- 31 KH, Nr. 27, 1950.
- 32 KH, Nr. 5, 1951.
- 33 Ebda.
- 34 KH, Nr. 26, 1955.
- 35 KH, Nr. 8, 1953.
- 36 KH, Nr. 4, 1954.
- 37 KH, Nr. 20, 1957.
- Die »Spargel auf Mailänder Art« 1962 wurden nur noch mit geriebenem Käse gratiniert; siehe KH, Nr. 20, 1962.
- 38 KH, Nr. 8, 1959.
- 39 KH, Nr. 6, 1951.
- 40 Ebda.
- 41 KH, Nr. 37, 1957.
- 42 KH, Nr. 33, 1958.
- 43 KH, Nr. 8, 1959.
- 44 KH, Nr. 34, 1961.
- 45 In der Tat achtete die »Kluge Hausfrau« zu Beginn der fünfziger Jahre sehr darauf, die materiellen Sorgen ihrer Leserinnen zu berücksichtigen. Bemerkungen unter der Rubrik »Mein Kaufmann sagt« wie:
- »Ich weiß, liebe Frau Schmidt, was Sie mir entgegenhalten wollen: Zum Feiern und Jubeln gehört Geld, und das ist knapp, sehr knapp. Aber nicht nur bei Ihnen, bei hunderttausend anderen auch. Und trotzdem lassen sie die lustige Faschingszeit nicht trübsalblasend an sich vorüberziehen. Man braucht ja nicht unbedingt zum Faschingsball in die Großstadt zu fahren oder zu einem pompös aufgezogenen Ball zu gehen, bei dem bereits das Eintrittsgeld eine Summe kostet, die den Geldbeutel so schmälern würde, daß kaum noch etwas für Gaumen und Zunge übrig bliebe.« (KH, Nr. 4, 1952) oder
- »Viele von Ihnen bekommen ihr Haushaltsgeld schon Anfang Dezember. Mehr als sonst heißt es in diesem Monat, genau zu rechnen und einzuteilen, damit alle Wünsche erfüllt werden können und das Geld bis zum Letzten reicht. (...) Das schönste Fest kann nicht gelingen, wenn es zum Mittag nicht »etwas Besonderes« gibt.« (KH, Nr. 26, 1951) waren durchaus keine Seltenheit in der »Klugen Hausfrau«.

- 46 KH, Nr. 13, 1951 bzw. Nr. 15, 1951.
47 KH, Nr. 4, 1952.
48 KH, Nr. 6, 1954.
49 KH, Nr. 3, 1961.
50 KH, Nr. 7, 1949; Nr. 16, 1950; Nr. 5, 1951; Nr. 11, 1952; Nr. 19, 1952.
51 KH, Nr. 16, 1951.
52 KH, Nr. 12, 1953.
53 KH, Nr. 13, 1953.
54 KH, Nr. 16, 1953.
55 KH, Nr. 18, 1953.
56 KH, Nr. 10, 1956.
57 KH, Nr. 9, 1961.
58 KH, Nr. 48, 1962.
59 KH, Nr. 45, 1957 und Nr. 27, 1958.
60 KH, Nr. 10, 1959.
61 KH, Nr. 10, 1961.
62 KH, Nr. 30, 1961.
63 KH, Nr. 45, 1962.
64 KH, Nr. 42, 1963.
65 KH, Nr. 10, 1964.
66 KH, Nr. 19, 1953.
67 Ebda.
68 KH, Nr. 21, 1953.
69 KH, Nr. 7, 1954.
70 KH, Nr. 49, 1956.
71 KH, Nr. 38, 1957.
72 KH, Nr. 20, 1959.
73 KH, Nr. 18, 1960, Nr. 32, 1960 und Nr. 18, 1963.
74 KH, Nr. 15, 1956.
75 KH, Nr. 17, 1960.
76 KH, Nr. 2, 1954.
77 KH, Nr. 8, 1956.
78 KH, Nr. 15, 1955 und Nr. 18, 1964.
79 KH, Nr. 28, 1955.
80 KH, Nr. 34, 1963.
81 KH, Nr. 30, 1965.
82 »Pikante Salate« in: KH, Nr. 47, 1958 oder »Pikante Rohkostsalate« in: KH, Nr. 29, 1961.
83 KH, Nr. 51, 1963.
84 KH, Nr. 14, 1954.
85 KH, Nr. 18, 1954. Allerdings fanden Auberginen keinen rechten Eingang auf die Rezeptseite. Das nächste Auberginenrezept, »Gefüllte Auberginen«, tauchte erst 1960 auf (KH, Nr. 37, 1960), und die folgende Rezeptseite für Auberginen erschien 1965: »Ein herzhaftes Gemüse: Auberginen. Das Äußere der Eierfrüchte, auch Auberginen genannt, ist zwar nicht besonders verlockend – ein Auberginengericht aber um so mehr. Hand aufs Herz: Haben Sie Auberginen schon probiert? Wenn nicht, sollten Sie das Experiment ruhig einmal wagen. Sie werden feststellen: es lohnt sich.« KH, Nr. 39, 1965.
86 KH, Nr. 43, 1955.
87 Ebda.
88 Vgl. S. 116-122.
89 KH, Nr. 24, 1954.
90 Ebda.
91 KH, Nr. 10, 1955.
92 KH, Nr. 39, 1955.
93 KH, Nr. 7, 1955.
94 KH, Nr. 7, 1955.

- 95 KH, Nr. 9, 1954.
 96 KH, Nr. 6, 1955.
 97 KH, Nr. 39, 1955.
 98 KH, Nr. 6, 1949.
 99 KH, Nr. 2, 1951.
 100 KH, Nr. 5, 1952.
 101 KH, Nr. 1, 1954.
 102 Ebda.
 103 Ebda.
 104 KH, Nr. 4, 1955.
 105 KH, Nr. 49, 1960.
 106 KH, Nr. 22, 1962.
 107 KH, Nr. 49, 1965.
 108 KH, Nr. 50, 1963.
 109 KH, Nr. 14, 1965.
 110 KH, Nr. 7, 1956.
 111 KH, Nr. 41, 1960.
 112 KH, Nr. 9, 1956.
 113 KH, Nr. 2, 1958.
 114 KH, Nr. 10, 1956.
 115 KH, Nr. 7, 1958.
 116 KH, Nr. 35, 1956.
 117 Ebda.
 118 Klaus Harpprecht, Die Lust an der Normalität, in: MAGNUM 29, April 1960, S. 17-19, hier: S. 18.
 119 Ganz anders jedoch, wenn es um Küchentechnik und Arbeitserleichterung in der Küche ging. Da stand in der »Klugen Hausfrau« die amerikanische Hausfrau ganz oben an:
 »Es war eigentlich von jeher das Los der Frauen, daß ihre Arbeit im Haushalt nicht richtig anerkannt wurde. Heute können wir uns darüber nicht mehr beklagen; denn allmählich stellen sich die technischen Errungenschaften immer mehr in den Dienst der Frau, um ihr das Leben zu erleichtern. Da die Amerikanerin bei dem Wort ›Hausarbeit‹ wohl am ehesten die Nase rümpft und sich nicht gern die Finger schmutzig macht, hat sie es allerdings auch am besten verstanden, sich die Neuerungen zunutze zu machen. Aber wie so oft im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten werden auch hier des Guten zuviel getan; und wir alle hatten schon Gelegenheit, über die Witze vom Kühlschranks mit Sinfoniekonzert und vom Rundfunkgerät, das gleichzeitig Spiegeleier brät, zu lächeln. Alle wirklich praktischen und nützlichen Geräte gibt es auch bei uns. Leider ist die Anschaffung zum Teil eine Kostenfrage. Was wir uns aber alle zur Aufgabe machen sollten und uns auch ohne Kostenaufwand leisten können, das ist eine zweckmäßige Anordnung aller Kücheneinrichtungen, die der geplagten Hausfrau viele Kilometer im Jahr ersparen kann.« (KH, Nr. 9, 1952).
- 120 KH, Nr. 38, 1956.
 121 KH, Nr. 21, 1954.
 122 KH, Nr. 38, 1959.
 123 KH, Nr. 33, 1963.
 124 KH, Nr. 30, 1955.
 125 KH, Nr. 52, 1955.
 126 KH, Nr. 25, 1957.
 127 KH, Nr. 18, 1960.
 128 KH, Nr. 27, 1960.
 129 KH, Nr. 8, 1965.
 130 KH, Nr. 4, 1961.
 131 KH, Nr. 43, 1960.
 132 KH, Nr. 37, 1960.
 133 KH, Nr. 51, 1959.
 134 KH, Nr. 10, 1961.
 135 KH, Nr. 23, 1958.

- 136 KH, Nr. 1, 1961.
- 137 Konrad Köstlin, Die Revitalisierung regionaler Kost, in: N. Valonen/J. U. E. Lehtonen (Hg.), Ethnologische Nahrungsforschung, Vorträge des zweiten Internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung, Helsinki 1975, S. 159-166, hier; S. 161.
- 138 KH, Nr. 2, 1958.
- 139 KH, Nr. 18, 1956.
- 140 Ebda.
- 141 KH, Nr. 26, 1958.
- 142 KH, Nr. 40, 1956.
- 143 KH, Nr. 30, 1958.
- 144 KH, Nr. 28, 1960.
- 145 KH, Nr. 16, 1956.
- 146 KH, Nr. 36, 1957.
- 147 KH, Nr. 51, 1958.
- 148 KH, Nr. 51, 1955.
- 149 Ebda.
- 150 Ebda.
- 151 KH, Nr. 28, 1956.
- 152 KH, Nr. 38, 1957.
- 153 KH, Nr. 22, 1957.
- 154 Ebda.
- 155 KH, Nr. 8, 1962.
- 156 Interview mit Frau H. am 12.1.1990.
- 157 KH, Nr. 8, 1959.
- 158 KH, Nr. 19, 1959.
- 159 KH, Nr. 53, 1960.
- 160 Siehe dazu vor allem das folgende Kapitel »Gesunde Ernährung«.
- 161 KH, Nr. 46, 1961.
- 162 KH, Nr. 14, 1964.
- 163 KH, Nr. 28, 1961.
- 164 KH, Nr. 13, 1962.
- 165 KH, Nr. 1, 1962.
- 166 Ebda.
- 167 In ähnlicher Weise hat bereits Utz Maas u. a. einen Küchenzettel aus der »Westfälischen Landeszeitung« vom Januar 1937 daraufhin untersucht, inwieweit sich in ihm, und anderen Texten aus dem hauswirtschaftlichen Bereich, alltägliche Sprache im Nationalsozialismus erschließt und damit auch das Sprechen (parole) als gesellschaftlicher Praxis, die zur Homogenität der nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft« beigetragen hat, erkennbar wird. Siehe Utz Maas, »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«. Sprache im Nationalsozialismus, Opladen 1984.

16. Kapitel

- 1 »Die kluge Hausfrau« (im folgenden: KH), Nr. 25, 1951.
- 2 So förderte der Deutsche Landwirtschaftsrat DLR gemeinsam mit Ministerien und Regierungspräsidien 1930 eine intensive »Roggenbrotpropaganda«, um den Wert des Roggenbrots für die »Volksgesundheit« bekannt zu machen. Im Pressedienst des DLR, der bis in die Kommunen des Deutschen Reichs verteilt wurde, wurde betont, daß Roggenbrot gesund, vitaminreich, schmackhaft, bekömmlich und billig und es deshalb wünschenswert sei, »eine Schnitte Roggenbrot täglich mehr zu essen.« Am Ende stand das dem Reichspräsidenten Hindenburg zugeschriebene Zitat: »Der Patriot ißt Roggenbrot!« Siehe Alf Lüdtke, Hunger in der Großen Depression, in: Archiv für Sozialgeschichte 27 (1987), S. 145-176, hier S. 165.
- 3 Vgl. Walter M. Sprondel, Kulturelle Modernisierung durch antimodernistischen Protest. Der lebensreformerische Vegetarismus, in: F. Neidhardt/ M. R. Lepsius/ J. Weiss (Hg.), Kultur und Gesellschaft (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsycholo-

- gie, Sonderheft 27, Festschrift für René König), Opladen 1986, S. 314-330; ebenfalls das Kapitel »Der moderne Diskurs über das Eßbare. Zur Soziologie der Naturkostbewegung«, in: Klaus Eder, Die Vergesellschaftung der Natur. Studien zur sozialen Evolution der praktischen Vernunft, Frankfurt am Main 1988, S. 225-255.
- 4 »Vom Zahnverfall«, KH, Nr. 8, 1953.
- 5 Adolf Meyer-Abich, Kultur und Krankheit. Ein Wendepunkt im medizinischen Denken, in: Der Landarzt, Heft 1/1951, S. 2-5, hier: S. 4.
- 6 Siehe Norbert Elias, Zur Soziogenese des Gegensatzes von »Kultur« und »Zivilisation« in Deutschland, in: Ders., Über den Prozeß der Zivilisation. Erster Band, Frankfurt am Main 1976, S. 1-42.
- 7 Bericht von dem 3. ärztlichen Fortbildungskurs für Ganzheitsmedizin durch die Arbeitsgemeinschaft der westdeutschen Ärztekammern vom 9. bis 28.10.1950, in: Der Landarzt, Heft 5/1951, S. 112-114, hier: S. 113.
- 8 Bericht von der 39. Tagung der Nordwestdeutschen Gesellschaft für Innere Medizin am 13./14.6.1952 in Braunschweig zum Thema »Optimale Ernährung«, in: Der Landarzt, Heft 21/1952, S. 584-586, hier: S. 584.
- 9 Rudolf Gmelin, Ist Mehlveredelung zu verantworten?, in: Der Landarzt, Heft 7/1952, S. 186-188; oder Otto Eggers, Ist ausreichende Vitamin-B₁-Deckung durch unser tägliches Brot noch möglich?, in: Der Landarzt, Heft 1/1954, S. 38-39.
- 10 Adolf Bolte/Arnim Fincke, Kohlehydraternährung und Vitamin-B₁-Hypovitaminosen, in: Der Landarzt, Heft 9/1957, S. 235-239; oder Kurt Schreier, Zur Vitaminisierung von Nahrungsmitteln, in: Der Landarzt, Heft 5/1958, S. 121-127.
- 11 »Wir brauchen Vitamine!«, KH, Nr. 4, 1951.
- 12 Das fast allumfassende Krankheitsszenario, das die »Kluge Hausfrau« 1951 entworfen hatte, wich im folgenden Jahr bereits einem realistischeren Bild. Vitamine schützten nun vor Erkältungen und Infektionen, vor Rachitis und Bluterkrankungen, regulierten den Stoffwechsel und den Wasserhaushalt und sorgten für gute Schkraft; S. »Vitamine - Vitamine!«, KH, Nr. 27, 1952.
- 13 KH, Nr. 11, 1954.
- 14 »Rohkost ist wichtig!«, KH, Nr. 11, 1952.
- 15 »Zucker hält die Früchte jung«, KH, Nr. 18, 1954.
- 16 »... dabei ess' ich fast gar nix!«, KH, Nr. 33, 1960.
- Daß sich in dieser Zeit die Gesundheitsargumente ausschließlich auf den weißen Zucker bezogen, zeigt die Antwort der »Klugen Hausfrau« auf die Frage, ob brauner Rohzucker nicht viel gesünder sei: »Wissenschaftler haben zwar festgestellt, daß der Rohzucker, also der braune Zucker, Vitamine und Mineralstoffe enthält, doch in so geringem Umfang, daß es nicht der Rede wert ist. Außerdem ist es ja nicht Aufgabe des Zuckers, unseren Bedarf an Vitaminen und Mineralstoffen zu decken, sondern vielmehr dem Körper auf schnellstem Wege die notwendigen Energiestoffe für Muskeln und Nerven zu liefern. Vitamin- und Minerallieferant sind dafür viele andere Nahrungsmittel wie Obst, Gemüse, Milch und Brot. Andererseits aber enthält der braune Zucker eine Reihe von Unreinlichkeiten, auf die man besser verzichten sollte.« Siehe »Kurz gesagt«, KH, Nr. 10, 1957.
- 17 Albert von Haller, Zivilisationskost und Primitivkost, in: Der Landarzt, Heft 9/1957, S. 244-247, hier: S. 244, 246, 247.
- 18 Ludwig R. Grote, Fragen der richtigen Ernährung des Menschen, in: Der Landarzt, Heft 9/1957, S. 225-229.
- 19 Gerd Schettler, Krankheiten des Wohlstandes, in: Deutsche medizinische Wochenschrift, Heft 24/1962, S. 1221-1227.
- 20 Gerd Schettler, Nahrungsfette und ihre Beziehungen zu Herzinfarkten und Schlaganfällen. Gedanken zum Bericht des Zentralkomitees der American Heart Association, in: Deutsche medizinische Wochenschrift, Heft 15/1961, S. 741-742; siehe auch den Bericht der 67. Tagung der Deutschen Gesellschaft für innere Medizin, 10.-13.4.1961 in Wiesbaden, zum Thema »Ernährungsprobleme«, die zu den selben Ergebnissen gelangte, in: Deutsche medizinische Wochenschrift, Heft 23/1961, S. 1156.
- 21 »Jedem sein Fett!«, KH, Nr. 7, 1959.
- 22 »Doppelte Gesundheit«, KH, Nr. 30, 1959.
- 23 »Butter oder Margarine?«, KH, Nr. 26, 1961.
- 24 »Hungrige Fette«, KH, Nr. 9, 1961.
- 25 Jahresbericht der Edeka 1957 (Archiv der Edeka, Hamburg).

- 26 Jahresbericht der Edeka 1958 (Archiv der Edeka, Hamburg).
- 27 »Die Wahrheit auf die Etiketten!«, KH, Nr. 43, 1958.
 Daß der neue Trend durchaus auch dem Wunsch nach mehr Umsatz entgegenkam, konstatierte der Jahresbericht 1961 der Edeka-Verkaufsorganisation: »Die Gesundheit beherrschte auch im Berichtsjahr das Wunschenken der meisten Verbraucher. Dies schlug sich besonders auffällig im Umsatzanstieg solcher gesundheitsbetonter Erzeugnisse nieder, deren jeweilige gesamte Lebensmittelwarengruppe eine allgemein rückläufige Tendenz aufzeigte: Bei sinkendem Margarineverbrauch Anstieg der Umsätze in Diätmargarine, bei schwindendem Brotkonsum Steigerung des Knäckebrötchenverzehrs.« Jahresbericht der Edeka 1961 (Archiv der Edeka, Hamburg).
- 28 Korrespondenzen zwischen beiden Redeweisen waren dabei nicht ausgeschlossen. So ergänzte die »Kluge Hausfrau« ihren Ratschlag, den Salat mit »Wertkost«-Sonnenblumenöl anzurichten und damit »doppelt gesund« zu speisen, um die Schlußbemerkung: »Übrigens, noch zur Beruhigung gesagt, »Wertkost«-Sonnenblumenöl geht nichts ins Fettdepot, sondern wird hundertprozentig im Körper verbrannt.« Siehe »Doppelte Gesundheit«, KH, Nr. 30, 1959.
- 29 »... nimm doch Konserven«, KH, Nr. 2, 1959.
- 30 »Tiefkühlkost - frische Kost!«, KH, Nr. 11, 1959.
- 31 »Auch im Winter Tiefkühlkost?«, KH, Nr. 8, 1960.
- 32 »O Schreck, mein Gewicht!«, KH, Nr. 18, 1952.
- 33 Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982, S. 311.
- 34 »Länger jung bleiben durch richtige Ernährung«, KH, Nr. 18, 1962.
- 35 »Unterernährt durch Rohkost«, KH, Nr. 18, 1961.
- 36 »Mit gutem Gewissen genießen«, KH, Nr. 50, 1961.
- 37 »Revolution in der Küche«, KH, Nr. 3, 1962.
- 38 »Sind Sie eine moderne Hausfrau?«, KH, Nr. 2, 1962.

Schlußbetrachtung

- 1 Helmut Schelsky, Gesellschaftlicher Wandel, in: Ders., Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf/Köln 1965, S. 337-351, hier: S. 340.
- 2 Werner Abelshausen, Die Langen Fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland 1949-1966, Düsseldorf 1987, S. 57.
- 3 Hans Jürgen Teuteberg, Zum Problemfeld Urbanisierung und Ernährung im 19. Jahrhundert, in: Ders. (Hg.), Durchbruch zum modernen Massenkonsum, Münster 1987, S. 1-36, hier: S. 35.
- 4 Vgl. dazu Michael Wildt, Das Ende der Bescheidenheit. Wirtschaftsrechnungen von Arbeitnehmerhaushalten in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1963, in: K. Tenfelde (Hg.), Arbeiter im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 573-610.
- 5 Interview mit Frau S. am 7.2.1990.
 Vgl. dazu auch Ulrich Herbert, »Die guten und die schlechten Zeiten«, in: Lutz Niethammer (Hg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960 Band 1, Berlin/Bonn 1983, S. 67-96.
- 6 Siehe Hans Wellmann, Die Soziale Marktwirtschaft im Spiegel von Meinungsumfragen, Köln (Diss.) 1962, bes. S. 104-119.
- 7 Im Juli 1950, zu Beginn des Koreakriegs, zum Beispiel verzeichnete der Lebensmittelhandel einen »geradezu stürmischen Umsatzanstieg«; S. Der Volkswirt, Nr. 33, 1950, S. 16. Nach dem Bau der Mauer im August 1961 legten mehr als 30% aller westdeutschen Haushalte Lebensmittelvorräte an; S. Institut für Demoskopie, Allensbach, Die Verbreitung von Krisenvorräten in den Haushalten der Bundesrepublik, November 1962 (Bundesarchiv Koblenz, ZSg 132-1008).
- 8 Statistisches Bundesamt, Fachserie M, Reihe 18: Ausstattung der privaten Haushalte mit ausgewählten langlebigen Gebrauchsgütern 1962/63, Stuttgart/Mainz 1964.
- 9 Ernest Zahn, Soziologie der Prosperität, Köln/Bonn 1960, S. 22 (Hervorhebungen von mir, m.w.).
- 10 Interview mit Frau L. am 9.2.1990.
- 11 Lutz Niethammer, »Normalisierung im Westen«: Erinnerungsspuren in die 50er Jahre,

- in: G. Brunn (Hg.), Neuland. Nordrhein-Westfalen und seine Anfänge seit 1945/46, Essen 1987, S. 175-206, hier: S. 204.
- 12 »Die guten Jahre sind nicht nur in dem Sinn das halbe Leben, daß sie erst spät begonnen haben, sondern auch weil die in ihnen vorherrschende sinnstiftende Ordnung von einem großen Teil der eigenen affektiven und existentiellen Erlebnisse absieht und ihn nicht intergrieren kann. Dieser, in der neuen Normalität sinnlos gewordene Erlebnis-müll, dessen Sinn einst auf den Fluchtpunkt des Nationalsozialismus verwiesen hatte und der großenteils aus besonders affektive geladenen Erlebnisse besteht, blieb – ähnlich wie auch ein Großteil der unmittelbaren Kriegsfolgen – der privaten »Bewältigung« als eine Art Sickerschacht überlassen.« Niethammer, »Normalisierung im Westen«, S. 205.
 - 13 Henri Lefebvre, Kritik des Alltagslebens. Grundrisse einer Soziologie der Alltäglichkeit, Frankfurt am Main 1987, S. 329.
 - 14 Jean Baudrillard, Das Ding und das Ich, Wien 1974, S. 55 und 57.
 - 15 Wolfgang Fritz Haug, Kritik der Warenästhetik, Frankfurt am Main 1971, S. 61.
 - 16 Bernward Joerges hat diesen Strukturwandel des Konsums als fortschreitende Kapitalisierung der Haushalte, Technisierung der Haushaltsproduktion und Professionalisierung des Verbraucherverhaltens gekennzeichnet – ein Modell, das m. E. die Entwicklung jedoch zu linear und »fortschrittlich« zeichnet; S. Bernward Joerges, Berufsarbeit, Konsumarbeit, Freizeit. Zur Sozial- und Umweltverträglichkeit einiger struktureller Veränderungen in Produktion und Konsum, in: Soziale Welt, 32. Jg. 1981, S. 168-195.
 - 17 Bernhard Schäfers, Gesellschaftlicher Wandel in Deutschland. Ein Studienbuch zur Sozialstruktur und Sozialgeschichte der Bundesrepublik, Stuttgart (5., völlig neu bearb. u. erw. Aufl.) 1990, bes. S. 184-213. Siehe ebenfalls Wolfgang Zapf, Sozialstruktur und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik Deutschland, in: W. Weidenfeld/ H. Zimmermann (Hg.), Deutschland-Handbuch, München 1989, S. 99-124; sowie Stefan Hradil, Individualisierung, Pluralisierung, Polarisierung: Was ist von den Schichten und Klassen geblieben?, in: R. Hettlage (Hg.), Die Bundesrepublik. Eine historische Bilanz, München 1990, S. 111-138.
 - 18 Ulrich Beck hat dies in dem, allerdings nicht sehr glücklichen, weil allzu »automatischen«, Begriff des »Fahrstuhl-Effekts« gefaßt: Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main 1986, S. 122.
 - 19 Josef Mooser, Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt am Main 1984, S. 73; S. auch Moosers Resümee: ebda., Kap. IV, bes. S. 226-230.
 - 20 Zur inter- und intragenerationellen wie konnubialen Mobilität nach 1945 S. ebda., S. 113-139.
 - 21 Armin Triebel, Zwei Klassen und die Vielfalt des Konsums. Haushaltsbudgetierung bei abhängig Erwerbstätigen in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts (Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 41, hg. vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung), Berlin 1991, S. 414-416.
 - 22 »Pluralität« meint nicht Oberflächlichkeit und Beliebigkeit, sondern die Ausbildung von Differenz, von distinkten Lebensstilen, Handlungsformen und Sozialkonzeptionen. Der Begriff steht nicht für die affirmative Anerkennung einer sich differenzierenden »Konsumgesellschaft«, sondern tritt vielmehr soziologischen Entwürfen einer Uniformierung und Nivellierung der westdeutschen Gesellschaft entgegen.
 - 23 Vgl. Stefan Hradil, Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen 1987.
 - 24 Stephen Mennell, All Manners of Food, Oxford 1985, S. 322 (dt. Ausgabe: Die Kultivierung des Appetits, Stuttgart 1988).
 - 25 Pierre Bourdieu, Klassenstellung und Klassenlage, in: Ders., Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt am Main 1975, S. 42-74, hier: S. 70.
 - 26 Hans-Peter Schwarz: Die ausgebliebene Katastrophe. Eine Problemskizze zur Geschichte der Bundesrepublik, in: Den Staat denken. Theodor Eschenburg zum Fünfundachtzigsten. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Rudolph, Berlin 1990, S. 151-174. hier: S. 152.
 - 27 Felix Ph. Lutz, Empirisches Datenmaterial zum historisch-politischen Bewußtsein, in: Bundesrepublik Deutschland. Geschichte – Bewußtsein, hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1989, S. 150-169, hier: S. 155.
 - 28 Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1957. Herausgegeben von Elisabeth Noelle und Erich Peter Neumann, Allensbach 1957, S. 278.

Kann man wirklich mit Hermann Graml behaupten, daß »eine erstaunlich große und für den künftigen Weg der Nation ausschlaggebende Anzahl der Deutschen (...) schon in jenen Jahren und inmitten der fast noch rauchenden Trümmer ihrer Städte eine radikale und unwiderrufliche Abkehr von der ›Weltanschauung‹, dem Herrschaftssystem und den politischen Zielen der Nationalsozialisten vollzogen« hatte? Hermann Graml, Die verdrängte Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, in: Martin Broszat (Hg.), Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte, München 1990, S. 169-183, Zitat: S. 171.

- 29 Ralf Dahrendorf: Demokratie und Sozialstruktur in Deutschland, in: Ders., Gesellschaft und Freiheit. München 1961, S. 260-299, hier: S. 297-298. Allerdings ist er selbst mittlerweile, »was die Bewertung des Modernisierungseffektes (in den 50er Jahren, m.w.) angeht, nicht mehr ganz so optimistisch wie 1965«; s. Werksbesichtigung XIII: Dahrendorf über Dahrendorf. Gesellschaft und Demokratie in Deutschland - nach vierzig Jahren. Von Ralf Dahrendorf, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 11. Januar 1989.
- 30 Michael Wildt, Das Ende einer Geschichte. Schreibweisen und Lesarten einiger Bücher zum 40. Jahrestag der BRD, in: Geschichtswerkstatt 20, 1990, S. 56-67. Vgl. aber auch Peter Brückners Buch: Versuch, uns und anderen die Bundesrepublik zu erklären, Berlin 1978, das eines der geistreichsten bleibt, die über die (»alte«) Bundesrepublik geschrieben worden sind.
- 31 Wolfgang Zapf, Zum Verhältnis von sozialstrukturellem Wandel und politischem Wandel: Die Bundesrepublik 1949-89, in: Bernhard Blanke/Hellmut Wollmann (Hg.), Die alte Bundesrepublik. Kontinuität und Wandel (Leviathan Sonderheft 12/1991), Opladen 1991, S. 130-139, hier: S. 13.
- 32 Zit nach Josef Bock/Günter Specht, Verbraucherpolitik, Köln/Opladen 1958, S. 37.
- 33 Daniel Bell, Die nachindustrielle Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976, passim. Die Erwartung sozialer Nivellierung durch Massenproduktion und Massenkonsum war aber durchaus keine Domäne der konservativen Kulturkritik. Vor der homogenisierenden, jegliche Dissonanz einblendenden »Modernisierung« von »Stadtkernen und Verkehrssystemen, Bildung und Sprachfärbungen, Umgangsformen und Wahrnehmungsweisen« als Tendenz des kapitalistischen Systems warnte auch Peter Brückner: »Das Ergebnis dieser Normierung und Integration ist eine neue Gestalt von ›Wirklichkeit‹, eben die Normalität, die das Partikulare, das qualitativ Andere nur noch als Abweichung registriert, in der Regel ein Fall für den Arzt oder die Polizei: Das Besondere verschwindet im Abseits.« Peter Brückner, Überlegungen zu Geschichte und ›Posthistoire‹. Veränderungen im Begriff Revolution. Ein Fragment, in: Ders., Psychologie und Geschichte, Berlin 1982, S. 259-267, hier: S. 266 (Hervorhebung im Original, m.w.).
- 34 Erich Egnor, Die Marktstellung des Konsumenten, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Band 165, 1953, S. 21-49, hier: S. 33 (Hervorhebung im Original, m.w.).
- 35 »Das gemeinsame Merkmal der außen-geleiteten Menschen besteht darin, daß das Verhalten des einzelnen durch die Zeitgenossen gesteuert wird; entweder von denjenigen, die er persönlich kennt, oder von jenen anderen, mit denen er indirekt durch Freunde oder durch Massenunterhaltungsmittel bekannt ist.« David Riesman/Reuel Denney/Nathan Glazer, Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters, Darmstadt/Neuwied 1956, S. 55.
- 36 Ebda., S. 50-51.
- 37 Ebda., S. 299-300.

Abkürzungsverzeichnis

CARE	Cooperative for American Remittances to Europe
DIN	Deutsche Industrienorm
DLR	Deutscher Landwirtschaftsrat
ECA	Economic Cooperation Administration
GfK	Gesellschaft für Konsumforschung, Nürnberg
HdWW	Handbuch der Wirtschaftswissenschaften
ISB	Institut für Selbstbedienung, Köln
LUSIR	Oral history-Forschungsprojekt »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet zwischen 1930 und 1960«
MEW	Marx/Engels-Werke
OEEC	Organization for European Economic Cooperation
PRO	Konsumgenossenschaft »Produktion«, Hamburg
RKW	Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit
RWI	Rheinisch-Westfälisches Institut für Wirtschaftsforschung, Düsseldorf
SD	Sicherheitsdienst der SS
Sowi	Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium
SS	Schutzstaffel
USA	United States of America
WWI	Wirtschaftswissenschaftliches Institut (des Deutschen Gewerkschaftsbundes), Düsseldorf

Bibliographie

Archive

Bundesarchiv Koblenz:

Bestand Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten

Bestand Gesundheitsministerium

Bestand Institut für Demoskopie, Allensbach

Schleswig-Holsteinisches Landesarchiv Schleswig:

Abteilung 616, Bestand Statistisches Landesamt, Nr. 131-140 Haushaltsbücher.

Archiv der Gesellschaft für Konsumforschung, Nürnberg:

Archiv der Fa. Neckermann KG, Frankfurt am Main.

Archiv der Fa. Oetker, Bielefeld.

Archiv der Fa. Edeka, Hamburg.

Archiv der Fa. Maggi, Singen.

Archiv der Fa. Bahlsen KG, Hannover.

Archiv der Hauptgemeinschaft des Deutschen Lebensmittel-Einzelhandels, Bonn.

Archiv der PRO-Stiftung, Hamburg.

Veröffentlichte Quellen:

Statistische Jahrbücher 1941/42 ff.

Statistisches Bundesamt Wiesbaden, Fachserie Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen, Reihe 13 Wirtschaftsrechnungen.

Statistisches Bundesamt Wiesbaden, Fachserie Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen, Reihe 13 Wirtschaftsrechnungen, Sonderheft 4: Verbrauch in Arbeiterhaushalten 1937, Teil I: Einzelhaushalte, Stuttgart/Mainz 1960.

Statistisches Bundesamt, Fachserie M, Reihe 18: Ausstattung der privaten Haushalte mit ausgewählten langlebigen Gebrauchsgütern 1962/63, Stuttgart/Mainz 1964.

Statistische Jahrbücher über Ernährung, Landwirtschaft und Forsten der Bundesrepublik Deutschland 1957 ff., hg. vom Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten.

Statistik des Hamburgischen Staates, herausgegeben vom Statistischen Landesamt der Freien und Hansestadt Hamburg. Heft 48 Erhebungen von Wirtschaftsrechnungen 1949 bis 1957, Hamburg 1958 und

- Heft 88 Erhebungen von Wirtschaftsrechnungen 1958 bis 1966, Hamburg 1968.
- DIVO-Institut Frankfurt, Der westdeutsche Markt in Zahlen. Ein Handbuch für Forschung, Werbung und Verkauf, Frankfurt am Main 1958.
- DIVO-Institut Frankfurt, Der westdeutsche Markt in Zahlen. Ein Handbuch für Forschung, Werbung und Verkauf. Neubearbeitung 1962, Frankfurt am Main 1962.
- Meldungen aus dem Reich 1938-1945. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS, hg. und eingeleitet von Heinz Boberach, 17 Bände, Herrsching 1984.
- Neue Heimat (Hg.), »So möchte ich wohnen!« Ergebnisse einer wohnungswirtschaftlichen Befragung (2 Bde.), Bd. I, Hamburg 1955.

Zeitschriften:

- Die Absatzwirtschaft, Jg. 1958 ff.
- Ärztliche Praxis, Jg. 1950 ff.
- Deutsche medizinische Wochenschrift, Jg. 1950 ff.
- Dynamik im Handel, herausgegeben vom Institut für Selbstbedienung.
- EMNID-Informationen, Bielefeld, Jg. 1949 ff.
- Ernährungsumschau, Jg. 1954 ff.
- Die Ernährungswirtschaft, Jg. 1954.
- Gewerkschaftliche Monatshefte, Jg. 1951 ff.
- Hauswirtschaft und Wissenschaft, Jg. 1953 ff.
- Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung, Jg. 1956 ff.
- Die kluge Hausfrau, Jg. 1949 ff.
- Der Landarzt, Jg. 1950 ff.
- MAGNUM, Jg. 1956 ff.
- Mitteilungen des Instituts für Handelsforschung an der Universität Köln, Jg. 1950 ff.
- Mitteilungen des Rheinisch-Westfälischen Institut für Wirtschaftsforschung (RWI) Jg. 1951 ff.
- Selbstbedienung und Supermarkt, Jg. 1957 ff.
- Der Volkswirt, Jg. 1950 ff.
- Wirtschaft und Statistik, Jg. N.F. 1949 ff.
- WWI-Mitteilungen, Jg. 1951 ff.

Literatur:

- Wilhelm Abel, Stufen der Ernährung. Eine historische Skizze, Göttingen 1981.
- Werner Abelshauser, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutsch-

- land (1945-1980), Frankfurt am Main 1983.
- Ders., Die Langen Fünfziger Jahre. Wirtschaft und Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland 1949-1966, Düsseldorf 1987.
- Ders., Hilfe und Selbsthilfe. Zur Funktion des Marshallplans beim westdeutschen Wiederaufbau, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Heft 1, 1989, S. 85-113.
- Renate Aengenendt, Die freiwilligen Handelsketten in der Bundesrepublik, Köln/Opladen 1962.
- Ulrich Albrecht/Elmar Altvater/Ekkehart Krippendorf (Hg.), Zusammenbruch oder Befreiung? Zur Aktualität des 8. Mai 1945, Berlin 1986.
- Allgemeiner Freier Angestelltenbund (AfA) (Hg.), »Was verbrauchen die Angestellten?«, Berlin 1932.
- Gabriel A. Almond/Sidney Verba, The Civic Culture. Political Attitudes and Democracy in Five Nations, Princeton 1963.
- Gertrud Altmann-Gädke, Erprobtes Haushalten. Handbuch der Hausfrauenarbeit, Hamburg 1950.
- Elmar Altvater u. a., Vom Wirtschaftswunder zur Wirtschaftskrise. Ökonomie und Politik in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1979.
- Gerold Ambrosius, Die wirtschaftliche Entwicklung von Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerken), in: H. Pohl (Hg.), Kommunale Unternehmen. Geschichte und Gegenwart, Stuttgart 1987, S. 125-153.
- Otto Amonn, Kaffee, Tee und Kakao (Veröffentlichungen des Ifo-Instituts für Wirtschaftsforschung), Berlin/München 1954.
- Günther Anders, Die Antiquiertheit des Menschen, Bd. 1, München 1980.
- Ruth Andreas-Friedrich, Ein reizender Abend. Tausend Tips für frohe Feste, Heidelberg 1957.
- Otto Angehrn, Handelsmarken und Herstellermarken im Wettbewerb, Stuttgart 1969.
- Athanasios J. Aravantinos, Großstädtische Einkaufszentren, Essen 1963.
- Hermann Arnold, Hunger – Beiträge zur Sozialhygiene der chronischen Unterernährung, Homburg/Saar (Habil.) 1966.
- Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Herausgegeben von Gerda Tornieporth, Berlin 1988.
- Viktoria Arnold (Hg.), »Als das Licht kam«. Erinnerungen an die Elektrifizierung, Wien/Köln/Graz 1986.
- Atlas der deutschen Volkskunde, Neue Folge, hg. von Matthias Zehnder, Marburg 1958 ff.
- Autorenkollektiv des IMSF, Klassen- und Sozialstruktur der BRD 1950-1970, Teil II, Zweiter Halbband, Frankfurt am Main 1974.
- Axel Bänsch, Käuferverhalten, München 1985.
- James H. Backer, Priming the German Economy – American Occupational Politics 1945-1948, Durham 1971.

- Dieter Bansch (Hg.), *Die fünfziger Jahre*, Tübingen 1985.
- Stefan Bajohr, *Vom bitteren Los der kleinen Leute. Protokolle über den Alltag. Braunschweiger Arbeiterinnen und Arbeiter 1900 bis 1933*, Köln 1984.
- Albrecht Bangert, *Der Stil der 50er Jahre*, 2 Bde., München 1983.
- Roland Barthes, *Mythen des Alltags*, Frankfurt am Main 1964.
- Ders., *Pour une pscho-sociologie de l'alimentation contemporaine*, in: J. J. Hérmanninquer (ed.), *Pour une histoire de l'alimentation*, Paris 1970, p. 307-315.
- Ders., *Das Reich der Zeichen*, Frankfurt am Main 1981.
- Ders., *Elemente der Semiologie*, Frankfurt am Main 1983.
- Ders., *Die Sprache der Mode*, Frankfurt am Main 1985.
- Ders., *Das semiologische Abenteuer*, Frankfurt am Main 1988.
- Ellen Bartsch, *Der Arbeitszeitaufwand im städtischen Haushalt*, in: *Hauswirtschaft und Wissenschaft*, 2. Jg. 1954, Heft 1, S. 18-23.
- Erich Batzer/Richard Geml/Erich Greipl, *Die Nahrungsmitteldistribution in Westeuropa*, 1. Teilband, Berlin/München 1971.
- Erich Batzer/Erich Greipl/Uwe Träger, *Kooperation im Einzelhandel*, Berlin/München 1982.
- Jean Baudrillard, *Das Ding und das Ich*, Wien 1974.
- Jürgen G. Baum, *Hauswirtschaft und Hausfrau. Ergebnisse und Erläuterungen einer Befragung* (Schriftenreihe Verbraucherdienst, Heft 12, hg. vom Bundesausschuß für volkswirtschaftliche Aufklärung e.V., Köln), Köln 1968.
- Willi Baumeister/Hans M. Lochner, *Der unbewältigte Wohlstand*, Freiburg/Hamm 1956.
- Gerhard Baumert/Edith Hünninger, *Deutsche Familien nach dem Kriege*, Darmstadt 1954.
- Gerhard Baumert, *Jugend in der Nachkriegszeit. Lebensverhältnisse und Reaktionsweisen*, Darmstadt 1952.
- August Bebel, *Die Frau und der Sozialismus*, Stuttgart/Berlin 1922.
- Ursula A. J. Becher, *Geschichte des modernen Lebensstils. Essen – Wohnen – Freizeit – Reisen*, München 1990.
- Paul Beck, *Einkommens- und Kostenstruktur der westdeutschen Haushalte*, in: *Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung*, 8. Jg. 1962, S. 195-233.
- Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main 1986.
- Hellmut Becker, *Bildungspolitik*, in: W. Benz (Hg.), *Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*, 4 Bände, Frankfurt am Main 1989 (aktualisierte Neuauflage), Bd. 1, S. 324-353.
- Karl Bednarik, *An der Konsumfront*, Stuttgart 1957.
- Gerhard Beier, *Der Demonstrations- und Generalstreik vom 12. Novem-*

- ber 1948, Frankfurt am Main 1975.
- Daniel Bell, Die nachindustrielle Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976.
- Ralph Bendix/Seymour M. Lipset (Hg.), Class, status and power: A reader in social stratification, Glencoe, Ill. 1953.
- Josef Bennemann, Verbrauch und Verbrauchswandlungen, Nürnberg (Diss.) 1962.
- Wolfgang Benz (Hg.), Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 4 Bände, Frankfurt am Main 1989 (aktualisierte Neuauflage).
- Freda von Berg, Modern und zeitsparend kochen. Sind vorgefertigte Gerichte rationell? in: Verbraucherdienst, Ausgabe B, Jg. 1966, November, S. 244-251.
- Volker Berghahn, Hamburg im Frühjahr 1945. Stimmungsberichte aus den letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges, in: Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter, Bd. 8, S. 194-211.
- Georg Bergler, Das Schrifttum über den Markenartikel (Schriftenreihe der Gesellschaft für Konsumforschung Bd. 12), Nürnberg 1960.
- Ders., Der Markenartikel als Ordnungs- und Rationalisierungsprinzip in der Absatzwirtschaft, in: Die Absatzwirtschaft, Heft 3, 1956, S. 1-12.
- Reinhold Bergler, Psychologie des Marken- und Firmenbildes, Göttingen 1963.
- Klaus Bergmann/Gerhard Schröder (Hg.), 1945. Ein Lesebuch, Hannover 1985.
- Dirk Berg-Schlosser/Jakob Schissler (Hg.), Politische Kultur in Deutschland. Bilanz und Perspektiven der Forschung (Politische Vierteljahrschrift, Sonderheft 18), Opladen 1987.
- Martha Bertina, Gute Manieren, Hamburg 1956.
- Ulf Biedermann, Ein amerikanischer Traum. Coca-Cola: Die unglaubliche Geschichte eines 100jährigen Erfolges, Hamburg 1985.
- Greta Bielfeld, Die Mechanisierung des Haushalts und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung, Berlin/Leipzig 1930.
- Josef Biesinger, Sind Selbstbedienungsläden schon überall angebracht? in: Der Verbraucher, Nr. 5, 2.2.1952.
- Adolf M. Birke, Nation ohne Haus. Deutschland 1945-1961, Berlin 1989.
- Irmgard Bitsch/Trude Ehlert/Xenia v. Ertzdorff, Essen und Trinken im Mittelalter und Neuzeit, Sigmaringen 1987.
- Eberhard Bittermann/Ulrich Koester, Theoretische und empirische Analyse der Nachfrage nach Nahrungs- und Genußmitteln auf der Verbraucher- und Erzeugerstufe. Bundesrepublik Deutschland 1950/51-1965/66. Band II: Analyse der Nachfrage nach einzelnen Produktgruppen und Produkten, von Eberhard Bittermann, Hannover 1969.

- Bernhard Blanke/Hellmut Wollmann (Hg.), Die alte Bundesrepublik. Kontinuität und Wandel (Leviathan Sonderheft 12/1991), Opladen 1991.
- Siegfried Bluth, Rebellion der Verbraucher, Oldenburg/Hamburg 1974.
- Gisela Bock/Barbara Duden, Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus, in: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität, Berlin 1977, S. 118-199.
- Walter Bodmer-Lenzien, Die Stunde des Verbrauchers, Wien/Düsseldorf 1965.
- Annemarie Bocheneck, Die Sonderproblematik in der Bildung des konsumgenossenschaftlichen Warenangebots, Köln (Diss.) 1958.
- Gisela Bock, Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 14, 1988, S. 364-391.
- Josef Bock/Günter Specht, Verbraucherpolitik, Köln/Opladen 1958.
- Ewald Böckenhoff, Marktstruktur und Preisbildung bei Schlachtvieh und Fleisch in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1966.
- Willi A. Boelcke, Der Schwarzmarkt 1945-1948. Vom Überleben nach dem Kriege, Braunschweig 1986.
- Peter Bohn, Konsumenten- und Sparverhalten, Stuttgart 1969.
- Werner Boldt, Die Gesetzmäßigkeiten in den Haushaltsrechnungen, Königsberg (Diss.) 1937.
- Karl Martin Bolte/Dieter Kappe/Friedhelm Neidhardt, Soziale Schichtung der Bundesrepublik Deutschland, in: K. M. Bolte, Deutsche Gesellschaft im Wandel, Opladen 1966.
- Willi Bongard, Fetische des Konsums. Portraits klassischer Markenartikel, Hamburg 1964.
- Ders., Männer machen Märkte, Hamburg 1963.
- Holger Bonus, Untersuchungen zur Dynamik des Konsumgüterbesitzes, Berlin 1975.
- Knut Borchardt, Die Bundesrepublik Deutschland in den säkularen Trends der wirtschaftlichen Entwicklung, in: Ders., Wachstum, Krisen, Handlungsräume der Wirtschaftspolitik. Studien zur Wirtschaftsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Göttingen 1982, S. 125-150.
- Ders., Zäsuren in der wirtschaftlichen Entwicklung. Zwei, drei oder vier Perioden, in: Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte. Herausgegeben von Martin Broszat, München 1990, S. 21-33.
- Ders./Christoph Buchheim: Die Wirkung der Marshallplan-Hilfe in Schlüsselbranchen der deutschen Wirtschaft, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 1987, S. 317-347.
- Grete Borgmann, So wohnt sich's gut. Mensch und Heim im technischen

- Zeitalter, Freiburg/Br. 1957.
- Hans-Jürgen Bormann, Absatz und Werbeprobleme in der deutschen Obst- und Gemüsekonserven-Industrie, Nürnberg (Diss.) 1952.
- Christian Borngräber, Stil Novo. Design in den 50er Jahren, Frankfurt am Main 1979.
- Pierre Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1979.
- Ders., Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1982.
- Ders., Zur Soziologie der symbolischen Formen, Frankfurt am Main 1975.
- Fritz Brandes, Ist in Amerika alles anders? Das wirtschaftliche Leben in den USA – Ergebnisse einer Studienreise, Frankfurt am Main 1962.
- Helmut Bräuer, Die Verpackung als absatzwirtschaftliches Problem (Marktwirtschaft und Verbrauch, Schriftenreihe der Gesellschaft für Konsumforschung, Bd. 9), Nürnberg 1958.
- Hans Braun, Das Streben nach »Sicherheit« in den 50er Jahren, in: Archiv für Sozialgeschichte 28, 1978, S. 279-306.
- Ders., Helmut Schelskys Konzept einer »nivellierten Mittelstandsgesellschaft«. Würdigung und Kritik, in: Archiv für Sozialgeschichte XXIX (1989), S. 199-223.
- Lily Braun, Frauenarbeit und Hauswirtschaft, Berlin 1901.
- Luise Breuer, Die Lebenshaltung der Bergarbeiter im Ruhrgebiet. Eine haushaltsstatistische Untersuchung, Münster 1953.
- Nils-Arvid Bringéus/Günter Wiegelmann (Hg.), Ethnological Food Research in Europe and USA. Reports from the First International Symposium for Ethnological Food Research, Lund August 1970, Göttingen 1971.
- Dieter M. Brinkmann, Wandlungen des Konsumentenverhaltens im Industrialisierungsprozeß. Dargestellt am Beispiel Deutschlands in der Zeit von 1850 bis 1960, Hamburg (Diss.) 1969.
- Ditmar Brock, Der schwierige Weg in die Moderne. Umwälzungen in der Lebensführung der deutschen Arbeiter zwischen 1850 und 1980, Frankfurt am Main 1991.
- Erika Brödner, Moderne Küchen, München 1950.
- Hanns W. Brose, Die Entdeckung des Verbrauchers. Ein Leben für die Werbung, Düsseldorf 1958.
- Martin Broszat/Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hg.), Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1989.
- Bruckhaus, Wir schmeißen den Laden! Eine kurze Anleitung zur Überprüfung des Verkaufsraumes, hg. von der Rationalisierungs-Gemeinschaft des Handels RGH beim RKW, Köln 1959.

- Peter Brückner, Überlegungen zu Geschichte und ›Posthistoire‹. Veränderungen im Begriff Revolution. Ein Fragment, in: Ders., Psychologie und Geschichte, Berlin 1982, S. 259-267
- Ders., Versuch, uns und anderen die Bundesrepublik zu erklären, Berlin 1978.
- Ders., Freiheit, Gleichheit, Sicherheit. Von den Widersprüchen des Wohlstands, Berlin 1989 (Neuausgabe).
- Hanna Brunhöber, Wohnen, in: Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Herausgegeben von Wolfgang Benz, Band 3: Gesellschaft, Frankfurt am Main 1989 (aktualisierte Neuausgabe), S. 245-273.
- Ilse Brusis (Hg.), Die Niederlage, die eine Befreiung war, Köln 1985.
- Karl Buchhaupt, Die Strukturwandlung der Ernährung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Ergebnisse landwirtschaftlicher Forschung, Nr. XII (1972), S. 438-449.
- Christoph Buchheim, Die Währungsreform 1948 in Westdeutschland, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Heft 2, 1988, S. 189-231.
- Bundesausschuß für volkswirtschaftliche Aufklärung e.V., Frühstück Zwischenmahlzeiten Abendessen, Köln 1967.
- Ursula Büttner, Hamburg im Luftkrieg. Die politischen und wirtschaftlichen Folgen des »Unternehmens Gomorrha«, in: Marlene P. Hiller/Eberhard Jäckel/Jürgen Rohwer (Hg.), Städte im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich, Essen 1991, S. 272-298.
- Bundesforschungsanstalt für Hauswirtschaft Stuttgart (Hg.), Sinnvoll planen – fröhlich schaffen. Küchenfibel der DLG, Frankfurt am Main o.J.(1956).
- John Burnett, Plenty and Want. A social history of diet in England from 1815 to the present day, London 1966.
- Wilhelm Busch/Dieter Link/Hans Diedrich Ostendorf, Marktstruktur, Preisbildung und Handelsspannen bei Obst und Gemüse, hg. von der Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und -soziologie e.V., Bonn 1966 (Masch.).
- Willy Buschak, Die Geschichte der Maggi-Arbeiterschaft, Hamburg 1989.
- Herrad Ulrike Bussemer/Sibylle Meyer/Barbara Orland/Eva Schulze, Zur technischen Entwicklung von Haushaltsgeräten und deren Auswirkungen auf die Familie, in: Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit. Herausgegeben von Gerda Tornieporth, Berlin 1988, S. 116-127.
- Michel de Certeau, Kunst des Handelns, Berlin 1988.
- Ders., Die Geschichte, Wissenschaft und Fiktion, in: G. Schmid (Hg.), Die Zeichen der Historie. Beiträge zu einer semiologischen Geschichtswissenschaft, Wien/Köln 1986, S. 29-50.

- Dieter Claessens u. a., *Angestellte und Arbeiter*, Berlin 1959.
- Christoph Conrad/ Armin Triebel, *Family Budgets as a Source for Comparative Social History: Western Europe – USA, 1889-1937*, in: *Historical Social Research – Historische Sozialforschung* 35, 1985, S. 45-66.
- David P. Conradt, *Changing German Political Culture*, in: Gabriel A. Almond/Sidney Verba (Hg.), *The Civic Culture Revisited*, London 1989, S. 212-272.
- Helga Coordt, *Die Ausgaben des privaten Haushalts im Lebenszyklus der Familie*, Köln (Diss.) 1962.
- Werner Conze/Rainer M. Lepsius (Hg.), *Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland*, Stuttgart 1983.
- Wilhelm Coulon, *Die Anfänge des elektrischen Kochens – wie ich sie sah*, in: *Elektrowärme-Jahrbuch 1931*, hg. von G. Dettmar, Berlin 1931, S. 96-99.
- Sandra Jean Coyner, *Class Patterns of Family Income and Expenditure during the Weimar Republic. German White-Collar Employees as Harbingers of Modern Society*, New Jersey (Diss.) 1975.
- Fritz Croner, *Soziologie der Angestellten*, Köln/Opladen 1962.
- Manfred Curtius/Wulf D. Hund, *Mode und Gesellschaft. Zur Strategie der Konsumindustrie*, Frankfurt am Main 1971.
- Ralf Dahrendorf, *Demokratie und Sozialstruktur in Deutschland*, in: Ders., *Gesellschaft und Freiheit*, München 1961, S. 260-299.
- Ders., *Werksbesichtigung XIII: Dahrendorf über Dahrendorf. Gesellschaft und Demokratie in Deutschland – nach vierzig Jahren*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 11. Januar 1989.
- Ders., *Lebenschancen. Dimensionen der Freiheit in Gesellschaft*, in: Ders., *Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie*, Frankfurt am Main 1979, S. 38-63.
- Bernd van Deenen, *Die ländliche Familie unter dem Einfluß von Industrienähe und Industrieferne*, Berlin 1961.
- Angela Delille/Andrea Grohn, *Blick zurück aufs Glück. Frauenleben und Familienpolitik in den 50er Jahren*, Berlin 1985.
- Dies. (Hg.), *Perlonzzeit. Wie die Frauen ihr Wirtschaftswunder erlebten*, Berlin 1985.
- Dies. (Hg.), *Geschichten der Reinlichkeit*, Frankfurt am Main 1986.
- Klaus Demand, *Probleme der Nachfragebestimmung für dauerhafte Konsumgüter. Eine ökonometrische Untersuchung der Nachfrage nach Haushaltskühlchränken in der Bundesrepublik Deutschland*, Münster (Diss.) 1966.
- Peter Deneffe, *Die Wirtschaftsrechnungen als Quelle der statistischen Erfassung des »Privaten Verbrauchs«*, in: *Wirtschaft und Statistik*, 8. Jg. N.F. 1956, S. 114-117.

- Eva-Maria Dennebaum, Berufstätigkeit und Lebensphasen verheirateter Frauen, Köln (Diss.) 1970.
- Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hg.), Ernährungsbericht 1969 ff., Frankfurt am Main 1969 ff.
- Deutscher Bauergewerksbund (Hg.), Die Lebenshaltung der Bauarbeiter nach Wirtschaftsrechnungen aus dem Jahr 1929, Berlin 1931.
- Deutscher Textilarbeiterverband (Hg.), »Mein Arbeitstag – mein Wochenende«, Berlin 1930; neu herausgegeben von Alf Lüdtke, Hamburg 1991.
- Deutschnationaler Handlungsgehilfenverband DHV (Hg.), Der Haushalt des Kaufmannsgehilfen. 300 Haushaltsrechnungen, Hamburg 1927.
- Ernest Dichter, Strategie im Reich der Wünsche, Düsseldorf 1961.
- Fritz Dieck, Die Ernährung der Bevölkerung am Kaiserstuhl, Freiburg/Br. (Diss.) 1940.
- Hans-Luidger Dienel, Eis mit Stil. Die Eigenarten deutscher und amerikanischer Kältetechnik, in: Unter Null. Kunsteis, Kälte und Kultur. Konzipiert von Hans-Christian Täubrich und Jutta Tschoeke. Herausgegeben vom Centrum Industriekultur Nürnberg und dem Münchener Stadtmuseum, München 1991, S. 100-111.
- Constantin v. Dietze/Max Rolfes/Georg Weippert, Lebensverhältnisse in kleinbäuerlichen Dörfern, Hamburg 1953.
- Wolfgang K. A. Disch, Der Groß- und Einzelhandel in der Bundesrepublik, Köln/Opladen 1966.
- Ders., Der Binnenhandel in der Bundesrepublik. Struktur und Entwicklung, Hamburg (masch.) 1963.
- Konrad Ditges, Jedes Getränk hat seine Stunde. Zur Absatzentwicklung der alkoholfreien Erfrischungsgetränke, in: Die Absatzwirtschaft, 1959, S. 207-208.
- Gernot Döring, Tiefkühlmarkt zwischen gestern und morgen, in: Die Absatzwirtschaft, November 1960, S. 589-590.
- Hans Domizlaff, Die Gewinnung öffentlichen Vertrauens. Ein Lehrbuch der Markentechnik, Hamburg/Berlin 1939.
- Mary Douglas, Deciphering a Meal, in: Daedalus, Winter 1972, S. 61-80.
- Dieter Dowe (Hg.), Nachdruck der Erhebungen von Wirtschaftsrechnungen minderbemittelter Familien im Deutschen Reich und von 320 Haushaltsrechnungen von Metallarbeitern, Berlin 1981.
- James S. Duesenberry, Income Saving and Theory of Consumer Behaviour, New York 1949.
- Umberto Eco, Einführung in die Semiotik, München 1972.
- Ders., Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte, Frankfurt am Main 1977.
- Klaus Eder, Die Vergesellschaftung der Natur. Studien zur sozialen Evolution der praktischen Vernunft, Frankfurt am Main 1988.

- Ders. (Hg.), Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie, Frankfurt am Main 1989.
- Franz Effer, Kaufmann mitten im Volk, Berlin 1936.
- Ders., Die Bedeutung des Konsumentencredits für den deutschen Einzelhandel, in: F. Schneider (Hg.), Die Finanzen des privaten Haushalts, Frankfurt am Main 1969, S. 95-104.
- Erich Egner, Der Haushalt, Berlin 1976.
- Ders., Die Marktstellung des Konsumenten, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Band 165, 1953, S. 21-49.
- Ders., Der Verlust der alten Ökonomik, Berlin 1985.
- Helmut Ehrmann (Hg.), Die Frau und ihre Küche. Ein Präsentation aus dem REVUE-Haus, München 1962.
- Herbert Eichmann, Darstellung und Analyse der Strukturwandlungen des Massenverbrauchs in Deutschland. Eine historisch-quantitative Untersuchung der Verbrauchsgewohnheiten der Bezieher von Lohn- und Gehaltseinkommen in den letzten hundert Jahren, Münster (Diss.) 1955.
- Anne-Katrin Einfeld, Zwischen alten Werten und neuen Chancen. Häusliche Arbeit von Bergarbeiterfrauen in den fünfziger Jahren, in: Lutz Niethammer (Hg.), »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist«. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930, Band 2, Berlin/Bonn 1983, S. 149.190.
- Helmut Eisig, Der Verbrauch von Nahrungsmitteln vor und nach dem Krieg, Rudolfstadt 1933.
- Klaus Eitel, Schichtung des Konsumgütermarktes, Nürnberg (Diss.) 1966.
- Max Eli, Die Nachfragekonzentration im Nahrungsmittelhandel, Berlin 1968.
- Max Eli/Helmut Laumer, Der Versandhandel. Struktur und Wachstum im internationalen Vergleich, Berlin 1970.
- Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zwei Bände, Frankfurt am Main 1976.
- Richard M. Emge, Soziologie des Familienhaushalts, Paderborn 1981.
- Ernst Engel, Das Rechnungsbuch der Hausfrau und seine Bedeutung im Wirtschaftsleben der Nation, Berlin 1882.
- James F. Engel/Roger D. Blackwell, Consumer Behavior, Chicago 1982.
- Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke (MEW), Bd. 2, Berlin 1957, S. 225-506.
- Ludwig Erhard, Einen Kühlschrank in jeden Haushalt, in: Ders., Deut-

- sche Wirtschaftspolitik. Der Weg der Sozialen Marktwirtschaft, Düsseldorf/Wien/Frankfurt 1962. S. 221-224.
- Claus Eurich/Gerd Würzberg, 30 Jahre Fernsehalltag. Wie das Fernsehen unser Leben verändert hat, Reinbek bei Hamburg 1983.
- Reinhold Exo, Die Entwicklung der sozialen und ökonomischen Struktur der Ersparnisbildung, Berlin 1967.
- Peter Farb/George Armelagos, Consuming Passions. The Anthropology of Eating, Boston 1980.
- John E. Farquharson, Hilfe für den Feind. Die britische Debatte um Nahrungsmittellieferungen an Deutschland 1944/45, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Heft 2, 1989, S. 253-278.
- Alexander Fenton/Trefor M. Owen (Hg.), Food in Perspective. Proceedings of the Third International Conference on Ethnological Food Research, Edinburgh 1981.
- Alexander Fenton/Ezster Kisbán (Hg.), Food in Change. Eating Habits from the Middle Ages to the Present Day, Edinburgh 1986.
- Christian v. Ferber, Ernährungsgewohnheiten. Zur Soziologie der Ernährung, in: Zeitschrift für Soziologie, Heft 3, 1980, S. 221-235.
- Jens Flemming/Peter Christian Witt, Einkommen und Auskommen »minderbemittelter Familien« vor dem 1. Weltkrieg. Probleme der Sozialstatistik im Deutschen Kaiserreich, in: Dieter Dowe (Hg.), Nachdruck der Erhebungen von Wirtschaftsrechnungen minderbemittelter Familien im Deutschen Reich und von 320 Haushaltsrechnungen von Metallarbeitern, Berlin 1981, S. V-XLVII.
- Frauenalltag und Frauenbewegung 1890-1980. Katalog zur Ausstellung 1980 und Materialienbände, hg. vom Historischen Museum Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 1980.
- Peter Flora, Modernisierungsforschung. Zur empirischen Analyse der gesellschaftlichen Entwicklung, Opladen 1974.
- Anna-Elisabeth Freier/Annette Kuhn (Hg.), Frauen in der Geschichte V. »Das Schicksal Deutschlands liegt in der Hand seiner Frauen.« Frauen in der Nachkriegsgeschichte, Düsseldorf 1984.
- Günter Friedrichs, Der manipulierte Konsument, in: Gewerkschaftliche Monatshefte, 8. Jg. 1957, S. 534-537.
- Food Habits: A Selected Annotated Bibliography, Journal of nutrition education, Vol. 5, No. 1, Supplement 1, Jan-March 1973.
- Fokion Fotiadis/Jürgen W. Hutzler/Susanne Wied-Nebbeling, Konsum- und Investitionsverhalten in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1980.
- Christine Frederick, Die rationelle Haushaltsführung. Betriebswissenschaftliche Studien, übersetzt von Irene Witte, Berlin 1921.
- Norbert Frei, Hörfunk und Fernsehen, in: W. Benz (Hg.), Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 4 Bände, Frankfurt am Main

- 1989 (aktualisierte Neuauflage), Bd. 4, S. 427-463.
- Klaus Fricke, Die Kreditgewährung als absatzpolitisches Instrument im Einzelhandel, München (Diss.) 1971.
- Betty Friedan, Der Weiblichkeitswahn, Reinbek bei Hamburg 1970.
- Günter Friedrichs, Verkaufswerbung – ihre Technik, Psychologie und Ökonomie, Berlin 1958.
- Helmut Fritz, Das Evangelium der Erfrischung. Coca-Colas Weltmission, Reinbek bei Hamburg 1985.
- Rolf Fröhner/Maria v. Stackelberg/Wolfgang Eser, Familie und Ehe. Probleme in den deutschen Familien der Gegenwart, Bielefeld 1956.
- Hermann Frohn, Verwendungsgewohnheiten – Verwendungsmotive bei Obst- und Gemüsekonserven, in: Ernährungswirtschaft, 19. Jg. 1972, A 223-224.
- Margot Fuchs, »Zucker, wer hat? Öl, wer kauft?« Ernährungslage und Schwarzmarkt in München 1945-1949, in: Trümmerleben. Texte, Dokumente, Bilder aus den Münchner Nachkriegsjahren, hg. von Friedrich Prinz und Marita Kraus, München 1985, S. 101-120.
- John Kenneth Galbraith, Gesellschaft im Überfluß, München/Zürich 1959.
- Thomas Peter Gasser: Das Shopping Center in Amerika – Einkaufszentren in Europa, St. Gallen (Diss.) 1960.
- Herbert Gauditz, Unsere Edeka, Hamburg 1952.
- Aenne Gausebeck, Die neuzeitliche Küche der fortschrittlichen Landfrau, Hilstrup bei Münster o.J. (1960).
- Dies., Gewinnung und Wiedergewinnung aller heutigen Frauengenerationsstufen für die Hauswirtschaft, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, 8. Jg. 1960, Heft 2, S. 51-59.
- Manfred Gebhardt, Die Entwicklung der Verpackung für Konsumfertigerwaren seit 1945, Nürnberg (Diss.) 1957.
- Gerhard Gehrig, Bestimmungsfaktoren des Konsums in der Bundesrepublik, Berlin 1958,
- Ders., Eine ökonometrische Analyse des Konsums von 1925 bis 1938 und 1950 bis 1957, Berlin/München 1962.
- Gudrun Geile, Markentreue des Verbrauchers. Eine Erhebung der Gesellschaft für Konsumforschung, in: Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung, 2. Jg. 1956, S. 297-341.
- Gesellschaft für Konsumforschung, Einkaufsgewohnheiten für mittelfristige und langfristige Gebrauchsgüter in Baden-Württemberg, in: Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung, 7. Jg. 1961, S. 17-40.
- Ghanie Ghaussy, Verbrauchen und Sparen, Berlin 1964.
- Siegfried Giedion, Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte, Frankfurt am Main (Sonderausgabe) 1987.
- Werner Glastetter/Rüdiger Paulert/Ulrich Spörel, Die wirtschaftliche Ent-

- wicklung in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1980, Frankfurt/New York 1983.
- Wolfgang Glatzer/Wolfgang Zapf (Hg.), Lebensqualität in der Bundesrepublik, Frankfurt am Main 1984.
- Wolfgang Glenz (Hg.), Kunststoffe – ein Werkstoff macht Karriere, München 1985.
- Günter Goldack, Der Markenartikel für Nahrungsmittel, Nürnberg (Diss.) 1946.
- Heinz Gollnick, Die Nachfrage nach Nahrungsmitteln und ihre Abhängigkeit von Preis und Einkommensänderungen (Hefte für landwirtschaftliche Marktforschung, Heft 6), Hamburg 1954.
- Ders., Die Nachfrage nach Butter. Eine ökonometrische Analyse, in: Weltwirtschaftliches Archiv, Band 74 (1955), S. 81-106.
- Jack Goody, Cooking, Cuisine and Class. A Study in Comparative Sociology, Cambridge 1982.
- Hermann Graml, Die verdrängte Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, in: Martin Broszat (Hg.), Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte, München 1990, S. 169-183.
- Grauzonen Farbwelten. Kunst und Zeitbilder 1945-1955, herausgegeben von Bernhard Schulz (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Berlin 1983), Berlin/Wien 1983.
- Christian Grefe/ Peter Heller/ Martin Herbst/ Siegfried Peter, Das Brot des Siegers. Das Hackfleisch-Imperium, Bornheim-Merten 1985.
- Erich Greipl, Einkaufszentren in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin/München 1972.
- Hans Griem, Der Lebensmittel-Einzelhandel – Rückblick, in: Neues Hamburg. Zeugnisse vom Wiederaufbau der Hansestadt II (1948), Hamburg 1948, S. 70-75.
- Bruno Groner, Sortimentsentwicklung der Selbstbedienungsgeschäfte 1957-1982, in: Dynamik im Handel, Heft 3, 1982 »25 Jahre ISB, Köln«, herausgegeben vom Institut für Selbstbedienung, S. 30-59.
- Herbert Gross, Die Wirtschaft sind wir. Von der Schlüsselstellung des Verbrauchers, Stuttgart 1955.
- Ders., Der Handel geht neue Wege, Düsseldorf 1957.
- Hildegard Grünbaum-Sachs, Zur Krisis in der Hauswirtschaft, Berlin/Leipzig 1929.
- Dieter Grupe, Die Nahrungsmittelversorgung Deutschlands seit 1925, Hannover 1957.
- Ernst Guth, Zur Frage »Selbstbedienung in den USA«, in: Die Absatzwirtschaft, Heft 4, 1953, S. 8-12.
- Ders., Zum Besuch amerikanischer Einzelhandels-Fachleute in Nürnberg, in: Die Absatzwirtschaft, Heft 3, 1954, S. 30-32.

- Jürgen Habermas, Konsumkritik – eigens zum Konsumieren, in: Frankfurter Hefte, 12. Jg. 1957, S. 641-645.
- Karl-Erich Haeberle, Phänomen Nachfrage, Essen 1963.
- Helmut Haese, Konsumrevolution, Stuttgart 1960.
- Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990.
- Arthur Hanau, Entwicklungstendenzen der Ernährung, München 1962.
- Peter Hansen, Der Markenartikel – Analyse seiner Entwicklung und Stellung im Rahmen des Markenwesens, Berlin 1976.
- Stefan Hardt, Tod und Eros beim Essen, Hamburg 1986.
- Tilman Harlander/Gerhard Fehl (Hg.), Hitlers Sozialer Wohnungsbau 1940-1945, Hamburg 1986.
- Heinrich Harmjanz/Erich Röhr (Hg.), Atlas der deutschen Volkskunde, Leipzig 1937-1939.
- Klaus Harpprecht, Die Lust an der Normalität, in: MAGNUM 29, April 1960, S. 17-19.
- Marvin Harris, Wohlgeschmack und Widerwillen. Die Rätsel der Nahrungstabus, Stuttgart 1988.
- Karin Hartwig, Das unberechenbare Jahrzehnt. Bergarbeiter und ihre Familien im Ruhrgebiet 1914-1924, München 1992.
- Fritz Hartl, Handels- und Herstellermarken in der Lebensmittelbranche, Köln/Opladen 1960.
- Volker Hartmann, Markentechnik in der Konsumgüterindustrie, Freiburg i.Br. 1966.
- Erwin Hasselmann, Die genossenschaftliche Selbsthilfe der Verbraucher, Hamburg 1957.
- Ders., Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaften, Frankfurt am Main 1971.
- Wolfgang F. Haug, Kritik der Warenästhetik, Frankfurt am Main 1971.
- Max Hauschild, Einbauküchen im sozialen Wohnungsbau, Köln 1953.
- Karin Hausen, Große Wäsche, in: Geschichte und Gesellschaft, 1987, S. 273-303.
- Jean Heer, Weltgeschehen 1866-1966. Ein Jahrhundert Nestlé, Rivaz/Schweiz 1966.
- Manfred Heinemann (Hg.), Umerziehung und Wiederaufbau. Die Bildungspolitik der Besatzungsmächte in Deutschland und Österreich, Stuttgart 1991.
- Edith Heischkel-Artelt (Hg.), Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert, Göttingen 1976.
- Reinhard Hellex, Geht der Trend vom Faß- zum Flaschenbier?, in: Die Absatzwirtschaft, 1959, S. 200-203.
- Ullrich Hellmann, Künstliche Kälte. Die Geschichte der Kühlung im

- Haushalt, Berlin 1990.
- Ders., Höchst unauffällig. Der Aufstieg des Kühlschranks zur Unabdingbarkeit, in: Unter Null. Kunsteis, Kälte und Kultur. Konzipiert von Hans-Christian Täubrich und Jutta Tschoeke. Herausgegeben vom Centrum Industriekultur Nürnberg und dem Münchener Stadtmuseum, München 1991, S. 143-155.
- Jean-Jacques Hémardinquer (Hg.), Pour une histoire de l'alimentation, Paris 1970.
- Karl H. Henksmeier, 50 Jahre Selbstbedienung – ein Rückblick, in: Dynamik im Handel. Sonderausgabe »50 Jahre Selbstbedienung«, Oktober 1988, herausgegeben vom Institut für Selbstbedienung, Köln, S. 10-38.
- Ders., Selbstbedienung und wirtschaftliche Entwicklung 1957-1982, in: Dynamik im Handel, Heft 3, 1982, herausgegeben vom Institut für Selbstbedienung, S. 6-29.
- Ders., Verkaufshelfende Verpackung, in: Beilage »Einzelhandel« zum Volkswirt, Nr. 42, 1954, S. 33-34.
- Harry Henry, Was der Verbraucher wünscht, Düsseldorf 1960.
- Robert Hepp, Selbstherrlichkeit und Selbstbedienung. Zur Dialektik der Emanzipation, München 1971.
- Ulrich Herbert, »Die guten und die schlechten Zeiten«, in: Lutz Niethammer (Hg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute einsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 1, Berlin/Bonn 1983, S. 67-96.
- Gertrud Herrig, Ländliche Nahrung im Strukturwandel des 20. Jahrhunderts, Meisenheim/Glan 1974.
- Walter Herzberger, Der Markenartikel in der Kolonialwarenbranche, Stuttgart 1931.
- Klaus Hesse, Das diskretionäre Einkommen, seine Bestimmung und Verwendung, Berlin 1974.
- Manfred Hesse, Die Elastizitäten der mengenmäßigen Nachfrage nach Milch und -erzeugnissen (Agrarwirtschaft, Sonderheft 24), Hannover 1967.
- Knut Hickethier, Der Fernseher. Zwischen Teilhabe und Medienkonsum, in: W. Ruppert (Hg.), Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, Frankfurt am Main 1993, S. 162-187.
- Erwin Hilck/Rudolf Auf dem Hövel, Jenseits von minus Null. Die Geschichte der deutschen Tiefkühlwirtschaft, herausgegeben vom Deutschen Tiefkühlinstitut, Köln, Hamburg 1979.
- Karl Bernhard Hillen/Hildegard Schnelle, Verbrauchergewohnheiten auf dem Gebiet der Ernährung. Bericht über eine im Auftrag des Bundesministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten durchge-

- fürhte Untersuchung, hg. vom Institut für angewandte Verbrauchsforschung e.V., o.O. (Köln) 1968 (masch.).
- Heinz Hirdina, Rationalisierte Hausarbeit. Die Küche im Neuen Bauen, in: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte, 1983, S. 44-80.
- Peter Hirschmann, Der Einfluß der Gruppenzugehörigkeit auf die Konsumgewohnheiten, Köln (Diss.) 1958.
- Hans Günter Hockerts, Sozialpolitische Entscheidungen im Nachkriegsdeutschland. Alliierte und deutsche Sozialversicherungspolitik 1945-1957, Stuttgart 1980.
- Karl H. Hörning, Ansätze zu einer Konsumsoziologie, Freiburg 1970.
- Ders., Sozialökonomische Schichtdifferenzierung und Konsumstandards, in: K. G. Specht/G. Wiswede, Marketing-Soziologie, Berlin 1976, S. 111-131.
- Ders., Technik im Alltag und die Widersprüche des Alltäglichen, in: Bernhard Joerges, Technik im Alltag, Frankfurt am Main 1988, S. 51-94
- Walther G. Hoffmann (und Mitarbeiter), Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin/Heidelberg/New York 1965.
- Helmut Homann, Struktur und Ordnung des deutschen Margarinemarktes, Köln (Diss.) 1955.
- Karl O. Hondrich, Menschliche Bedürfnisse und soziale Steuerung, Reinbek 1975.
- Axel Honneth, Die zerrissene Welt der symbolischen Formen. Zum kulturosoziologischen Werk Pierre Bourdieus, in: Ders., Die zerrissene Welt des Sozialen. Sozialphilosophische Aufsätze, Frankfurt am Main 1990, S. 156-181.
- Max Horkheimer, Notizen 1950 bis 1969, hg. von Werner Brede, Frankfurt am Main 1974.
- Erna Horn, Der neuzeitliche Haushalt, Kempten 1966.
- Peter Horvath, Die Teilzahlungskredite als Begleiterscheinung des westdeutschen »Wirtschaftswunders« (1948-1960), in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Heft 1, 1992, S. 19-55.
- Friedrich-Wilhelm Hottelmann, Umsatzanteile in- und ausländischer Nahrungsmittel in Großbetriebsformen und Zusammenschlüssen des Einzelhandels, Bonn (Diss.) 1968.
- Hank S. Houthakker, An International Comparison of Household Expenditure Patterns, Commemorating the Centenary of Engel's Law, in: Econometrica, Bd. 25, 1957, p. 532-551.
- Stefan Hradil, Sozialstrukturanalyse in einer vorgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus, Opladen 1987.
- Ders., Individualisierung, Pluralisierung, Polarisierung: Was ist von den Schichten und Klassen geblieben?, in: R. Hettlage (Hg.), Die Bun-

- desrepublik. Eine historische Bilanz, München 1990, S. 111-138.
- Wilfried R. Huber, Markenpolitische Strategien des Konsumgüterherstellers, Frankfurt/Bern/New York 1988.
- Rainer Hudemann, Sozialpolitik im deutschen Südwesten zwischen Tradition und Neuordnung 1945-1953, Mainz 1988.
- Peter Hunziker, Erziehung zum Überfluß: Soziologie des Konsums, Stuttgart 1972.
- Willi Igelsbach, Sektabsatz im Auf und Nieder der Wirtschaftsentwicklung, in: Die Absatzwirtschaft, 1959, S. 204-206.
- Stefan Immerfall, Sozialer Wandel in der Moderne. Neuere Forschungsergebnisse zum Prozeß gesellschaftlicher Modernisierung im 19. und 20. Jahrhundert, in: Neue Politische Literatur 1 (1991), S. 5-48.
- Markus Imobersteg, Die Entwicklung des Konsums mit zunehmenden Wohlstand, Zürich(Diss.) 1967.
- Gertrud Jäckh, Zeitstudien im Lebensmitteleinzelhandel, Jena (Diss.) 1944.
- Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1957. Herausgegeben von Elisabeth Noelle und Erich Peter Neumann, Allensbach 1957.
- Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1965-1967. Herausgegeben von Elisabeth Noelle und Erich Peter Neumann, Allensbach 1967.
- Jörg Jedamski/Holger Kiehne, Das Verhältnis von Konsum und Werbung in den späten 50er Jahren (Masch.), Hamburg 1987.
- Norge W. Jerome, Frozen (TV)Dinners – The Staple Emergency Meals of a Changing Modern Society, in: A. Fenton/T. M. Owen (Hg.), Food in Perspective. Proceedings of the Third International Conference of Ethnological Food Research, Cardiff, Wales, 1977, Edinburgh 1981, S. 145-156.
- Bernward Joerges, Berufsarbeit, Konsumarbeit, Freizeit. Zur Sozial- und Umweltverträglichkeit einiger struktureller Veränderungen in Produktion und Konsum, in: Soziale Welt, 32. Jg. 1981, S. 168-195.
- Ders., Technik im Alltag, Frankfurt am Main 1988.
- Nikolaus Jungwirth/Gerhard Kromschroder, Die Pubertät der Republik. Die 50er Jahre der Deutschen, Frankfurt am Main 1978.
- Reinhold Junker, Die Lage der Mütter in der Bundesrepublik Deutschland, 4 Bände, Frankfurt am Main 1965.
- Karl Käring, Die Ernährungslage und -Form der thüringischen Landbevölkerung, Jena (Diss.) 1939.
- Kahrs-Leifer's Warenkunde des Lebensmittelhandels in 2 Bänden, Band 1: Nahrungsmittel, bearbeitet von Herbert Leifer, Köln-Braunsfeld (17., ergänzte Auflage) 1958.
- Walter Kaiser/Arnold Zerwas, Die Struktur des Sparens in der Bundesrepublik Deutschland von 1950 bis 1967, Berlin 1970.
- Siegfried Kättsch, Teilstrukturen sozialer Differenzierung und Nivellierung

- in einer westdeutschen Mittelstadt. Aufwandsnormen und Einkommensverwendung in ihrer sozialen Schichtung, Köln/Opladen 1965.
- Volker Kannacher, Habitualisiertes Kaufverhalten von Konsumenten, München/Florenz 1982.
- Wolfgang Kaschuba, Konsum – Lebensstil – Bedürfnis, in: Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium (Sowi), Heft 3, 1988, S. 133-138.
- George Katona, Das Verhalten der Verbraucher und Unternehmer, Tübingen 1960.
- Ders., Die Macht des Verbrauchers, Düsseldorf/Wien 1962 (am. Original: The Powerful Consumer, 1960).
- Ders., Der Massenkonsum, Düsseldorf 1965, (am. Original: The Mass Consumption Society).
- Ders., Psychological Economics, New York 1975.
- Ders., A New Economic Era, New York 1978.
- George Katona/Burkhard Strümpel/Ernest Zahn, Zwei Wege zur Prosperität, Düsseldorf/Wien 1971.
- Peter Kaufmann, Der Schlüssel zum Verbraucher, Wien/Düsseldorf 1969.
- Yojiro Kawamura, Morley R. Kare (Hg.), Umami: A Basic Taste. New York/Basel 1987.
- Horst Keil, Verbrauchsstruktur und Verbrauchsverhalten der landwirtschaftlichen Haushalte, München (Diss.) 1969.
- Keine Angst vor der Küchenmaschine. Herausgegeben von der Bundesforschungsanstalt für Hauswirtschaft, Stuttgart, Frankfurt am Main 1959.
- Horst Kerlikowsky, Die Kundenzeitschrift. Ein Public-Relations-Problem unter Berücksichtigung der Werk-, Haus- und Aktionärszeitschrift sowie der Gratis-Anzeiger, Berlin (Diss.) 1967.
- Horst Kern/Michael Schumann, Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein. Eine empirische Untersuchung über den Einfluß der aktuellen technischen Entwicklung auf die industrielle Arbeit und das Arbeiterbewußtsein, Frankfurt am Main 1977.
- Irmhild Kettschau, Wieviel Arbeit macht ein Familienhaushalt? Dortmund (Diss.) 1981.
- Irmhild Kettschau, Zur Theorie und gesellschaftlichen Bedeutung der Hausarbeit, in: Gerda Tornieporth (Hg.), Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit, Berlin 1988, S. 98-114.
- Richard Kirchner, Ernährungsweise und Gesundheitszustand der Rhönbevölkerung, Würzburg(Diss.) 1939.
- Gertraude Kittler, Hausarbeit. Die Geschichte einer ›Naturressource‹, München 1980.
- Thomas Kleinspehn, Warum sind wir so unersättlich? Über den Bedeutungswandel des Essens, Frankfurt am Main 1987.

- Bernd Klemm/Günter J. Trittel, Vor dem »Wirtschaftswunder«: Durchbruch zum Wachstum oder »Lähmungskrise«? Eine Auseinandersetzung mit Werner Abelshausers Interpretation der Wirtschaftsentwicklung 1945-1948, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 1987, S. 571-624.
- Dietmar Klenke, Bundesdeutsche Verkehrspolitik und Motorisierung. Konfliktreiche Weichenstellungen in den Jahren des Wiederaufstiegs, Stuttgart 1993.
- Christoph Kleßmann, Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945-1955, Göttingen 1982.
- Ders., Zwei Staaten, eine Nation. Deutsche Geschichte 1955-1970, Göttingen 1988.
- Christoph Kleßmann/Peter Friedemann, Streiks und Hungermärsche im Ruhrgebiet 1946-1948, Frankfurt/New York 1977.
- Rainer Klump, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Zur Kritik neuerer wirtschaftshistorischer Interpretationen aus ordnungspolitischer Sicht, Wiesbaden 1985.
- Heinz Kluth, Sozialprestige und sozialer Status, Stuttgart 1957.
- Waldemar Koch, Die Entwicklung der deutschen Teilzahlungswirtschaft seit 1945, Berlin 1956.
- Kochen, Braten, Backen in der elektrischen Haushaltsküche, bearbeitet von W. Hensel. Herausgegeben von der Hauptberatungsstelle für Elektrizitätsanwendung e.V. und der Rationalisierungs-Gemeinschaft Elektrizitätsanwendung beim RKW, Frankfurt 1958.
- René König, Die soziale und kulturelle Bedeutung der Ernährung in der industriellen Gesellschaft, in: Ders., Soziologische Orientierungen, Köln/Berlin 1965, S. 494-505.
- Hans-Wilhelm Köppen, Die deutsche Kundenzeitschrift, Berlin (Diss.) 1941.
- Konrad Köstlin, Die Revitalisierung regionaler Kost, in: N. Valonen/ J. U. E. Lehtonen (Hg.), Ethnologische Nahrungsforschung, Vorträge des zweiten Internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung, Helsinki 1975, S. 159-166.
- Herbert Kötter, Landbevölkerung im sozialen Wandel, Düsseldorf/Köln 1958.
- Ders., Die Landwirtschaft, in: W. Conze/R. M. Lepsius (Hg.), Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1983, S. 115-142
- Eduard Kohler, Die Struktur des deutschen Nachkriegsverbrauchs. Ein Beitrag zur betriebswirtschaftlichen Bedarfsanalyse, Freiburg/Br. (Diss.) 1953.
- Silvia Kontos/Karin Walser, »... weil nur zählt, was Geld einbringt«. Probleme der Hausfrauenarbeit, Gelnhausen 1979.

- Udo Koppelman, Grundlagen der Verpackungsgestaltung, Herne/Berlin 1971.
- Heinrich Kraut/ Rolf Schneiderhöhn/ Ludwig Wildemann, Die Arbeitsbelastung der Hausfrau, in: Internationale Zeitschrift für angewandte Physiologie, Bd. 16, 1956, S. 275-302.
- Heinrich Kraut (Hg.), Entwicklungstendenzen in der Ernährung, München 1962.
- Michael Kriegeskorte, Werbung in Deutschland 1945-1965. Die Nachkriegszeit im Spiegel ihrer Anzeigen, Köln 1992.
- Werner Kroeber-Riel, Konsumentenverhalten, München 1984.
- Hanns J. Kropff, Neue Psychologie in der neuen Werbung, Stuttgart 1951.
- Ders., Neue Tendenzen der Packung, in: Die Absatzwirtschaft, Heft 6, 1954, S. 1-8.
- Theodor Krückels, Konstruieren nach marktgerichteten Gesichtspunkten (Unter besonderer Berücksichtigung der ländlichen Absatzverhältnisse für Elektrogeräte), Würzburg 1935.
- Hans-Günter Krüsselberg, Die werteschaftende Leistung der Frau im Haus, in: Hildegard Rapin (Hg.), Frauenforschung und Hausarbeit, Frankfurt/New York 1988, S. 105-122.
- Michael Krummacher, Sozialer Wohnungsbau in der Bundesrepublik in den fünfziger und sechziger Jahren, in: A. Schildt/A. Sywottek (Hg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/New York 1988, S. 440-460.
- Horst-Volker Krumrey, Entwicklungsstrukturen von Verhaltensstandarden. Eine soziologische Prozeßanalyse auf der Grundlage deutscher Anstands- und Manierenbücher von 1870 bis 1970, Frankfurt am Main 1984.
- Walter Kulisch, Über die Ernährung oberschlesischer Bergarbeiter, Berlin (Diss.) 1938.
- Martin Kutz, Die agrarwirtschaftliche Vorbereitung des Zweiten Weltkrieges in Deutschland vor dem Hintergrund der Weltkrieg-I-Erfahrung, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, 32. Jg. 1984, Heft 1, S. 59-82 und Heft 2, S. 135-164.
- Hazel Kyrk, A Theory of Consumption, Boston 1923.
- Winfried Lambertz, Selbstbedienung forcierte Wachstum der Sortimente, in: Dynamik im Handel. Sonderausgabe »50 Jahre Selbstbedienung«, Oktober 1988, herausgegeben vom Institut für Selbstbedienung, Köln, S. 126-136.
- Landesgewerbeamt Stuttgart (Hg.), Industrie und Handwerk schaffen neues Hausgerät in USA (Katalog zur Ausstellung), Stuttgart 1951.
- Konrad Lang (Hg.), Ernährungsprobleme in der modernen Industriege-

- sellschaft, Darmstadt 1965.
- Henri Lefebvre, Kritik des Alltagslebens. Grundrisse einer Soziologie der Alltäglichkeit, Frankfurt am Main 1987.
- Albrecht Lehmann, Das Leben in einem Arbeiterdorf. Eine empirische Untersuchung über die Lebensverhältnisse von Arbeitern, Stuttgart 1976.
- Otto Lenz, Die soziale Wirklichkeit, Allensbach 1956.
- Claude Lévi-Strauss, Das Rohe und das Gekochte (Mythologica I), Frankfurt/Main 1971.
- Ders., Vom Honig zur Asche (Mythologica II), Frankfurt/Main 1971.
- Ders., Der Ursprung der Tischsitten (Mythologica III), Frankfurt am Main 1971.
- Werner Lichey, Strukturwandel der Absatzwirtschaft in den USA. Eindrücke von einer Studienreise, in: Wirtschaftsdienst, Heft 7, 1957, S. 379-392.
- Hans Liebe, Ernährung, in: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (Hg.), Die deutsche Wirtschaft zwei Jahre nach dem Zusammenbruch, Berlin 1947, S. 72-103.
- Siegfried Liebmann, Verbrauchsveränderungen in Deutschland gegenüber der Vorkriegszeit aufgrund von Haushaltsrechnungen, Frankfurt am Main (Diss.) 1931.
- Horst Liedgens, Die Absatzbewegungen im Einzelhandel, Köln (Diss.) 1962.
- Jürgen Link, Zahlen Kurven Symbole. Zum Anteil der Kollektivsymbolik an normalisierenden Zahlenspielen, in: KultuRRRevolution Nr. 23 (Juni 1990), S. 3-9.
- Carola Lipp, »Uns hat die Mutter not gesäugt an ihrem dünnen Leibe«. Die Verarbeitung von Hungererfahrungen in Autobiographien von Handwerkern, Arbeitern und Arbeiterinnen, in: Beiträge zur historischen Sozialkunde, Heft 2 (1985), S. 54-59.
- Sylvia Lott, Die Frauenzeitschriften von Hans Huffzky und John Jahr. Zur Geschichte der deutschen Frauenzeitschrift zwischen 1933 und 1970, Berlin 1985.
- Gunther A. Luedecke, Verpackung ist Chefsache, in: Der Markenartikel. Verlagsbeilage zur Frankfurter Allgemeinen Zeitung v. 26.5.1987.
- Andreas Ludwig/Michael Wildt, Schwarzmarkt, in: Trümmer Träume Truman. Die Welt 1945-49, Berlin 1985, S. 40-44.
- Alf Lüdtko, Hunger in der Großen Depression, in: Archiv für Sozialgeschichte 27 (1987), S. 145-176.
- Ders., Hunger, Essens-«Genuß» und Politik bei Fabrikarbeitern und Arbeiterfrauen. Beispiele aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, 1910-1940, in: Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium (Sowi), Heft 2, 1985, S. 118-126.

- Ders., »Ihr könnt nun wissen, wie die Glocken eigentlich leuten sollen.« Brotration und Arbeiter-(Über)Leben im Sommer 1919 – ein Beispiel aus Bochum, in: Geschichtswerkstatt 12 (1987), S. 27-33.
- Ders., Feingebäck und Heißhunger auf Backwaren. Bemerkungen zum süßen Genuß im deutschen Faschismus, in: Zuckerhistorische Beiträge aus der Alten und der Neuen Welt (Schriften aus dem Zucker-Museum, Heft 25), Berlin 1988, S. 399-426.
- Ders., Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: Ders. (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/New York 1989, S. 9-47.
- Ders., »Ehre der Arbeit«: Industriearbeiter und Macht der Symbole. Zur Reichweite symbolischer Orientierungen im Nationalsozialismus, in: K. Tenfelde (Hg.), Arbeiter im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 343-392.
- Erich Lüth, Schrecken und Selbstbehauptung. Die Geschichte eines harten Winters, in: Neues Hamburg. Zeugnisse vom Wiederaufbau der Hansestadt II (1948), Hamburg 1948, S. 36-44.
- Heinrich Lützel, Private Haushalte – Motor für Konjunktur und Strukturwandel. Eine Analyse von 1950 bis 1990, in: S. Gräbe (Hg.), Der private Haushalt als Wirtschaftsfaktor, Frankfurt am Main 1991, S. 86-103.
- Felix Ph. Lutz, Empirisches Datenmaterial zum historisch-politischen Bewußtsein, in: Bundesrepublik Deutschland. Geschichte – Bewußtsein, hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 1989, S. 150-169.
- Friedrich A. Lutz, Der Konsumentencredit, Köln/Berlin 1954.
- Utz Maas, »Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand«. Sprache im Nationalsozialismus, Opladen 1984.
- Kaspar Maase, BRAVO Amerika. Erkundungen zur Jugendkultur der Bundesrepublik in den fünfziger Jahren, Hamburg 1992.
- Adolf Männicke, Die Warenverpackung als ein Faktor der betrieblichen Absatzpolitik, Berlin 1957.
- Paul Maenz, Die 50er Jahre. Formen eines Jahrzehnts, Köln 1984.
- Diethard Mahnkopf, Systematische Theorie sozialen Konsumverhaltens, Freiburg 1969.
- Karl M. Maier, Der Sparprozeß in der Bundesrepublik Deutschland. Eine empirische Analyse des Sparverhaltens der privaten Haushalte seit 1950, Frankfurt/Bern/New York 1983.
- Bernd Martin/Alan S. Milward (Hg.), Agriculture and Food Supply in the Second World War. Landwirtschaft und Versorgung im Zweiten Weltkrieg, Ostfildern 1985.
- Pierre Martineau, Kaufmotive, Düsseldorf 1959.
- Karl Marx, Thesen ad Feuerbach, in: Karl Marx/ Friedrich Engels, Wer-

- ke (MEW), Bd. 3, Berlin 1978.
- Ders., Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: MEW, Bd. 13, Berlin 1961
- Ders., Das Kapital, Bd. 1, in: MEW, Bd. 23, Berlin 1962.
- Gert Mattenklott, Geschmackssachen. Über den Zusammenhang von sinnlicher und geistiger Ernährung, in: D. Kamper/Ch. Wulf (Hg.), Das Schwinden der Sinne, Frankfurt am Main 1984, S. 179-190.
- Sigrid-Esther Mayer, Die Hauptursachen der tendenziellen Gestaltung der deutschen Lebenshaltung in der Nachkriegszeit, Göttingen (Diss.) 1960.
- Hans Medick, Plebejische Kultur, plebejische Öffentlichkeit, plebejische Ökonomie. Über Erfahrungen und Verhaltensweisen Besitzarmer und Besitzloser in der Übergangsphase zum Kapitalismus, in: Berdahl u. a., Klassen und Kultur. Sozialanthropologische Perspektiven in der Geschichtsschreibung, Frankfurt am Main 1982, S. 157-204.
- Ders., Süße und bittere Seiten der Weltgeschichte des Zuckers. Zum Erscheinen von Sidney W. Mintz, Die süße Macht, in: Geschichtswerkstatt 12 (1987), S. 8-19.
- Ders., »Missionare im Ruderboot«? Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: A.Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/New York 1989, S. 48-84.
- Armin Mehnert, Bedürfnisse – Manipulierung – individuelle Konsumtion in der BRD, Frankfurt am Main 1973.
- Wolfgang Menge, Der verkaufte Käufer. Die Manipulation der Konsumgesellschaft, Frankfurt am Main 1973.
- Günther Mehlem, Die Stellung des Verbrauchers in der Marktwirtschaft, Hamburg (Diss.) 1960.
- Carl Theodor Meinecke, Die Krise der westdeutschen Konservenindustrie in den Jahren 1949 bis 1951, Göttingen (Diss.) 1954.
- Konrad Mellerowicz, Markenartikel – die Ökonomischen Gesetze ihrer Preisbildung und Preisbindung, München/Berlin 1955.
- Ders., Der Markenartikel als Vertriebsform und als Mittel zur Steigerung der Produktivität im Vertriebe, Freiburg/Br. 1959.
- Stephen Mennell, Die Kultivierung des Appetits, Stuttgart 1988.
- Siegfried Menninger, Wegweiser für neuzeitliche Ladengestaltung und Verkaufsförderung, Frankfurt am Main 1957.
- Bernhardt Menzel, Die Rewe-Gruppe. Auftrag der Gegenwart, Köln 1962.
- Ina Merkel, ...und Du, Frau an der Werkbank. Die DDR in den 50er Jahren, Berlin 1990.
- Dieter Mertens, Veränderungen der industriellen Branchenstruktur in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1960, in: H. König (Hg.), Wand-

- lungen der Wirtschaftsstruktur in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 1962, S. 439-468.
- Dietrich Meseberg, Zum Nahrungsmittel-Absatz in den USA, in: Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung, 7. Jg. 1951, S. 396-404.
- Barbara Methfessel, Rationalisierung und Technisierung – ein Mittel zur Befreiung der Hausarbeit? in: Arbeitsgemeinschaft Hauswirtschaft/Stiftung Verbraucherinstitut (Hg.), Technisierung und Rationalisierung – überholte Zielsetzungen für den privaten Haushalt? Berlin/Bonn 1987.
- Dies., ... entscheidend bleibt die Arbeitskraft der Frau, in: Gerda Tornieporth (Hg.), Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit, Berlin 1988, S. 55-85.
- Erna Meyer, Der neue Haushalt. Ein Wegweiser zu wirtschaftlicher Hausführung, Stuttgart 1926.
- Günter Meyer, König Kunde, Berlin/Frankfurt 1966.
- Paul W. Meyer/Robert Radler, Einkaufswege für langlebige Gebrauchsgüter. Eine Untersuchung der GfK, in: Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung, 5. Jg. 1969, S. 240-271.
- Sibylle Meyer, Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der wilhelminischen Zeit, Frankfurt/New York 1982.
- Dies./Barbara Orland, Technik im Alltag des Haushalts und Wohnens, in: U. Troitzsch/W. Weber (Hg.), Die Technik von den Anfängen bis zur Gegenwart, Braunschweig 1982, S. 564-583.
- Dies./Eva Schulze, »Wie wir das alles geschafft haben«. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945, München 1984.
- Dies., Von Liebe sprach damals keiner. Familienalltag in der Nachkriegszeit, München 1985.
- Wolfgang Meyer, Biographie und Konsumverhalten, in: R. Bergler (Hg.), Psychologische Marktanalyse, Bern/Stuttgart 1965, S. 239-267.
- Peter Meyer-Dohm, Sozialökonomische Aspekte der Konsumfreiheit, Freiburg/Br. 1965.
- Werner Mezger, Schlager. Versuch einer Gesamtdarstellung unter Berücksichtigung des Musikmarktes der Bundesrepublik Deutschland, Tübingen 1975.
- Sidney Mintz, Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers, Frankfurt/New York 1987.
- Alexander und Margarete Mitscherlich, Die Unfähigkeit zu trauern, Neuausgabe München/Zürich 1977.
- Wolfgang Möckel, Die Einstellung der Verbraucher zu ihren Einkaufsstätten. Eine Erhebung der GfK, in: Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung, 2. Jg. 1956, S. 220-234.
- Ders., Der wöchentliche Einkaufsrythmus in Bayern, in: Die Absatzwirtschaft, Heft 6/7, 1956, S. 15-21.

- Nori Möding, Die Stunde der Frauen? in: M. Broszat/K. D. Henke/H. Woller (Hg.), Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1989, S. 619-647.
- Hans P. Mollenhauer, Von Omas Küche zur Fertigpackung. Aus der Kinderstube der Lebensmittelindustrie, Gernsbach 1988.
- Massimo Montanari, Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa, München 1993.
- Josef Mooser, Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970. Klassenlagen, Kultur und Politik, Frankfurt am Main 1984.
- Ders., Abschied von der »Proletarität«. Sozialstruktur und Lage der Arbeiterschaft, in: W. Conze/ R. M. Lepsius (Hg.), Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1983, S. 143-186.
- Herbert Morgenbesser, Die Nahrungsmittelindustrie in der Bundesrepublik, in: Wirtschaftsdienst, Heft 8, 1955, S. 467-470.
- Ders., Die westdeutsche Schokoladenindustrie, in: Wirtschaftsdienst, Heft 11, 1960, S. 636-640.
- Ders., Die Entwicklung auf dem Gebiet der Verpackungstechnik, in: Wirtschaftsdienst, Heft 5, 1958, S. 273-277.
- Hans Mosolff (Hg.), Der Aufbau der deutschen Gefrierindustrie, Hamburg 1941.
- Georg Muche: Das Versuchshaus des Bauhauses, in: Ein Versuchshaus des Bauhauses in Weimar. Zusammenestellt von Adolf Meyer, München 1925, S. 15-23.
- Christa Müller, Zweckmäßigkeit der Küchentypen an Hand der Neubauten in Hamburg, Hamburg (Diss.) 1955.
- Johann Baptist Müller, Bedürfnis und Gesellschaft. Bedürfnis als Grundkategorie im Liberalismus, Konservatismus und Sozialismus, Stuttgart 1971.
- Margarete Müller, Rationelle Küchen (Fortschritte und Forschungen im Bauwesen, Reihe D, Heft 14), Stuttgart 1953.
- Rolf W. Müller, Die Verbrauchs- und Preisschwankungen der Speisefette, Stuttgart (Diss.) 1951.
- Walter Müller/Angelika Willms/Johann Handl, Strukturwandel der Frauennarbeit 1880-1980, Frankfurt/New York 1983.
- Lothar Müller-Hagedorn, Das Konsumentenverhalten, Wiesbaden 1986.
- Anne Murcott (ed.), The Sociology of Food and Eating, Aldershot 1984.
- Alva Myrdal/Viola Klein, Die Doppelrolle der Frau in Familie und Beruf, Köln/Berlin 1971.
- Johanna Naegele, Technik und Organisation im Dienste der Hausfrau, Breslau (Diss.) 1918.
- Gernot Nerb, Zur Konsumententwicklung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Bombach/Gahlen/Ott (Hg.), Neuere Entwicklungen in der Theorie des Konsumentenverhaltens, Tübingen 1978, S. 37-85.

- Otto Neuloh/Hans Jürgen Teuteberg, Ernährungsfehlverhalten im Wohlstand, Paderborn 1979.
- Paul Neumann, Im Kampf gegen Hunger und Not, in: Neues Hamburg. Zeugnisse vom Wiederaufbau der Hansestadt II 81948), Hamburg 1948, S. 90-94.
- Luitgard Neumeyer, Die Ernährung in der bayrischen Ostmark, Erlangen (Diss.) 1940.
- Ludwig Neundorfer, Die Angestellten, Stuttgart 1961.
- Merith Niehuss, Arbeiterschaft in Krieg und Inflation. Soziale Schichtung und Lage der Arbeiter in Augsburg und Linz 1910 bis 1925, Berlin/New York 1985.
- Robert Nieschlag, Binnenhandel und Binnenhandelspolitik, 2. neu bearb. Auflage, Berlin 1972.
- Ders., Der Warenkredit an letzte Verbraucher in Deutschland, Essen 1951.
- Ders., Strukturwandlungen im Handel, in: H. König (Hg.), Wandlungen der Wirtschaftsstruktur in der Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1962, S. 493-524.
- Ders., Die Versandgeschäfte in Deutschland, Berlin 1939.
- Lutz Niethammer, Entnazifizierung in Bayern. Säuberung und Rehabilitation unter amerikanischer Besatzung, Frankfurt 1972.
- Ders. (Hg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 1, Berlin/Bonn 1983.
- Ders. (Hg.), »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist«. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930, Bd. 2, Berlin/Bonn 1983.
- Ders. /Alexander von Plato (Hg.), »Wir kriegen jetzt andere Zeiten«. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, Bd. 3, Berlin/Bonn 1985.
- Ders., »Privat-Wirtschaft. Erinnerungsfragmente einer anderen Umerziehung« in: Ders. (Hg.), »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist«. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Berlin/Bonn 1983, S. 17-105.
- Ders., »Normalisierung im Westen«: Erinnerungsspuren in die 50er Jahre, in: G. Brunn (Hg.), Neuland. Nordrhein-Westfalen und seine Anfänge seit 1945/46, Essen 1987, S. 175-206.
- Ders. (unter Mitarbeit von Dirk van Laak), Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende? Reinbek bei Hamburg 1989.
- Ders. /Alexander von Plato/Dorothee Wierling, Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR, Berlin 1991.

- August Nitschke, Historische Verhaltensforschung. Analysen gesellschaftlicher Verhaltensweisen, Stuttgart 1981.
- Elisabeth Noelle/Gerhard Schmidtchen/Herta Ludwig/Hans Schneller, Der Markenartikel im Urteil des Verbrauchers. Eine sozialpsychologische Untersuchung, Allensbach 1959.
- Elisabeth Noelle-Neumann, Gerhard Schmidtchen (Hg.), Verbraucher beim Einkauf. Eine wirtschaftssoziologische Studie über die Rolle des Markenartikels, Allensbach 1968.
- Hans Erich Nossack, Dieser Andere. Ein Lesebuch mit Briefen, Gedichten, Prosa. Herausgegeben von Christof Schmid, Frankfurt am Main 1976, S. 55-57.
- Ann Oakley, The Sociology of Housework, Bath (Great Britain) 1974.
- Dies., Woman's Work: The Housewife, Past and Present, New York 1974.
- Hans Oertel, Die freiwilligen Zusammenschlüsse im Lebensmittelhandel, Nürnberg (Diss.) 1960.
- Inge Oestreicher, Küchenmöbel und Verbraucherhaltung, Nürnberg (Diss.) 1953.
- Dr. August Oetker's Warenkunde, neu bearbeitet von Fritz Schlichte, Bielefeld 1939.
- Claus Offe, Die Utopie der Null-Option. Modernität und Modernisierung als politische Gütekriterien, in: Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren, herausgegeben von Johannes Berger (Soziale Welt, Sonderband 4), Göttingen 1986, S. 97-117.
- Theodor Olesch, Verbraucher und Verpackung, in: Absatzwirtschaft, Heft 5, 1956, S. 10-21.
- Barbara Orland, Effizienz im Heim. Die Rationalisierungsdebatte zur Reform der Hausarbeit in der Weimarer Republik, in: Kultur und Technik, Heft 4 (1983), S. 221-227.
- Dies., Wäsche waschen. Technik- und Sozialgeschichte der häuslichen Wäschepflege, Reinbek bei Hamburg 1991.
- Heinz-Dietrich Ortlieb, Unsere Konsumgesellschaft, Glanz und Elend des deutschen Wirtschaftswunders, in: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, 4. Jg. 1959, S. 225-246.
- Heinz Osthues, Einkommensverhältnisse und private Geldkapitalbildung in Westdeutschland 1925-1953, Berlin 1957.
- Ilona Ostner, Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft, Frankfurt am Main 1978.
- Charlotte Otto-Arnold, Entwicklungstendenzen des privaten Verbrauchs und die Bezugswege der Konsumenten in der Bundesrepublik, in: Vierteljahrshefte für Wirtschaftsforschung, Heft 2, 1963, S. 148-162.
- Martin Osterland u. a., Materialien zur Lebens- und Arbeitssituation der

- Industriearbeiter in der BRD. Ein Forschungsbericht, Frankfurt am Main 1973.
- Else Osterloh, Frauenwünsche zum Wohnungsbau (Bautechnische Merkhefte für den Wohnungsbau, Heft 2), Berlin 1951.
- Werner Ott, Probleme der Quantifizierung, in: Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung, 2. Jg. 1956, S. 38-49.
- Vance Packard, Die geheimen Verführer, Düsseldorf 1958.
- Ders., Die große Verschwendung, Düsseldorf 1961.
- Günter Pakschies, Umerziehung in der Britischen Zone 1945-1949, Weinheim 1979.
- Elisabeth Paetzmann-Dulon, Der Verbrauch von Gemüse und Obst in Nordwesteuropa, Kiel 1961.
- Ines Pagel, Die Marktstellung des Konsumenten seit der Währungsreform, Erlangen (Diss.) 1958.
- Elke Pahl-Weber/Dirk Schubert, Die Volksgemeinschaft unter steilem Dach? Ein ideologiekritischer Beitrag zum Wohnungs- und Städtebau der Zeit zwischen 1933 und 1945 in Hamburg, in: A. Schildt/A. Sywottek (Hg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/New York 1988, S. 306-325.
- Ulrich-Christian Pallach (Hg.), Hunger. Quellen zu einem Alltagsproblem in Europa und der Dritten Welt 17. bis 20. Jahrhundert, München 1986.
- »Das Paradies kommt wieder ...« Zur Kulturgeschichte und Ökologie von Herd, Kühlschrank und Waschmaschine. Herausgegeben vom Museum der Arbeit, Hamburg 1993.
- G. H. Peltó / P. J. Peltó, Diet and Delocalisation: Dietary Changes since 1750, in: R. I. Rotberg/Th. K. Rabb (Hg.), Hunger and History. The Impact of Changing Food Production and Consumption Patterns on Society, Cambridge 1985.
- Dieter Petzina, Autarkiepolitik im Dritten Reich, Stuttgart 1968.
- Ders., Die deutsche Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit, Wiesbaden 1977.
- Ders. (Hg.), Zur Geschichte der Ökonomik der Privathaushalte, Berlin 1991.
- Elisabeth Pfeil, Die Berufstätigkeit von Müttern, Tübingen 1961.
- Detlev Peukert, Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus, Köln 1982.
- Ders., Hamburg in den Jahren 1943 bis 1953: Das Jahrzehnt einer unfreiwilligen Revolution, in: Ders. (Hg.), Improvisierter Neubeginn. Hamburg 1943-1953, Hamburg 1989, S. 9-18.
- Horst Pichert, Haushaltstechnik, Stuttgart 1978.

- Ders., Verfahren der mechanischen Be- und Verarbeitung von Lebensmitteln im Haushalt, München (Habil.) 1983.
- Toni Pierenkemper, Das Rechnungsbuch der Hausfrau – und was wir daraus lernen können, in: *Geschichte und Gesellschaft* 14 (1988), S. 38-63.
- Ders. (Hg.), Zur Ökonomik der privaten Haushalte. Haushaltsrechnungen als Quellen historischer Wirtschafts- und Sozialforschung, Frankfurt am Main 1991.
- Ders., Der bürgerliche Haushalt in Deutschland an der Wende zum 20. Jahrhundert – im Spiegel von Haushaltsrechnungen, in: D. Petzina (Hg.), *Zur Geschichte der Ökonomik der Privathaushalte*, Berlin 1991, S. 149-185.
- Christa Plassmann, Bestimmungsgründe der Nachfrage nach dauerhaften Konsumgütern, Berlin 1964.
- Alexander von Plato, »Der Verlierer geht nicht leer aus«. Betriebsräte geben zu Protokoll, Berlin/Bonn 1984.
- Alfred Pohl, So verkauft man Lebensmittel und Kolonialwaren, München/Innsbruck/Zürich 1955.
- Heinrich Popitz/Hans Paul Bahrdt/Ernst August Jüres/Hanno Kesting, Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Soziologische Untersuchungen in der Hüttenindustrie, Tübingen 1957.
- Ingeborg v. Poser und Groß-Naedlitz, Wandlungen der Vorratswirtschaft der Familienhaushalte, in: Erich Egner (Hg.), *Aspekte des hauswirtschaftlichen Strukturwandels*, Berlin 1967, S. 137-166.
- Theodor Prager, Wirtschaftswunder oder keines? Zur politischen Ökonomie Westeuropas, Wien 1963.
- Gerhard Preuschen, Der Haushalt heute. Lebensform und Arbeitsweise im Haushalt auf dem Lande, Hamburg 1965.
- Friedrich Priess/Karl H. Henksmeier/Oskar Martin, Leistungen und Kosten in Selbstbedienungsläden, Köln 1952, masch. (hg. von der Rationalisierungs-Gemeinschaft des Handels RGH beim RKW).
- Rosemary Pringle, Frauen und Konsumgesetze, in: *Das Argument* 156 (1986), S. 198-207.
- Michael Prinz, Das Ende der Konsumvereine in der Bundesrepublik Deutschland. Traditionelle Konsumentenorganisation in der historischen Kontinuität, in: *Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte* 1993/2, S. 159-188
- Helge Pross, Die Wirklichkeit der Hausfrau, Reinbek bei Hamburg 1975.
- Dies. /Rosemarie v. Schweitzer (Hg.), Die Familienhaushalte im wirtschaftlichen und sozialen Wandel. Rationalverhalten, Technisierung, Funktionswandel der Privathaushalte und das Freizeitbudget der Frau, Göttingen 1976.
- Wolfgang Protzner (Hg.), Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schla-

- raffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1987.
- Philippa Pullar, *Consuming Passions. A History of English Food and Appetite*, London 1970.
- Carola Pust/Petra Reichert/Anne Wenzel u. a., *Frauen in der BRD. Beruf, Familie, Gewerkschaften, Frauenbewegung*, Hamburg 1983.
- M. Pyke, *Food and Society*, London 1968.
- Joachim Radkau, *Technik in Deutschland. Vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main 1989.
- Robert Radler, *Der Markt für langlebige Gebrauchsgüter*, in: *Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung*, 6. Jg. 1960, S. 177-192.
- Reiner Raestrup, *Alles Plastik. Die schöne Welt der 50er Jahre*, in: *Wechselwirkung*, Nr. 19 November 1983, S. 31-34.
- Hildegard Rapin (Hg.), *Frauenforschung und Hausarbeit*, Frankfurt/New York 1988.
- Claus-Dieter Rath, *Reste der Tafelrunde. Das Abenteuer der Eßkultur*, Reinbek bei Hamburg 1984.
- Rainer Rau, *Der Private Verbrauch in der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin 1971.
- Ders., *Ökonometrische Analyse der Ausgabearten des Privaten Verbrauchs 1950-1967*, Berlin 1965.
- Hannelore Reddies, *Das Verfahren der laufenden Wirtschaftsrechnungen von 1950 bis 1964 und ab 1965*, in: *Wirtschaft und Statistik*, 17. Jg. N. F. 1965, S. 496-500.
- Klaus Rehmann, *Das Discount-Prinzip und seine Anwendung im deutschen Discount-Haus*, München (Diss.) 1966.
- Peter Reichel, *Politische Kultur in der Bundesrepublik*, Opladen 1981.
- Lothar Reismüller, *Die Interessen öffentlicher Elektrizitätswerke an der Bedarfsweckung und -deckung elektrotechnischer Erzeugnisse*, Berlin (Diss.) 1935.
- Heinrich Reuschel, *Der organisierte Teilzahlungskredit*, Berlin 1953.
- David Riesman/Reuel Denney/ Nathan Glazer, *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*, Darmstadt/Neuwied 1956
- Angelika Rieth, *Die Küche als Markenartikel*, in: *Der Markenartikel*, Verlagsbeilage zur Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 26. 5. 1987.
- Walter Riethmüller, *Selbstbedienung*, München (Diss.) 1952.
- Ders., *Selbstbedienung – und wie sie zum Erfolg führt*, Bad Homburg/Berlin 1953.
- Günter Rinsche, *Der aufwendige Verbrauch. Sozialökonomische Besonderheiten geltungsbedingter Nachfrage*, in: H. Kreikebaum/G. Rinsche, *Das Prestigemotiv in Konsum und Investition. Demonstrative*

- Investition und aufwendiger Verbrauch, Berlin 1961, S. 105-221.
- Albrecht Ritschl, Die Währungsreform von 1948 und der Wiederaufstieg der westdeutschen Industrie. Zu den Thesen von Mathias Manz und Werner Abelshauer über die Produktionsauswirkungen der Währungsreform, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 1985, S. 136-165.
- Richard Ritter, Die Elektrifizierung größerer Haushaltungen, in: Elektrowärme-Jahrbuch 1931, hg. von G. Dettmar, Berlin 1931, S. 122-135.
- Peter W. Rober, Sex für Millionen. Erotik an der Werbetrommel, Bonn 1963.
- Ruth Römer, Die Sprache der Anzeigenwerbung, Düsseldorf 1968.
- Wilhelm Röpke, Borgkauf im Licht sozialetischer Kritik, Berlin/Köln 1954.
- Ders., Vorgegessen Brot. Kritische Nachlese zur Diskussion über das Borgkaufwesen, Köln/Berlin 1955.
- Anne Roerkohl, Hungerblockade und Heimatfront. Die kommunale Lebensmittelversorgung in Westfalen während des Ersten Weltkrieges, Stuttgart 1991.
- Justus Rohrbach, Im Schatten des Hungers. Dokumentarisches zur Ernährungspolitik und Ernährungswirtschaft in den Jahren 1945-1949, hg. von Hans Schlange-Schöningen, Hamburg/Berlin 1955.
- Karl Heinz Rothenberger, Die Hungerjahre nach dem Zweiten Weltkrieg, Boppard a. Rh. 1980.
- Peter Rüngeler, Die Großstadt als Bedarfs- und Absatzzentrum, Erlangen-Nürnberg (Diss.) 1963.
- Peter Ruppel, Die Bedeutung des Image für das Verbraucherverhalten, Göttingen (Diss.) 1965.
- Diedrich Saalfeld, Bedeutungs- und Strukturwandel der Ausgaben für die Ernährung in den privaten Haushalten Deutschlands von 1800 bis 1813, in: D. Petzina (Hg.), Zur Geschichte der Ökonomik der Privathaushalte, Berlin 1991, S. 133-148.
- David Sabeau, Die Produktion von Sinn beim Konsum der Dinge, in: W. Ruppert (Hg.), Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, Frankfurt am Main 1993, S. 37-51.
- Marshall Sahlins, Kultur und praktische Vernunft, Frankfurt am Main 1981.
- Adelheid von Saldern, Neues Wohnen. Wohnverhältnisse und Wohnverhalten in Großanlagen der 20er Jahre, in: A. Schildt/A. Sywottek (Hg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/New York 1988, S. 201-221.
- Dies., Sozialdemokratie und kommunale Wohnungsbaupolitik in den 20er Jahren – am Beispiel Hamburg und Wien, in: Archiv für Sozi-

- algeschichte 25 (1985), S. 183-237.
- Roman Sandgruber, Die Anfänge der Konsumgesellschaft. Konsumgüterverbrauch, Lebensstandard und Alltagskultur in Österreich im 18. und 19. Jahrhundert, München 1982.
- Erich Schäfer, Die Verbreitung von Elektro- und Gasapparaten. Eine marktanalytische Studie über die Absatzbedingungen in den 20 Verwaltungsbezirken Groß-Berlins, Stuttgart 1993.
- Hans Dieter Schäfer, Das gespaltene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945, Berlin 1981.
- Heinz Schäfer, Der private Verbrauch nach Herkunft und Verwendung, Essen 1966.
- Wolfgang Schäfer, Die Wurstemännchen kommen nicht mehr, in: Geschichtswerkstatt 12 (1987), S. 20-26.
- Bernhard Schäfers, Gesellschaftlicher Wandel in Deutschland. Ein Studienbuch zur Sozialstruktur und Sozialgeschichte der Bundesrepublik, Stuttgart (5., völlig neu bearb. u. erw. Aufl.) 1990, bes. S. 184-213.
- Martin Schaffner (Hg.), Brot, Brei und was dazugehört. Über sozialen Sinn und physiologischen Wert der Nahrung, Zürich 1992.
- Martin Scharfe, Die groben Unterschiede. Not und Sinnesorganisation: Zur historisch-gesellschaftlichen Relativität des Genießens beim Essen, in: Tübinger Beiträge zur Volkskultur. Hg. von Utz Jeggle u. a., Tübingen 1986, S. 13-28.
- Helmut Schelsky, Gesellschaftlicher Wandel, in: Ders., Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf/Köln 1965, S. 337-351.
- Ders., Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, Stuttgart 1955.
- Gerhard Scherhorn, Bedürfnis und Bedarf, Berlin 1959.
- Ders., Soziologie des Konsums, in: René König (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 2, Stuttgart 1969, S. 834-862.
- Sabine Scherrinsky, Erprobung der Arbeitsküche auf ihre praktische Anwendbarkeit (Fortschritte und Forschungen im Bauwesen, Reihe D, Heft 21), Stuttgart 1955.
- Erwin K. Scheuch (Hg.), Die Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft, Köln 1968.
- Ders., Der Charakter des Konsums in modernen Industriegesellschaften. Ein Beitrag zur Soziologie des Konsums, in: Hamburger Jahrbuch für Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik, 1975, S. 111-128.
- Axel Schildt, Die Grindelhochhäuser. Eine Sozialgeschichte der ersten deutschen Wohnhochhausanlage Hamburg-Grindelberg 1945-1956, Hamburg 1988.
- Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hg.), Massenwohnung und Eigenheim. Wohnungsbau und Wohnen in der Großstadt seit dem Ersten Welt-

- krieg, Frankfurt/New York 1988.
- Dies., »Wiederaufbau« und »Modernisierung«. Zur westdeutschen Gesellschaftsgeschichte in den fünfziger Jahren, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 6-7/89 v. 3. 2. 1989, S. 18-32.
- Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993.
- Wolfgang Schivelbusch, Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft, Frankfurt am Main 1983.
- Georg Schmid (Hg.), Die Zeichen der Historie. Beiträge zu einer semio-logischen Geschichtswissenschaft, Wien/Köln 1986.
- Ders., Die Spur und die Trasse. (Post-)Moderne Wegmarken der Ge-schichtswissenschaft, Wien/Köln/Graz 1988.
- Wolfgang Schmidbauer, Homo consumens – Der Kult des Überflusses, Stuttgart 1972.
- Klaus-Dieter Schmidt, Strukturwandlungen des privaten Verbrauchs in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1973, Kiel 1976.
- Susanne B. Schmidt, »Julius Maggi – Singens würziger Weg zur Indu-striestadt«, in: Alfred G. Frei (Hg.), Habermus und Suppenwürze, Konstanz 1987, S. 111-143.
- Hiltraud Schmidt-Waldherr, Rationalisierung der Hausarbeit in den zwanziger Jahren, in: Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Öko-logie der Hausarbeit. Herausgegeben von Gerda Tornieporth, Ber-lin 1988, S. 32-54.
- Jörn Schmidt-Wegenast, Der Wandel in der Einstellung des Kreditwesens zum Konsumenten, in: F. Schneider (Hg.), Die Finanzen des priva-ten Haushalts, Frankfurt am Main 1969, S. 121-141.
- Gerhard Schmitt-Rank, Konsum-Dynamik. Die qualitative Expansion des privaten Verbrauchs, Göttingen 1967.
- Hubert Schmitz, Die Bewirtschaftung der Nahrungsmittel und Ver-brauchsgüter 1939-1950, Essen 1956.
- Günter Schmolders/ Gerhard Scherhorn/ Gerhard Schmidtchen, Der Um-gang mit Geld im privaten Haushalt, Berlin 1969.
- Helga Schmucker, Die Technisierung des Haushalts bei steigendem Wohl-stand; seine arbeitswirtschaftlichen und geldwirtschaftlichen Pro-bleme, in: Ergebnisse landwirtschaftlicher Forschung X (1968), S. 283-309.
- Dies., Studien zur empirischen Haushalts- und Verbrauchsforschung, Berlin 1980.
- Dies., Die methodische und erkenntnismäßige Entwicklung der Erhebung von Wirtschaftsrechnungen, in: Allgemeines Statistisches Archiv, Bd. 41 (1957), München 1957, S. 115-127.
- Dies., Zur methodischen Entwicklung der empirischen Nachfrageanaly-se in den letzten zwanzig Jahren, in: Weltwirtschaftliches Archiv, Bd.

- 80, Hamburg 1958, S. 1-89.
- Dies., Die langfristigen Strukturwandlungen des Verbrauchs der privaten Haushalte in ihrer Interdependenz mit den übrigen Bereichen einer wachsenden Wirtschaft, in: F. Neumarck (Hg.), Strukturwandlungen einer wachsenden Wirtschaft. Verhandlungen auf der Tagung des Vereins für Socialpolitik Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Luzern 1962, Berlin 1964, S. 106-183.
- Dies., Zur empirischen Bestimmung der Einkommensabhängigkeit der Nachfrage im Bereich des privaten Verbrauchs, in: Weltwirtschaftliches Archiv, Bd. 82, Hamburg 1959, S. 169-236.
- Dies., Der Aussagewert von haushaltsstatistischem Material für die Verbrauchsforschung und die ökonometrische Verbrauchsanalyse, in: Schweizerische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik, Nr. 4, Dezember 1962, S. 413-445.
- Dies., Die Verwendbarkeit von Haushaltsrechnungen für Zwecke der Marktforschung im Konsumgüterbereich, in: Der Marktforscher, Heft 3, 1961, S. 87-92 und Heft 4, S. 129-132.
- Dies., Nachholbedarf und Lebensstandard in Westdeutschland, in: Allgemeines Statistisches Archiv, 35. Band (1951), S. 97-114.
- Gottlieb Schnapper-Arndt, Fünf Dorfgemeinden auf dem Hohen Taunus, Leipzig 1883.
- Ders., Sozialstatistik. Vorlesungen über Bevölkerungslehre, Wirtschafts- und Moralstatistik, Leipzig 1908.
- Ulrich Schoel, Zeitgemäße Ladengestaltung. Hamburg (Edeka Verlagsgesellschaft) 1955.
- Helmut Schönefeld, Die Küche im sozialen Wohnungsbau, in: Baurundschau, 41. Jg. 1951, Heft 11, S. 427-432.
- Peter Schöttler, Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse, in: J. Fohrmann/H. Müller, Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, Frankfurt am Main 1988, S. 159-199.
- Ders., Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der »dritten Ebene«, in: A. Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/New York 1989, S. 85-136.
- Alfred Schroedel, Die »Investition« des privaten Haushaltes, Mainz (Diss.) 1958.
- Ludwig Schroeder, Der Markenartikel. Entwicklung, Struktur, Aufgabe des Markenverbandes, Wiesbaden 1983.
- Roland Schroeder, Bestimmungsfaktoren der bisherigen und zukünftigen Nachfrage nach Wohnmöbeln, in: Ifo-Studien, 5. Jg. 1959, S. 68-111.
- Ursula Schroth-Pritzel, Der Arbeitszeitaufwand im städtischen Haushalt, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, 6. Jg. 1958, Heft 1, S. 7-22.
- Fritz Schucht, Die Umstellung von Einzeläden des Lebensmittelhandels

- auf Selbstbedienung (Mitteilungen des Instituts für Handelsforschung an der Universität Köln, Sonderheft 8), Köln (masch.) 1956.
- Hermann Schulz-Borck, Zum Arbeitszeitaufwand in privaten Haushalten, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, 28, 1980, S. 117-128.
- Hans-Viktor Schulz-Klingauf, Selbstbedienung. Der neue Weg zum Kunden, Düsseldorf 1960.
- Hans Joachim Schulze, Frau, Haushalt und Konsummarkt: Befunde und Perspektiven, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 38. Jg. 1986, S. 85-109.
- Hans-Peter Schwarz, Die Ära Adenauer. Gründerjahre der Republik 1949-1957, Stuttgart/Wiesbaden 1981.
- Hans-Peter Schwarz: Die ausgebliebene Katastrophe. Eine Problemskizze zur Geschichte der Bundesrepublik, in: Den Staat denken. Theodor Eschenburg zum Fünfundachtzigsten. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Rudolph, Berlin 1990, S. 151-174.
- Rosemarie von Schweitzer, Lehren vom Privathaushalt. Eine kleine Ideengeschichte, Frankfurt/New York 1988.
- Wolfgang Seidel, Die deutsche Gemüsekonservenindustrie, Köln (Diss.) 1926.
- Gerd Selle, Die Stilgeschichte des Design in Deutschland von 1870 bis heute, Köln 1978.
- Rudolf Seyffert, Die Bedeutung der Einzelhandelsbetriebsformen für den Lebensmitteleinkauf durch Kölner Haushaltungen. Ein Beitrag zur Statistik der Konsumtionsmarktversorgung, in: Die Betriebswirtschaft, 26. Jg. 1933, Nr. 5, S. 117-122.
- Barbara Sichtermann, Frauenarbeit, Berlin 1987.
- Rolf Peter Sieferle, Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart, München 1984.
- Hans Wilfried Sikorski, Die Entwicklung des Nahrungs- und Genußmittelverbrauchs in Deutschland seit 1928, Frankfurt am Main (Diss.) 1955.
- Alfons Silbermann, Vom Wohnen der Deutschen – Eine soziologische Studie über das Wohnerlebnis, Köln/Opladen 1963.
- Gudrun Silberzahn-Jandt, Wasch-Maschine. Zum Wandel von Hausarbeit im Haushalt, Marburg 1991.
- Georg Simmel, Soziologie der Mahlzeit, in: Ders., Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft, Stuttgart 1957, S. 243-250.
- Rainer Skiba, Das westdeutsche Lohnniveau zwischen den beiden Weltkriegen und nach der Währungsreform, Köln 1974.
- Arnim Sobotschinski, Die Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 1962/63. Zur Einführung in die Ergebnisse über die Marktentnahme privater Haushalte für den Verbrauch, in: Wirtschaft und Stati-

- stik, 1965, S. 483-487.
- Gabriele Sonnenschein, Der lange Abschied von der Lohntüte, in: WerkstattGeschichte 6 (1993), S. 61-71.
- Kurt Sontheimer, Grundzüge des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland, München 3., überarbeitete Auflage 1973 (1. Auflage 1971).
- Karl G. Specht, Der Haushalt als Stätte des Verbrauchs, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, Heft 1, 1958, S. 23-28.
- Hasso Spode, Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschlands, Opladen 1993.
- Reinhard Spree, Modernisierung des Konsumverhaltens deutscher Mittel- und Unterschichten während der Zwischenkriegszeit, in: Zeitschrift für Soziologie, Heft 5, 1985, S. 400-410.
- Ders., Klassen- und Schichtbildung im Spiegel des Konsumentenverhaltens individueller Haushalte zu Beginn des 20. Jahrhunderts – Eine clusteranalytische Untersuchung, in: Haushalt und Verbrauch in historischer Perspektive. Zum Wandel des privaten Verbrauchs in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, herausgegeben von Toni Pierenkemper, St. Katharinen 1987, S. 56-80.
- Walter Sprenger, Der Bedarf an langlebigen Konsumgütern. Eine Marktstudie unter besonderer Berücksichtigung amerikanischer Verhältnisse, Nürnberg (Diss.) 1963.
- Walter M. Sprondel, Kulturelle Modernisierung durch antimodernistischen Protest. Der lebensreformerische Vegetarismus, in: F. Neidhardt/M. R. Lepsius/J. Weiss (Hg.), Kultur und Gesellschaft (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27, Festschrift für René König), Opladen 1986, S. 314-330.
- Rolf Steininger, Deutsche Geschichte 1945-1961. Darstellung und Dokumente in zwei Bänden, Frankfurt am Main 1983.
- Werner Steller, Die Veränderungen in der Einstellung des deutschen Verbrauchers zum Brot. Repräsentativerhebung 1968/69 (Sonderheft der Informationen Getreide-Erzeugnisse, herausgegeben von der Mühlenstelle Bonn), Bonn 1969 (Masch.).
- George J. Stigler, The Early History of Empirical Studies of Consumer Behavior, in: The Journal of Political Economy, Vol. 62, April 1954, No. 2, p. 95-113.
- Gunnar Stollberg, Die Rationalisierungsdebatte 1908-1933. Freie Gewerkschaften zwischen Mitwirkung und Gegenwehr, Frankfurt/New York 1981.
- Hans Stolper, Zu den Richtlinien für Küche und Bad im sozialen Wohnungsbau. Entwurf DIN 18022, in: Baumeister, 51. Jg. 1954, Heft 11, S. 725-728.
- Ernst Storm, Der Wettbewerb zwischen den Speisefetten, Berlin 1933.

- Erich und Monika Streissler (Hg.), Konsum und Nachfrage, Köln/Berlin 1966.
- Hans-Carl Strohmeyer, Entwicklungstendenzen in der Verpackungswirtschaft, in: Wirtschaftsdienst, Heft 5, 1950, S. 48-50.
- Burkhard Strümpel, Die Krise des Wohlstands, Stuttgart 1976.
- Gabriele Stüber, Der Kampf gegen den Hunger 1945-1950, Neumünster 1984.
- Elfriede Stübler, Arbeitsleistung und Mechanisierung in der Hauswäscherei. Ein methodischer Beitrag zur Beurteilung des technischen Fortschritts in der Hauswirtschaft, München 1970.
- Dies., Entwicklungstendenzen der Ernährung, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, 1961, Heft 2, S. 49-62.
- Elfriede Stübler/Gabriele Hübscher/Anneliese Einelberg, Küchenmaschinen, Frankfurt am Main 1958.
- Elfriede Stübler/Grete Uhland/Hilde Deist, Untersuchungen über die Einrichtungen von Küchen für den Sozialen Wohnungsbau, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, Heft 1, 1957, S. 8-15.
- Thomas Südbeck, Motorisierung, Verkehrsentwicklung und Verkehrspolitik in der Bundesrepublik Deutschland der 1950er Jahre, Hamburg (Diss.) 1992.
- Werner Suhr, Markenartikel – Trumpf auf allen Märkten, München 1961.
- Arnold Sywottek, Konsumverhalten der Arbeiter und »sozialistische« Konsumgenossenschaften, in: A. Lehmann (Hg.), Studien zur Arbeiterkultur, Münster 1984, S. 59-102.
- Ders., Flüchtlingeingliederung in Westdeutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 51/89 v. 15. 12. 1989, S. 38-46.
- Ders., Konsum, Mobilität, Freizeit. Tendenzen gesellschaftlichen Wandels, in: Zäsuren nach 1945. Essays zur Periodisierung der deutschen Nachkriegsgeschichte. Herausgegeben von Martin Broszat, München 1990, S. 95-111.
- Reay Tannahill, Food in History, London 1973.
- Jakob Tanner, Grassroots-History und Fast Food, in: Geschichtswerkstatt 12(1987), S. 49-54.
- Bruno Taut, Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin, Leipzig 1924.
- Frederic W. Taylor, Die Grundsätze wissenschaftlicher Betriebsführung, Berlin 1913.
- Technik im Alltag. Herausgegeben von Bernward Joerges, Frankfurt am Main 1988.
- Hans Jürgen Teuteberg/Günter Wiegelmann, Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung, Göttingen 1972.
- Dies., Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Analyse, Münster

1986.

- Dies., Einführung und Nutzung der Kartoffel in Deutschland, in: Dies., Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Analyse, Münster 1986, S. 93-134.
- Hans Jürgen Teuteberg, Zum Problemfeld Urbanisierung und Ernährung im 19. Jahrhundert, in: Ders. (Hg.), Durchbruch zum modernen Massenkonsum, Münster 1987, S. 1-36.
- Ders., Der Verzehr von Lebensmitteln in Deutschland pro Kopf und Jahr seit Beginn der Industrialisierung (1850-1975). Versuch einer quantitativen Langzeitanalyse, in: Archiv für Sozialgeschichte XIX, Berlin/Bonn 1979, S. 331-388.
- Ders., Wie ernährten sich die Arbeiter im Kaiserreich? in: Arbeiterexistenz im 19. Jahrhundert. Herausgegeben von Werner Conze und Ulrich Engelhardt, Stuttgart 1981, S. 57-73.
- Ders., Studien zur Volksernährung unter sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Aspekten, in: Ders./Günter Wiegelmann, Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluß der Industrialisierung, Göttingen 1972, S. 21-93.
- Ders., Der Beitrag des Rübenzuckers zur »Ernährungsrevolution« des 19. Jahrhunderts, S. 153-162.
- Ders., Anfänge des modernen Milchzeitalters in Deutschland, in: Ders./Günter Wiegelmann, Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Analyse, Münster 1986, S. 163-184.
- Ders., Zum Problemfeld Urbanisierung und Ernährung im 19. Jahrhundert, in: Ders. (Hg.), Durchbruch zum modernen Massenkonsum, Münster 1987, S. 1-36.
- Ders., Die Ernährung als Gegenstand historischer Analyse, in: H. Kellenbenz/H. Pohl (Hg.), Historia socialis et oeconomica. Festschrift für Wolfgang Zorn zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1987, S. 180-202.
- Ders. (Hg.), European Food History. A Research Review, Leicester 1992.
- Klaus Thomas, Küchenerfolge im Beutel, in: Die Absatzwirtschaft, Juli/August 1962, S. 405-406.
- Hilde Thurnwald, Gegenwartsprobleme Berliner Familien, Berlin 1948.
- Joachim Tiburtius, Die Handelsmarken im System der Absatzwirtschaft, in: Vierteljahrshefte für Wirtschaftsforschung, 1967, S. 187-214.
- Bruno Tietz, Konsument und Einzelhandel. Strukturwandlung in der Bundesrepublik Deutschland von 1950 bis 1975, Frankfurt am Main 1966.
- Walter Timm, Wandlungen und Gewohnheiten des Verbrauchs, in: Josef Bock/Günter Specht, Verbraucherpolitik, Köln/Opladen 1958, S. 243-273.
- Alexander de Tocqueville, Über die Demokratie in Amerika, Teil 2, Stuttgart 1962.

- Ulrich Tolksdorf, Strukturalistische Nahrungsforschung. Versuch eines generellen Ansatzes, in: *Ethnologia Europaea* 9 (1976), S. 65-112.
- Gerda Tornieporth (Hg.), Arbeitsplatz Haushalt. Zur Theorie und Ökologie der Hausarbeit, Berlin 1988.
- Wilhelm Treue, Das Aufkommen der Ernährungsindustrie, in: Ernährung und Ernährungslehre im 19. Jahrhundert. Hg. von Edith Heischkel-Artelt, Göttingen 1976, S. 99-116.
- Armin Triebel, Zwei Klassen und die Vielfalt des Konsums. Haushaltsbudgetierung bei abhängig Erwerbstätigen in Deutschland im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts (Materialien aus der Bildungsforschung Nr. 41, hg. vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung), Berlin 1991.
- Ders., Soziale Unterschiede beim Konsum im Ersten Weltkrieg und danach – Bruch mit der Vergangenheit? in: Haushalt und Verbrauch in historischer Perspektive. Zum Wandel des privaten Verbrauchs in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, herausgegeben von Toni Pierenkemper, St. Katharinen 1987, S. 90-122.
- Günter J. Trittel, Hunger und Politik. Die Ernährungskrise in der Bizone (1945-1949), Frankfurt/New York 1990.
- Maria Tritz, Die Frauenerwerbsarbeit in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1961.
- Jutta Tschoeke, Frostige Glieder, Aspekte der Kühlkette, in: Unter Null. Kunsteis, Kälte und Kultur. Konzipiert von Hans-Christian Täubrich und Jutta Tschoeke. Herausgegeben vom Centrum Industriekultur Nürnberg und dem Münchener Stadtmuseum, München 1991, S. 128-142.
- Carl von Tyszka, Ernährung und Lebenshaltung des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Erkenntnis des Gesundheitszustandes des deutschen Volkes, Berlin 1934.
- Günther Uhlig, Kollektivmodell »Einküchenhaus«. Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus, 1900-1933, Gießen 1981.
- Fritz Unger (Hg.), Konsumentenpsychologie und Markenartikel, Heidelberg/Wien 1986.
- Niilo Valonen/Juhani U. Lehtonen (Hg.), Ethnologische Nahrungsforschung. Vorträge des zweiten internationalen Symposiums für ethnologische Nahrungsforschung, Helsinki August 1973, Helsinki 1975.
- Joann Vanek, Time Spent in Housework, United States 1920-1970, University of Michigan (Diss.) 1974.
- Thorstein Veblen, The Theory of the Leisure Class, New York 1899.
- Hans Vogt, Die Gerätesättigung im Haushalt, Berlin 1940.
- Gerhard Voigt, Goebbels als Markentechniker, in: W. F. Haug (Hg.), Wa-

- renästhetik. Beiträge zur Diskussion, Frankfurt am Main 1975, S. 231-260.
- Karl Volger, Haustechnik. Grundlagen – Planung – Ausführung, Stuttgart 1971.
- Christa Wagner, Die Arbeit im Haushalt: Rationalisierung, Technik, Organisation, Hamburg 1975.
- Meinhard Wagner, Küche und Bad in der Sozialwohnung, Aachen (Diss.) 1956.
- Renate Wald, Erfahrungen über die Lebensformen jugendlicher Arbeiterinnen, in: Gerhard Wurzbacher u. a., Die junge Arbeiterin, München 1958.
- Richard Waldschmitt, Prestige der Verpackung. Der Tragebeutel als Rationalisierungs- und Werbeobjekt, in: Die Absatzwirtschaft, Februar 1961, S. 81-82.
- Arnold Maria Wegmann, Die Strukturwandlungen des Lebensmittelhandels, Stuttgart 1938.
- Fritz Weiss, Die Entwicklung und Bedeutung der Teilzahlungskreditwirtschaft in der Bundesrepublik Deutschland, in: F. Schneider (Hg.), Die Finanzen des privaten Haushalts, Frankfurt am Main 1969, S. 105-120.
- Ulrich Weiss, Marktforschung der Kreditinstitute im Bereich der privaten Haushalte, Hamburg (Diss.) 1966.
- Sabine Weißler, Folien-Fasern-Kunststoff-Glück, in: Plastik-Welten, aufgeschäumt von der Elefanten Press und Sabine Weißler, Berlin 1985.
- Hans Wellmann, Die Soziale Marktwirtschaft im Spiegel von Meinungsumfragen, Köln (Diss.) 1962.
- Wolfgang Welsch, Unsere postmoderne Moderne, Weinheim 1987.
- Claudia von Werlhof/Maria Mies/Veronika Bennholdt-Thomsen, Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek 1983.
- Claudia von Werlhof, Der Proletarier ist tot. Es lebe die Hausfrau? in: Dies. /Maria Mies/Veronika Bennholdt-Thomsen, Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek 1983, S. 113-136.
- Rolf Werner, Saisonschwankungen des Fleischverbrauchs, Hohenheim (Diss.) 1961.
- Wolfgang Franz Werner, »Bleib übrig!« Deutsche Arbeiter in der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft, Düsseldorf 1983.
- Walter Wichmann, Die Substitutionskonkurrenz zwischen den Speisefetten, Bonn (Diss.) 1956.
- Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler. Herausgegeben von Jürgen Schmäddecke und Peter Steinbach, München 1985.
- Erich Wiegand/Wolfgang Zapf (Hg.), Wandel der Lebensbedingungen in Deutschland, Frankfurt/New York 1982.

- Erich Wiegand, Versorgungslagen privater Haushalte zu Beginn des Zwanzigsten Jahrhunderts, in: Haushalt und Verbrauch in historischer Perspektive. Zum Wandel des privaten Verbrauchs in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, herausgegeben von Toni Pierenkemper, St. Katharinen 1987, S. 25-52.
- Ders., Zur historischen Entwicklung der Löhne und Lebenshaltungskosten in Deutschland, in: E. Wiegand/W. Zapf (Hg.), Wandel der Lebensbedingungen in Deutschland, Frankfurt/New York 1982.
- Günter Wiegelmann, Das tägliche Brot, in: Atlas der deutschen Volkskunde, Neue Folge, hg. von Matthias Zender, Marburg 1981, S. 251-275.
- Ders., Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung (Atlas der deutschen Volkskunde. Neue Folge, hg. von Matthias Zender, Beiheft 1), Marburg 1967.
- Ders., Zucker und Süßwaren im Zivilisationsprozeß, in: Hans Jürgen Teuteberg/Günter Wiegelmann, Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Analyse, Münster 1986, S. 135-152.
- Alois Wierlacher, Vom Essen in der deutschen Literatur. Mahlzeiten in den Erzähltexten von Goethe bis Grass, Stuttgart 1987.
- Ders./Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, Berlin 1993.
- Dorothee Wierling, Mädchen für alles. Arbeitsalltag und Lebensgeschichte städtischer Dienstmädchen um die Jahrhundertwende, Berlin/Bonn 1987.
- Dies., Alltagsgeschichte und Geschichte der Geschlechterbeziehungen, in: A. Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt/New York 1989, S. 169-190.
- Barbara Willenbacher, Zerrüttung und Bewährung der Nachkriegsfamilie, in: M. Broszat/K. D. Henke/H. Woller (Hg.), Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1989, S. 595-618.
- Michael Wildt, Der Traum vom Sattwerden. Hunger und Protest, Schwarzmarkt und Selbsthilfe in Hamburg 1945-1948, Hamburg 1986.
- Ders., Hunger, Schwarzmarkt und Rationen – der heimliche Lehrplan der Nachkriegszeit, in: Detlev J. K. Peukert (Hg.), Improvisierter Neubeginn. Hamburg 1943-1953, Hamburg 1989, S. 46-55.
- Ders., Die 50er Jahre. Modernisierung unterm Nierentisch, in: ebda., S. 198-207.
- Ders., New Forms of Food Research in West Germany, in: Food and Foodways, 1989, Vol. 3(3), S. 265-270.
- Ders., Die Zeichen des Geschmacks, in: Geschichtswerkstatt 12 (1987),

S. 43-48.

- Ders., Das Ende einer Geschichte. Schreibweisen und Lesarten einiger Bücher zum 40. Jahrestag der BRD, in: Geschichtswerkstatt 20 (1990), S. 56-67.
- Ders., Konsum und Modernisierung in den fünfziger Jahren, in: F. Bajohr/W. Johe/U. Lohalm (Hg.), Barbarei und Zivilisation. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne. Detlev Peukert zum Gedenken, Hamburg 1991, S. 322-345.
- Ders., Das Ende der Bescheidenheit. Wirtschaftsrechnungen von Arbeitnehmerhaushalten in der Bundesrepublik Deutschland 1950-1963, in: K. Tenfelde (Hg.), Arbeiter im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1991, S. 573-610.
- Ders., Abschied von der ›Freßwelle‹ oder: die Pluralisierung des Geschmacks. Essen in der Bundesrepublik Deutschland der fünfziger Jahre, in: A. Wierlacher/G. Neumann/H. J. Teuteberg (Hg.), Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder, Berlin 1993, S. 211-225.
- Ders., Privater Konsum in Westdeutschland in den 50er Jahren, in: A. Schildt/A. Sywottek (Hg.), Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre, Bonn 1993, S. 275-289.
- Clemens Wilmenrod, Es liegt mir auf der Zunge, Hamburg 1954.
- Ders., Clemens Wilmenrod bittet zu Tisch, Hamburg 1956.
- Ders., Wie in Abrahams Schoß. Brevier für Weltenbummler und Feinschmecker, Hamburg 1958.
- Ders., Im Fernsehen gekocht. Hundertundein Rezept von Clemens Wilmenrod, Hamburg 1963.
- Maria Wimmer, Die Kindheit auf dem Lande, Reinbek 1978.
- Harald Winkel, Vom Gourmand zum Gourmet, in: Wolfgang Protzner (Hg.), Vom Hungerwinter zum kulinarischen Schlaraffenland. Aspekte einer Kulturgeschichte des Essens in der Bundesrepublik Deutschland, Wiesbaden 1987, S. 31-48.
- Bernd Wirthgen, Die kartoffelverarbeitende Ernährungsindustrie in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen (Diss.) 1968.
- Wirtschaftsverband Teilzahlungsbanken e. V. (Hg.), Handbuch der Teilzahlungswirtschaft, Frankfurt am Main 1959.
- Günter Wiswede, Soziologie des Verbraucherverhaltens, Stuttgart 1972.
- Ders. /Thomas Kutsch, Sozialer Wandel: zur Erklärungskraft neuerer Entwicklungs- und Modernisierungstheorien, Darmstadt 1978.
- Reinhard Wittkamp, Privater Verbrauch und Binnenangebot von textilen Fertigwaren in der Bundesrepublik 1953 bis 1960, in: Mitteilungen des Rheinisch-Westfälischen Institut für Wirtschaftsforschung, Heft 10/11, 1961, S. 197-213.
- Irene Witte, Heim und Technik in Amerika, Berlin 1928.

- Herman Wold, Demand Analysis. A Study in Econometrics. In Association with L. Juréen, Stockholm/New York 1952.
- Jürgen Wolf, Untersuchungen über die Nachfrage nach Obst und Gemüse, ihre Bestimmungsgründe und ihre Elastizität, Hannover (Diss.) 1955.
- Ottokar Wolf, Testmarkt für ein Fertiggericht, in: Die Absatzwirtschaft, Dezember 1962, S. 864-868.
- Janet L. Wolff, Kaufen Frauen mit Verstand? Düsseldorf 1959.
- Artur Woll, Der Wettbewerb im Einzelhandel. Zur Dynamik der modernen Betriebsformen, Berlin 1964.
- Rosemarie Zacharias/Ute Hübner, Lebensmittelverarbeitung im Haushalt, Stuttgart 1975.
- Ernest Zahn, Soziologie der Prosperität, Köln/Berlin 1960.
- Ernst Zander, Arbeitszeitaufwand in städtischen Haushalten, in: Hauswirtschaft und Wissenschaft, 1967, Heft 2, S. 71-81.
- Wolfgang Zapf, Die soziologische Theorie der Modernisierung, in: Soziale Welt 26 (1975), S. 212-226.
- Ders., Die Wohlfahrtsentwicklung in Deutschland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, in: W. Conze/R. M. Lepsius (Hg.), Sozialgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1983, S. 46-65.
- Ders., Sozialstruktur und gesellschaftlicher Wandel in der Bundesrepublik Deutschland, in: W. Weidenfeld/H. Zimmermann (Hg.), Deutschland-Handbuch, München 1989, S. 99-124.
- Ders., Zum Verhältnis von sozialstrukturellem Wandel und politischem Wandel: Die Bundesrepublik 1949-89, in: Bernhard Blanke/Hellmut Wollmann (Hg.), Die alte Bundesrepublik. Kontinuität und Wandel (Leviathan Sonderheft 12/1991), Opladen 1991, S. 130-139
- Michael Zimmermann, Schachtanlage und Zechenkolonie. Leben, Arbeit und Politik in einer Arbeitersiedlung 1880-1980, Essen 1987.
- Slavoj Zizek, Das Subjekt vor der Subjektwerdung, in: Ein Denken an den Grenzen. Louis Althusser zum 70. Geburtstag, KulturRevolution, Nr. 20, 1988, S. 36-38.

Tabellenverzeichnis

- 1 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt Bundesstatistik, monatliche Einnahmen/ Ausgaben zu jeweiligen Preisen in DM
- 2 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt Bundesstatistik, monatliche Einnahmen/ Ausgaben zu jeweiligen Preisen in %
- 3 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt, Bundesstatistik, monatliche Einnahmen/ Ausgaben in konstanten Preisen von 1950 in DM
- 4 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt, Bundesstatistik, monatliche Einnahmen/ Ausgaben in konstanten Preisen von 1950 in %
- 5 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt, Bundesstatistik, Index 1950 = 100 in konstanten Preisen
- 6 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt, Bundesstatistik, starrer und elastischer Bedarf (Berechnungsweise des Stat. Bundesamtes), in konstanten Preisen zu 1950 in DM und %
- 7 4-Personen Arbeiterhaushalt, Bundesstatistik, starrer und elastischer Bedarf (Berechnungsweise des WWI), in konstanten Preisen zu 1950, in DM und %
- 8 4-Personen-Arbeiterhaushalt, Ausgaben und Verbrauch von Nahrungsmitteln je Monat, 1937
- 9 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt, Bundesstatistik, Verbrauch von Nahrungsmitteln in g je Monat
- 10 4-Personen-Arbeitnehmerhaushalt, Bundesstatistik, Verbrauch von Nahrungsmitteln je Monat, Index 1950 = 100
- 11 Hamburg, Chemiearbeiterhaushalt, monatliche Einnahmen/ Ausgaben zu jeweiligen Preisen in DM
- 12 Hamburg, Chemiearbeiterhaushalt, monatliche Einnahmen/ Ausgaben in jeweiligen Preisen in %
- 13 Hamburg, Chemiearbeiterhaushalt, monatlicher Verbrauch von Nahrungsmitteln in g
- 14 Hamburg, Maurerhaushalt monatliche Einnahmen/ Ausgaben in jeweiligen Preisen in DM
- 15 Hamburg, Maurerhaushalt, monatliche Einnahmen/ Ausgaben in jeweiligen Preisen in %
- 16 Hamburg, Maurerhaushalt, monatlicher Verbrauch von Nahrungsmitteln in g
- 17 Hamburg, Buchhalterhaushalt, monatliche Einnahmen/ Ausgaben zu jeweiligen Preisen in DM
- 18 Hamburg, Buchhalterhaushalt, monatliche Einnahmen/ Ausgaben zu jeweiligen Preisen in %

Tabellen

- 19 Hamburg, Buchhalterhaushalt, monatlicher Verbrauch von Nahrungsmitteln in g
- 20 4-Personen-Haushalte, Bundesstatistik, Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 1962/63, Ausstattung mit langlebigen Gebrauchsgütern,
- 21 4-Personen-Haushalte mit einem Haushaltsnettoeinkommen von 600 – 800 DM, Bundesstatistik, Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 1962/63, Ausstattung mit langlebigen Gebrauchsgütern nach Anschaffungs- bzw. Herstellungsjahren,

Tabelle 1
4-Personen-
Arbeitnehmer-
haushalt
Bundesstatistik
monatliche
Einnahmen/
Ausgaben
zu jeweiligen
Preisen
in DM

EINNAHMEN	1950 in DM	1951 in DM	1952 in DM	1953 in DM	1954 in DM	1955 in DM	1956 in DM	1957 in DM	1958 in DM	1959 in DM	1960 in DM	1961 in DM	1962 in DM	1963 in DM
Arbeitslohn Hauptberuf	303,58	354,59	391,90	420,61	444,59	477,39	509,80	537,41	577,02	609,20	658,06	720,01	797,41	862,90
Ehefrau	5,93	6,31	8,88	7,15	8,07	13,11	17,11	19,20	18,55	19,36	15,74	11,30	10,58	14,13
Arbeitslohn insgesamt	317,08	369,50	412,13	440,42	467,73	507,95	547,55	582,34	612,48	646,38	691,64	745,41	823,94	893,18
nebeneb. Beroerwerbungen	5,85	4,24	3,73	4,05	3,45	3,79	3,96	4,04	5,90	5,11	5,11	5,67	6,07	7,70
Pensionen, Versicherungen	6,77	6,62	6,57	7,34	7,13	7,87	10,47	13,91	15,66	11,56	15,24	14,28	16,99	15,58
Offentliche Unterstuetzungen	7,23	5,10	6,89	9,21	8,85	10,30	13,17	10,30	9,46	7,31	7,61	10,46	11,36	10,19
Private Unterstuetzungen	4,15	7,73	9,59	8,63	10,02	10,64	14,77	17,42	20,31	24,30	25,59	27,03	28,10	29,45
Einnahmen insgesamt (1)	342,82	396,05	442,76	477,42	505,36	548,93	599,48	638,70	674,00	708,91	759,12	817,93	905,40	975,19
abzgl. gesetzl. Versicherungen	28,88	33,05	36,44	41,08	43,21	46,57	48,37	55,79	65,22	69,13	73,94	75,29	79,30	83,76
Lohn-, Einkommensteuer	6,92	9,66	13,15	12,92	12,47	15,25	20,08	12,05	11,30	8,97	14,69	24,19	34,91	44,59
sonstige Steuer	1,94	2,04	1,95	1,75	1,87	2,43	2,29	0,03	0,05	0,01	0,04	0,04	0,08	0,08
Ausgabefähige Einnahmen	305,08	351,30	391,22	421,67	447,86	484,68	528,74	570,83	597,43	630,80	670,45	718,41	791,11	846,76
AUSGABEN														
Nahrungsmittel	132,54	150,08	161,90	170,11	179,86	190,05	201,95	210,78	218,52	228,80	237,52	249,00	262,60	273,29
Genussmittel insgesamt	16,48	18,60	21,37	24,80	26,58	29,68	33,40	36,26	38,56	39,29	41,90	47,74	52,11	56,10
davon: Bohnenkaffee	2,41	2,88	3,42	4,62	5,71	6,50	7,39	7,79	7,93	7,95	9,11	9,72	10,47	11,11
Tea	0,53	0,51	0,54	0,59	0,56	0,63	0,68	0,73	0,79	0,83	0,79	0,81	0,84	0,85
Wein/Most	1,58	1,94	2,54	2,90	3,23	3,30	3,68	3,73	3,62	3,61	3,82	4,41	5,23	5,69
Bier	2,20	2,51	3,23	4,42	4,98	5,43	5,72	7,16	8,78	9,45	9,43	10,73	11,45	12,40
Braunwein, Likore	1,32	1,47	1,62	1,82	2,03	2,30	2,89	3,53	4,10	4,11	4,74	5,70	6,91	7,26
Zigaretten	0,82	0,88	1,01	1,17	1,13	1,30	1,49	1,33	1,08	1,13	1,27	1,15	1,11	1,33
Zigaretten	3,33	3,68	4,21	5,20	5,29	6,53	8,04	8,56	9,17	9,28	9,70	11,93	12,66	13,88
Tabak	3,31	3,56	3,48	2,82	2,38	2,38	2,16	1,92	1,52	1,40	1,19	1,17	1,09	0,88
Wahrung (2)	29,85	31,52	34,46	37,19	40,23	43,04	47,24	50,31	53,00	58,68	63,76	68,37	74,18	80,62
Heizung/Beleuchtung	15,46	17,60	19,12	19,99	23,00	25,47	28,05	26,63	26,92	27,37	28,75	31,10	34,69	40,87
Gas	7,88	7,56	9,62	11,77	13,76	12,25	11,72	10,87	11,30	12,07	13,98	18,17		
Elektr. Strom	4,47	5,00	5,19	5,44	5,41	5,41	5,49	5,67	5,83	6,10	11,09	11,74	13,13	
Hausrat	13,28	17,73	25,76	27,72	33,10	35,21	39,60	47,01	47,60	49,47	50,80	58,35	67,12	62,98
davon: Möbel, Einrichtung	4,40	7,02	10,65	11,37	15,67	14,77	17,85	22,14	21,85	23,31	22,65	27,72	27,54	25,11
Other: Herde	0,74	1,60	2,35	1,82	1,71	2,96	2,46	3,58	2,44	2,48	2,71	2,40	3,18	2,63
Haus-, Kuchengeräte	3,88	3,77	3,97	4,64	4,64	4,82	5,52	6,30	7,14	7,14	7,78	8,82	9,57	10,54
Elektrogeräte	0,99	1,34	2,08	2,90	3,10	3,38	5,53	4,55	6,24	6,51	8,99	7,86		
Gardinen, Teppiche, Decken	3,24	3,08	4,48	4,97	5,50	6,15	6,45	7,45	6,41	7,26	6,54	7,69	11,58	10,87
Haus-, Bett-, Küchenwäsche	1,02	1,35	2,10	2,37	2,33	2,50	2,89	2,80	3,09	3,15	3,09	3,03	3,84	3,60
Kleidung	38,81	47,91	55,38	58,40	57,77	62,70	71,84	78,59	75,79	78,80	83,94	89,64	97,40	104,97
davon: Frauen/Mädchen-Oberb.	13,81	15,08	15,05	15,94	18,99	21,56	20,27	21,87	21,87	23,37	25,06	27,73	30,12	
Männer-/Knaben-Oberb.	12,05	12,90	12,53	14,66	16,68	18,71	18,77	17,89	17,89	17,10	18,55	21,63	23,62	
Oberbekleidung insgesamt	16,27	21,47	26,53	28,53	28,88	31,41	36,25	40,89	39,63	40,38	41,23	44,50	50,30	54,72
Unterwäsche	8,95	10,58	11,54	11,63	11,81	13,00	14,18	15,08	14,62	15,70	16,67	17,82	18,66	19,63
Schuhe	10,37	11,90	12,77	13,70	12,91	13,17	15,10	15,78	15,39	16,30	18,35	18,88	19,78	21,31
Reinigung, Körper, Gesundheit	12,21	14,71	16,11	17,58	19,06	20,81	22,27	23,78	25,26	27,91	30,90	33,30	37,17	37,74
davon: Putz-, Waschlöhne	1,73	2,14	2,50	2,82	2,83	3,22	3,46	3,46	3,96	3,96	3,96	4,53	4,74	
Waschmittel	3,29	3,25	3,21	3,36	3,64	3,66	3,72	3,95	4,16	4,16	4,50	5,02	5,00	
Körperpflege Dienstl.	2,94	3,32	3,81	4,35	4,63	4,85	5,04	5,47	6,45	6,91	7,64	7,79		
Körperpflege Waren	3,33	3,78	4,08	4,46	4,85	5,31	5,44	6,38	7,01	7,54	8,29	9,20		
Körperpflege insgesamt	6,27	7,10	7,89	8,81	9,48	10,16	10,48	11,85	13,46	14,45	15,93	16,99		
Gesundheit Waren	1,67	1,93	1,94	2,24	2,44	2,66	3,04	3,27	3,69	4,12	4,96	4,85		
Gesundheit insgesamt	2,84	2,91	3,26	3,50	3,85	4,14	4,87	5,53	6,16	6,99	7,99	7,17		
Bildung, Unterhaltung	20,62	22,84	28,17	31,65	34,79	37,90	40,00	45,45	50,22	52,27	53,72	58,12	66,32	73,46
davon: Schulgeld, bedarf	3,18	3,20	3,64	3,69	3,98	3,98	3,98	3,98	3,88	4,00	4,15	4,78	5,74	
Bücher, Zeitungen, Zeitschr.	4,68	5,40	5,59	6,00	6,10	6,12	6,87	7,51	7,12	7,77	7,99	8,57		
Sonstiges f. Bildung	4,09	4,25	4,59	5,86	6,15	7,20	9,51	9,81	9,81	9,81	10,38	11,24	12,84	
Kirche	0,42	0,49	0,52	0,53	0,73	0,77	0,74	1,03	1,03	1,03	1,29	1,47	1,60	
Ferien, Erholung	2,29	3,56	3,89	5,09	4,72	6,90	8,22	7,77	9,23	10,34	14,76	15,25		
Sport	0,48	0,54	0,59	0,63	0,92	1,10	1,09	1,63	1,34	1,55	1,64	2,62		
Theater, Konzerte	0,35	0,36	0,39	0,39	0,31	0,37	0,37	0,49	0,54	0,44	0,54	0,51		
Kino	2,30	2,67	3,10	3,23	3,25	3,47	2,86	2,17	2,14	1,79	1,36	1,28		
Rundfunk-, Fernsehgebühren	1,66	1,70	1,74	1,80	1,96	2,06	2,33	2,75	3,03	3,43	3,99	4,38		
sonstige Vergnügungen	3,38	3,69	3,76	4,28	5,09	6,08	6,68	7,18	7,30	8,60	9,10	9,56		
Berufsverbände	2,84	3,02	3,05	3,14	3,33	3,65	3,33	3,11	3,25	3,30	3,46	3,76		
sonstige Vereine	0,47	0,41	0,45	0,53	0,55	0,55	0,69	0,79	0,81	0,80	0,81	0,98		
Post-, Telefongebühren	1,05	1,12	1,13	1,17	1,21	1,21	1,37	1,49	1,66	1,74	1,87	2,25	2,93	
Verkehrsausgaben	6,18	7,60	9,12	11,15	11,94	13,55	14,44	19,47	21,29	20,94	30,03	35,69	47,64	60,30
Offenl. Verkehrsmittel	6,91	7,50	8,54	9,41	9,87	11,52	11,75	12,80	13,62	13,75	14,91	14,94		
Private Verkehrsmittel	2,13	3,55	3,30	4,04	4,49	7,80	9,40	7,96	16,20	21,72	32,55	45,13		
Lebenshaltung gesamt (2)	285,43	328,59	371,39	398,59	426,33	458,41	498,79	538,28	557,16	583,53	621,32	671,31	739,23	790,33

(1) Ohne Einnahmen aus Schuldenaufnahme, Abhebung vom Sparkonto, Verkauf und Tausch
 (2) Ausgaben für Miete, Nebenkosten und Reparaturen, vermindert um die Einnahmen aus Untervermietung
 (3) Ohne Steuern und Versicherungen sowie ohne Schuldentilgung und Einzahlung auf Sparkonto

Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen), Reihe 13
 eigene Berechnungen

Tabellen

Tabelle 2
4-Personen-
Arbeitnehmer-
haushalt
Bundesstatistik
monatliche
Einnahmen/
Ausgaben
zu jeweiligen
Preisen
in %

EINNAHMEN	1950 in %	1951 in %	1952 in %	1953 in %	1954 in %	1955 in %	1956 in %	1957 in %	1958 in %	1959 in %	1960 in %	1961 in %	1962 in %	1963 in %
Arbeitseinkommen Hauptberuf	88,6	89,5	88,5	88,1	88,0	87,0	85,0	84,1	85,6	85,9	86,7	88,0	88,1	88,5
Ehefrau	1,7	1,6	1,9	1,5	1,6	2,4	2,9	3,0	2,8	2,7	2,1	1,4	1,2	1,4
Arbeitseinkommen insgesamt	92,5	93,3	93,1	92,3	92,6	92,5	91,3	91,2	90,9	91,2	91,1	91,1	91,0	91,6
eigene Bewirtschaftung	1,7	1,1	0,8	0,8	0,7	0,7	0,7	0,6	0,9	0,7	0,7	0,7	0,7	0,8
Pensionen, Versicherungen	2,0	1,7	1,5	1,5	1,4	1,4	1,7	2,2	2,3	1,6	2,0	1,7	1,9	1,6
Öffentliche Unterstützungen	2,1	1,3	1,6	1,9	1,8	1,9	2,2	1,6	1,4	1,0	1,0	1,3	1,3	1,0
Private Unterstützungen	1,2	2,0	2,2	1,8	2,0	1,9	2,5	2,7	3,0	3,4	3,4	3,3	3,1	3,0
Einnahmen insgesamt (1)	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
abzgl. gesetzl. Versicherungen	8,4	8,3	8,2	8,6	8,6	8,5	8,1	8,7	9,7	9,8	9,7	9,2	8,8	8,6
Lohn-, Einkommensteuer	2,0	2,4	3,0	2,7	2,5	2,8	3,3	1,9	1,7	1,3	1,9	3,0	3,9	4,6
sonstige Steuer	0,6	0,5	0,4	0,4	0,4	0,4	0,4	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0	0,0
Ausgabefähige Einnahmen	89,0	88,7	88,4	88,3	88,6	88,3	88,2	89,4	88,6	89,0	88,3	87,8	87,4	86,8
A U S G A B E N														
Nahrungsmittel	46,4	45,7	43,6	42,7	42,2	41,5	40,5	39,2	39,2	39,2	38,2	37,1	35,5	34,6
Getränkemittel insgesamt	5,8	5,7	5,8	6,2	6,2	6,5	6,7	6,7	6,9	6,7	6,7	7,1	7,0	7,1
davon: Bohnenkaffee	0,8	0,9	0,9	1,2	1,3	1,4	1,5	1,4	1,4	1,4	1,5	1,4	1,4	1,4
Tee	0,2	0,2	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1
Wein/Most	0,6	0,6	0,7	0,7	0,8	0,7	0,7	0,7	0,6	0,6	0,6	0,7	0,7	0,7
Bier	0,8	0,8	0,9	1,1	1,2	1,2	1,1	1,3	1,6	1,6	1,5	1,6	1,5	1,6
Branntwein, Liköre	0,5	0,4	0,4	0,5	0,5	0,5	0,6	0,7	0,7	0,7	0,8	0,8	0,9	0,9
Zigarren	0,3	0,3	0,3	0,3	0,3	0,3	0,3	0,2	0,2	0,2	0,2	0,2	0,2	0,2
Zigaretten	1,2	1,1	1,1	1,3	1,2	1,4	1,6	1,6	1,6	1,6	1,6	1,8	1,7	1,8
Tabak	1,2	1,1	0,9	0,7	0,6	0,5	0,4	0,4	0,3	0,2	0,2	0,2	0,1	0,1
Wohnung (2)	10,5	9,6	9,3	9,3	9,4	9,4	9,5	9,3	9,5	10,1	10,3	10,2	10,0	10,2
Heizung/Beleuchtung	5,4	5,4	5,1	5,0	5,4	5,6	5,6	4,9	4,8	4,7	4,6	4,6	4,7	5,2
davon: Kohle				2,1	1,9	2,3	2,6	2,8	2,3	2,1	1,9	1,8	1,9	2,3
Gas				1,2	1,3	1,2	1,2	1,1	1,0	1,0	0,9	0,9	0,8	0,7
Elektr. Strom				1,5	1,6	1,6	1,5	1,5	1,4	1,5	1,6	1,7	1,6	1,7
Hausrot	4,7	5,4	6,9	7,0	7,8	7,7	7,9	8,7	8,5	8,5	8,2	8,7	9,1	8,0
davon: Möbel/Einrichtung	1,5	2,1	2,9	2,9	3,7	3,2	3,6	4,1	3,9	4,0	3,6	4,1	3,7	3,2
Öfen, Herde	0,3	0,5	0,6	0,5	0,4	0,6	0,5	0,7	0,4	0,4	0,4	0,4	0,4	0,3
Haus-, Küchengeräte	1,4	1,1	1,1	1,2	1,1	1,1	1,1	1,2	1,3	1,2	1,3	1,3	1,3	1,3
Elektrogeräte				0,3	0,3	0,5	0,6	0,6	0,6	1,0	0,8	1,0	1,2	1,0
Gardinen, Teppiche, Decken	1,1	0,9	1,2	1,2	1,3	1,3	1,3	1,4	1,2	1,2	1,1	1,1	1,6	1,4
Haus-, Bett-, Küchenwäsche	0,4	0,4	0,6	0,6	0,5	0,5	0,6	0,5	0,6	0,5	0,5	0,5	0,5	0,5
Kleidung	13,6	14,6	14,9	14,7	13,6	13,7	14,4	14,6	13,6	13,5	13,5	13,4	13,2	13,3
davon: Frauen/Mädchen-Oberb.				3,7	3,8	3,5	3,5	3,8	4,0	3,6	3,7	3,8	3,7	3,8
Männer/Knaben-Oberb.				3,2	3,2	2,9	3,2	3,3	3,5	3,4	3,1	2,8	2,8	2,9
Oberbekleidung insgesamt				5,7	6,5	7,1	7,2	6,6	6,9	7,3	7,6	7,1	6,9	6,6
Unterwäsche				3,1	3,2	3,1	2,9	2,8	2,8	2,8	2,6	2,7	2,7	2,5
Schuhe				3,6	3,6	3,4	3,4	3,0	2,9	3,0	2,9	2,8	3,0	2,8
Reinigung, Körper, Gesundheit	4,3	4,5	4,3	4,4	4,5	4,5	4,5	4,4	4,5	4,8	5,0	5,0	5,0	4,8
davon: Putz-, Waschlohne				0,5	0,5	0,6	0,6	0,6	0,6	0,6	0,6	0,6	0,6	0,6
Waschmittel				0,9	0,8	0,8	0,7	0,7	0,7	0,7	0,7	0,7	0,7	0,6
Körperpflege Dienstleist.				0,8	0,8	0,9	0,9	0,9	0,9	0,9	0,9	1,0	1,0	1,0
Körperpflege Waren				0,9	0,9	1,0	1,0	1,0	1,0	1,1	1,1	1,1	1,1	1,2
Körperpflege insgesamt				1,7	1,8	1,9	1,9	1,9	1,9	2,0	2,2	2,2	2,2	2,1
Gesundheit Waren				0,4	0,5	0,5	0,5	0,5	0,5	0,5	0,6	0,6	0,6	0,6
Gesundheit insgesamt				0,8	0,7	0,8	0,8	0,8	0,8	0,9	0,9	1,0	1,1	0,9
Bildung, Unterhaltung	7,2	7,0	7,6	7,9	8,2	8,3	8,0	8,4	9,0	9,0	8,6	8,7	9,0	9,3
davon: Schulgeld, -bedarf				0,9	0,8	0,9	0,8	0,8	0,7	0,7	0,6	0,6	0,6	0,7
Bücher, Zeitungen, Zeitschr.				1,3	1,4	1,3	1,3	1,2	1,1	1,2	1,3	1,1	1,1	1,1
Sonstiges f. Bildung				1,1	1,1	1,3	1,3	1,2	1,3	1,7	1,7	1,6	1,5	1,6
Kirche				0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,2	0,2	0,2	0,2
Ferien, Erholung				0,6	0,9	0,9	1,1	0,9	1,3	1,5	1,3	1,5	1,5	2,0
Sport				0,1	0,1	0,1	0,1	0,2	0,2	0,3	0,2	0,2	0,2	0,3
Theater, Konzerte				0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1
Kino				0,6	0,7	0,7	0,7	0,6	0,5	0,4	0,3	0,3	0,2	0,2
Rundfunk-, Fernsehgebühren				0,4	0,4	0,4	0,4	0,4	0,4	0,5	0,5	0,5	0,5	0,6
sonstige Vergnügungen				0,9	0,9	0,9	0,9	1,0	1,1	1,2	1,2	1,3	1,2	1,2
Berufsverbände				0,8	0,8	0,7	0,7	0,7	0,6	0,5	0,5	0,5	0,5	0,5
sonstige Vereine				0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1	0,1
Post-, Telefondgebühren				0,3	0,3	0,3	0,3	0,2	0,3	0,3	0,3	0,3	0,3	0,4
Verkehrsausgaben	2,2	2,3	2,5	2,8	2,8	3,0	2,9	3,6	3,8	3,6	4,8	5,3	6,4	7,6
Öffentl. Verkehrsmittel				1,9	1,9	2,0	2,1	2,0	2,1	2,1	2,2	2,2	2,0	2,0
Private Verkehrsmittel				0,6	0,9	0,8	0,9	0,9	1,4	1,7	1,4	2,6	3,2	4,4
Lebenshaltung gesamt (3)	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

(1) Ohne Einnahmen aus Schuldenaufnahme, Abhebung vom Sparkonto, Verkauf und Tausch

(2) Ausgaben für Miete, Nebenkosten und Reparaturen, vermindert um die Einnahmen aus Untervermietung

(3) Ohne Steuern und Versicherungen sowie ohne Schuldentilgung und Einzahlung auf Sparkonto

Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen), Reihe 13
eigene Berechnungen

Tabellen

	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959	1960
Erlaßte Haushalte	224	240	259	272	282	267	268	269	275	280	273
E I N N A H M E N											
Arbeitseinkommen Hauptberuf	303,58	354,59	391,90	420,61	444,59	477,39	509,80	537,41	577,02	609,20	658,06
Ehefrau	5,93	6,31	8,58	7,15	8,07	13,11	17,11	19,20	18,55	19,36	15,74
Arbeitseinkommen insgesamt	317,08	369,50	412,13	440,42	467,73	507,95	547,55	582,34	612,48	646,38	691,64
eigene Bewirtschaftung	5,85	4,24	3,73	4,05	3,45	3,79	3,96	4,04	5,90	5,11	5,11
Pensionen, Versicherungen	6,77	6,62	6,57	7,34	7,13	7,87	10,47	13,91	15,66	11,56	15,24
Öffentliche Unterstützungen	7,23	5,10	6,89	9,21	8,85	10,30	13,17	10,30	9,46	7,31	7,61
Private Unterstützungen	4,15	7,73	9,59	8,63	10,02	10,64	14,77	17,42	20,31	24,30	25,59
Einnahmen insgesamt (1)	342,82	396,05	442,76	477,42	505,36	548,93	599,48	638,70	674,00	708,91	759,12
abzgl. gesetzl. Versicherungen	28,88	33,05	36,44	41,08	43,21	46,57	48,37	55,79	65,22	69,13	73,94
Lohn „Einkommenssteuer	6,92	9,66	13,15	12,92	12,47	15,25	20,08	12,05	11,30	8,97	14,69
sonstige Steuer	1,94	2,04	1,95	1,75	1,82	2,43	2,29	0,03	0,05	0,01	0,04
Ausgabefähige Einnahmen	305,08	351,30	391,22	421,67	447,86	484,68	528,74	570,83	597,43	630,80	670,45
A U S G A B E N											
Nahrungsmittel	132,54	138,79	145,01	155,97	161,48	168,17	173,29	177,87	181,44	184,54	192,75
Getränke/Tabakwaren	16,48	19,05	21,53	26,79	30,84	35,04	39,69	43,06	45,81	47,24	50,83
Wohnung	29,85	30,97	33,28	34,79	37,57	39,24	40,26	42,35	44,10	47,94	48,94
Heizung/Beleuchtung	15,46	16,29	16,52	16,72	18,18	19,45	20,98	19,54	18,98	19,33	19,97
Hausrat	13,28	15,81	23,30	26,75	32,36	34,28	37,79	42,56	42,88	44,64	45,77
Möbel, Einrichtung	4,40	6,25	9,10	10,19	14,24	13,14	15,50	18,35	17,90	19,29	18,56
Öfen, Herde	0,74	1,39	1,93	1,52	1,41	2,40	1,90	2,56	1,70	1,74	1,84
Elektrogeräte			1,06	1,46	2,32	3,32	3,55	3,86	6,05	4,90	6,93
Haus-, Küchengeräte	3,88	3,41	3,57	4,40	4,47	4,59	5,12	5,61	6,23	6,26	6,71
Gardinen, Teppiche, Decken	3,24	2,76	4,41	5,29	5,97	6,70	7,02	7,79	6,58	7,53	6,75
sonstige Hausgeräte	1,02	2,00	3,23	3,89	3,95	4,13	4,70	4,39	4,42	4,92	4,98
Kleidung	38,81	43,35	54,39	60,64	60,94	66,57	75,66	79,68	74,72	78,26	81,91
Oberbekleidung	16,27	19,56	26,40	30,06	30,05	33,68	38,61	41,56	39,03	40,43	40,89
Unterbekleidung	8,95	9,89	11,88	13,11	13,67	15,21	16,56	17,04	16,21	17,74	18,81
Schuhe	10,37	10,32	11,66	12,82	12,18	12,39	14,04	14,34	13,59	13,98	15,05
sonst. persönl. Bedarf	3,22	3,58	4,45	4,65	5,04	5,29	6,45	6,74	5,89	6,11	7,16
Körper-, Gesundheitspflege	12,21	13,46	15,09	17,13	18,69	19,93	20,96	21,85	22,65	24,78	27,10
Bildung/Unterhaltung	20,62	21,38	25,64	29,07	32,21	34,45	35,43	39,06	41,91	42,62	42,94
Verkehrsausgaben	6,18	6,63	7,60	9,28	9,81	11,12	11,86	15,87	16,09	15,22	22,73
Öffentl. Verkehrsmittel			5,61	5,98	6,75	7,38	7,71	8,65	7,53	7,97	8,25
private Verkehrsmittel			1,99	3,30	3,06	3,74	4,15	7,22	8,56	7,25	14,48
Lebenshaltung insgesamt	285,43	305,73	342,36	377,14	402,08	428,25	455,92	481,84	488,58	504,57	532,94

Tabelle 3
4-Personen-
Arbeiter-
haushalt,
Bundesstatistik
monatliche
Einnahmen/
Ausgaben
in konstanten
Preisen von
1950
in DM

(1) Ohne Einnahmen aus Schuldenaufnahme, Abhebung vom Sparkonto, Verkauf und Tausch

Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen), Reihe 13 Wirtschaftsrechnungen eigene Berechnungen

Tabellen

Tabelle 4
4-Personen-
Arbeitnehmer-
haushalt.
Bundesstatistik
monatliche
Einnahmen/
Ausgaben
in konstanten
Preisen von
1950
in %

	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959	1960
E I N N A H M E N											
Arbeitseinkommen Hauptberuf	88,6	89,5	88,5	88,1	88,0	87,0	85,0	84,1	85,6	85,9	86,7
Ehefrau	1,7	1,6	1,9	1,5	1,6	2,4	2,9	3,0	2,8	2,7	2,1
Arbeitseinkommen insgesamt	92,5	93,3	93,1	92,3	92,6	92,5	91,3	91,2	90,9	91,2	91,1
eigene Bewirtschaftung	1,7	1,1	0,8	0,8	0,7	0,7	0,7	0,6	0,9	0,7	0,7
Pensionen, Versicherungen	2,0	1,7	1,5	1,5	1,4	1,4	1,7	2,2	2,3	1,6	2,0
Öffentliche Unterstützungen	2,1	1,3	1,6	1,9	1,8	1,9	2,2	1,6	1,4	1,0	1,0
Private Unterstützungen	1,2	2,0	2,2	1,8	2,0	1,9	2,5	2,7	3,0	3,4	3,4
Einnahmen insgesamt (1)	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
abzgl. gesetzl. Versicherungen											
Lohn-, Einkommenssteuer	2,0	2,4	3,0	2,7	2,5	2,8	3,3	1,9	1,7	1,3	1,9
sonstige Steuer	0,6	0,5	0,4	0,4	0,4	0,4	0,4	0,0	0,0	0,0	0,0
Ausgabefähige Einnahmen	89,0	88,7	88,4	88,3	88,6	88,3	88,2	89,4	88,6	89,0	88,3
A U S G A B E N											
Nahrungsmittel	46,4	45,4	42,4	41,4	40,2	39,3	38,0	36,9	37,1	36,6	36,2
Getränke/Tabakwaren	5,8	6,2	6,3	7,1	7,7	8,2	8,7	8,9	9,4	9,4	9,5
Wohnung											
Heizung/Beleuchtung	10,5	10,1	9,7	9,2	9,3	9,2	8,8	8,8	9,0	9,5	9,2
Hausrat	4,7	5,2	6,8	7,1	8,0	8,0	8,3	8,8	8,8	8,8	8,6
Möbel, Einrichtung	1,5	2,0	2,7	2,7	3,5	3,1	3,4	3,8	3,7	3,8	3,5
Öfen, Herde	0,3	0,5	0,6	0,4	0,4	0,6	0,4	0,5	0,3	0,3	0,3
Elektrogeräte			0,3	0,4	0,6	0,8	0,8	0,8	1,2	1,0	1,3
Haus-, Küchengeräte	1,4	1,1	1,0	1,2	1,1	1,1	1,1	1,2	1,3	1,2	1,3
Gardinen, Teppiche; Decken	1,1	0,9	1,3	1,4	1,5	1,6	1,5	1,6	1,3	1,5	1,3
sonstige Hausgeräte	0,4	0,7	0,9	1,0	1,0	0,9	1,1	0,9	1,0	1,0	0,9
Kleidung insgesamt											
Oberbekleidung	13,6	14,2	15,9	16,1	15,2	15,5	16,6	16,5	15,3	15,5	15,4
Unterbekleidung	5,7	6,4	7,7	8,0	7,5	7,9	8,5	8,6	8,0	8,0	7,7
Schuhe	3,1	3,2	3,5	3,5	3,4	3,6	3,6	3,5	3,3	3,5	3,5
sonst. pers. Bedarf	3,6	3,4	3,4	3,4	3,0	2,9	3,1	3,0	2,8	2,8	2,8
	1,1	1,2	1,3	1,2	1,3	1,2	1,4	1,4	1,2	1,2	1,3
Körper-, Gesundheitspflege											
	4,3	4,4	4,4	4,5	4,6	4,7	4,6	4,5	4,6	4,9	5,1
Bildung/Unterhaltung											
	7,2	7,0	7,5	7,7	8,0	8,0	7,8	8,1	8,6	8,4	8,1
Verkehrsausgaben											
Öffentl. Verkehrsmittel	2,2	2,2	2,2	2,5	2,4	2,6	2,6	3,3	3,3	3,0	4,3
Private Verkehrsmittel			1,6	1,6	1,7	1,7	1,7	1,8	1,5	1,6	1,5
			0,6	0,9	0,8	0,9	0,9	1,5	1,8	1,4	2,7
Ausgaben für Lebenshaltung	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

(1) Ohne Einnahmen aus Schuldenaufnahme, Abhebung vom Sparkonto, Verkauf und Tausch

Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen), Reihe 13
eigene Berechnungen

Tabellen

Tabelle 5
4-Personen-
Arbeitnehmer-
haushalt
Bundesstatistik
Index
1950 = 100
in konstanten
Preisen

	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959	1960
Ausgabefähige Einnahmen	100	115,2	128,2	138,2	146,8	158,9	173,3	187,1	195,8	206,8	219,8
Nahrungsmittel	100	104,7	109,4	117,7	121,8	126,9	130,7	134,2	136,9	139,2	145,4
Getränke/Tabakwaren	100	115,6	130,6	162,6	187,1	212,6	240,8	261,3	278,0	286,7	308,4
Wohnung	100	103,8	111,5	116,5	125,9	131,5	134,9	141,9	147,7	160,6	164,0
Heizung/Beleuchtung	100	105,4	106,9	108,2	117,6	125,8	135,7	126,4	122,8	125,0	129,2
Hausrat	100	119,1	175,5	201,4	243,7	258,1	284,6	320,5	322,9	336,1	344,7
Möbel, Einrichtung	100	142,0	206,8	231,6	323,6	298,6	352,3	417,0	406,8	438,4	421,8
Öfen, Herde	100	187,8	260,8	205,4	190,5	324,3	256,8	345,9	229,7	235,1	248,6
Elektrogeräte			100	137,7	218,9	313,2	334,9	364,2	570,8	462,3	653,8
Haus-, Küchengeräte	100	87,9	92,0	123,2	125,2	128,6	143,4	157,1	174,5	175,4	188,0
Gardinen, Teppiche, Decken	100	85,2	136,1	120,0	135,4	151,9	159,2	176,6	149,2	170,7	153,1
Kleidung	100	111,7	140,1	156,2	157,0	171,5	194,9	205,3	192,5	201,6	211,1
Oberbekleidung	100	120,2	162,3	184,8	184,7	207,0	237,3	255,4	239,9	248,5	251,3
Unterbekleidung	100	110,5	132,7	146,5	152,7	169,9	185,0	190,4	181,1	198,2	210,2
Schuhe	100	99,5	112,4	123,6	117,5	119,5	135,4	138,3	131,1	134,8	145,1
sonst.persönl.Bedarf	100	111,2	138,2	144,4	156,5	164,3	200,3	209,3	182,9	189,8	222,4
Körper-, Gesundheitspflege	100	110,2	123,6	140,3	153,1	163,2	171,7	179,0	185,5	202,9	221,9
Bildung/Unterhaltung	100	103,7	124,3	141,0	156,2	167,1	171,8	189,4	203,2	206,7	208,2
Verkehrsausgaben	100	107,3	123,0	150,2	158,7	179,9	191,9	256,8	260,4	246,3	367,8
Öffentl. Verkehrsmittel			100	106,6	120,3	131,6	137,4	154,2	134,2	142,1	147,1
Private Verkehrsmittel			100	165,8	153,8	187,9	208,5	362,8	430,2	364,3	727,6
Lebenshaltung	100	107,1	119,9	110,2	117,4	125,1	133,2	140,7	142,7	147,4	155,7

Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen), Reihe 13
eigene Berechnungen

Tabellen

Tabelle 6:
Starrer und
elastischer
Bedarf
(Berechnungs-
weise des Stat.
Bundesamtes)
4-Personen-
Arbeitnehmer-
haushalt,
Bundesstatistik
in konstanten
Preisen
zu 1950,
in DM und %

	1950		1951		1952		1953		1954		1955	
	in DM	%	in DM	%	in DM	%	in DM	%	in DM	%	in DM	%
Starrer Bedarf												
Nahrungsmittel	132,54	46,4	138,79	45,4	145,01	42,4	155,97	41,4	161,48	40,2	168,17	39,3
Wohnung	29,85	10,5	30,97	10,1	33,28	9,7	34,79	9,2	37,57	9,3	39,24	9,2
Heizung/Beleuchtung	15,46	5,4	16,29	5,3	16,52	4,8	16,72	4,4	18,18	4,5	19,45	4,5
Starrer Bedarf insgesamt	177,85	62,3	186,05	60,9	194,81	56,9	207,48	55,0	217,23	54,0	226,86	53,0
Elastischer Bedarf												
Genußmittel	16,48	5,8	19,05	6,2	21,53	6,3	26,79	7,1	30,84	7,7	35,04	8,2
Hausrat	13,28	4,7	15,81	5,2	23,30	6,8	26,75	7,1	32,36	8,0	34,28	8,0
Kleidung	38,81	13,6	43,35	14,2	54,39	15,9	60,64	16,1	60,94	15,2	66,57	15,5
Körper-, Gesundheitspflege	12,21	4,3	13,46	4,4	15,09	4,4	17,13	4,5	18,69	4,6	19,93	4,7
Bildung/Unterhaltung	20,62	7,2	21,38	7,0	25,64	7,5	29,07	7,7	32,21	8,0	34,45	8,0
Verkehrsausgaben	6,18	2,2	6,63	2,2	7,60	2,2	9,28	2,5	9,81	2,4	11,12	2,6
Elastischer Bedarf insgesamt	107,58	37,7	119,68	39,1	147,55	43,1	169,66	45,0	184,85	46,0	201,39	47,0
Ausgaben für Lebenshaltung	285,43	100,0	305,73	100,0	342,36	100,0	377,14	100,0	402,08	100,0	428,25	100,0

Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen), Reihe 13
eigene Berechnungen

Tabelle 7:
Starrer und
elastischer
Bedarf
(Berechnungs-
weise WWI)
4-Personen-
Arbeitnehmer-
haushalt,
Bundesstatistik
in konstanten
Preisen
zu 1950,
in DM und %

	1950		1951		1952		1953		1954		1955	
	in DM	%	in DM	%	in DM	%	in DM	%	in DM	%	in DM	%
Starrer Bedarf												
Nahrungsmittel	132,54	46,4	138,79	45,4	145,01	42,4	155,97	41,4	161,48	40,2	168,17	39,3
Wohnung	29,85	10,5	30,97	10,1	33,28	9,7	34,79	9,2	37,57	9,3	39,24	9,2
Heizung/Beleuchtung	15,46	5,4	16,29	5,3	16,52	4,8	16,72	4,4	18,18	4,5	19,45	4,5
Körper-, Gesundheitspflege	12,21	4,3	13,46	4,4	15,09	4,4	17,13	4,5	18,69	4,6	19,93	4,7
Starrer Bedarf insgesamt	190,06	66,6	186,05	65,3	209,90	61,3	224,61	59,6	235,92	58,7	246,79	57,6
Elastischer Bedarf												
Genußmittel	16,48	5,8	19,05	6,2	21,53	6,3	26,79	7,1	30,84	7,7	35,04	8,2
Hausrat	13,28	4,7	15,81	5,2	23,30	6,8	26,75	7,1	32,36	8,0	34,28	8,0
Kleidung	38,81	13,6	43,35	14,2	54,39	15,9	60,64	16,1	60,94	15,2	66,57	15,5
Bildung/Unterhaltung	20,62	7,2	21,38	7,0	25,64	7,5	29,07	7,7	32,21	8,0	34,45	8,0
Verkehrsausgaben	6,18	2,2	6,63	2,2	7,60	2,2	9,28	2,5	9,81	2,4	11,12	2,6
Elastischer Bedarf insgesamt	95,37	33,4	106,22	34,7	132,46	38,7	152,53	40,4	166,16	41,3	181,46	42,4
Ausgaben für Lebenshaltung	285,43	100,0	305,73	100,0	334,76	100,0	377,14	100,0	402,08	100,0	428,25	100,0

Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen), Reihe 13
Sonderbeilage zu den WWI-Mitteilungen 4/5, 1949, S.4

Tabelle 6
Fortsetzung

1956		1957		1958		1959		1960		
in DM	%	in DM	%	in DM	%	in DM	%	in DM	%	
Starrer Bedarf										
173,29	38,0	177,87	36,9	181,44	37,1	184,54	36,6	192,75	36,2	Nahrungsmittel
40,26	8,8	42,35	8,8	44,10	9,0	47,94	9,5	48,94	9,2	Wohnung
20,98	4,6	19,54	4,1	18,98	3,9	19,33	3,8	19,97	3,7	Heizung/Beleuchtung
234,53	51,4	239,76	49,8	244,5	50,0	251,81	49,9	261,66	49,1	Starrer Bedarf insgesamt
Elastischer Bedarf										
39,69	8,7	43,06	8,9	45,81	9,4	47,24	9,4	50,83	9,5	Genußmittel
37,79	8,3	42,56	8,8	42,88	8,8	44,64	8,8	45,77	8,6	Hausrat
75,66	16,6	79,68	16,5	74,72	15,3	78,26	15,5	81,91	15,4	Kleidung
20,96	4,6	21,85	4,5	22,65	4,6	24,78	4,9	27,10	5,1	Körper-, Gesundheitspflege
35,43	7,8	39,06	8,1	41,91	8,6	42,62	8,4	42,94	8,1	Bildung/Unterhaltung
11,86	2,6	15,87	3,3	16,09	3,3	15,22	3,0	22,73	4,3	Verkehrsausgaben
221,39	48,6	242,08	50,2	244,06	50,0	252,76	50,1	271,28	50,9	Elastischer Bedarf insgesamt
455,92	100,0	481,84	100,0	488,58	100,0	504,57	100,0	532,94	100,0	Ausgaben für Lebenshaltung

Tabelle 7
Fortsetzung

1956		1957		1958		1959		1960		
in DM	%	in DM	%	in DM	%	in DM	%	in DM	%	
Starrer Bedarf										
173,29	38,0	177,87	36,9	181,44	37,1	184,54	36,6	192,75	36,2	Nahrungsmittel
40,26	8,8	42,35	8,8	44,10	9,0	47,94	9,5	48,94	9,2	Wohnung
20,98	4,6	19,54	4,1	18,98	3,9	19,33	3,8	19,97	3,7	Heizung/Beleuchtung
20,96	4,6	21,85	4,5	22,65	4,6	24,78	4,9	27,10	5,1	Körper-, Gesundheitspflege
255,49	56,0	261,61	54,3	267,17	54,7	276,59	54,8	288,76	54,2	Starrer Bedarf insgesamt
Elastischer Bedarf										
39,69	8,7	43,06	8,9	45,81	9,4	47,24	9,4	50,83	9,5	Genußmittel
37,79	8,3	42,56	8,8	42,88	8,8	44,64	8,8	45,77	8,6	Hausrat
75,66	16,6	79,68	16,5	74,72	15,3	78,26	15,5	81,91	15,4	Kleidung
35,43	7,8	39,06	8,1	41,91	8,6	42,62	8,4	42,94	8,1	Bildung/Unterhaltung
11,86	2,6	15,87	3,3	16,09	3,3	15,22	3,0	22,73	4,3	Verkehrsausgaben
200,43	44,0	220,23	45,7	221,41	45,3	227,98	45,2	244,18	45,8	Elastischer Bedarf insgesamt
455,92	100,0	481,84	100,0	488,58	100,0	504,57	100,0	532,94	100,0	Ausgaben für Lebenshaltung

Tabellen

Tabelle 8: Ausgaben und Verbrauch von Nahrungs- mitteln je Monat		Einnahmen in RM	Verbrauch in g
	Arbeitseinkommen des Haushaltungsvorstandes	161,66	
	Einnahmen aus eigener Bewirtschaftung	11,17	
	Gesamteinnahmen	203,61	
4-Personen- Arbeiter- haushalt 1937 (1)	Nahrungsmittel		
	Milch (Liter)	8,08	35,7
	Butter	4,15	1.352
	Schmalz	1,67	808
	Margarine	2,99	2.066
	Öl, pflanzliche Fette	1,15	686
	Käse	1,45	1.108
	Eier (Stück)	3,13	30
	Rindfleisch	3,79	2.026
	Schweinefleisch	4,27	2.259
	Kalbfleisch	0,29	131
	Hackfleisch	1,01	490
	Speck	1,35	603
	Schinken, Wurst	8,81	4.012
	Fische, Fischwaren	1,39	1.703
	Roggen-,Schwarzbrot	9,53	29.730
	Weißbrot	2,25	2.982
	Mehl, Grieß	2,44	5.247
	Reis	0,30	540
	Nudeln	0,74	732
	Kartoffeln	3,29	46.491
	Gemüse	3,35	11.189
	Obst insgesamt	2,63	6.216
	frische Südfrüchte	0,26	314
	Marmelade	0,42	609
	Honig	0,18	192
	Zucker	3,40	4.273
	Kakao,Schokolade	0,81	307
	Bohnenkaffee	1,27	268
	Tee	0,16	17
	Alkoholische Getränke	4,87	
	insgesamt	81,79	

(1) Ergebnisse von 706 Wirtschaftsrechnungen des Statistischen Reichsamtes von 1937.

Die Angaben beziehen sich auf Haushaltungen, die im heutigen Gebiet der Bundesrepublik wohnten.

Quelle: Statistisches Bundesamt Wiesbaden, Fachserie Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen
Reihe 13 Wirtschaftsrechnungen, Sonderheft 4: Verbrauch in Arbeiterhaushalten 1937
Teil I: Einzelhaushalte, Stuttgart/Mainz 1960
Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1956, S.512-515

Tabelle 9
Verbrauch von
Nahrungs-
mitteln
in g,
je Monat
4-Personen-
Arbeitnehmer-
haushalt
Bundesstatistik

	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959	1960	1961	1962	1963
Roggen, Misch-, Schwarzbrat	23.240	23.484	22.789	21.610	20.823	20.180	19.839	18.923	18.263	17.354	16.934	15.517	14.999	14.869
Weißbrot	4.924	3.983	4.331	4.432	4.719	4.904	4.943	4.745	4.302	4.459	4.650	4.453	4.446	4.579
Sonstiges Backwerk	820	902	974	1.118	1.320	1.507	1.608	1.705	1.631	1.822	1.875	1.964	2.186	2.205
Getreidemehl	5.744	5.290	4.809	4.598	4.423	4.134	4.109	3.916	3.926	3.686	3.555	3.482	3.077	2.962
Grieß	552	479	411	365	342	303	275	249	217	210	189	179	182	176
Reis	461	392	370	339	409	452	462	387	384	420	431	426	439	443
Nudeln, Teigwaren	1.395	1.273	1.271	1.271	1.102	1.010	1.000	962	895	948	948	972	923	900
Hülsenfrüchte	462	462	450	427	421	426	447	374	346	289	286	284	280	278
Speiseöl	451	480	511	517	528	525	552	539	553	540	548	598	583	562
sonstige Pflanzenfette	481	477	484	372	385	339	343	322	293	292	291	256	257	241
Kartoffeln	41.700	39.600	37.300	36.450	35.010	37.770	36.550	33.000	29.820	28.680	29.550	26.720	26.720	26.440
Zwiebeln, Knoblauch	951	978	873	958	891	1.011	976	1.061	1.075	1.035	1.146	1.166	1.109	1.146
Rüben, Wurzelgemüse	1.306	1.214	1.176	1.445	1.369	1.441	1.478	1.549	1.706	1.497	1.816	1.609	1.716	1.770
Kohl, Kohlrabi	2.426	2.483	2.682	2.684	2.348	2.264	2.408	2.323	2.230	2.124	2.132	2.094	2.046	1.868
Bohnen	1.243	825	668	1.085	669	1.014	831	939	1.157	642	958	716	626	890
Erbsen	198	186	150	199	201	202	167	186	179	139	178	152	177	171
Gurken, Salate	1.468	1.804	1.447	1.830	1.271	1.965	1.425	1.984	2.469	2.003	1.825	1.879	1.580	1.937
Tomaten	906	870	812	1.065	868	1.114	996	1.170	1.461	1.456	1.366	1.437	1.339	1.288
Spinat, Sauerampfer	400	563	580	643	542	658	519	529	449	454	412	411	327	302
Rhabarber	309	206	232	235	274	260	331	227	403	299	331	235	296	282
sonstiges Frischgemüse	828	970	1.067	1.176	1.150	1.261	961	1.216	1.248	1.183	1.241	1.262	1.197	1.054
Frisches Gemüse insgesamt	10.035	9.697	9.687	11.320	9.583	11.190	10.092	11.184	12.377	10.832	11.450	10.961	10.413	10.708
Gemüsekonserven	1.046	1.064	1.084	1.189	1.523	1.495	1.749	1.629	1.663	1.739	1.505	1.870	2.359	2.464
Kernobst	6.060	4.661	5.952	6.103	6.040	5.474	6.563	4.323	7.228	6.444	8.079	5.459	7.340	7.452
Steinobst	2.217	2.013	3.089	3.060	2.314	2.302	2.007	1.307	2.338	2.375	3.008	3.388	1.948	2.944
Trauben	159	162	190	220	310	334	453	404	623	589	626	713	831	586
sonstiges Beerenobst	1.114	1.452	1.185	1.136	920	950	1.065	883	1.331	1.113	999	1.470	1.012	1.280
Frisches Obst gesamt (a Sudfr)	9.550	8.288	10.416	10.519	9.584	9.060	10.088	6.917	11.520	10.521	12.712	11.030	11.131	12.262
Frische Südfrüchte	1.022	1.355	1.788	2.578	2.771	3.253	2.898	3.455	4.360	4.578	5.146	5.014	5.448	4.791
Marmeladen, Gelees	346	421	431	456	538	622	613	488	430	426	445	371	426	400
Obstkonserven	118	74	81	107	112	123	188	347	338	384	516	577	720	743
Sirup, Kunsthonig	190	170	113	82	78	82	90	80	61	53	50	39	33	34
Bienenhonig	66	68	84	150	183	185	144	179	202	188	202	170	206	162
Zucker	5.555	5.533	5.365	5.360	5.255	5.084	5.424	5.132	5.519	5.143	5.426	5.414	4.946	5.207
Kakao	104	98	97	101	106	97	108	123	126	131	136	156	167	167
Schokolade	181	226	263	311	314	327	384	419	457	492	549	613	669	733
andere Süßigkeiten	314	334	366	359	363	397	388	424	498	538	543	597	623	719
Frische Vollmilch (Liter)	36,02	34,31	33,59	33,66	33,98	32,87	31,82	31,76	30,58	29,02	28,20	28,41	27,54	26,76
Rahmschmelz	205	286	404	546	689	819	985	1.156	1.273	1.490	1.610	1.779	1.942	1.988
Rahm, Sahne (Liter)	0,12	0,15	0,17	0,20	0,22	0,24	0,24	0,26	0,31	0,30	0,37	0,38	0,42	0,44
Fett-, Vollfettkäse	170	352	462	520	523	610	713	747	667	815	907	952	941	978
Sonstiger Käse	814	705	581	551	644	536	500	454	528	387	357	308	315	289
Quark	292	380	457	439	512	495	544	617	679	697	744	765	761	814
Eier (Stück)	38	38	38	43	46	48	48	56	55	59	60	61	61	58
Schmalz	1.054	774	721	682	520	574	536	476	380	331	323	273	268	268
Butter	1.357	1.237	1.202	1.190	1.390	1.272	1.202	1.310	1.516	1.595	1.851	2.010	2.193	2.129
Margarine	2.409	3.218	3.658	3.789	3.982	4.227	4.552	4.307	3.996	3.818	3.784	3.370	3.076	3.165
Rindfleisch	1.245	1.178	1.021	1.251	1.340	1.256	1.291	1.272	1.320	1.251	1.309	1.337	1.395	1.476
Schweinefleisch	1.101	1.123	1.252	1.220	1.208	1.353	1.392	1.389	1.517	1.383	1.465	1.420	1.501	1.552
Kalb- und Hammelfleisch	160	138	159	157	163	125	120	125	107	105	102	113	125	126
Hackfleisch	372	445	439	527	578	597	640	651	639	624	701	704	727	760
Innereien	116	145	198	240	252	281	290	303	300	312	317	330	344	348
Geflügel	120	106	140	171	183	233	275	402	401	624	660	881	929	900
Räucherfleisch	554	615	666	679	610	620	638	592	582	515	536	505	468	499
Schinken	77	102	164	185	195	247	264	269	289	285	324	331	330	361
Wurst- und Wurstwaren	2.414	2.946	3.298	3.669	3.842	4.063	4.410	4.489	4.383	4.442	4.524	4.464	4.520	4.713
Büchsenfleisch	119	43	19	65	113	140	118	253	174	185	181	237	285	202
Sonstiges frisches Fleisch	988	1.207	1.195	1.143	1.153	1.205	1.377	1.402	1.323	1.385	1.393	1.366	1.406	1.374
Frische Frische	802	981	1.017	808	791	832	813	724	585	527	546	497	463	454
Salzheringe	231	203	174	202	191	175	147	153	159	154	116	130	130	88
Fischdosenwaren	803	632	730	740	821	812	793	776	743	763	785	757	720	697
Kaffee-Ersatz	372	374	359	333	294	297	286	255	210	209	179	154	142	126
Bohnenkaffee	91	96	109	177	252	310	357	377	405	435	517	555	601	643
Tee	16	15	14	18	22	23	26	27	30	32	30	31	33	32
Wein und Most (Liter)	1,09	1,23	1,50	1,93	2,18	2,06	2,65	1,62	2,66	1,38	1,33	1,41	1,68	1,63
Bier (Liter)	1,66	2,17	2,76	3,71	4,21	4,47	4,69	5,96	7,30	7,92	7,99	9,14	9,75	10,59
Zigarren (Stück)					7	7	9	7	6	6	7	6	5	6
Zigaretten					63	77	96	101	109	110	115	143	151	165

Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen) Reihe 13

Tabellen

Tabelle 10:
Verbrauch von
Nahrungs-
mitteln
je Monat,
Index
1950 = 100
4-Personen-
Arbeitnehmer-
haushalt
Bundesstatistik

	1950	1951	1952	1953	1954	1955	1956	1957	1958	1959	1960	1961	1962	1963
Roggen-, Misch-, Schwarzbröt	100	101	98	93	90	87	85	81	79	75	73	67	65	64
Weißbröt	100	81	88	90	96	100	100	96	87	91	94	90	90	93
Sonstiges Backwerk	100	110	119	136	161	184	196	208	199	222	229	240	267	269
Getreidemehl	100	92	84	79	77	72	72	68	68	64	62	61	54	52
Grieß	100	87	74	66	62	55	50	45	39	38	34	32	33	32
Reis	100	85	80	74	89	98	100	84	83	91	93	92	95	96
Nudeln, Teigwaren	100	91	91	91	79	72	72	69	64	68	68	70	66	65
Hülsenfrüchte	100	100	97	92	91	92	97	81	75	62	62	61	60	60
Speiseöl	100	106	113	115	117	116	122	120	123	120	122	133	129	125
sonstige Pflanzenfette	100	99	101	77	80	70	71	67	61	61	60	53	53	50
Kartoffeln	100	95	89	87	84	91	88	79	72	69	71	64	64	63
Zwiebeln, Knoblauch	100	103	92	101	94	106	103	112	113	109	121	123	117	121
Rüben, Wurzelgemüse	100	93	90	111	105	110	113	119	131	115	139	123	131	136
Kohl, Kohlrabi	100	102	111	111	97	93	99	96	92	88	88	86	84	77
Bohnen	100	66	54	87	54	82	67	76	93	52	77	58	50	72
Erbsen	100	94	76	101	102	102	84	94	90	70	90	77	89	86
Gurken, Salate	100	96	99	125	87	134	97	135	168	136	124	128	108	132
Tomaten	100	96	90	118	96	123	110	129	161	161	151	159	148	142
Spinat, Sauerampfer	100	141	145	161	136	165	130	132	112	114	103	103	82	76
Rhabarber	100	67	75	76	89	84	107	73	130	97	107	76	96	91
sonstiges Frischgemüse	100	117	129	142	139	152	116	147	151	143	150	152	145	127
Frisches Gemüse insgesamt	100	97	97	113	95	112	101	111	123	108	114	109	104	107
Gemüsekonserven	100	102	104	114	146	143	167	156	159	166	167	179	226	236
Kernobst	100	77	98	101	100	90	108	71	119	106	133	90	121	123
Steinobst	100	91	139	138	104	104	91	59	105	107	136	153	88	133
Trauben	100	102	119	138	195	210	285	254	392	370	394	448	523	369
sonstiges Beerenobst	100	130	106	102	83	85	96	79	119	100	90	132	91	115
Frisches Obst gesamt (o Südfri)	100	87	109	110	100	95	106	72	121	110	133	115	117	128
Frische Südfrüchte	100	133	175	252	271	318	284	338	427	456	504	491	533	469
Marmeladen, Gelees	100	122	125	132	155	180	177	141	124	123	129	107	123	116
Obstkonserven	100	63	69	91	95	104	159	294	286	325	437	489	610	630
Sirup, Kunsthonig	100	89	59	43	41	43	47	42	32	28	26	21	17	18
Bienenhonig	100	103	127	227	277	280	218	271	306	285	306	258	312	245
Zucker	100	100	97	96	95	92	98	92	99	93	98	97	89	94
Kakao	100	94	93	97	102	93	104	118	121	126	131	150	161	161
Schokolade	100	125	145	172	173	181	212	231	252	272	303	339	370	405
andere Süßigkeiten	100	106	117	114	116	126	124	135	159	171	173	190	198	229
Frische Vollmilch (Liter)	100	95	93	93	94	91	88	88	85	81	78	79	76	74
Kondensmilch	100	140	197	266	336	400	480	564	621	727	785	868	947	970
Rohm, Sahne (Liter)	100	125	142	167	183	200	200	217	258	250	308	317	350	367
Fett-, Vollfettkäse	100	207	272	306	308	359	419	439	392	479	534	560	554	575
Sonstiger Käse	100	87	71	68	79	66	61	56	65	48	44	38	39	36
Quark	100	130	157	150	175	170	186	211	233	239	255	262	261	279
Eier (Stück)	100	100	100	113	121	126	126	147	145	155	158	161	161	153
Schmalz	100	73	68	65	49	54	51	45	36	31	31	26	25	25
Butter	100	91	89	88	102	94	89	97	112	118	136	148	162	157
Margarine	100	134	152	157	165	175	189	179	166	158	157	140	128	131
Rindfleisch	100	95	82	100	108	101	104	102	106	100	105	107	112	119
Schweinefleisch	100	102	114	111	110	123	126	126	138	126	133	129	136	141
Kalbfleisch	100	86	99	98	102	78	75	78	67	66	64	71	78	79
Hackfleisch	100	120	118	142	155	160	172	175	172	168	188	189	195	204
Innereien	100	125	171	207	217	242	250	261	259	269	273	284	297	300
Geflügel	100	88	117	143	153	194	229	335	334	520	550	734	774	750
Räucherspeck	100	111	120	123	110	112	115	107	105	93	97	91	84	90
Schinken	100	132	213	240	253	321	343	349	375	370	421	430	429	469
Wurst und Wurstwaren	100	122	137	152	159	168	183	186	182	184	187	185	187	195
Buchsenfleisch	100	36	16	55	95	118	99	213	146	155	152	199	239	170
Sonstiges frisches Fleisch	100	122	121	116	117	122	139	142	134	140	141	138	142	139
Frische Fische	100	122	127	101	99	104	101	90	73	66	68	62	58	57
Fischdauwaren	100	79	91	92	102	101	99	97	93	95	98	94	90	87
Kaffee-Ersatz	100	101	97	90	79	80	77	69	56	56	48	41	38	34
Bohnenkaffee	100	105	120	195	277	341	392	414	445	478	568	610	660	707
Tee	100	94	88	113	138	144	163	169	188	200	188	194	206	200
Wein und Most (Liter)	100	113	138	177	200	189	243	149	244	127	122	129	154	150
Bier (Liter)	100	131	166	223	254	269	283	359	440	477	481	551	587	638

Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie M (Preise, Löhne, Wirtschaftsrechnungen) Reihe 13
 eigene Berechnungen

Tabellen

	1949/50	1950/51	1952/53	1953/54	1954/55	1955/56	1956/57	
Einnahmen								Tabelle 11: Hamburg Chemie- arbeiter- haushalt monatliche Einnahmen/ Ausgaben zu jeweiligen Preisen in DM
Ehemann	232,99	340,31	384,93	437,06	455,40	471,86	435,22	
Ehefrau	31,90	8,13	6,15				172,70	
Kinder	0,09		0,29	15,63	77,67	83,00	103,17	
Arbeitseinkommen insgesamt	264,98	348,44	391,38	452,68	533,06	554,86	711,08	
eigene Bewirtschaftung								
Pensionen, Versicherungen	34,87	3,13			7,19			
Öffentl. Unterstützung	16,67							
Private Unterstützung	7,67	1,67	1,44	10,10				
andere Einkommen	1,87		0,73	6,27	5,34	5,42	5,43	
Einnahmen insgesamt	326,05	353,23	393,54	469,05	545,59	560,28	716,51	
Ausgabefähige Einnahmen	299,36	312,71	345,45	417,93	483,36	484,76	619,03	
Nahrungsmittel	167,46	169,68	150,60	164,77	201,71	203,33	228,14	
Getränke/Tabak	33,76	39,31	38,94	39,71	50,81	55,83	70,21	
Wohnung	12,30	12,55	45,80	45,55	46,69	50,70	41,84	
Hausrat	5,78	5,05	49,01	16,50	5,31	7,04	7,18	
Möbel, Geräte, Einrichtung	4,58	4,45	45,63	16,30	3,31	2,99	1,44	
Haus-, Bett-, Küchenwäsche	1,20	0,59	3,37	0,20	1,99	4,05	5,74	
Heizung/Beleuchtung	6,07	7,24	18,81	26,95	32,46	30,00	26,89	
Kleidung	29,75	23,84	14,54	41,38	65,73	80,63	100,96	
Oberbekleidung	13,42	11,60	0,00	15,59	30,74	38,58	43,87	
Unterbekleidung	4,35	5,44	8,75	10,34	15,90	18,52	19,15	
Schuhe	11,53	6,53	4,23	9,79	15,58	12,31	30,46	
Reinigung Kleidung, Wohnung u. a.	2,30	2,15	2,28	3,02	7,22	6,64	8,99	
Körperpflege	2,70	2,33	2,30	5,29	9,66	9,11	7,97	
Gesundheitspflege	0,70	1,00	0,50	0,36	0,69	0,30	4,85	
Bildung, Unterricht	3,70	8,33	6,89	6,67	5,36	7,06	3,95	
Ferien, Erholung	1,50	0,57	0,10	0,33		0,20	7,45	
Sport	0,44	1,34						
Vergnügungen	1,42	8,48	9,74	11,49	16,76	16,62	23,02	
Verkehr	15,86	26,02	4,76	8,69	21,80	12,84	10,25	
Vereinsbeiträge, Gebühren u. a.	2,98	5,67	7,42	8,49	7,60	6,68	5,91	
Ausgaben für Lebenshaltung	286,70	313,55	351,68	379,19	471,79	486,95	547,60	

Quelle: Statistik des Hamburgischen Staates, Heft 48
eigene Berechnungen

Tabellen

Tabelle 12		1949/50	1950/51	1952/53	1953/54	1954/55	1955/56	1956/57
Hamburg								
Chemie-								
arbeiter-								
haushalt								
monatliche								
Einnahmen/								
Ausgaben								
in jeweiligen								
Preisen								
in %								
Einnahmen								
Ehemann		71,5	96,3	97,8	93,2	83,5	84,2	60,7
Ehefrau		9,8	2,3	1,6				24,1
Kinder				0,1	3,3	14,2	14,8	14,4
Arbeitseinkommen insgesamt		81,3	98,6	99,5	96,5	97,7	99,0	99,2
eigene Bewirtschaftung								
Pensionen, Versicherungen			0,9			1,3		
Öffentl. Unterstützung		10,7						
Private Unterstützung		5,1						
andere Einkommen		2,4	0,5	0,4	2,2			
Einnahmen insgesamt		0,6		0,2	1,3		1,0	0,8
abzügl. Steuern, gesetzl. Vers.		100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
Ausgabefähige Einnahmen		91,8	88,5	87,8	89,1	88,6	86,5	86,4
Ausgaben								
Nahrungsmittel		58,4	54,1	42,8	43,5	42,8	41,8	41,7
Getränke/Tabak		11,8	12,5	11,1	10,5	10,8	11,5	12,8
Wohnung		4,3	4,0	13,0	12,0	9,9	10,4	7,6
Hausrat		2,0	1,6	13,9	4,4	1,1	1,4	1,3
Möbel, Geräte, Einrichtung		1,6	1,4	13,0	4,3	0,7	0,6	0,3
Haus-, Bett-, Küchenwäsche		0,4	0,2	1,0	0,1	0,4	0,8	1,0
Heizung/Beleuchtung		2,1	2,3	5,3	7,1	6,9	6,2	4,9
Kleidung		10,4	7,6	4,1	10,9	13,9	16,6	18,4
Oberbekleidung		4,7	3,7		4,1	6,5	7,9	8,0
Unterbekleidung		1,5	1,7	2,5	2,7	3,4	3,8	3,5
Schuhe		4,0	2,1	1,2	2,6	3,3	2,5	5,6
Reinigung Kleidung, Wohnung u. a.		0,8	0,7	0,6	0,8	1,5	1,4	1,6
Körperpflege		0,9	0,7	0,7	1,4	2,0	1,9	1,5
Gesundheitspflege		0,2	0,3	0,1	0,1	0,1	0,1	0,9
Bildung, Unterricht		1,3	2,7	2,0	1,8	1,1	1,4	0,7
Ferien, Erholung		0,5	0,2	0,0	0,1		0,0	1,4
Sport		0,2	0,4					
Vergnügungen		0,5	2,7	2,8	3,0	3,6	3,4	4,2
Verkehr		5,5	8,3	1,4	2,3	4,6	2,6	1,9
Veeinsbeiträge, Gebühren u. a.		1,0	1,8	2,1	2,2	1,6	1,4	1,1
Ausgaben für Lebenshaltung		100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

Quelle: Statistik des Hamburgischen Staates, Heft 48
eigene Berechnungen

Tabellen

	1937 (1)	1949/50	1950/51	1952/53	1953/54	1954/55	1955/56	1956/57	Tabelle 13: Hamburg Chemie- arbeiter- haushalt monatlicher Verbrauch von Nahrungs- mitteln in g
Roggen-, Misch-, Schwarzbrot		45.125	47.227	48.417	44.250	45.729	43.448	43.542	
Weißbrot, Weizenkleingebäck		4.117	5.774	1.388	1.850	3.267	2.975	2.617	
Brot- und Backwaren insgesamt	30.500	50.757	54.564	50.130	46.452	49.506	47.105	47.065	
Getreidemehl	1.800	5.010	2.792	5.094	5.188	3.854	3.958	3.792	
Nudeln		854	1.227	1.104	1.542	1.583	896	1.333	
Hülsenfrüchte	800	479	909	1.104	792	875	792	396	
Speisöle, pflanzl. Fette	200	313	86	167	21	73	81	63	
Kartoffeln	40.600	45.458	44.583	53.500	59.625	43.417	48.750	48.917	
Frisches Gemüse	11.700	8.814	6.517	8.205	10.273	9.062	6.983	6.193	
Gemüsekonserven	1.000	742	300	267	829	1.008	1.771	2.140	
Frisches Obst (ohne Südfrüchte)	4.000	7.421	5.364	4.962	4.396	8.690	3.779	4.021	
Frische Südfrüchte	1.200	1.833	1.681	1.414	1.438	208	1.673	1.332	
Marmeladen	800	400	715	992	1.875	1.400	938	1.538	
Obstkonserven		83			208	42	125	333	
Bienenhonig	300	167	271	42	125	454	204	146	
Zucker	3.700	3.844	2.497	3.960	3.990	3.417	3.854	4.581	
Schokolade	400	244	252	183	42	119	231	258	
Vollmilch (Liter)	27	5	4	7	7	11	11	9	
Kondensmilch	100	283	833	217	1.053	549	97	372	
Rahm, Sahne (Liter)	0	0	0	0	0	0	0	0	
Butter	2.000	2.365	2.591	182	448	1.613	1.135	1.396	
Fett-, Vollfettkäse		1.010	1.461	1.535	1.688	1.531	2.073	1.813	
Quark			63	63	167	583	640	781	
Käse insgesamt	1.100	1.870	2.834	2.714	3.188	3.048	3.108	3.183	
Eier (Stück)	28	50	37	34	40	52	64	65	
Schmalz	500	1.339	1.671	1.510	833	760	583	563	
Margarine	3.300	4.044	4.886	6.854	6.396	6.438	6.750	7.292	
Rindfleisch	1.500	552	455	208	292	242	417	673	
Schweinefleisch	2.000	1.848	983	1.563	1.323	2.063	1.894	2.589	
Pferdefleisch	200	523	190	552	1.435	1.598	2.046	1.146	
Hackfleisch	2.300	344	666	1.635	2.052	1.688	1.813	1.938	
Speck, Schinken	1.300	1.287	1.394	1.374	996	1.396	1.313	1.625	
Wurst und Wurstwaren	2.800	3.362	4.603	4.287	4.074	4.896	4.750	4.811	
Fleisch, -waren insgesamt	10.800	9.093	11.344	12.693	12.795	14.754	14.681	16.415	
Frische Fische	1.900	2.454	2.263	2.500	3.438	2.479	3.438	2.438	
Fischdauerwaren	800	863	845	1.183	1.252	670	848	1.515	
Kaffee-Ersatz	700	271	317	333	94	83	83	104	
Bohnenkaffee	600	128	209	361	632	1.142	1.540	1.510	
Tee					2	29	20	33	
Bier (Liter)	2	1	2	1	1	2	2	8	

(1) Den für 1937 aufgeführten Mengen liegen Wirtschaftsbücher von 58 Arbeiterfamilien mit einfacher und bescheidener Lebenshaltung und durchschnittlich 3,7 Haushaltsmitgliedern zugrunde; Hamburg in Zahlen, Nr. 3, 1949, S. 3; Nr. 16, 1954, S. 210-211

Quelle: Statistik des Hamburgischen Staates, Heft 48
eigene Berechnungen

Tabellen

Tabelle 14	1954/55	1955/56	1956/57	1958	1959	1960
Hamburg						
Maurer-						
haushalt						
monatliche						
Einnahmen/ Ausgaben						
in jeweiligen						
Preisen						
in DM						
Einnahmen						
Ehemann	499,10	507,35	535,75	566,69	616,68	297,66
Ehefrau	0,42	1,27	8,82	35,1	56,09	28,83
Kinder						
Arbeitseinkommen	499,52	508,62	544,57	601,8	672,78	326,49
eigene Bewirtschaftung						
Pensionen, Versicherungen		4,19	8,58	7,5		215,55
Öffentl. Unterstützung						
Private Unterstützung	5,42	3,33	4,25	1,17	1,67	50,08
andere Einnahmen	4,03	5,22	5,73	5,13	7,84	11,42
Einnahmen insgesamt	508,97	521,37	563,13	615,59	682,28	603,55
Ausgabefähige Einnahmen	439,16	448,32	485,32	527,59	546,52	546,15
Nahrungsmittel	200,40	204,87	209,47	236,37	227,78	234,75
Getränke/Tabak	54,29	46,44	57,78	62,09	74,70	82,42
Wohnung	17,00	18,47	21,78	19,98	19,23	21,10
Hausrat	43,38	12,74	20,64	21,36	25,82	97,98
Möbel, Geräte, Einrichtung	41,24	12,74	17,47	9,62	13,15	86,82
Haus-, Bett-, Küchenwäsche	2,14		3,17	11,75	12,68	11,16
Heizung/Beleuchtung	25,32	22,12	22,95	21,10	16,66	19,68
Kleidung	47,98	59,63	75,58	101,85	100,65	33,89
Oberbekleidung	23,88	30,55	39,88	63,51	73,78	19,12
Unterbekleidung	12,23	10,84	14,09	7,73	17,31	5,70
Schuhe	11,23	15,92	7,64	26,87	7,13	5,51
Reinigung Wohnung, Kleidung u. a.	8,84	4,68	5,39	6,54	7,62	8,62
Körperpflege	9,55	8,42	11,26	9,07	11,54	17,95
Gesundheitspflege	0,48	0,17	0,48	0,04	0,71	4,37
Bildung, Unterricht	11,57	6,36	9,80	11,00	20,48	15,20
Ferien, Erholung			36,33		5,00	
Sport		0,23	0,62			27,55
Vergnügungen	13,26	16,36	17,28	19,25	16,36	12,74
Verkehr	1,96	9,33	3,33	3,83	5,87	72,63
Vereinsbeiträge, Gebühren u. a.	4,13	4,17	2,83	2,58	4,48	7,99
Ausgaben für Lebenshaltung	438,15	413,99	495,50	515,05	536,91	656,87

Quellen: Statistik des hamburgischen Staates, Heft 48 und 88
eigene Berechnungen

Tabellen

	1954/55	1955/56	1956/57	1958	1959	1960	Tabelle 15:
Einnahmen							Hamburg
Ehemann	98,1	97,3	95,1	92,1	90,4	49,3	Maurer-
Ehefrau	0,1	0,2	1,6	5,7	8,2	4,8	haushalt
Kinder							monatliche
Arbeitseinkommen	98,1	97,6	96,7	97,8	98,6	54,1	Einnahmen/
eigene Bewirtschaftung							Ausgaben
Pensionen, Versicherungen		0,8	1,5	1,2		35,7	in jeweiligen
Öffentl. Unterstützung							Preisen
Private Unterstützung	1,1	0,6	0,8	0,2	0,2	8,3	in %
andere Einnahmen	0,8	1,0	1,0	0,8	1,1	1,9	
Einnahmen insgesamt	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	
Ausgabefähige Einnahmen	86,3	85,9	86,2	85,7	80,1	90,5	
Ausgaben							
Nahrungsmittel	45,7	49,5	42,3	45,9	42,4	35,7	
Getränke/Tabak	12,4	11,2	11,7	12,1	13,9	12,5	
Wohnung	3,9	4,5	4,4	3,9	3,6	3,2	
Hausrat	9,9	3,1	4,2	4,1	4,8	14,9	
Möbel, Geräte, Einrichtung	9,4	3,1	3,5	1,9	2,4	13,2	
Haus-, Bett-, Küchenwäsche	0,5		0,6	2,3	2,4	1,7	
Heizung/Beleuchtung	5,8	5,3	4,6	4,1	3,1	3,0	
Kleidung	10,9	14,4	15,3	19,8	18,7	5,2	
Oberbekleidung	5,4	7,4	8,0	12,3	13,7	2,9	
Unterbekleidung	2,8	2,6	2,8	1,5	3,2	0,9	
Schuhe	2,6	3,8	1,5	5,2	1,3	0,8	
Reinigung Kleidung, Wohnung u. a.	2,0	1,1	1,1	1,3	1,4	1,3	
Körperpflege	2,2	2,0	2,3	1,8	2,1	2,7	
Gesundheitspflege	0,1	0,0	0,1	0,0	0,1	0,7	
Bildung, Unterricht	2,6	1,5	2,0	2,1	3,8	2,3	
Ferien, Erholung			7,3		0,9		
Sport		0,1	0,1			4,2	
Vergnügungen	3,0	4,0	3,5	3,7	3,0	1,9	
Verkehr	0,4	2,3	0,7	0,7	1,1	11,1	
Vereinsbeiträge, Gebühren u. a.	0,9	1,0	0,6	0,5	0,8	1,2	
Ausgaben für Lebenshaltung	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	

Quellen: Statistik des hamburgischen Staates, Heft 48 und 88
eigene Berechnungen

Tabellen

Tabelle 16
Hamburg
Maurer-
haushalt
monatlicher
Verbrauch von
Nahrungs-
mitteln
in g

	1937 (1)	1954/55	1955/56	1956/57	1958	1959	1960
Roggen-, Misch-, Schwarzbröt		19.671	13.167	14.917	16.646	15.406	14771
Weißbröt/Weizenkleingebäck		2.492	2.088	1.692	2.588	1.585	3.610
Bröt- und Backwaren insgesamt	30.500	24.447	17.265	17.813	20.598	18.165	18.692
Getreidemehl	1.800	1.979	1.563	1.542	2.479	2.104	1.917
Grieß					313	250	375
Reis					156	333	188
Hafererzeugnisse					813	708	583
Nudeln		708	313	583	271	521	833
Hülsenfrüchte	800	719	677	583	813	406	250
Speiseöle, pflanzliche Fette	200	182	154	108	75	113	202
Kartoffeln	40.600	31.125	22.000	29.542	17.542	30.333	(?) 2.883
Frisches Gemüse	11.700	10.842	8.105	10.175	14.520	11.535	10.270
Gemüsekonserven	1.000	1.694	2.669	2.453	2.040	2.158	2.756
Frisches Obst ohne Südfrüchte	4.000	3.488	3.656	5.406	3.413	5.279	4.825
Frische Südfrüchte	1.200	3.752	3.468	2.882	3.761	3.214	2.708
Marmeladen	800	1.125	863	496	908	675	938
Obstkonserven		100	67	133	421	154	481
Bienenhonig	300	421	188	708	538	221	188
Zucker	3.700	5.548	3.840	4.208	4.870	4.444	3.526
Kakao	100				36	57	31
Schokolade	400	150	233	383	576	317	485
Vollmilch (Liter)	27.200	35.167	17.396	15.917	24.125	28.208	(?) 2.627
Kondensmilch	100	3.712	2.917	3.518	3.924	3.797	2.941
Rahm, Sahne (Liter)	0,300	0,642	0,342	0,688	0,427	0,100	(?) 0,0,21
Butter	2.000	2.010	1.615	2.063	2.698	3.219	4.323
Fett-, Vollfettkäse		974	698	1.172	1.437	1.423	1.360
Quark		52	52	219	323	21	83
Käse insgesamt	1.100	1.453	887	1.515	1.850	1.506	1704
Eier (Stück)	28	43	39	50	62	52	60
Schmalz	500	802	448	302	406	240	479
Margarine	3.300	5.292	3.188	3.167	3.604	2.854	2.313
Rindfleisch	1.500	1.380	1.042	1.375	1.938	1.583	1.896
Schweinefleisch	2.000	490	1.000	813	1.240	767	625
Kalbfleisch	100				104	104	83
Pferdefleisch	200						
Hackfleisch		740	719	885	781	281	458
Geflügel					938	1.967	2.293
Speck, Schinke	1.300	1.167	854	1.146	1.333	1.083	1.057
Wurst und Wurstwaren	2.800	3.561	2.348	2.651	3.213	3.064	3.046
Büchsenfleisch					175	183	72
Fleisch, -waren insgesamt	10.800	10.006	8.779	9.601	12.569	12.792	12.395
Frische Fische	1.900	3.325	2.563	2.042	4.188	2.342	3.208
Fischdauerwaren	800	947	593	1.159	887	1.091	1.315
Kaffee-Ersatz	700	188	146	21	11	8	
Bohnenkaffee	600	1.150	854	1.119	1.432	1.651	1.789
Tee		12	16	11	21	18	32
Wein und Most (Liter)					0,817	0,817	0,115
Bier (Liter)	1.630	4.617	2.654	7.681	9.215,000	13.271,000	(?) 1.328
Zigarren (Stück)	9				1		
Zigaretten (Stück)	68				237	340	368
Tabak	125				17		4

(1) Den für 1937 aufgeführten Mengen liegen Haushaltsbücher von 58 Hamburger Arbeiterfamilien mit einfacher und bescheidener Lebenshaltung und durchschnittlich 3,7 Haushaltsmitgliedern zugrunde; Hamburg in Zahlen, Nr. 3, 1949, S. 3; Nr. 16, 1954, S. 210-211

Quellen: Statistik des Hamburgischen Staates, Heft 48 und 88
eigene Berechnungen

Tabellen

	1951/52	1952/53	1953/54	1954/55	1955/56	1956/57	1958	1959	Tabelle 17: Hamburg Buchhalter- haushalt monatliche Einnahmen/ Ausgaben zu jeweiligen Preisen in DM
Einnahmen									
Ehemann	333,33	329,58	392,00	433,05	538,33	558,33	565,00	737,08	
Ehefrau	2,25	14,11	94,90	106,58	118,72	122,64	127,60	28,17	
Kinder									
Arbeitseinkommen	335,58	343,70	486,90	539,64	657,05	680,97	692,60	765,25	
eigene Bewirtschaftung									
Pensionen, Versicherungen	1,05			1,57	0,73		1,77	3,20	
Öffentl. Unterstützungen									
Private Unterstützungen	45,47	48,24	66,91	52,45	65,42	66,02	102,05	91,86	
Andere Einkommen	2,40	0,23	48,00	5,05	7,38	7,25	9,07	33,00	
Einnahmen insgesamt	384,51	392,16	601,81	598,70	730,58	754,24	805,50	893,31	
abzügl. Steuern, gesetzl. Vers.									
Ausgabefähige Einnahmen	341,01	349,04	544,14	536,64	644,38	682,45	718,51	793,95	
Nahrungsmittel	138,68	126,31	178,64	209,53	212,25	203,75	202,19	257,05	
Genußmittel	37,80	29,93	48,27	51,97	52,14	64,33	54,98	53,73	
Wohnung	23,93	25,27	25,40	25,40	66,75	81,11	59,44	79,59	
Hausrat	4,80	29,01	78,95	28,13	49,78	29,45	44,88	56,36	
Möbel, Geräte, Einrichtung	4,74	28,59	78,13	26,38	48,03	28,49	32,22	49,41	
Haus-, Bett-, Küchenwäsche	0,06	0,42	0,82	1,75	1,75	3,21	12,66	6,95	
Heizung/Beleuchtung	13,95	15,86	18,51	21,71	38,36	36,56	47,67	41,63	
Kleidung	53,84	63,00	76,72	64,26	82,14	117,92	80,07	104,27	
Oberbekleidung	24,34	33,22	37,37	23,15	36,58	72,40	24,11	52,73	
Unterbekleidung	14,29	12,36	21,60	13,47	19,96	27,46	23,45	21,11	
Schuhe	12,44	14,52	10,85	23,03	19,46	9,39	19,83	21,81	
Reinigung Kleidung, Wohnung u. a.	8,13	8,25	13,74	12,47	13,95	18,92	21,26	26,09	
Körperpflege	8,98	7,35	12,99	14,91	15,33	23,39	20,21	23,94	
Gesundheitspflege	0,66	0,59	0,21	0,40	0,71	0,82	1,08	1,95	
Bildung, Unterricht	10,54	15,39	23,55	33,47	26,30	26,38	38,99	26,06	
Ferien, Erholung						0,15	7,93	4,92	
Sport		1,93	0,03		0,70	1,75	0,17	2,05	
Vergnügungen	22,93	24,04	27,46	29,33	24,33	33,47	27,00	41,55	
Verkehr	6,20	6,86	15,40	7,33	21,61	29,80	26,15	25,25	
Vereinsbeiträge, Gebühren u. a.	3,10	3,76	4,31	3,88	4,01	5,01	4,75	5,27	
Ausgaben für Lebenshaltung	333,52	357,55	524,18	502,78	608,34	672,80	636,77	749,71	

Quellen:
Statistik des Hamburgischen Staates, Heft 48 und 88
eigene Berechnungen

Tabellen

Tabelle 18 Hamburg Buchhalter- haushalt monatliche Einnahmen/ Ausgaben zu jeweiligen Preisen in %		1951/52	1952/53	1953/54	1954/55	1955/56	1956/57	1958	1959
Einnahmen									
Ehemann		86,7	84,0	65,1	72,3	73,7	74,0	70,1	82,5
Ehefrau		0,6	3,6	15,8	17,8	16,2	16,3	15,8	3,2
Kinder									
Arbeitseinkommen		87,3	87,6	80,9	90,1	89,9	90,3	86,0	85,7
eigene Bewirtschaftung									
Pensionen, Versicherungen		0,3			0,3	0,1		0,2	0,4
Öffentl. Unterstützungen									
Private Unterstützungen		11,8	12,3	11,1	8,8	9,0	8,8	12,7	10,3
Andere Einkommen		0,6	0,1	8,0	0,8	1,0	1,0	1,1	3,7
Einnahmen insgesamt		100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0
abzügl. Steuern, gesetzl. Vers.									
Ausgabefähige Einnahmen		88,7	89,0	90,4	89,6	88,2	90,5	89,2	88,9
Ausgaben									
Nahrungsmittel		41,6	35,3	34,1	41,7	34,9	30,3	31,8	34,3
Getränke/Tabak		11,3	8,4	9,2	10,3	8,6	9,6	8,6	7,2
Wohnung		7,2	7,1	4,8	5,1	11,0	12,1	9,3	10,6
Hausrat		1,4	8,1	15,1	5,6	8,2	4,4	7,0	7,5
Möbel, Geräte, Einrichtung		1,4	8,0	14,9	5,2	7,9	4,2	5,1	6,6
Haus-, Bett-, Küchenwäsche		0,0	0,1	0,2	0,3	0,3	0,5	2,0	0,9
Heizung/Beleuchtung		4,2	4,4	3,5	4,3	6,3	5,4	7,5	5,6
Kleidung		16,1	17,6	14,6	12,8	13,5	17,5	12,6	13,9
Oberbekleidung		7,3	9,3	7,1	4,6	6,0	10,8	3,8	7,0
Unterbekleidung		4,3	3,5	4,1	2,7	3,3	4,1	3,7	2,8
Schuhe		3,7	4,1	2,1	4,6	3,2	1,4	3,1	2,9
Reinigung Kleidung, Wohnung u. a.		2,4	2,3	2,6	2,5	2,3	2,8	3,3	3,5
Körperpflege		2,7	2,1	2,5	3,0	2,5	3,5	3,2	3,2
Gesundheitspflege		0,2	0,2	0,0	0,1	0,1	0,1	0,2	0,3
Bildung, Unterricht		3,2	4,3	4,5	6,7	4,3	3,9	6,1	3,5
Ferien, Erholung							0,0	1,2	0,7
Sport			0,5	0,0		0,1	0,3	0,0	0,3
Vergnügungen		6,9	6,7	5,2	5,8	4,0	5,0	4,2	5,5
Verkehr		1,9	1,9	2,9	1,5	3,6	4,4	4,1	3,4
Vereinsbeiträge, Gebühren u. a.		0,9	1,1	0,8	0,8	0,7	0,7	0,7	0,7
Ausgaben für Lebenshaltung		100,0	95,8	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0	100,0

Quellen: Statistik des hamburgischen Staates, Heft 48 und 88
eigene Berechnungen

Tabellen

	1937 (1)	1951/52	1952/53	1953/54	1954/55	1955/56	1956/57	1.958	1.959	Tabelle 19
Roggen- Misch-, Schwarzbrot		23.874	19.938	19.365	19.885	18.510	16.354	17.500	13.344	Hamburg
Weißbrot, Weizenkleingeback		919	954	742	1.671	2.642	2.600	1.942	1.279	Buchhalter-
Brot und Backwaren insgesamt	30.500	25.470	21.661	21.952	24.768	26.048	22.356	16.414		haushalt-
Getreidemehl	1.800	3.642	3.250	3.667	2.813	1.917	1.292	3.500	3.667	monatlicher
Grieß								208	167	Verbrauch von
Reis								677	563	Nahrungs-
Hofererzeugnisse								188	104	mitteln
Nudeln		1.943	1.802	1.844	1.448	1.000	1.000	1.344	979	in g
Hülsenfrüchte	800	1.099	1.042	917	771	813	708	1.208	792	
Speiseöle, pflanzl. Fette	200	1.150	483	575	483	446	283	354	267	
Kartoffeln	40.600	31.913	33.583	40.917	41.750	42.600	40.917	39.042	38.938	
Frisches Gemüse	11.700	9.461	10.220	13.065	12.041	12.826	12.902	14.066	12.627	
Gemüsekonserven	1.000	1.470	1.571	3.944	3.971	3.717	2.246	3.215	2.200	
Frisches Obst (ohne Südfrüchte)	4.000	6.869	7.515	7.348	9.375	6.448	9.958	2.805	13.892	
Frische Südfrüchte	1.200	824	1.373	31.585	2.908	2.641	1.389	2.097	3.352	
Marmeladen	800	44	42	117	121	750	888	1.355	454	
Obstkonserven		755	167	654	267	89	296	888	604	
Bienenhonig	300	666	375	625	667	333	167	475	396	
Zucker	3.700	4.214	2.948	3.738	3.922	3.700	2.503	3.984	3.829	
Kakao	100							104	21	
Schokolade	400	580	324	728	900	928	1.007	818	912	
Vollmilch (in Litern)	27	29	20	22	24	17	14	21	39	
Kondensmilch	100	91	241	417	935	1.148	1.502	1.587	1.488	
Rahm, Sahne (in Litern)	0	0	0	0	0	0	1	1		
Butter	2.000	44	208	292	188	83	521	104	583	
Fett-, Vollfettkäse		400	453	621	535	475	612	1.076	1.060	
Quark		155	104				83			
Käse insgesamt	1.100	691	734, 788	660	581	927	1.377	1.242		
Eier (in Stück)	28	23	22	33	43	61	41	49	99	
Schmalz	500	222	875	833	813	625	396	833	354	
Margarine	3.300	3.887	3.729	5.375	6.833	6.729	6.104	6.458	6.833	
Rindfleisch	1.500	289	146	233	550	419	302	973	1.894	
Schweinefleisch	2.000	413	869	1.798	2.461	2.973	2.828	3.117	2.771	
Kalbfleisch	100								188	
Pferdefleisch	200	156	433	992	431	54				
Hackfleisch		267	229	281	375	250	188	240	208	
Geflügel								621	452	
Speck, Schinken	1.300	300	326	831	1.150	1.289	925	926	745	
Wurst, Wurstwaren	2.800	3.187	2.956	4.102	5.081	4.441	3.460	2.971	4.458	
Büchsenfleisch								838	322	
Fleisch insgesamt	10.800	7.997	8.486	12.404	15.218	15.030	13.823	16.115	14.929	
Frische Fische	1.900	1.444	1.521	1.021	125	1.358	1.983	427	488	
Fischdauernwaren	800	1.958	1.345	1.432	1.235	1.345	1.391	1.060	802	
Kaffee-Ersatz	700	400	417	646	667	604	421	563	271	
Bohnenkaffee	600	24	116	427	528	626	628	732	683	
Tee		13	4	4	1	7	2	5	28	
Wein, Most (in Litern)								0	1	
Bier (in Litern)	2	2	1	1	1	4	6	4	4	
Zigarren (in Stück)	9									
Zigaretten (in Stück)	68							226	219	
Tabak	125									

(1) Den für 1937 aufgeführten Mengen liegen Haushaltsbücher von 58 Hamburger Arbeiterfamilien mit einfacher und bescheidener Lebenshaltung und durchschnittlich 3,7 Haushaltsmitgliedern zugrunde. Hamburg in Zahlen, Nr. 3, 1949, S. 3, Nr. 16, 1954, S. 210-211.
Quelle: Statistik des Hamburgischen Staates, Heft 48 und 88
eigene Berechnungen

Tabellen

Tabelle 20
Bundesstatistik
Einkommens-
und
Verbrauchs-
stichprobe
1962/63
Ausstattung
mit
langlebigen
Gebrauchs-
gütern
4 Personen-
Haushalte

	Haushalte insgesamt n=174.091 = 100%	4-Personen- Haushalte		Einkommen unter 300 DM		Selbstständig(!)		Angestellte		Arbeiter		
		insgesamt n=29.371 = 100%	insgesamt n=334 = 100%	insgesamt n=40 = 100%	insgesamt n=7 = 100%	insgesamt n=40 = 100%	insgesamt n=0 = 100%	insgesamt n=7 = 100%	insgesamt n=97 = 100%			
Pkw	47.462	27,3	11,051	37,6	36	10,8	7	17,5	7	7,2	7	7,2
Motorrad	10.609	6,1	2.375	8,1	34	10,2	7	17,5	15	15,5	15	15,5
Fernseher	59.888	34,4	12.230	41,6	83	24,9	13	32,5	34	35,1	34	35,1
Radio	138.109	79,3	23.726	80,8	255	76,3	20	50,0	7	100	78	80,4
Plattenspieler	30.763	17,7	6.712	22,9	66	19,8	7	17,5	19	19,6	19	19,6
Tonbandgerät	8.949	5,1	2.040	6,9	12	3,6			4	4,1	4	4,1
Musiktruhe												
mit Fernseher	3.974	2,3	830	2,8	10	3,0						
ohne Fernseher	14.886	8,6	3.420	11,6	26	7,8	7	17,5	11	11,3	11	11,3
Fotoapparat	72.627	41,7	16.190	55,1	88	26,3	20	50,0	19	19,6	19	19,6
Filmkamera	3.169	1,8	802	2,7								
Filmprojektor	2.724	1,6	650	2,2								
Diaprojektor	8.316	4,8	1.712	5,8								
Kühlschrank	90.121	51,8	18.514	63,0	116	34,7	27	67,5	26	26,8	26	26,8
Tiefkühltruhe	4.647	2,7	933	3,2								
E-Küchenmaschine	22.748	13,1	5.169	17,6	38	11,4	7	17,5	7	7,2	7	7,2
Geschirrspülmasch.	360	0,2	102	0,3								
E-Mixer	23.127	13,3	5.035	17,1	121	36,2	7	17,5	86	88,7	86	88,7
E-Grill	3.074	1,8	605	2,1								
E-Kaffeemaschine	7.032	4,0	1.344	4,6	8	2,4			4	4,1	4	4,1
E-Nähmaschine	17.558	10,1	3.763	12,8	27	8,1	7	17,5				
mech.Nähmaschine	81.829	47,0	15.388	52,4	156	46,7	20	50,0	52	53,6	52	53,6
Staubsauger	112.678	64,7	21.721	74,0	145	43,4	13	32,5	49	50,5	49	50,5
Bügelmaschine	1.895	1,1	374	1,3								
Waschautomat	15.053	8,6	3.474	11,8	18	5,4			4	4,1	4	4,1
Waschmaschine	44.113	25,3	10.446	35,6	84	25,1	13	32,5	41	42,3	41	42,3
Wäscheschleuder	46.323	26,6	10.436	35,5	118	35,3	20	50,0	49	50,5	49	50,5
Telefon	23.856	13,7	4.946	16,8	21	6,3	13	32,5	4	4,1	4	4,1
keinen Gegenstand	6.682	3,8	279	0,9	8	2,4						

Quelle: Stat.Bundesamt, Fachserie M, Reihe 18
Ausstattung der privaten Haushalte mit ausgewählten
langlebigen Gebrauchsgütern 1962/63, S.16-25
(1) Selbständige Landwirte

	Einkommen 300 - 600 DM				Einkommen 600 - 800 DM															
	insgesamt n=8514	Selbstständige (!) =100% n=619	Beamte =100% n=350	Angestellte =100% n=672	Arbeiter =100% n=5966	insgesamt n=8.154	Selbstständige (!) n=807	Beamte n=783	Angestellte n=1.656	Arbeiter n=4.160										
Pkw	1.885	221	339	548	79	22,6	194	28,9	1.146	19,2	2.699	33,1	552	68,4	230	29,4	577	34,8	1.211	29,1
Motorrad	776	9,1	37	6,0	21	6,0	46	6,8	605	10,1	590	7,2	28	3,5	56	7,2	70	4,2	361	8,7
Fernseher	3.485	40,9	225	36,3	151	43,1	314	46,7	2.443	40,9	3.791	46,5	319	39,5	390	49,8	775	46,8	2.033	48,9
Radio	7.100	83,4	523	84,5	312	89,1	530	78,9	4.965	83,2	6.597	80,9	641	79,4	644	82,2	1.347	81,3	3.345	80,4
Plattenspieler	1.660	19,5	125	20,2	89	25,4	160	23,8	1.070	17,9	1.796	22,0	188	23,3	219	28,0	368	22,2	830	20,0
Tonbandgerät	441	5,2	63	10,2	14	4,0	62	9,2	263	4,4	530	6,5	81	10,0	38	4,9	109	6,6	237	5,7
Musiktruhe																				
mit Fernseher	198	2,3	11	1,8	3	0,9	15	2,2	141	2,4	227	2,8	35	4,3	21	2,7	61	3,7	105	2,5
ohne Fernseher	773	9,1	59	9,5	17	4,9	83	12,4	555	9,3	986	12,1	92	11,4	98	12,5	181	10,9	520	12,5
Fotoapparat	4.167	48,9	368	59,5	189	54,0	459	68,3	2.861	48,0	4.525	55,5	481	59,6	488	62,3	1.087	65,6	2.173	52,2
Filmkamera	100	1,2	1,5	2,4	7	2,0	12	1,8	61	1,0	144	1,8	35	4,3	18	2,3	33	2,0	58	1,4
Filmprojektor	75	0,9	7	1,1	3	0,9	15	2,2	50	0,8	95	1,2	39	4,8	6	0,8	22	1,3	23	0,6
Diaprojektor	175	2,1	26	4,2	3	0,9	37	5,5	94	1,6	316	3,9	60	7,4	44	5,6	95	5,7	97	2,3
Kühlschrank	4.569	53,7	376	60,7	233	66,6	447	66,5	3.160	53,0	5.321	65,3	549	68,0	561	71,6	1.188	71,7	2.623	63,1
Tiefkühltruhe	112	1,3	33	5,3			6	0,9	58	1,0	68	0,8	18	2,2	0	0,0	8	0,5	39	0,9
E-Küchenmaschine	1.064	12,5	122	19,7	45	12,9	114	17,0	695	11,6	1.289	15,8	170	21,1	136	17,4	296	17,9	590	14,2
Geschirrspülmaschine	14	0,2	7	1,1					7	0,1	4	0,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0	4	0,1
E-Mixer	1.131	13,3	88	14,2	41	11,7	157	23,4	739	12,4	1.327	16,3	142	17,6	163	20,8	304	18,4	640	15,4
E-Grill	101	1,2	26	4,2					65	1,1	98	1,2	42	5,2	9	1,1	14	0,8	27	0,6
E-Kaffeemaschine	275	3,2	44	7,1	14	4,0	40	6,0	144	2,4	308	3,8	64	7,9	21	2,7	92	5,6	105	2,5
E-Nähmaschine	812	9,5	103	16,6	31	8,9	92	13,7	504	8,4	1.030	12,6	124	15,4	106	13,5	226	13,6	508	12,2
mech. Nähmaschine	4.176	49,0	343	55,4	175	50,0	308	45,8	2.839	47,6	4.132	50,7	375	46,5	446	57,0	797	48,1	2.080	50,0
Staubsauger	5.766	67,7	416	67,2	295	84,3	552	82,1	3.927	65,8	6.299	77,3	609	75,5	659	84,2	1.374	83,0	3.186	76,6
Bügelmaschine	32	0,4	4	0,6	3	0,9	3	0,4	22	0,4	71	0,9	25	3,1	3	0,4	11	0,7	27	0,6
Waschautomat	556	6,5	66	10,7	24	6,9	80	11,9	353	5,9	853	10,5	159	19,7	100	12,8	209	12,6	341	8,2
Waschmaschine	3.089	36,3	251	40,5	151	43,1	259	38,5	2.165	36,3	2.918	35,8	282	32,5	266	34,0	521	31,5	1.645	39,5
Wäschschleuder	3.354	39,4	265	42,8	172	49,1	293	43,6	2.331	39,1	2.883	35,4	265	32,8	310	39,6	555	33,5	1.502	36,1
Telefon	425	5,0	228	36,8	7	2,0	55	8,2	68	1,1	772	9,5	396	49,1	59	7,5	164	9,9	101	2,4
Keinen Gegenstand	74	0,9	7	1,1			3	0,4	54	0,9	57	0,7	14	1,7			6	0,4	27	0,6

Tabellen

Tabelle 20
Fortsetzung

	Einkommen 800 - 1200 DM			Einkommen 1200 DM und mehr			Arbeiter													
	insgesamt	Selbstständige (I) Beamte	Angestellte	insgesamt	Selbstständige (I) Beamte	Angestellte														
	n=6.856 = 100%	n=1.093 = 100%	n=1.022 = 100%	n=3.390 = 100%	n=1.209 = 100%	n=555 = 100%	n=390 = 100%													
Pkw	3.207	46,8	85,7	78,4	503	49,2	1.001	53,2	654	31,1	2.310	68,1	1.059	87,6	337	60,7	681	71,9	159	40,8
Motorrad	426	6,2	57	5,2	35	3,4	71	3,8	217	10,3	141	4,2	56	4,6	16	2,9	14	1,5	46	11,8
Fernseher	3.182	46,4	449	41,1	458	44,8	872	46,3	1.113	52,9	1.446	42,7	544	45,0	174	31,4	416	43,9	180	46,2
Radio	5.371	78,3	815	74,6	853	83,5	1.472	78,2	1.651	78,4	2.488	73,4	798	66,0	431	77,7	693	73,2	323	82,8
Plattenspieler	1.866	27,2	301	27,5	349	34,1	539	28,6	479	22,8	1.153	34,0	390	32,3	211	38,0	345	36,4	108	27,7
Tonbandgerät	558	8,1	122	11,2	68	6,7	179	9,5	154	7,3	473	14,0	206	17,0	71	12,8	130	13,7	41	10,5
Musiktruhe																				
mit Fernseher	199	2,9	42	3,8	33	3,2	54	2,9	67	3,2	182	5,4	98	8,1	14	2,5	48	5,1	15	3,8
ohne Fernseher	977	14,3	190	17,4	116	11,4	289	15,3	300	14,3	612	18,1	258	21,3	92	16,6	187	19,7	46	11,8
Fotoapparat	4.350	63,4	773	70,7	744	72,8	1.437	76,3	1.080	51,3	2.461	72,6	951	78,7	427	76,9	760	80,3	174	44,6
Filmkamera	220	3,2	80	7,3	23	2,3	71	3,8	38	1,8	329	9,7	195	16,1	25	4,5	93	9,8		
Filmprojektor	177	2,6	61	5,6	23	2,3	71	3,8	17	0,8	297	8,8	174	14,4	34	6,1	73	7,7		
Diaprojektor	586	8,5	110	10,1	99	9,7	277	14,7	63	3,0	626	18,5	251	20,8	99	17,8	249	26,3	10	2,6
Kühlschrank	4.918	71,7	857	78,4	784	76,7	1.555	82,6	1.371	65,1	2.861	84,4	1.091	90,2	456	82,2	845	89,2	251	64,4
Tiefkühltruhe	73	1,1	46	4,2	8	0,8	10	0,5	4	0,2	110	3,2	73	6,0	2	0,4	25	2,6	10	2,6
E-Küchenmaschine	1.457	21,3	354	32,4	288	28,2	497	26,4	250	11,9	1.035	30,5	498	41,2	140	25,2	308	32,5	36	9,2
Geschirrspülmaschine	19	0,3	8	0,7			7	0,4	4	0,2	65	1,9	49	4,1	2	0,4	14	1,5		
E-Mixer	1.431	20,9	251	23,0	235	23,0	453	24,1	358	17,0	851	25,1	338	28,0	142	25,6	263	27,8	67	17,2
E-Grill	177	2,6	42	3,8	15	1,5	73	3,9	29	1,4	217	6,4	132	10,9	16	2,9	62	6,5		
E-Kaffeemaschine	376	5,5	72	6,6	33	3,2	130	6,9	96	4,6	354	10,4	202	16,7	39	7,0	96	10,1	10	2,6
E-Nähmaschine	942	13,7	175	16,0	144	14,1	375	19,9	208	9,9	796	23,5	321	26,6	124	22,3	271	28,6	36	9,2
mech. Nähmaschine	3.580	52,2	548	50,1	536	52,4	904	48,0	1.155	54,9	1.637	48,3	557	46,1	278	50,1	441	46,6	195	50,0
Staubsauger	5.680	82,8	914	83,6	931	91,1	1.704	90,5	1.626	77,2	3.041	89,7	1.115	92,2	511	92,1	896	94,6	277	71,0
Bügelmaschine	99	1,4	19	1,7	18	1,8	32	1,7	21	1,0	152	4,5	94	7,8	11	2,0	42	4,4	5	1,3
Waschautomat	983	14,3	267	24,4	177	17,3	348	18,5	158	7,5	882	26,0	481	39,8	108	19,5	232	24,5	26	6,7
Wäschewaschmaschine	2.412	35,2	385	35,2	344	33,7	651	34,6	809	38,4	989	29,2	341	28,2	183	33,0	229	24,2	174	44,6
Wäscheschleuder	2.245	32,7	343	31,4	319	31,2	593	31,5	750	35,6	919	27,1	331	27,4	158	28,5	232	24,5	118	30,3
Telefon	1.688	24,6	655	59,9	238	23,3	607	32,2	96	4,6	1.771	52,2	885	73,2	243	43,8	526	55,5	36	9,2
keinen Gegenstand	71	1,0	11	1,0	10	1,0	15	0,8	21	1,0	29	0,9	14	1,2	5	0,9			10	2,6

Von den Gegenständen wurden angeschafft bzw. hergestellt, in % absolut

Tabelle 21
Bundesstatistik
Einkommens-
und
Verbrauchs-
stichprobe
1962/63
Ausstattung
mit
langlebigen
Gebrauchs-
gütern nach
Anschaffungs-
bzw.
Herstellungs-
jahren
4-Personen-
Haushalte
mit einem
Haushalts-
netto-
einkommen
von
600 - 800 DM

Pkw (Baujahr)	insgesamt	vor 1939	1939-48	1949-52	1953-57	1958	1959	1960	1961	1962
Haushalte insgesamt	47.462	0	0	4	24	10	11	16	17	11
Selbstständige	2.317	0	0	3	20	8	11	16	20	11
Beamte	952	0	0	3	24	11	14	18	15	11
Angestellte	2.626	0	0	5	26	8	11	13	17	11
Arbeiter	4.526	0	0	6	29	10	10	13	17	10
Motorrad (Baujahr)										
Haushalte insgesamt	10.609	1	1	15	44	9	7	8	6	2
Selbstständige	133	0	0	6	68	6	8	6	0	0
Beamte	159	0	0	11	52	12	6	6	6	2
Angestellte	278	0	0	17	47	11	8	5	9	1
Arbeiter	1.641	2	1	17	46	5	8	7	6	3
Fernseher										
Haushalte insgesamt	59.888	0	0	0	15	13	17	21	23	9
Selbstständige	1.471	0	0	0	14	13	19	20	20	11
Beamte	1.396	0	0	0	14	16	17	23	22	8
Angestellte	3.208	0	0	0	14	16	19	18	24	8
Arbeiter	8.037	0	0	0	16	13	16	20	24	9
Radio										
Haushalte insgesamt	138.109	2	4	22	40	9	7	7	6	2
Selbstständige	2.837	2	5	23	38	10	6	7	5	2
Beamte	2.499	1	3	21	46	9	6	4	6	2
Angestellte	6.330	1	2	22	42	10	6	7	6	2
Arbeiter	13.455	1	2	21	43	9	7	6	6	2
Plattenspieler										
Haushalte insgesamt	30.763	0	1	7	32	13	12	15	14	4
Selbstständige	710	0	1	5	31	12	12	23	12	2
Beamte	711	1	0	4	36	14	10	15	14	5
Angestellte	1.838	1	1	7	33	11	10	14	16	5
Arbeiter	3.200	0	0	7	37	13	11	14	13	3
Tonbandgerät										
Haushalte insgesamt	8.949	0	0	1	19	12	15	19	23	9
Selbstständige	317	0	0	1	13	14	19	19	27	8
Beamte	200	0	0	0	20	9	18	17	23	14
Angestellte	512	0	0	0	13	9	16	26	28	6
Arbeiter	1.104	0	0	1	19	15	11	21	22	9
Musiktruhe										
mit Fernseher										
Haushalte insgesamt	3.974	0	0	0	20	15	19	21	18	5
Selbstständige	126	0	0	0	28	18	19	16	13	6
Beamte	93	0	0	0	20	11	11	38	17	0
Angestellte	275	0	0	0	13	10	25	20	27	5
Arbeiter	561	0	0	0	18	15	22	26	15	5
ohne Fernseher										
Haushalte insgesamt	14.886	0	0	6	39	14	11	12	11	4
Selbstständige	400	1	1	9	49	11	8	7	10	3
Beamte	367	0	0	6	49	13	7	10	9	5
Angestellte	782	0	0	7	34	12	13	14	12	6
Arbeiter	2.110	0	0	6	39	12	13	13	11	5
Fotoapparat										
Haushalte insgesamt	72.627	5	4	14	30	10	9	11	10	4
Selbstständige	1.901	6	5	15	29	9	10	10	11	2
Beamte	1.906	4	4	17	34	11	8	7	10	3
Angestellte	4.799	4	4	17	33	10	9	9	8	3
Arbeiter	8.774	2	3	14	31	11	10	12	11	3
Filmkamera										
Haushalte insgesamt	3.169	3	3	4	18	9	11	19	21	9
Selbstständige	161	0	2	7	17	7	20	20	17	7
Beamte	74	0	4	26	12	4	8	12	26	8
Angestellte	148	2	0	2	18	4	10	18	26	16
Arbeiter	207	4	0	0	13	8	17	23	25	8
Filmprojektor										
Haushalte insgesamt	2.724	4	2	3	19	10	11	18	23	7
Selbstständige	125	0	3	0	25	3	28	6	22	10
Beamte	53	0	0	26	17	6	6	17	28	0
Angestellte	119	0	0	3	18	8	5	16	37	11
Arbeiter	153	6	0	0	8	11	14	16	36	6
Diaprojektor										
Haushalte insgesamt	8.316	1	1	2	19	13	15	20	22	6
Selbstständige	217	0	2	4	15	11	22	26	18	0
Beamte	256	2	0	2	21	11	20	17	16	7
Angestellte	634	0	1	3	19	11	15	19	25	6
Arbeiter	510	0	1	2	11	8	15	23	31	7
Kühlschrank										
Haushalte insgesamt	90.121	0	0	4	25	13	15	17	17	7
Selbstständige	2.406	1	1	8	30	12	15	15	14	4
Beamte	2.234	0	0	3	26	15	15	18	16	7
Angestellte	5.511	0	0	3	26	12	16	18	17	5
Arbeiter	10.501	0	0	2	20	14	17	19	20	8
Tiefkühltruhe										
Haushalte insgesamt	4.647	0	0	1	16	13	17	20	21	10

Tabellen

Tabelle 21
Fortsetzung

Selbstständige	104	0	0	0	8	4	22	30	14	18
Beamte	13	0	0	0	23	0	23	0	23	31
Angestellte	39	0	0	0	0	0	8	15	69	0
Arbeiter	124	0	0	6	6	14	14	17	30	13
E: Küchenmaschine										
Haushalte insgesamt	22.748	0	0	2	22	14	16	19	19	6
Selbstständige	774	0	0	3	30	13	17	17	17	3
Beamte	570	0	0	2	18	16	13	19	22	8
Angestellte	1.277	0	0	1	20	13	19	18	22	5
Arbeiter	2.290	0	0	0	20	10	18	19	24	7
Geschirrpülmasch.										
Haushalte insgesamt	360	0	0	0	8	7	9	16	39	16
Selbstständige	14	0	0	0	0	21	21	21	21	14
Beamte	3	0	0	0	100	0	0	0	0	0
Angestellte	13	0	0	0	0	0	0	0	54	23
Arbeiter	8	0	0	0	0	0	100	0	0	0
E: Mixer										
Haushalte insgesamt	23.127	0	0	2	22	12	14	18	21	8
Selbstständige	661	0	0	2	23	10	17	19	20	7
Beamte	570	0	0	1	17	12	15	18	26	8
Angestellte	1.446	0	0	1	22	12	15	17	21	9
Arbeiter	2.349	0	0	1	21	16	11	17	22	10
E: Grill										
Haushalte insgesamt	3.074	0	0	1	7	7	13	23	33	12
Selbstständige	139	0	0	0	0	6	17	31	30	17
Beamte	59	0	0	0	5	0	10	42	32	5
Angestellte	159	0	0	2	4	8	8	14	45	12
Arbeiter	137	0	0	0	0	3	3	20	55	16
E: Kaffeemaschine										
Haushalte insgesamt	7.032	1	1	3	17	11	11	22	23	7
Selbstständige	223	0	2	4	17	12	12	18	24	7
Beamte	114	0	3	3	16	5	14	25	11	8
Angestellte	416	0	1	4	21	13	8	18	18	6
Arbeiter	588	0	0	1	10	8	10	28	25	12
E: Nähmaschine										
Haushalte insgesamt	17.558	5	2	6	21	10	12	14	19	8
Selbstständige	545	6	1	11	23	8	10	11	17	11
Beamte	409	1	1	7	22	12	9	15	21	8
Angestellte	1.096	2	1	6	20	10	11	14	23	9
Arbeiter	1.836	2	0	5	21	10	15	17	22	8
meh. Nähmaschine										
Haushalte insgesamt	81.829	38	9	14	17	4	3	3	3	1
Selbstständige	1.692	37	13	14	17	3	2	3	2	0
Beamte	1.444	24	9	19	23	3	4	5	3	1
Angestellte	3.220	28	9	17	20	5	3	4	4	1
Arbeiter	7.730	25	8	15	23	6	3	4	5	2
Staubsauger										
Haushalte insgesamt	112.678	4	3	14	36	10	9	10	9	4
Selbstständige	2.744	4	3	13	34	9	10	11	10	4
Beamte	2.569	2	1	16	41	9	8	9	8	3
Angestellte	6.337	2	2	14	39	9	10	10	9	3
Arbeiter	12.255	1	1	11	40	11	11	10	10	4
Bügelmaschine										
Haushalte insgesamt	1.895	1	2	4	15	9	10	19	23	15
Selbstständige	49	0	0	0	16	0	31	0	22	31
Beamte	27	0	0	0	33	11	0	11	33	11
Angestellte	85	0	0	4	7	7	12	19	33	15
Arbeiter	105	0	0	4	17	0	12	25	21	21
Waschautomat										
Haushalte insgesamt	15.053	0	0	1	9	9	12	20	31	16
Selbstständige	621	0	0	1	10	11	13	22	26	14
Beamte	346	0	0	0	10	3	10	21	32	23
Angestellte	859	0	0	0	5	7	11	22	34	17
Arbeiter	1.401	0	0	0	10	7	9	17	36	18
Waschmaschine										
Haushalte insgesamt	44.113	1	1	8	38	12	11	11	11	5
Selbstständige	1.004	1	1	6	39	12	14	10	12	3
Beamte	896	1	0	6	38	12	13	12	12	5
Angestellte	1.916	0	1	6	38	11	10	12	12	6
Arbeiter	5.776	0	1	8	40	11	10	11	13	5
Wäscheschleuder										
Haushalte insgesamt	46.323	0	1	3	21	12	15	19	20	8
Selbstständige	1.080	0	1	5	29	12	13	16	18	5
Beamte	1.008	0	0	2	25	14	16	18	15	7
Angestellte	2.068	0	0	2	22	12	15	19	21	6
Arbeiter	5.682	0	0	1	19	12	14	20	23	9

Quelle: Stat. Bundesamt, Fachserie M, Reihe 18
Ausstattung der privaten Haushalte mit ausgewählten
langlebigen Gebrauchsgütern 1962/63, S.48, 58, 64, 70, 76